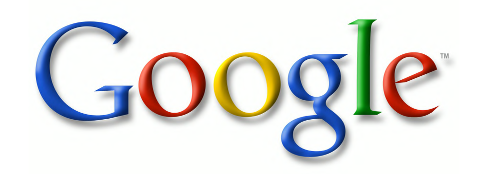
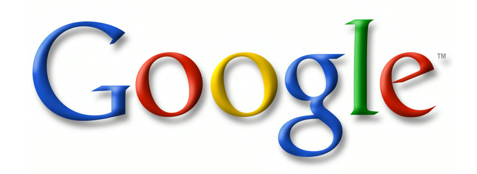







STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES

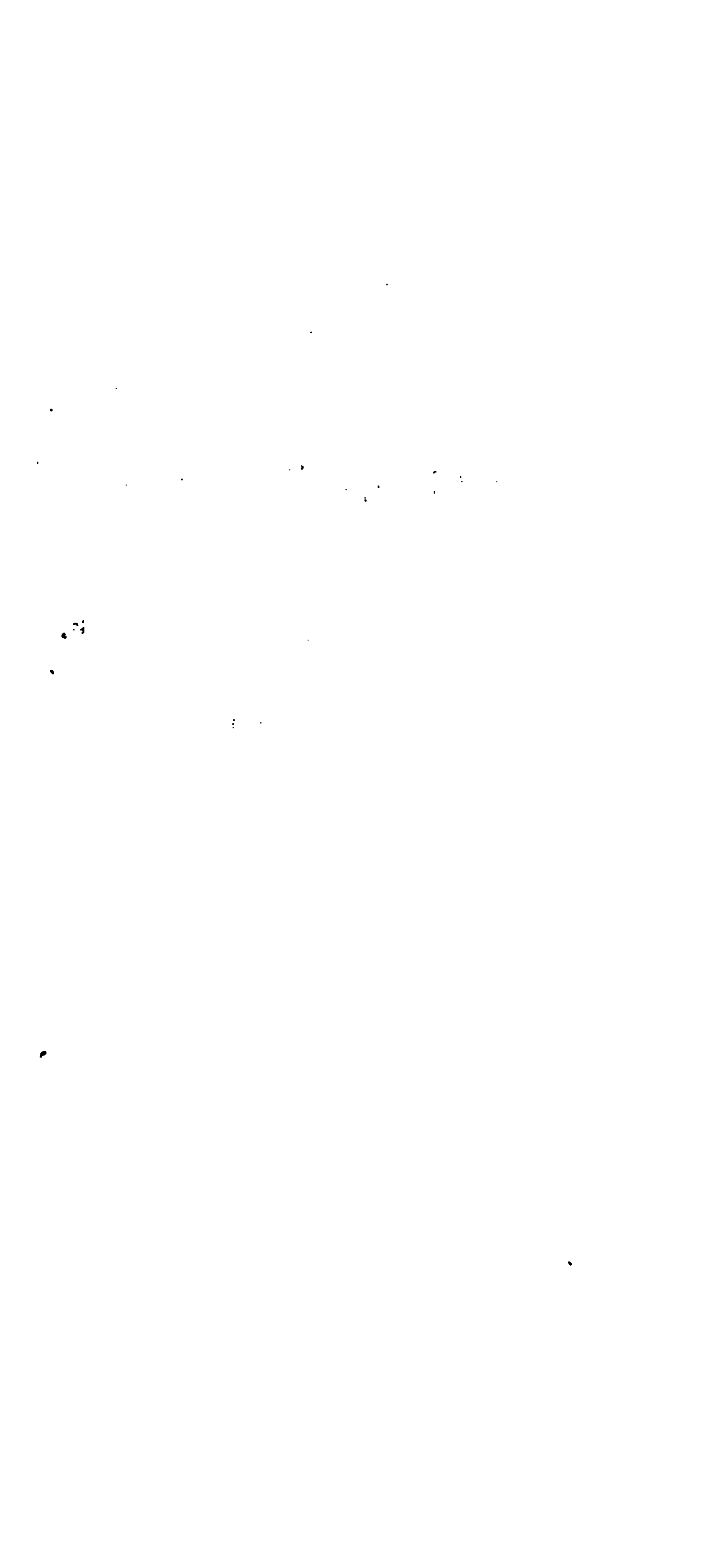
Historisch-politische Blätter

für das

katholische Deutschland.

Des Jahrgangs 1848

Erster Band.



Historisch-politische Blätter

für das

katholische Deutschland,

herausgegeben

von

G. Phillips und G. Görres.

Einundzwanzigster Band.

München, 1848.

In Commission der literarisch-artistischen Anstalt.

Inhaltsverzeichniß.

Seite

Inhaltsverzeichniß.



Seite

Seite

Seite

I.

Die Aspecten an der Zeitenwende.

Zum neuen Jahre 1848.

Im rheinischen Merkur ist Nro. 353 ein Aufsatz unter dem Titel: „Der Sternenhimmel in der Neujahrsnacht von 1815 bis 1816", erschienen. Wir frischen die Erinnerung an denselben hier durch Wiederholung seines Inhalts auf.

„Alltäglich, sobald das ewig klare, heitere Sonnenauge sich aufgethan, und dem Menschen der Blick in die stillstrahlende, immer sich selbst gleiche Einheit der Dinge gestattet ist, erscheint ihm unter ihr die sichtbare Welt der Zeitlichkeit aufgedeckt: es drängt sich der Wechsel der Gestalten im rasch bewegten Leben, die Naturkräfte arbeiten emsiger in der Tiefe, die Lebensquellen steigen höher bis zum Ueberfließen, die Zeit geht eilend ihren Weg, hinter ihr gießt die Geschichte ihre Ströme aus wolkenbedeckter Urne, und die Fluthen rauschen der Eilenden nach, ewig bemüht, sie einzuholen."

„Wenn aber allnächtlich die dunkele Erde wie ein Augenlied die strahlende Sehe zugedeckt, und die lichtgewebte Decke aufgezogen, hinter der verhüllt das Geheimnißvolle ruht, dann ist die alte Nacht, die Mutter alles Geschaffenen, uns aufgegangen; die Fülle der Dinge hält sie in sich beschloßen; ewig ruhend, ewig tiefen Ernstes sinnend, in lautloser Stille harrend,

hat sie ihre Sternenschleier durch die Unendlichkeit gebreitet, sie wallen und spielen von Himmelslüften leicht bewegt, unter ihnen schlafen die Kräfte leichten Schlaf, in ihrem Arme ruht die Geschichte, Tod und Leben sind wie das Kreißen eines Sonnenstäubchens in Schatten und Licht in ihr befaßt; über ihr allein die stehende Ewigkeit, die alles Wandels frei geworden, und nicht den Tag kennt noch die Nacht, nicht Zukunft noch Vergangenheit, nur Alles in einer bleibenden Gegenwart."

„So gerne will der Tag die Nacht um ihre Geheimnisse befragen, die Mutter, die eher dann er da gewesen, soll ihm auch von der Zukunft weissagend Kunde geben. Das hat die Menschen von je getrieben, daß sie forschend zum Firmamente hinaufgesehen, und, wie das Kind in den Augen der Mutter zu lesen sich bemüht, so in den Sternen Andeutung des Kommenden aufsuchen! Wie aber jede Nacht zur Einkehr in sich selber treibt, so ist es besonders die Nacht am Jahreswechsel, wo der Mensch gern einen Blick rückwärts und einen andern vorwärts wirft, und im Grauen der Geburtsstunde des neuen Jahres die Nebelgestalten der noch ungebornen Ereignisse an sich vorübergehen läßt."

„Aber unerbittlich ist die himmlische Sphynx, die Gott zur Hüterin der ewigen Geheimnisse gesetzt; aus tausend klaren Sternenaugen schaut sie uns unverrückten Blickes unbeweglich und unablässig an, die Geheimnisse unserer Brust sind ihr gar wohl bekannt, aber das ihre weiß sie sorglich zu bewahren; nicht zwar, wie bei jener alten heidnischen, muß der sterben, der ihre Räthsel nicht zu lösen im Stande ist, aber wohl kann allein nur, wer durch den Tod gegangen, ihren geheimen Sinn erkennen und ihre Aufgabe lösen, und ihre Antwort auf seine Fragen verstehen."

„Träume wandeln seltsame Wolkengestalten durch den Schlaf des Menschen, und stehen wie helle Bilder auf dem dunkeln Hintergrunde der Schlummerwelt. Mit solchen Träumen hat die Phantasie auch die Himmelsräume angefüllt, und die Sternbilder ziehen wie Gesichte am Firmamente auf und

nieder, und die Feuerfunken, die durch die Weltnacht aufgesprüht, haben in der Einbildungskraft zu Gestalten sich zusammengethan, die die Festen des Himmels überdecken. Und wie das Wachen in den Traum hinüber spielt, und halb Erinnerung, halb Ahndung in den Traum zusammenfließen, so hat auch halb aus der Geschichte und Dichtung jenes große Himmelsgemälde sich gewebt, und die Himmelszeichen geben wie Schlafwandler, unfreiwillig und unbewußt, dichtend und spielend die Vergangenheit und ihre Ereignisse in Bild und Traum zurück."

„Wir blicken aus der Mitternacht sinnend in diese Traumwelt; stehende Typen alter großer Geschichtsformen geben ihre Bilder, tausendmal gesehen und gelesen, doch immer wieder einen passenden Sinn. Dieser Nimrod Orion, der im Südwesten von seinen Höllenhunden begleitet Schild und Keule hebt, er ist ewig das Bild gewaltthätiger Tyrannei, die verwüstend durch alle Zeiten über die Erde geht; der Stier aber, den er bestreitet, das Symbol emsig unermüdeter Betriebsamkeit und aller ruhig friedlichenden Bürgertugenden, die durch den Uebermuth der Macht gestört und angefeindet werden. Aber der Kampf ist zu dieser Stunde für dießmal ausgekämpft, tief im Südwesten unter dem Aequator ist Cetus das Ungeheuer festgebunden, und der Blutstrom, der unter dem Fußtritt des Tyrannen hervorgebrochen, folgt ihm als Eridanus in vielen Windungen zu seiner fernen Felsenklippe, bis dahin, wo der Phönix sich zum Selbstverbrennen in die Flammen stürzt. Furchtsam steigt die Taube mit dem Oelzweig im Süden über den Gesichtskreis auf, und Mast und Vordertheil des Schiffes, in denen die Cabieren die besseren Güter der Kultur und Sittlichkeit aus der Sündfluth der letzten Zeit gerettet haben, tauchen aus dem Dunste des Mittags auf, und bringen zur Sichtbarkeit vor. Aber im Südost streckt sich in vielen Ringeln durch weite Räume hingewunden die Hydra aus, ihr Schweif steht, wo Wolf und Skorpion ihre Behausung haben, ihr Haupt sperrt den Rachen, wo der Krebs alles rückwärts ge-

hende, negirende Streben bezeichnet, ihr Herz, in Gift und Haber vollgeschwollen, droht in der Richtung gegen Frankreich hin; der Becher, in dem gährend sich die feindlichen Elemente mischen, ist ihr aufgesetzt, Unglück verkündend hat der Rabe auf ihrem Schweife sich seinen Platz ersehen: neues Unheil droht das furchtbare Gestirn, das, immer höher steigend, sich über den Horizont erhebt. Aber die Löwen, der große sammt den kleinen, sind schon zum Streit gerüstet; Bootes treibt seine Bären an, das deutsche Zwillingsgestirn steht als Hüter und glückverkündend Zeichen auf der Himmelshöhe; Perseus, der Erdumwandler, hat sein Schwert gezückt, in Mitternacht ist bei Friedrichsehre das schützende Kreuz über den Schwanen aufgepflanzt, und im Aufgange steht noch in Dunst eingeschleiert das Haupt der Jungfrau. Erst wenn das Ungeheuer im Abend zum Untergang gekommen, erst wenn die zweite Hydra besiegt zum Abgrund niedersteigt, wird diese Asträa ganz wiederkehren; die Aehre in ihrer Hand, Reichthum und Ueberfluß bedeutend, wird über den Gesichtskreis steigen, und die Waage wird aufgehängt, in der Recht und Gerechtigkeit den Sterblichen gewogen werden, und die Krone wird am Ziele errungen seyn."

„So bedenklich und so tröstlich stehen in der Geburtsstunde des neuen Jahres die Himmelszeichen; sie stellen uns die kommenden Zeitläufte vor in ihrer Bilderschrift, wahrhaft und nicht trügend, wie jene Sprüche, die die Astrologie in artikulirter Sprache vom Himmel abzulesen sich unterfangen, indem sie die Standsterne als Selbstlauter, die Wandelsterne als Mitlauter genommen, und nun in vielfältigen Verbindungen jene Sternsprache gebildet, die, in die Erdenrede zu übersetzen, der menschliche Verstand kecklich und übermüthig sich angemaßt."

„Aber in jedem Jahre, ja an jedem Tage kehrt dieselbe Stellung dieser Zeichen wieder, jedes Jahrhundert legt sich in denselben Kreislauf von Streit und Beruhigung zusammen, und das große Sternenjahr, in dem durch viele Jahrtausende in der Fortrückung aller Zeichen dieselbe Ordnung wiederkehrt,

hat in seinem Beginnen dasselbe Horoskop und die gleiche Stellung der Aspekte. Denn auch die Geschichte zerfällt in eine Jahresfolge, wo jedes Element in sich wieder ein Bild des Ganzen ist, und den Sternenhimmel in allen seinen Gegensätzen in sich spiegelt, so daß an der Erde unten und am Himmel oben, dort in der Wirklichkeit, hier im Bilde, in allen wechselnden Formen doch im Innersten der nämliche Verlauf der Weltereignisse sich wiederholt."

„Nicht ohne den tiefsten innern Grund ist diese Verkettung zwischen den Himmelsbildern, diesem großen apokalyptischen Panorama, und der Geschichte, wo Eins immer wechselweise das Andere deutet und bedeutet. Wie die Naturkräfte rastlos ohne Aufhören immer wieder dasselbe Spiel beginnen, so sind die Leidenschaften an dasselbe ewig kreisende Rad geflochten, und durch jede Menschenbrust ist ein Eingang in jenen alten Tartarus, wo in dem Steine, der, unermüdet bergan gewälzt, immer vom Gipfel rückwärts stürzt, in den Wässern, die, oben zugetragen, unaufhörlich nach unten hin entrinnen, in der immer verzehrten und immer nachwachsenden Leber, das blinde und das kreisförmig in sich zurückkehrende Walten der blinden Menschenkräfte wie der Naturkräfte abgebildet ist. Darum, und weil die menschliche Natur also eingerichtet, daß sie zugleich die Schlangen und den Herkules, der sie erdrückt, aus sich selber ausgebärt, darum ist es auch um ihren unablässigen Streit also beschaffen, daß, wie der eine niedergekämpft ist, sogleich in der Ferne sich der andere im Morgen zeigt; daß aber auch jedesmal zugleich die helfenden, zuletzt siegenden Kräfte in den Aufgang treten, und so immer abwechselnd in Gefährde, Streit und Sieg sich die Geschichte fortentwickelt."

„Also ist es auch für das kommende Jahr von den Gestirnen vorbedeutet, und also wird es sich in seinem Verlauf bewähren. Darum sollen wir Alle, die wir für das Gute streiten, die Wehr nicht von uns thun, damit die Gefahr uns nicht sorglos überfalle; ist ein Uebel unter den Kreis der Sichtbarkeit hinabgekämpft, dann sollen wir alsogleich die Kraft für

dieß neu eintretende in uns erwecken, und also wird aus Morgen und Abend ein Tag werden und viele Tage, und Gott wird sehen, daß es also gut sei, und darum allein wird es auch gut werden."

Seit in jener Nacht des Menschen Geist fragend zu den Sternen aufgesehen, ist es vielmal Abend und Morgen ein Tag geworden; und indem jeder neu aufgegangene Tag dem herabgestiegenen sich beigefügt, ist ein Menschenalter langsam vorübergezogen, und die Welt ist ein Stufenjahr älter geworden. Aber der Sternenhimmel hat nicht gealtert in dieser Zeit; die Lichtbrunnen, die in seinen Tiefen schöpfen, quellen noch an alter Stelle, und ergießen die leuchtenden Gewässer, die ihrer Mitte unversiegbar stets entströmen, mit ungeschwächter Schnellkraft, Leben hegend und Leben weckend, in die Räume aus; ihre Wellen in allen Richtungen sich kreuzend, schlagen durcheinander, und in ihren letzten Schwebungen ist der Grundriß des Weltgebäudes malerisch ausgeführt. Die bewegenden Kräfte, auch an jene Mitten gebunden, haben auf diesem Grunde dann das Werk vollführt; die Materie ergreifend, haben sie die Geschmeidigte gerundet, und sie dann in ihre Bahnen eingelenkt; und alle diese Bahnen werden in harmonischen Accorden in einander verschlungen, und aus den plastischen Formen des Massigen will nun die Musik des Weltbaues in ihren Consonanzen und Dissonanzen ertönen. Denn das ganze Werk wird von der Strenge des Gesetzes umfaßt; der Finger Gottes hat den Decalog dieses Gesetzes mit Lichtzügen in dem Aether vorgeschrieben; und die Erdkräfte, seine Werkzeuge, die electrischen Feuersmächte, Windeswehen und Wasserströmung, und die Verwandtschaften in der Tiefe haben ihn in den Steintafeln der Erde nachgeschrieben. Alle Materie ist nur die im Naturgesetze zur Ruhe gehaltene Bewegung; die Natur selber ist jene Sphynx, die sich hinter den Sternen birgt. Heute noch wie damals, wie früherhin so immerbar, die

gleiche, läßt sie in der lautlosen Stille der Unendlichkeit, zur Antwort auf die Fragen, die wir an sie gerichtet, die Wellenschläge ihrer Beredsamkeit ausgehen; aber wie am Grale sind ihre Orakel in Sternenschrift dem Raume eingeschrieben, und im Lapidarstyl müssen die Elemente unten sie wieder geben; es ist die Beredsamkeit des Schweigens, in der diese Seherin sich offenbart.

Aber diese, in beredter Schweigsamkeit gehaltene Natur, spiegelt sich im beweglichen Leben der Geisterwelt; und hinwiederum aller Wechsel, der allstets diese wandelt, wird von der ruhigen Gesetzlichkeit der Andern umfaßt, und eingelenkt, und also wieder in sich zurückgestrahlt. Das normirende Gesetz hat jeglichem Ding im Raume seine Stelle angewiesen; die freie Natur aber verfügt selber nach Wohlbefinden über Alles, was von ihr den Ausgang nimmt; in ihrer Welt ist jedes Persönliche für sich selbst unabhängig gesetzt, und Alle im Verkehre miteinander sind wieder freigegeben, und werden, nur von einer höheren Freiheit getrieben, zu deren freier Anerkenntniß eben das Princip ihrer Selbstständigkeit sie drängt. Was daher dort gebunden gewesen, wird hier gelöst; was sich nur dunkel angedeutet, spricht sich in vernehmlichen Worten aus; Die Natur verbirgt ihre Thätigkeit hinter dem, was sie hervorgerufen; und ihre Hülle wird nun die feste Unterlage, über der die Freiheit ihre Thaten wirkt, in denen das Gewirkte im Wirkenden sich verbirgt. Die zum Stehen gekommene Geschichte in den Welträumen, und die durch die Zeiten fortdauernd Fließende der geistigen Welt, sind daher in einem steten Wechselverkehr miteinander, eine spiegelt sich in der andern; denn das, in dem Jene am Ende zur Ruhe gekommen, wird von der höheren, selbstbewirkten Thätigkeit ergriffen, in einen gesteigerten Kreislauf hineingerissen, und dem gehöhten, geistigen Leben verähnlicht, zu seiner quellenden Mitte zurückgeführt. So ist es in der Wahrheit um die Gleichartigkeit beider Kreise bestellt; um so mehr wird die Einbildungskraft sich ermächtigt finden, jetzt, wo ein neuer Tag in der Ge-

schichte zu dämmern beginnt, wieder zu jenem Sternenschleier aufzublicken, den sie selbst sich nachgewoben, und in seiner Sprache die Schicksale dieses Tages zu lesen; den damals angefangenen Traum, zwischen Schlaf und Wachen, jenes Himmelsgemälde zwischen Geschichte und Dichtung in der Mitte schwebend, weiter zu führen, und aus dem, was vergangen, sich die Zukunft auszudeuten.

Damals, als jene erste Sternenschau begonnen, war das Meteor Napoleons eben vorübergezogen. Aus der Nacht der Zeiten war es aufgestiegen; unter den älteren Capetingern war Philipp der Schöne, der Rom mit seinem Stuhle gallicanisirt, die Hierarchie unterjocht, das Ritterthum in den Tempelherren gebrochen, und dafür den dritten Stand als Vasallen seiner Herrschsucht in die Staatsordnung eingeführt, der Gesinnung nach einer der Vorväter seines Geschlechtes. Die Valois führten dann den Stammbaum weiter durch ihre Zeiten. Es ist aber um die gesunde Metamorphose der Pflanze also beschaffen, daß diese aus ihrer Verpuppung in der Wurzelsproße in den Blätterreichthum des Stammes sich entfaltet; der sofort in der Blüthenknospe sich zusammennimmt, in der Blüthe aber wieder sich auseinanderschlägt, und zuletzt zur Befruchtung in sich gekehrt, den Reichthum der Keime in der Samenkapsel sammelt. So ist es auch um die kranke Metamorphose des Staatenlebens bestellt; krampfhaftes Rückfließen aller Aeußerungen der Macht in den einen Wirbel des Absolutismus, wechselnd mit dem anarchischen Ueberströmen dieser Wässer, die alles Land zu ertränken drohen, bis sie der Rückgang wieder in einem Strudel birgt, der dann abermals auseinanderwirbelt. So hatte nach den englischen Kriegen die Tücke Ludwig XI. den Krampf persönlichem Despotismus auf's Höchste getrieben; da war in Mitte der Liguen, in denen im Gefolge der italienischen Kriege, Weltliches und Geistliches sich verwirrt, die Rückwirkung in der Reformation hervorgegangen; und die Hugonotten im Kampfe ihres politisch-kirchlichen aristokratischen Gemeinwesens, mit dem in der Ligue der Guisen



sich verjüngenden Althistorischen, setzen den Stammbaum in ihrer Weise fort, da der Alte mit dem Erlöschen der Valois auszugehen geschienen. Aber die Dynastie Bourbon, die an der Stelle der Hingegangenen eingetreten, gibt den in's Wilde überströmenden Kräften ihre Gränze; und sie beginnen nun wieder im Rückfluß allmählich um die Mitte sich zu sammeln; Richelieu erscheint und fesselt wieder alle zusammengerafften Kräfte an die Persönlichkeit seines Herren Ludwig XIV.; im Blätterschirm des Hugonottismus, birgt sich die knospende Blüthe des Absolutismus, und aus der Baumschule des Hofes wird die neue vielversprechende Blume in die andern Gärten Europas verpflanzt. Das intermittirende Erbübel aber hält seinen Verlauf; dem Einschlummern der Lebenskräfte wird ein glühender Auswurf folgen, und die Ueppigkeit der Nachfolger wird die Umkehr einlenken. Die Revolution mit ihren Schrecken steigt nun am Gesichtskreis auf, und ihre Gluthströme brennen das alte Europa durch; sich gegenseitig aufreibende Parteihäupter setzen das Geschlechtsregister fort; endlich ist Napoleon als Ihrer Aller Universalerbe zurückgeblieben, und in diesem letzten Sprossen eines altergrauen Hauses hat, schon seinem Ursprung aus der Verwirrung treu, die Macht sich zur gedrungensten Tyrannei geeint.

Dieser Napoleon war der Orion in der damaligen Himmelsschau. Die Revolution hatte in der vorigen Tagnacht ihn empfangen und getragen, und als er gezeitigt, ihn an's Licht des Tages erboren. Er war hoch gewachsen und erstarkt, also daß er über die Wellen wie auf dem Festland ging, und keine Meerestiefe an seine Länge reichte. Er war ein starker Jäger an der Spitze der Meute seiner Hunde; und rühmte sich, nicht Thier noch Mensch möge sich seiner Uebermacht entziehen. Darum wurde ihm, als er also übermüthig gegen die Götter sich erhoben, seiner Augen Licht genommen; aber der Spruch des Feuergottes war ihm geworden: er solle nur immer gegen den Aufgang der Sonne gehen, dann werde er das verlorne Licht wieder finden. Und geführt und getrieben von seinem Schicksal,

war er rastlos über Land und Meere, von Osten zu Osten hingegangen; endlich hatte der Scorpionenstich unter dem Steine des Eremel ihn gestochen; und er erkannte nun geklärten Auges seine schwache, hilfsbedürftige Menschlichkeit. Aber die Kraft war von ihm genommen; die verbundenen Mächte wurden die Vollstrecker der Urtheilssprüche der Nemesis; unter den Mauern seiner Hauptstadt wurde er zum ersten- und zum andernmale gefällt. Die Zürnende hatte in seinem Namen über sein hinterlassenes Reich verfügt; den Vollstreckern ihrer strengen Sentenz sollte die reiche Beute zu Theile werden; aber lästige Bedingungen waren an ihren Besitz geknüpft. Viele Legate an die Völker waren gemacht; sie hatten des Tages Last getragen, ihre Fürsten sollten durch Besserung ihrer Lage ihnen auch ihren Theil am Lohn gestatten. Große Ansprüche hatten darauf hin von allen Seiten sich erhoben; es schien nur billig, daß neben allen Berechtigungen auch den Verpflichtungen, die gegenseitig sich bedingten, Anerkenntniß würde. Die Erfüllung der Forderungen der Politik war an die vorläufige Befriedigung deren, die die moralische Gerechtigkeit erhob, gewiesen; und Geben und Nehmen waren auch hier, wie in allem Leben unzertrennlich miteinander gesetzt. Die Betheiligten versammelten sich zum Congresse in Wien, um am Scheidewege sich zu bestimmen, und die Billigkeit konnte ihnen die Rechtswohlthat des Inventares nicht versagen. Die Erbe war lockend, reich und verführerisch; aber die beigefügten Vorbehalte schienen allzu mühsam, lästig und drückend zu erfüllen; es erhob sich ein Streit zwischen den sittlichen Forderungen und den Gelüsten politischer Eigensucht. Die Ersten waren nur schwach vertreten, die Andern in nächster Nähe dringend; die Wahl blieb nicht lange zweifelhaft. Nehmen war süßer denn geben; die Erbe wurde in des Löwen Recht getheilt, die Erfüllung der Legate aber an das Gutbefinden der Erbtheiler verwiesen. Als Gewähr wurde der Theilung ein Bund der Cabinette untergestellt, den die Erhebung der Zeit in Paris geboren. Die Religion sollte fortan der



Grund seyn, der sich dem gesammten Christenvolke unterstelle, in ihrem Bande alle seine verbrüderten Familien zusammenhalte, und sie im Zügel seines Gesetzes führe. Die drei Bundeshäupter luden alle Andere zum Beitritt ein. Das war wohlgemeint und vielversprechend. Aber nur mit Widerstreben wollte die Politik der Zeit der ungewohnten Zucht sich fügen; nur auf kurze Zeit ließ sie durch die Einsprüche der Ascese in ihrem Thun sich irren. England an ihrer Spitze, das längst seine Kirche in ihrem Dienste säcularisirt, wollte durch die unliebe Hemmung in seinen selbstsüchtigen Bestrebungen sich nicht hemmen lassen, und hatte seinen Beitritt verweigert. Das Haupt der alten Christenheit hatte erkannt, daß bei der Fortdauer confessioneller Spaltung eine ohnmächtige Abstraction die alte concrete Einheit nicht zu ersetzen vermöge, und hatte den Seinigen versagt. Viele Andere aber traten bei, ohne übrigens ihr Benehmen im geringsten zu ändern.

So aber hatte die Nemesis in der Geschichte es nicht gemeint. Unsichtbar hatte sie dem Theilungswerke beigewohnt, aber ihren Segen hatte sie dem Vollendeten versagt. Loos um Loos, wie die Erben es gezogen, hatte sie jedem insbesondere ein unglückdrohend Zeichen aufgeprägt; so manchem bewiesenen guten Willen hatte sie Rechnung gehalten, was aber der Calcül zu ruhigem Besitze sich zusammengelegt, sollte, also hatte sie beschlossen, nach kurzer Frist wieder zerstreut werden, weil es nicht auf seinem natürlichen Schwerpunkt ruhte. Darum hatte sie das Wechselgesetz dieser Zeit dagegen losgelassen, und mitten im Taumel der Lustbarkeit der Todtenfeier, wurde unter ihrem Walten, in Mitte des Congresses, der Keim empfangen und befruchtet, aus dem der Regent des neu anbrechenden geschichtlichen Tages, ein zweiter Orion sich entwickeln sollte. Dem zum Zeichen war mitten im Acte der Erste aus seinem Scheintode erwacht, damit er Einspruch thue; aber seine Zeit war abgelaufen, das Geburtswerk der Neuen vermochte er nicht ferner mehr zu stören; sein müdes Haupt war daher wieder zurückgesunken, und die Erde hatte den wirklich Todten nun

bald verhüllt und bedeckt. Aber die Leiche wurde von der Verwesung nicht berührt; sie lag scheinbar blühend und im unterirdischen Pflanzenleben grünend in ihrem Grabe; das gesunde Leben über ihr, wie der Vampyr in der nach ihm benannten Seuche ansaugend, und nachdem dieser ein Scheinleben in den Tod gebracht, nun im Gegentheile des eigenen Zustandes das äußere Leben zu einem Scheintode vampyrisirend. Die neue Geburt, aus dem Wechselverkehr zwischen dem Tode und dem Leben hervorgegangen, war abermal im Widerpart der Natur des Vaters umgeschlagen; die erstarrte und spröde Beschlossenheit seines Absolutismus hatte sich abermal in die gespenstische Zerfahrenheit anarchischer Demagogie gelöst; die Revolution, die er umschlungen und in sich gebunden hielt, war nach seinem Hingang nur der drückenden Haft entronnen, in der sie sich im Dienste ihres Feindes verzehrte. Der wilde Geist ging nun von der Leiche aus, und durchzog die Welt, um sie in Besitz zu nehmen. Denn Vater zugleich und Sohn des Verstorbenen nahm er in diesem Doppelrechte seine ganze Verlassenschaft als sein gebührend Antheil in Anspruch; wo irgend sein Fußtritt eine Spur zurückgelassen, wo er seines Namens Stempel irgend den Dingen aufgedrückt, überall trat er als wohlberechtigter Intestaterbe auf, und legte Beschlag auf Hab und Gut, auf Besitzer und Besitz. Die, welche auf ältere Rechtstitel nach dem Spruche des Congresses in sein Eigenthum sich eingedrängt, sollten wieder aus ihrem angemaßten Besitze getrieben werden; und dafür die, welche sein Zeichen trugen, in gleicher Vertheilung den Acker des rechtmäßigen Eigenthümers bebauen. Denn die alte Zeitrechnung war abgelaufen, es sollte Alles neu werden in der neuen Zeit; und das Jubeljahr, wie es den Acker neu verlost, so auch im metaphysischen Staat eine neue Gesellschaft über Raum und Zeit erbauen, und ein neuer Gott unter einer erneuten souverainen Kirche die vollziehende Macht in den Schranken des Gesetzes üben. Das waren die Träume des neuen Prätendenten, als er den Thron bestieg.

Es wurde sofort zur Realisirung geschritten, und der Reihe

nach alles das hervorgerufen, dessen wir uns jetzt erfreuen. Das Haus der Bourbonen war durch die Länge der Zeit schadhaft geworden; der Sturm der Revolution hatte es umgestürzt, die Restauration aber nothdürftig wieder aufgebaut. Es wurde zuerst verfehmt und unterwühlt; über seinem Schutte sollte sich das neue Regiment erbauen. In Spanien hatten Napoleoniden geherrscht. Während die Nation zur Abwehr sich gegen sie erhoben, hatten Schriftgelehrte die Constitution von 1812 aus Luft und abstractem Dampfe hinter ihrem Rücken aufgethürmt; der restaurirte Ferdinand VII. hatte sie abgeschafft, und die Leere mit neu aufgefärbtem, altersschwachem Despotismus ausgefüllt. Gegen diesen hatte der Aufstand des Heeres sich erhoben, das gesendet wurde, um Südamerika, das im Gefolge jener Constitution von Europa sich losgerissen, ihm wieder zu bezwingen; und die Cortes herrschten abermal in Spanien, und nach seinem Vorgange bald auch in Portugall, dessen König vor der Revolution in Brasilien nach Europa zurückgegangen. Da sandte Frankreich, im Interesse des Bundes, sein Heer über die Pyreneen, und abermals wurde vor dem Trocadero in Cadix die Bundesacte der Demagogen, durch die Freimaurerei errichtet, zerrissen, und ihr Werk zernichtet. Sie war aber unterdessen auch gegen den in Italien wieder eingesetzten Bourbon und die andern Fürsten vorgegangen; die Carbonaria hatte als ihre Mandatarin auch in Neapel die spanische Constitution ausgerufen, und in Turin und Alessandria Aufstände erregt; eine italienische Gesammtrepublik sollte der Iberischen zur Seite treten. Oesterreich trat hier als Schirmherrin der auf dem Congresse begründeten Ordnung auf, und es gelang ihm leicht, die aufgezogenen Wolkengebilde zu zerstreuen. Die Interessen, die sich zum Gegenbunde gegen die heilige Allianz geeinigt hatten, begriffen nun, es sei nichts geschehen, wenn es ihnen nicht zuvor gelungen, die bourbonische Centralmacht in Mitte der romanischen Hälfte des Welttheils zu sprengen, und das verhaßte Geschlecht aus seinem Sitze, den es mitten im Patrimonium der Revolution, ihr zum Trotze,

wieder anzunehmen sich vermessen, auszutreiben. Aber diese Mitte war eine offene, zahlreich bevölkerte Stadt; in sie hatten die fremden Heere die Bourbonen zurückgeführt, und sie wehrlos in Mitte aller Antipathien der Bevölkerung zurückgelassen; die wieder Heimgekehrten aber hatten diese trostlose Lage angenommen, und nicht daran gedacht, ihre Gefahren zu mindern. Darauf war die Strategie gebaut in dem fünfzigjährigen Kampfe, den die Republik mit der Monarchie, anfangs durch List, dann mit offener Gewalt geführt; und der geschickt geleitet auf völlig constitutionellem Wege die Dynastie bis an den Rand des Verderbens hingedrängt. Ordonanzen sollten eine Rettung bringen; aber sie versagten, weil keine in Zeiten gesammelte Macht ihnen Nachdruck gab. Die Julitage waren angebrochen; auf dem Rathhause sollte die Republik verkündet werden, als der Nebenzweig des entthronten Hauses herbeigeeilt, und sich an's Ruder setzte. Die Dynastien hatten abermals gewechselt, die wieder anfluthende Revolution hatte nun auch Frankreich bedeckt; der Bund der Mächte hatte Bedenken gefunden, ihr bewaffnet entgegen zu treten; die eine Hälfte des neuen Tages war abgelaufen, sein Regent war zu seinem Wachsthum gediehen, die Gegenmacht aber begann allmählich in den Dünsten des Horizontes sich zu bergen.

Der Erstarkte fing nun frühe an in seiner Jugend sich zu fühlen, und mehr Raum und Athem zu gewinnen. Der Congreß hatte im Vorgefühl des Nahenden in Belgien und der Schweiz zwei Bollwerke gegen ihn aufgeworfen; beide wurden jetzt zuerst erstiegen. In der Vereinigung Belgiens mit Holland, auf den Betrieb Englands verfügt, sollten Feuer und Wasser gemengt werden, um sich zum Vorwerk am Meer zu härten. Aber die mißhelligen Elemente fingen emsig an, in dumpfer Gährung sich zu bekämpfen, und bald reichte ein Funken des großen Brandes hin, den Zunder in Flammen zu setzen. Die Stumme von Portici löste Zungen und Arme; es kam zum Aufstand, und die Unabhängigkeit Belgiens von dem Volke, das die Cabinette zum Herrschenden gemacht, wurde

verkündet. Auch die von den Diplomaten wieder in die Regierungen der Schweiz eingesetzten Patricier mochten sich der Umwandlung nicht entziehen, die sie selber vorbereitet. Napoleon hatte in der Mediationsacte in seinem Interesse die Kantone zu concentriren gesucht; die centrifugale Bewegung, die sich jetzt erhob, zerstreute wieder, was die Entgegengesetzte um die Mitte gesammelt hatte; und zwang die alte Aristokratie, die zusammenzuhalten sich bemühte, abzulassen von dem Versuche, und an die Stelle waren demokratische Verfassungen eingetreten. Nun ging die Zeit auch über den Rhein; von den beiden Welfenbrüdern wurde der Aeltere verjagt, und statt seiner der Jüngere auf der Brandstätte des Schlosses in Braunschweig vom Bundestag eingesetzt. Auch in das sächsische Rococco war der wandernde gefahren, und hatte eine Verfassung herausgetrieben; Aufläufe in den beiden Hessen, in Altenburg, Berlin und Breslau gaben Zeugniß für die krankhafte Spannung, die er allerwärts weckte. In Hannover hatte eine erste Charte des Herzogs von Cambridge die Unruhen von Göttingen, Hildesheim, Hameln und Osnabrück geweckt, die eine zweite zu beruhigen schien; als mit dem neuen Regenten ihre Unterdrückung eine neue reactive Dritte herbeigeführt. Neue Bewegungen in Sachsen, im Kurfürstenthum Hessen traten, persönliche Verhältnisse scheidend zwischen Regent und Volk; der erste entfernt sich, während die Verfassung mit dem Kurprinzen Raum gewinnt. Baden und Rheinbayern werden Mittelpunkte der Gährung; die Regierungen erwehren sich der anbrandenden Bewegungen, und der Bundestag schreitet ein; gegen den sie sofort den Frankfurter Ueberfall gerichtet, den die Bewegungen der Polen in der Schweiz und die Umtriebe in Würtemberg unterstützen sollten. Die politische Bewegung wühlte sich, nach deutscher Weise, tiefer ein, nachdem sie das religiöse Gebiet gewonnen; als im Kölner Handel die Beamtenhierarchie gegen die Kirchliche aufgestanden, und mit der Polizei sie zu bejochen versuchte. Die trierische Reaction erweckte sinnverwirrenden Schrecken; der Landsturm der Deutschkatholiken wurde

aufgeboten; die auf der hohen Schule inmatriculirte Kunst und Wissenschaft hatte sich freiwillig auch gestellt; ein Theil der vereinigten Infusorien in Erdtropfen erklärte: der alte Molochdienst des Christenthums ist eingestellt; sein Gott hat zu regieren aufgehört; die Herrschaft im Himmel wie auf Erden ist an's souveraine Volk zurückgefallen, und der Nationalismus jeglicher Spielart besiegelte als Reichskanzler das Decret. Die politische Willenskreisung hatte unterdessen weiter in den Osten sich ausgebreitet. Nach dem Tode Alexanders stritten, der ältere und der jüngere Bruder, wer von Beiden der Nachfolge entsage; der erste siegte im Wettkampf. Nun regte der Geist vom Niedergang im Aufgang die Gemüther gegen den jüngeren, der mit dem Kürzeren die Macht gezogen, und er mußte mit Blut sich den Weg zum Throne bahnen. Der Kampf zwischen Fähigkeit und Unfähigkeit, der zwischen den Brüdern gewaltet, ging nun auf die beiden Brüdervölker über; die Polen als das ältere, zur Herrschaft berufene, freiheitsstolze Volk, wollten dem Jüngeren, auf die Dienstbarkeit schon eingerichteten nicht untergeordnet seyn. Sie waren daher aufgestanden, und verjagten die Russen; diese kehrten mit Heereskraft zurück; viele Schlachten wurden mit Muth geschlagen; endlich siegte die Beharrlichkeit gegen den Ungestüm, der, nachdem er nochmal den Süden gegen Oesterreich, den Westen gegen Preußen aufgeregt, grollend dem Unabwendbaren sich fügte. Gleiche Kämpfe hatten unterdessen auch die romanische Welt erschüttert. Der Kampf zwischen den Ansprüchen des radikal-modernen brasilischen Kaiserthums und der alteingerosteten Ordnung Portugalls, hatte auch dort einen Bruderkrieg entzündet, der bald nach Spanien sich hinüberverpflanzte, als der sterbende Ferdinand das salische Gesetz dort aufgehoben. Die parteisüchtigen Geister hatten sich in der willkommenen Entzweiung abermals parteit, und die alte und die neue Ordnung der Nachfolge zu ihrem Parteizeichen aufgeworfen. Eine neue Folge von Revolutionen und Reactionen war daraus hervorgegangen; die Nachbaren hatten sich eingemischt, und für und wider Partei

genommen; und eine neue bevorstehende Entzweiung verspricht dem Unheil, das auf dem unglücklichen Lande ruht, eine neue reiche Aerndte. Die italische Halbinsel konnte von den Zuckungen der Iberischen keineswegs frei bleiben; von Modena, dem ersten Heerde, ging die Erschütterung nach Bologna und Parma und nach dem Kirchenstaate über; aber Oesterreich schritt zuerst durch die Waffen, dann im Namen der vier Mächte durch diplomatische Vermittlung ein. Die Zusage allgemeiner Amnestie, und die Zusicherung von Reformen im Gerichts- und Verwaltungswesen des Kirchenstaates beschwichtigten wieder die Gährung. Unter dem Pontificate Gregor XVI. regte sich ungeduldig der Geist, da die Erfüllung zögerte; endlich als Pius IX. ernstlich an die Lösung des Versprechens ging, da wurde dieß dankbar vom Nationalgefühle seines Volkes aufgenommen; aber der amnestirte Geist trat nun auch, fälschend den Sinn, aus dem Verborgenen an's Tageslicht hervor. Der durchfuhr die Begeisterung, die sich um den Pontifex gesammelt hatte, und was dieser auch thun mochte; um den Ungestümen abzuwenden; er nahm stets wachsend immerfort zu; drang, von Volk zu Volk, nach Toscana zuerst, wo man seit Menschenaltern ihm sein Bett bereitet; in den vulcanischen Gebieten Calabriens nahm er Banditengestalt an; in Sicilien brach er die Schleußen alten Hasses; in Genua bot er alle Instincte und frühere Erinnerungen auf, um die sardinischen Waffen zum Beitritt zu gewinnen, und also die Hegemonie in Italien zu erringen. Ganz Italien steht wie das leuchtende Meer bei stillen Nächten in seinen Ufern, und gelüstet nach alter Weise sich wieder einmal an den Deutschen zu versuchen.

So ist die andere Hälfte der letzten historischen Tagnächt vorübergegangen, und die Gegenwart herangekommen. Die Constellationen stehen mit ihren Aspecten wie damals noch am Himmel, aber Sinn und Deutung sind Andere geworden. Noch immer hebt Nimrod Orion den glänzenden Sternschild im Süden, begleitet von seinen Höllenhunden; unter seinem Fuße

schmiegt sich der Hase, und die Taube flattert furchtsam und scheu herbei, um den Oelzweig über den Gesichtskreis zu tragen; der Riese aber zuckt noch fort und fort die Keule gegen den Stier, der ihm die Hörner bietet. Das Wort, das die Sterne zum Auge reden, ist dasselbe, aber der Sinn ein anderer. Die Astronomen haben durch ihre Berechnungen die Mitte des gesammten Sternensystems, wie sie glauben, in den Pleiaden des Stiers gefunden. Es mag ein Rechnungsfehler in dem verwickelten Calcül so vielartiger Berechnungen bei dieser Ergebniß zum Grunde liegen; und die wahre Mitte auf die enge Zusammendrängung so vieler Sterne im jetzt gelösten Lichtnebel des Orion fallen. Aber es ist nicht mehr der alte Nimrod, der damals im Untergange gestanden, es ist der neue Tyrann, wie der Vater der Sohn dreier Götter, der eben aufgestiegen. Seinen Namen nennen uns die drei Sterne des Jacobstabes an seinem Gürtel, sie sind die Namen der drei Köpfe des Cerberus: Radikalismus, Communismus, Proletariat. Der Hase, der furchtsam zu seinen Füßen kauert, will die Weichlichkeit der neuen Bildung bezeichnen, die jeder drohenden Gefahr durch schnelle Flucht zu entrinnen glaubt, und jedem aufgehenden Gegensatz flehend die Friedenspalme der Taube ohne Galle entgegenhält. Unter ihm kommt die neue Argo angefahren; er hat nach dem Sonnenlande der Industrie sie ausgesendet, daß sie das goldene Vließ dem Drachen abgewinne, und es dem Eridanus zuführe, der unter seinen Füßen quillt. Die Ungethüme, die oben in der Höhe stehen und in der Tiefe sich spiegeln, sind seine Freunde und Bundesgenossen, und helfen ihm in Wintersmitte den großen Streit zu streiten. Zuerst die drei Drachen in den Sternenfeldern, die neunköpfige Hydra um die Weltaxe hergewunden, die die winterliche Erstarrung durch ihren Athem weckt, und mit ihren Ringen die beiden Eisbären umschlingt, den kleineren und den größeren, die Callisto, die dem Zeus den Arcas geboren, der nun als Bärenführer die Heerde des Nordens durch die Eissteppen weidet. Dann der Drache des Triptolem, der den Verächter der

Gaben der Ceres umwunden; endlich die Wasserschlange. Sie, die als Hüterin an der Quelle liegt, und dem wegmüden Raben den Trunk aus dem Gralbecher versagt, ihn aber dem dürstenden Esel nur um die Ladung, mit der ihn der erste Mensch beschwert, seine ewige Jugend nämlich, gestatten will. Nahebei schwimmt der Cetus im Aethermeer; ohnfern trabt der Centaur, in Bereitschaft, das blutige Opferthier auf den Altar des neuen Heidenthums zu legen; fern unter den Dünsten des Gesichtskreises aber steht das südliche Kreuz verborgen. Die Katze und der Wolf; die beiden Löwen, die Embleme der brutalen Gewalt, die der List und der gimpelhaften Einfalt ihr zur Beute, der Fuchs mit der Gans; Cerberus dann an der Pforte des Abgrundes; die vier Hunde, der Adler der Tyrann der Höhe, die beiden Rosse und die wilden Stiere; Luchs und Giraffe, Schwan und Delphin; die Stechfliege und die Eidechse: sie Alle gehören zu diesem Bunde. Sie insgesammt bedeuten in der Natur die wilden, ungebundenen, reißenden Kräfte; in der geistig-sittlichen Welt aber die dunkeln Instincte und Leidenschaften, die jeder Züchtung feindlich, sich nur in ihrer wilden Unabhängigkeit gefallen. Alles Ungebändigte also, Alles, was ungemäßigt und blind nur seinem Ungestüme im Thiere und im thierischen Menschen folgt, und so in seiner Ungemessenheit auf die eine oder andere Seite überschlagen mag, gehört also auf diese Seite. Andere Mächte beginnen dann mit ihnen in den Feldern des Himmels den Streit, um Alles in's rechte Gleichmaß zurückzuführen. In der Natur ist es die lebendige Einheit der Sonnenkraft, die über das tiefere Zwieträchtige erhoben in der Höhe ihren Lauf beginnt, und das Losgerissene durcheinander bindend, es durch die zusammengesetzten Einheiten zweiter Ordnung, in denen es die ganze Mannigfaltigkeit des Entgegengesetzten zusammenfaßt, mit der geschmeidigen Kreislinie des Wiederkehrenden umschreibt. In der geistig-sittlichen Gesellschaft sind es im Alterthume die Sonnenkinder gewesen: Propheten, Staatengründer, Helden, Erfinder und Wohlthäter des Geschlechtes; die, frei getragen von der

Macht, die auch die Sonne aber gebunden trägt, den Heldenlauf durch die ursprüngliche Gesellschaft und die frühere Geschichte beginnen. Endlich in der christlichen Zeit sind es die conservativen Mächte, denen wieder dieselbe höhere Gewalt sich unterstellt, um ihr Vorrecht zu begründen; während ihre Stärke und der Bereich ihrer Wirksamkeit ihnen von unten kömmt: von dem System tieferer, zusammengesetzter Einheiten, in denen sie in kraft jener auf sie abgeleiteten höheren Einheit, die Gesammtheit der Völkerkräfte zusammenfassen, und nun alle Güter der Sittigung und Cultur, gegen alle zerstörenden Triebe zu bewahren, die Bestimmung erlangt. So erzählen also die Himmel die Geschichte der ersten Naturzeit, wie die regelmäßige Wiederkehr in ihrem Ablaufe sich geordnet; und wie die Sonne, vom Krebs zum Steinbock durch die zweifache Zeitebene, immer auf- und niedersteigt, und im Durchgang durch die Zeichen jeden Widerstand der brutalen Kraft besiegt, und die äußersten Gegensätze in den Wenden ihrer Kreisbahn vermittelt, und also die Natur stets in ihrem Geleise hält. Die Himmel aber haben auch die Geschichte der primitiven Gesellschaft bildlich aufgezeichnet, wie auch in ihr sittliche Mächte mit höherer Sendung ausgegangen, wie auch gegen sie das Gewürm sittlich roher Kräfte aufgestanden. Wie auch hier sich harter Streit gestritten, bis sie endlich den Sieg gewonnen. Da zieht nun Heracles durch den Thierkreis der ersten Volksgenossenschaften hin. Die Erlegung des nemaischen Löwen der wilden, störenden Naturkraft ist sein erstes Werk; die Schlange von Lerna muß mit Zornestücke seine Ueberlegenheit erfahren; die Erlegung des Centaurn, die Zwischengestalt zwischen Roheit und Sittigung, ist sein drittes Werk; sein viertes aber knüpft sich an die Hirschkuh, während im fünften die Vögel des Stymphalus, mit dem Gefolg von Seuchen von der durch Ableitung der Wässer getrockneten Erde, entweichen müssen. Auch Aegypan der Sonnenenkel und das Ungeheuer von Creta werden gebunden; die menschenfressenden Stuten des Diomedes entführt; die Amazonen gebändigt, und das Vließ

gewonnen; die Ochsen des Geryon davon getrieben, und zuletzt das Unterreich mit Cerberus entriegelt, der Garten der Hesperiden aber aufgeschlossen. Das Haus der Cephenen in der Andromeda dem Ungeheuer vorgeworfen, wird durch Perseus gerettet. Das Haupthaar der Aegyptierin Berenice in seinem trüben Scheine macht auch Anspruch auf die Ehre eines Sternbildes; das Einhorn aber flüchtet sich in den Schooß der Jungfrau, die im gevierten Scheine mit ihr steht, und so in die Runde um. Endlich in neuerer Zeit haben die ihr zugetheilten Mächte, in ihrem zwiefachen Elemente, dem Einen, durch welches sie der höheren, religiös-sittlichen Ordnung angehören, und dem Unteren, durch das sie in alle Wechsel der unteren Welt sich verflochten finden, die Kämpfe in der Gesellschaft fortgeführt; mit Glücke, wenn ihr Streben im ersten Grunde mit der Weltordnung harmonirt; wo sie aber, dem Anderen hingegeben, von ihr ausgewichen, sind sie auch häufig bemeistert worden, und die Gegensätze, die sie zu binden und auszugleichen berufen waren, sind unversöhnlich gegen sie aufgestanden. Das Alterthum hat seine Verehrung für Poesie und Musik ausgesprochen, indem es sie im Pegasus und der Leier an den Himmel gesetzt; die neueste Zeit aber hat ihren Stolz auf die Erfolge, die ihr die Pflege von Kunst und Wissenschaft errungen, kund gethan; indem sie ihre Werkzeuge noch nachträglich in der cristallenen Sphäre aufgestellt. Darum leuchten dort Grabstichel, Bildhauer-Werkstätte und die Georgsharfe; das Lineal soll in die räumlichen Ausdehnungen, Telescop und Microscop in ihr Inneres dringen; der chemische Ofen, die Luftpumpe und die Electrisirmaschine dem Forscher nach den Eigenschaften der Materien und physischen Kräfte dienen; der Sextant und Quadrant die Wege durch den Himmel weisen, während der Luftballon die Landstraßen durch die Atmosphäre öffnet, Loleine und Compaß aber die durch die Meere angibt und mißt. In der Buchdruckerpresse soll zuletzt Alles Halt und Einheit finden.

Doch lassen wir diese Lichtbilder, von der Erde abgezo[gen] und in der Vermittlung der Phantasie durch die Spiegel

der Höhe fest gehalten; die Zeiten sind zu ernst, als daß wir länger bei diesen, wenn auch sinnreichen Spielen uns verweilen sollten. In dringlicher Unmittelbarkeit gehen die irdischen Verhältnisse der menschlichen Gesellschaft auf Alle an, die sich in ihr geeinigt finden, kehren wir daher zu ihnen zurück, um schon Gesagtem durch einen Blick auf die nächste Gegenwart Ziel und Schluß zu geben. Die Erlebnisse, die das zur Zeit noch mitthätige Geschlecht im Verlaufe des letzten Stufenjahres mit durchgemacht, sind von einem zusammenfassenden Augenpunkte an unserer Betrachtung vorübergerauscht; es ist, als ob die Schicksalsmächte vor ihren Pflug statt der alten feuersprühenden Stiere in dieser Zeit heißathmige Dampfmaschinen vorgelegt, und nun mit hastiger Eile ihre Furchen durch die ganze europäische Gesellschaft zögen, um dem Verderben in ihrem Netze leichten Zutritt und die schnellste Verbreitung zu bereiten. Wir haben Land um Land das tobende Gespann ganz Europa durchrasen sehen; wo es zur Stunde Berg und Thal durchbraust, und sein Tagwerk vollbringt, das sind die Schweizer-Gauen, die früher aller vulkanischen Wirkung so fern gelegen. Die Schweiz, um den Alpenstock her aufgebaut, hat auch bis zu ihren Bewohnern hinauf, die alpinische Art jedes Berglandes; daß wie die Natur es scharf in Berg und Thal geschieden, und in dieser Schiedniß abgemarkt, auch in gleicher Weise das Leben in diesen Naturgliedern sich scharf begränzt und markirt. Der Bewohner jedes Thalgrundes fühlt sich in seiner gesonderten Einheit, um so eigenthümlicher, je tiefer er diese Gründe eingeschnitten findet; er bewahrt daher, was an Sitte und Gesinnung, Lebensgewohnheit zu Tage getreten, als etwas, was eben so zu seinem Wesen gehört, als das ihm angeborne Talent. Was einmal in seine bürgerliche Ordnung aufgenommen, soll auch eine bleibende Stelle dort finden; vor Allem aber soll der Glaube, dem er sich zugewendet, keinem Wandel unterliegen, denn er soll mit seiner eigentlichsten Persönlichkeit verwachsen seyn. Der Ausdruck für diese Beharrlichkeit in allem Wechsel ist der Dialect, in dem ein solches,

der Scholle eingeschriebenes und mit ihr verwachsenes Geschlecht sich mittheilt; und eben wie diese Scholle alljährlich aufgrünt, nachdem sie in der gleich stehenden Ackergewohnheit bauliche Pflege erlangt, und dann in der Aerndte gilbt, so wird auch der Gedankenkreis des Schollenbauers in derselben ständigen Jahresfolge sich bebauen, und das Wort wird dem Gedanken nacharten. Das ist Bauerngeist, wie mehr oder weniger anderwärts, so besonders in der Schweiz. In Mitte dieser Bauerschaften aber haben Städte sich erbaut, und der städtische Geist hat in ihnen sich angesiedelt; und Lebensgrund und Lebensrichtung haben hier sich umgewendet. Die Stadt muß um ihres Bestandes willen Mittelpunkt eines Kreises werden, innerhalb dessen sie einen Kreislauf zwischen sich und der Landschaft begründet, aus dem sie ihre Nothdurft gewinnt; also das strömend Bewegliche consolidirend, während der Landbau aus dem unbeweglich Consolidirten das Bewegliche gewinnt. Alle Güter, die im Umkreise der Stadt durch die Werkthätigkeit ihrer Bürger sich bereiten, suchen über die weitesten Räume sich auszubreiten; und die Strömungen des Handels streben in stets erweiterten Kreisen den Absatz der aufgenommenen zu sichern. Dem städtischen Geiste sind also die Naturschranken wie nicht vorhanden, die die Landschaften umziehen und begränzen, er hält sich eher an die Wässer, die die Thäler verbinden und einigen; und so pflegt er denn auch mit Vorliebe innen und außen die Triebe und Neigungen, die auf das Einen und Verbinden in der eingreifenden Allgemeinheit gehen. So ist er innerhalb der Mauern darauf bedacht in der politischen Ordnung, die Mannigfaltigkeit der Innungen und Gewerkschaften in Einheiten patrizischer Geschlechter zu sammeln, um ihnen dadurch, als ihrem gemeinsamen Schwerpunkt, die rechte Wucht zu geben. Außen aber ist sein Bestreben dahin gerichtet, die Landschaften, etwa die, welche einem größeren oder kleineren Flußgebiete angehören, in sein Weichbild zu ziehen, und es dort seiner Art und seinem Wesen möglichst anzueignen und zu verähnlichen. Und eine solche Verbindung

eine naturgegebene; die beiden Elemente entsprechen sich einander, und ergänzen sich gegenseitig. Der Geist der Landschaftler ist auf's Beharrliche gerichtet, erstarrt aber leicht in dieser Richtung, und steift sich dann in ungelenkem Eigensinn und enger, hartnäckiger Beschränktheit. Der Geist des Städters aber geht auf's Wechselnde; das vorliegende Material durch Bearbeitung zum Gebrauche durch Wechsel zu bereiten, ist das Geschäft schon des Handwerkers; er sucht stets die Erfindung, einen bisher unerhörten Wechsel; mehr noch ist dieß der Fall mit den Beschäftigungen der höheren Stände, in höheren Gebieten. Solche Gewöhnung aber, nach dem Neuen und Neuesten zu ringen, bereitet auch die Gemüther vor, leichtsinnig sich diesem Triebe hinzugeben, und nun flüchtig und vom Hauche jedes Windes hin- und hergetrieben, jeglichen Kernes der Gesinnung entbehrend, wesenlosen Gebilden nachzujagen. Für solche krankhafte Gelüste, sich in allen Gebieten des Möglichen zu versuchen, ist die rechte Schranke und das Heilmittel in jenem steifen, unbeugsamen Bauerneigensinn gegeben; der seinerseits wieder sein Gegengift in der städtischen Rührsamkeit mit Dank erkennen muß. Beide also im Bereiche einer der Waldstädte verbunden, berichtigen sich gegenseitig, und müssen zu einer dauerhaften Fügung sich verbinden. In Deutschland, wo ähnliche Verhältnisse, jedoch weniger tief einschneidend, von jeher statt gefunden, haben auch ähnliche Beziehungen beim Hervorgehen der einzelnen Verfassungen in seinen Stämmen gewaltet. Diese Stämme zusammentretend, haben sich zu einem Bundesstaat, anfangs unter Vorhuth eines Kaisers, verbunden. Für die Schweiz aber, die nach einer Ordnung ihrer nebeneinander stehenden Stämme und Städte sucht, wird der Staatenbund als der paßlichste erscheinen. In der Schweiz haben dem Glauben nach, die Urkantone der politischen Ordnung, fortdauernd sich an die alte Lehre gehalten; Genf aber und Zürich sind in der kirchlich-reformirten Ordnung Urstände gewesen, und haben den Calvinismus und Zwinglianismus ausgeboren. Die Urkantone im Gebürg sind zur Stunde

noch, was sie im Anbeginne gewesen, große Bauerschaften, wenig sich um das städtische Wesen kümmernd; die anderen in der Niederung haben aber von eben diesem Städtischen durchhin ihren Ausgang genommen, und ihre ganze Entwickelung ist vorherrschend eine municipale gewesen. In drei Zungen spricht das Schweizervolk sich aus, und Denkweise, Sitte und Gesinnung, Gemüth und Lebensgewohnheit in ihm läßt durchaus dreilautig sich vernehmen. Durch alle Verhältnisse hindurch geht also bei ihm diese dreikerbige Gliederung; sie ist dem Volke mit seiner Heimath angeboren. Jedes dieser Glieder hat das gleiche Recht mit dem Andern, in der Ordnung des gemeinen Wesens beachtet zu werden; die Urkantone noch vorzugsweise das historische Recht, weil sie dieß Gemeinwesen begründet haben; die Städte aber gründen das Ihrige auf den nothwendigen Fortschritt in der Zeit. Es ist also keine andere Ordnung für sie zu ersinnen, in der sie bequem und ohne Druck und Schädigung auf die Dauer nebeneinander bestehen, und sich ineinanderleben mögen; als eine Solche, die den Anspruch jeden Kantons, wie er sich aus der Zeit herausgeworfen, ungekränkt bewahrt, und doch auch den Bedürfnissen eines gemeinsamen Haushaltes entspricht. Sie wird also die Kantonssouverainität als ein concret Gegebenes anerkennen; alle die Besonderheiten aber in der logischen Allgemeinheit eines Bundesrechtes zusammenhalten; das, was es dem andern Elemente gegenüber an Weite gewinnt, dagegen an eigentlich plastischem Inhalt wieder einbüßt, und nun erst zu einer neutralen Stellung in der europäischen Gesellschaft taugt.

Die schweizerische Bundesacte, die die auf dem Congresse versammelten Mächte unter ihre Garantie genommen, war auf diese Grundsätze gebaut; nur daß sie von den confessionellen Verhältnissen bei der Abgliederung der Kantone gänzlich abgesehen, konnte etwa an ihr getadelt werden. Eine solche Verfassung forderte große Wachsamkeit von Seite der Häupter, die in ihr begriffen waren; um das Gleichgewicht der Gewalten in ihr festzustellen und zu handhaben. Aber die bemoosten Häupter

des alten Patriciates hatten wenig Jugendkräfte sich bewahrt; als der demokratische Geist, der von rechtswegen in der Schweiz zur Stelle ist, sich gegen sie erhob, traten sie ohne Widerstand vor ihm zurück, und bargen sich in die Stille des Privatlebens. Das war der erste Bruch in die neuerdings wieder beliebte alte Ordnung. Der Riß einmal gemacht, klaffte dann leicht weiter. Der demokratische Geist, der den Sieg davongetragen, theilte sich bald in zwei Geister; deren Einer die Demokratie also verstand, wie man sie in früherer Zeit genommen; der Andere aber, wie der Tag und Augenblick sie wollte. Dem Ersten waren durchgängig die Urkantone zugethan, dem Andern die Städte, und er nahm in jeder wieder eigenthümlichen Ausdruck an. Berns Sinn und Art wird am treffendsten symbolisch durch das Thier ausgedrückt, das es in seinen Gräben nähret, den Bären; sein Instinct immer nur auf's gewaltthätige Zugreifen hingerichtet, tappt immer schwerfällig um sich her; Sinn und Seele ist ihm in der Tatze, weil die ganze Welt ihm nur als ein Fraß gegenüber steht. In Zürich haben sie die Bärentatze zu einer zierlichen Hand umgeschnitzt; und die Instinctspolitik, die nur was sie frißt in ihren Leib hinein, als das Ihrige anerkennt, haben sie dort in eine rationelle umgewandelt, die Sprenkel legt und Vogelheerde errichtet und Fanggruben unter der Erde gräbt, auch sich mit Manesse und schöner Kunst und Wissenschaft beschäftigt. Genf dann, wo Calvin das Capitol seines Glaubens aufgerichtet, der die Welt und die Kirche, die Stadt und den Staat und die Menschen in ihnen, in Uhrwerke umgeschaffen, deren Räder von der Prädestination getrieben, stets im Kreislauf gehen; alle diese Städte und die andern gaben dem modernen Geiste Bürgerrecht, und ihrer sieben einigten sich in ihr im Siebenerconcordate. Sechs altgesinnte Kantone, bedroht in ihrem Bestande durch Losreißungen, mit denen sie dieser Geist heimgesucht, traten diesen gegenüber dann im Sarner Bund zusammen; und die Tagsatzung, die für das erste Bündniß sich erklärte, und das zweite mit Waffen bekämpfte, bekam Gelegenheit in Uebung der

Willkühr ihre Vorschule durchzumachen, als sie nach der Niederlage des Befehdeten die Zerreißung des Kantons Basel gut hieß, und das Gleiche auch für Wallis und Schwyz sich vorgenommen, hätten die Entzweiten sich nicht gütlich selbst vertragen. Das einmal begonnene Werk schritt nun auf gewiesenem Wege weiter fort in seiner Bahn. Der Kanton Aargau war ein armer Kanton, er hatte nur schwache Wurzeln und wenig historische Erinnerung; er selbst ein Kind des Tages, mußte den Geist des Tages einladen, daß er komme und ihm sich unterstelle. Auch katholische Landestheile hatte man in seine Zusammensetzung eingeleimt, und reiche Stiftungen reizten lange die Habgier seines Sesselheeres. Endlich wurde eine Verschwörung fingirt, und auf sie hin sahen jene Klöster sich aufgehoben, und ihre Güter als gute Beute erklärt; das Beispiel aber, das Aarau gegeben, fand bald auch anderwärts Nachahmung. Die Tagsatzung hatte schon, indem sie in den Sachen des Sonderbundes, mit Vorbeigehung des eidgenössischen Rechtsweges, sich zur Gewalt gewendet, den fünften Artikel der Bundesacte verletzt; jetzt, nachdem sie den Raub des Klostergutes, anfangs zwar mißbilligt, dann aber, als ihrem Beschluß von Seite der Radikalen der Gehorsam versagt worden, durch ihren Beitritt legalisirte, hatte sie sich auch an schnöder Verletzung des zwölften Artikels betheiligt. Solche sträfliche Ungebühr regte begreiflich die katholischen Kantone auf, und Luzern setzte dem Raubdecret als Contrapunkt die Berufung der Jesuiten entgegen. Die Jesuiten sind ein Orden gleich den Anderen der katholischen Kirche; ihr Gründer hat in Allem sie auf die Lehren dieser Kirche hingewiesen; man kann den Einen nicht angreifen, ohne gleichzeitig die Andere zu versehren. Aber seit den Zeiten, wo sie dem Protestantismus so tapfern Obstand geleistet, hat dieser einen unversöhnlichen Haß auf sie geworfen, mit einem Dunstkreise von Lüge und Verläumdung sie umhüllt, und jegliche Art der Unbill und Gewalt sich gegen sie erlaubt; und da sie das Alles größtentheils schweigend mit Resignation geduldet, hat er selbst diese ihnen zu

Verbrechen gemacht, und aus dem Uebermaße der gegen sie geübten Frevel, auf eine Berechtigung dazu von seiner Seite, und auf der Andern auf ein Bewußtseyn von geheimer Schuld geschlossen. Als der Fanatismus einmal bis zu diesem Grade von Entzündlichkeit gekommen, war es nicht zu wundern, daß er die Freischaarenzüge gegen sie gesendet, um mitten im Frieden mit Mord und Brand die Verhaßten zu verjagen; während Meuchelmörder ihre Freunde mitten im Gottesfrieden, den die Natur im Schlafe den Sterblichen zugesichert, erschlugen, und die That dann in's Schuldbuch des Ermordeten einschrieben; wie die Freischaarenzüge nicht minder auf Rechnung des Kantons Luzern und der andern kamen. Landsturm gegen Landsturm; Gott hatte hier gerichtet, die Tagsatzung aber hatte müssig zugesehen. Die verletzten Kantone waren klagbar vor ihr erschienen, und hatten die Garantie der Acte angerufen; ihnen aber wurde Rechtsgewähr und Schutz versagt. Sie mußten also in sich selbst die versagte suchen; und damit die Aufforderung gegenseitig aufzuschauen bleibend werde, hatten sie den Sonderbund abgeschlossen. Die Tagsatzung ihrerseits aber, indem sie durch ihre Rechtsverweigerung mit der Revolution und dem Radikalismus gemeine Sache gemacht, war aus der Einheit herausgefallen, und zu einer Partei geworden, der die Glieder des Sonderbundes als die Gegenpartei gegenüberstanden. Das radikale Glied des Gegensatzes war in der Mehrheit nach dem Gewicht der Macht, aber nicht in der formalen Mehrheit der Stimmen; diese zu erhalten, darauf war fortan alles Bestreben hingerichtet. Darum wurde nun eine Reihe unverhüllt revolutionärer Ausbrüche begünstigt, und sofort gutgeheißen; und als endlich die Zwölfzahl durch die erschlichene Mehrheit im Kanton St. Gallen voll geworden, setzte diese wieder sich als die ächte und rechte Tagsatzung, erklärte den Sonderbund als rebellische Auflehnung gegen die Eidgenossenschaft. Es kam zur öffentlichen Verhandlung; die Urkantone zagten nicht; sie zählten nicht die Häupter der Feinde, die ihnen gegenüber standen; sie wogen prüfend ihr Recht

und das eigene; ihre Redner haben beredt und unverzagt gesprochen. Aber wer kann ein Gericht, das heranbricht, mit Zuspruch beschwören? nie hat das Recht klarer und unläugbarer sich herausgestellt, nie ist das Unrecht auf der andern schreiender, unverhüllter, schamloser hervorgetreten. Das Unerhörte aber geschah nichts destoweniger; das Recht wurde in Unrecht umgesetzt, dieß aber ohne Widerspruch zum Recht erhoben; der Bürgerkrieg zur Execution umgetauft, und die Fehde der Meineidgenossenschaft mit der Eidgenossenschaft brach sofort aus, nachdem die Erste ein Manifest mit süßen Reden, aber unterzeichnet wie zum Hohne, durch den bittern Namen Ochsenbein, vorausgesendet.

Dufour hatte die Führung dieses Krieges übernommen. Er, ein rationeller Feldherr, hatte seine Aufgabe ganz verständig wie eine Schachpartie genommen, und wie ein geübter Spieler seine Anstalten getroffen. Die, welche seither mit der Einrichtung des schweizerischen Kriegswesens sich beschäftigt, haben nicht üble Arbeit gefördert. Einerseits nämlich haben sie ein tüchtiges Material vorgefunden; die Deutschen überhaupt und die Schweizer insbesondere haben sich zu aller Zeit als gute Kriegsleute bewährt, und sind unter der Leitung dieser ihrer jetzigen Führer wenigstens nicht entartet. Ueber die zweckmäßige Mischung der Waffenarten ist auch gute Vorsorge getroffen, und das Geschützwesen hat besonders die Aufmerksamkeit der Ordner auf sich gezogen, und reichliche Erweiterung erlangt. Die radikalen Kantone an sich schon die Mächtigeren, mußten ihre Ueberlegenheit noch verstärkt fühlen; wenn sie diese ihre Bewaffnung mit in Rechnung nahmen, und der Plan ihres Feldherrn darauf fußend, war verständig und wohl berechnet. Das Material des Sonderbundes war dasselbe; die Einrichtung im Ganzen auch die gleiche, die Ausführung aber nothwendig im engeren, schwächeren Hirtenlande beschränkter und ärmlicher; und doch hatten sie nicht verzagt, und waren keck dem so vielmal überlegenen Feind entgegengetreten, Gott und ihre gute Sache vertrauend. Es ist aber nun

sches Naturgesetz: die Kraft einer Bewegung ist ein Zusammengesetztes aus der Masse, die bewegt wird, und der Geschwindigkeit, mit der sie sich bewegt; wo also die Masse gemindert wird, kann durch verstärkte Geschwindigkeit der Ausfall sich decken. Es schien also geboten, den feindlichen Kräften zum Sammeln nicht recht Zeit und Raum zu lassen, sondern in rascher Bewegung ihm entgegenzugehen, und durch rasches Vorgehen alle Pläne des Gegners zu durchschneiden und zu stören; wie Gomez und Cabrera in Spanien mit so wunderbarem Erfolg in ihren Kriegszügen es ausgeführt. Aber Salis Soglio, wie sehr solche Kriegführung seinem Naturell zusagen mochte, mußte wohl auf die Ausführung verzichten. Der deutsche Bauer, wenn auch nicht minder kühn als der baskische und navarrische, hat doch nicht seine wundersame Gewandtheit; das zum Theil offene Land forderte Reiterei, die beinahe gänzlich fehlte; die Getheiltheit der Kantone ließ keine dictatorische Zusammendrängung der Kräfte zu; und wenn Luzern gedeckt werden mußte, fehlte die sichere Grundlinie beim Rückzug. So wurde also die Angriffsweise aufgegeben, und man beschloß, den überlegenen Feind stehenden Fußes zu erwarten.

Das Heer der Tagsatzung setzte sich sofort gegen Freiburg in Bewegung, um Dufour's Feldzugsplan in Vollzug zu setzen. Die Blume dieses Heeres, sie hatte in der Reserve sich gesammelt, die der Präsident dieser Tagsatzung selbst in eigener Person anführte. In Bern hatte man seit lange schon sich ein Exemplar aus der Vollblutrace jener Unthiere, die zur Zeit des Terrorismus Frankreich zuerst wieder in die neue Gesellschaft hinüberverpflanzt, und Paris in seinen Katakomben gehegt, zu verschaffen gewußt; und man hatte das Scheusal gezüchtet mit allen Bereiterkünsten, um es einigermaßen lenkbar zu machen, und es war mit der Nachhut zu Feld gezogen. Freiburg war militärisch eine mit aller Kunst befestigte aber isolirte Vorschanze des Sonderbundes; als seine Regierung von den anrückenden Schaaren und ihren Feuerschlünden in der Nähe ihrer Vorwerke sich umzo-



gen fühlte, war sie ungebührlich zaghaft geworden; hatte in Verhandlungen sich eingelassen, und am zürnenden Volke vorübergehend, um die Stadt vor dem Ruin zu retten, capitulirt. Nun wurden die Thore aufgethan, und die Sieger hielten ihren Einzug. Sie waren so leichten Kaufes, beinahe ohne Blutvergießen, in der hohen Burg des Jesuitismus angelangt; in dem alten Pfaffenneste, das ihnen schon längst ein Gräuel gewesen; und als das Thier in Mitte der Schmerzen den Weihrauch roch und der Wachsgeruch ihm in die Nüstern stieg, und die Bilder des heiligen Ignaz ihren gewohnten, antidämonischen Einfluß übten; da wurde es scheu, bäumte sich gegen den Zügel der Führer; und nachdem es sich losgerissen, tobte es nun in wilder Raserei durch die Straßen der Stadt. Nicht Profanes noch Heiliges mochte vor ihm bestehen; Alles, was in Festigkeit zusammenhielt, wurde unter seinem Fuß zertreten; die unglückliche Stadt mit Ruin und Verderben erfüllt. Aus den Abzugsgräben und Gossen der Gesellschaft wurde dann dem Kanton eine neue Regierung zusammengetrieben; die das Werk der Radikalisirung, mit gewohnter Virtuosität betreibend, in kürzester Frist ihn zu einem radikalen Musterstaate umbildete. Das Thier wurde dann wieder aufgefangen, mit neuen Stricken festgebunden; und Freischaarler-Hände leiteten das Wüthende über das Gebirg in's Entlebuch. Der große Heereszug aber setzte sich nun gegen Luzern, seinem eigentlichen Ziele, in Bewegung. Auf allen Straßen und Wegen, die zur Reuß und Emme führten, zogen die Heeresmassen heran; wie zahlreich sie immer waren, sie schienen immer der Sorge nicht zu genügen; denn Aufgebot auf Aufgebot wurde ihnen nachgesendet. Der Muth hatte anfangs, als der Krieg überraschend eingetreten, wie natürlich nicht allzu glänzend sich bei den Ueberraschten kund gethan; jetzt, nachdem sie sich überzählten; nachdem die Geschützesmassen Hoffnung gaben, man dürfe dem Tod nicht allzu nahe unter die Augen treten; nachdem man endlich erfahren, wie glücklich Alles mit Freiburg sich zum Ziele gelegt; jetzt mußte dieser Muth um ein Bedeutendes si

mehren und befestigen. Aber die Schaaren des Sonderbundes zagten nicht; ob sie gleich innerlich getheilt sich wußten, weil die frühere Regierung auch in ihrer Mitte reichlich Radikalismus aufwies. Ihre Bewaffnung war unvollständiger; einen Theil derselben hat man ihnen, ehe der Krieg erklärt gewesen, durch Beschlagnahmung abgedrungen. Die Linie ihrer Stellung, zum Theil im offenen Lande, bot viele Angriffspunkte, die nicht gedeckt werden mochten; und ihre Verbindungen waren vielfach unterbrochen, und boten nicht durch feste Geschlossenheit der Vertheidigung sichern Verlaß. Die verschanzte Stellung bei Gisikon war der Schlüssel ihrer gesammten Position; dort wartete der Feldherr des Sonderbundes der Kommenden. Da erschütterte die Nachricht vom Schicksal Freiburgs zuerst die harrenden Gemüther; und der Vorgang der dortigen Regierung fand Nachfolge im schwächsten und gemischtesten der Kantone des Sonderbundes. Zug ließ sich zuerst und ohne die Mitverbündeten zu warnen, in geheime Verhandlungen mit dem Feinde ein; und als diese zum schnellen Abschlusse führten, war dadurch die rechte Flanke des Heeres bloßgestellt. Es kam zum Gefechte; diese Bauern, die zum erstenmale im Leben den Krieg Auge an Auge sich gegenüber gesehen, wichen nicht vor ihm zurück; aber die Uebermacht konnte ihre Einwirkung nicht verfehlen; vor den Donnerbüchsen wichen die Schanzen; alle Zufälligkeiten stellten sich nachtheilig; der Feldherr wurde verwundet und die Stellung umgangen, weil der Abfall Zugs die Wege über Strom und Land vollends gebahnt. Nun begann der Rückzug gegen Luzern, der Bundesstadt. Der Schrecken war dort dem rückziehenden Heere vorausgegangen; allzu viel Niederschlagendes war dort beinahe gleichzeitig betrübend über die Regierung hereingebrochen; und im gleichen Augenblicke die Nachricht vom Abfalle Zugs und vom Rückzuge der Armee eingetroffen. Da war, wie es scheint, im entscheidenden Momente von den leitenden Gliedern der Regierung die Besonnenheit, die zur rechten Zeit das Rechte thut, entwichen, also daß sie allzu frühe ihre Stellung auf-



gegeben. Die Verwirrung war nun gewachsen; der Feldherr war eingetroffen; ein nächtlicher Ausfall, den Elger auszuführen sich vorgenommen, mußte unterbleiben; die innern feindseligen Elemente begannen sich zu regen; die Stadt öffnete dem heranziehenden Feind die Thore. Die von Bern waren unterdessen mit ihrem wüthenden Ungethüme durch's Entlebuch verwüstend und verheerend herabgezogen; als aber die Bestie auf der Straße die frischen Blutspuren roch, da hatte sie abermal wüthend von den Stricken sich losgerissen, und nun Alles vor sich niedertretend, war sie durch die offenen Thore gleichfalls in die wehrlose Stadt eingedrungen, und hatte in ihr gethan, wie sie in Freiburg es gehalten. In größeren und immer erweiterten Kreisen verbreitete sich die Bestürzung von der Stadt zu den entfernten Kantonen hin; die Regierungen ohne allen Widerstand, ohne auch nur von den Vortheilen ihrer Stellung Gebrauch zu machen, unterwarfen sich, und ihre Gebiete wurden mit proconsularischen Deputirten der Bergpartei im Convente beschickt. Nun begann dasselbe Spiel, wie es sich in Freiburg durchgespielt. Den Kantonen wurden unerschwingliche Kriegskosten aufgelegt; die alten Regierungsglieder für sie haftbar erklärt, und die drückendste Einquartirung als Execution für die Abführung erklärt. Massenweise ging nun die Anklage und Aechtung aus; ein Spionensystem legte seine Netze nicht bloß im Umkreis des Sonderbundes, sondern durch die gemischten Kantone bis zu den radikalen hin; der Fanatismus aufgeregter protestantischer Massen ergänzte, was der Radikalismus übersehen; Proscriptionen, persönliche Verantwortlichkeit für Beschlüsse, die das Volk gebilligt; Beschlagnahme des Privatvermögens; Zerstörung kirchlicher Institute durch barbarische Verheerung und maßlose Brandschatzungen: Alles, was nur zum Ziele gänzlicher Radikalisirung führt, wird ohne das mindeste Bedenken angewendet, und Luzern erhält eine Regierung in der großen Mehrheit von Freischaarlern zusammengesetzt. So ist die Eidgenossenschaft in einigen Tagen gefallen; aber nur, wenn sie sich selbst aufgibt, wird es um sie geschehen seyn.

Große Thaten sind dabei nicht vorgefallen; der Sonderbund hat den Krieg geführt, schlecht und recht, wie er eben im offenen Felde wächst; die Städte, ihrerseits mit Zirkel und Lineal, wie mit ängstlichster Vorsicht, damit die enorme Uebermacht ja nicht zu Schaden komme. Statt der ausgezeichneten Thaten, haben sie dann ihren Zug mit einigen ausgezeichneten Unthaten verziert. Man spricht von einem Gottesurtheile, das hier ergangen; Gott aber ist dieser Sache fremd geblieben. Zwar die Leute der Urkantone haben redlich das Ihre gethan, um ihn ihrer Sache zu gewinnen; und ihr Gottvertrauen, wenn es auch, weil die menschliche Freiheit sich dabei einigermaßen säumig finden lassen, nicht augenblicklich geholfen, wird ihnen doch mit Richten verloren seyn. Die Andern aber haben ihn nicht gewollt; sie haben auf sich selbst vertraut, und ihnen geschah, wie sie gewollt; dieß ihr Selbstvertrauen wurde seinem Dünkel hingegeben, und der hat sie über das Ziel hinausgeführt. Wie sie von Anfang an mit der Gewalt begonnen, wie sie das Begonnene dann mit der Gewalt weitergeführt; so haben sie auch mit einem Act der Gewalt vollendet. Ehre haben sie mit diesem Gewaltsact keine eingelegt; denn wenn sechs vom Wirbel bis zur Fußspitze geharnischte Buschklepper über einen Reitersmann auf offener Heerstraße sich werfen; wird der Redegebrauch das nimmer als eine ehrenhafte That billigen. Was sie geübt, werden sie auch dulden müssen; und haben sie aus dem mit Bitterkeit gefüllten Becher dem Gegner zugetrunken, werden sie auch hinwiederum ihm Bescheid thun müssen. Das Recht aber bleibt ungekränkt, gestern wie heute, immer dasselbe und unwandelbar.

(Der Schluß folgt.)

II.

Zur Physiologie der ständischen Versammlung, mit besonderer Beziehung auf Preußen.

In der heutigen praktischen Politik wird gewöhnlich der innere und wesenhafte Unterschied zwischen einer berathenden und entscheidenden Versammlung, und der eigentliche Charakter der einen und der andern, entweder gar nicht verstanden, oder doch nicht hinreichend in Anschlag gebracht.

Bleiben wir zum Zwecke unserer Untersuchung bei der Klasse von Versammlungen stehen, die ihrer Natur nach immer und nothwendig entscheiden müssen. Dieß sind die Richtercollegien. Wer bietet eine größere Bürgschaft: ein einzelner Richter, der die ganze Verantwortlichkeit seines Spruches auf sich nimmt, und für dessen Weisheit und Gerechtigkeit mit seinem Namen und seinem individuellen Rufe einsteht? — oder eine als Einheit fungirende Mehrheit von Richtern, welche freilich die Sache allseitiger erwägen, entgegengesetzte Meinungen vergleichen, verschiedene Gesichtspunkte erörtern kann, dafür aber auch durch die collegialische Verfassung den Einzelnen der moralischen und scientifischen Verantwortung überhebt? Die Antwort auf dieses Dilemma ist bei weitem weniger einfach, als die Masse der Zeitgenossen meint. — Noch schwieriger ist die weitere Frage: aus wie viel Mitgliedern

ein auf die bestmöglichste Weise zusammengesetztes Richtercollegium bestehen müsse?

Es leuchtet ein, daß sich unter einer größeren Zahl von Richtern immer drei verschiedene Elemente werden unterscheiden lassen: erstens einige wenige ausgezeichnete und in jeder andern Beziehung, als Menschen und Rechtsgelehrte, gleich vortreffliche Männer; zweitens Mittelgut; drittens unfähige oder sonst bedenkliche Subjecte. Nach der Natur der Dinge ist es nicht anders möglich, als daß, wo eine größere Mehrheit von Menschen vereinigt ist, die beiden letztern Kategorien vereinigt immer die entscheidende Majorität bilden werden.

Wäre nun die Aufgabe gestellt: ein Richtercollegium zu bilden, welches die größtmöglichsten Garantien für eine gerechte und tief überlegte Entscheidung in sehr schwierigen und verwickelten Sachen böte, — so müßte dieß ungefähr auf folgende Weise zusammengesetzt seyn. Es käme darauf an, die Vortheile, welche ein Einzelrichter bietet, mit denen zu verbinden, welche ein Richtercollegium gewährt. Dieß geschähe, wenn die entscheidende Corporation nicht mehr als drei Glieder zählte, und zwar solche, die aus einer großen Anzahl von Rechtsgelehrten als die in jeder Beziehung besten und geeignetsten ausgewählt wären.

Jede zu entscheidende Streitfrage müßte dann dem Einen dieser Drei (am passendsten durch das Loos) zum Spruche übergeben werden. Dieser müßte, nachdem er die Sache recht studirt, allein die Entscheidung ausfertigen und deren volle Verantwortlichkeit vor den Betheiligten und der Welt durch Nennung und Unterschrift seines Namens auf sich nehmen. Seine individuelle Ehre und sein Gewissen wären hierbei also durch das kräftigste Mittel, das es gibt, in Anspruch genommen.

Allein ein Mensch kann irren, und die streitenden Theile wünschen eine Bürgschaft gegen individuelle Vorurtheile, Ueber-

eilungen und schiefe Ansichten. — Hiergegen dürfte folgendes Verfahren schützen.

Hat das Loos die Entscheidung in einer Streitsache Einem jener Triumvirn zugewiesen, so studirt dieser die Sache ein, und referirt die gefaßte Ansicht seinen beiden Collegen, um deren Rath einzuholen.

Hat er die rechte, der Sache entsprechende Ansicht erfaßt, so ist zu hoffen, daß die Macht der Wahrheit doch wenigstens einem der beiden Collegen so einleuchten wird, daß dieser seine Beistimmung gibt, und dann ist das Urtheil gesprochen.

Es ist unläugbar, daß jeder der drei Richter seine Schwächen haben mag, die ihn zu einem falschen Urtheile verleiten können. Allein es ist nicht wahrscheinlich, daß A., B. und C. in dem nämlichen Falle in dieselben Schwächen und Irrthümer fallen sollten. Der Irrthum des Einen wird den beiden Andern gleich auffallen, und es wird eine Discussion entstehen. — Tritt aus dieser die Wahrheit so klar hervor, daß der Referent sie aufgefaßt und seinen Irrthum ablegt, so wird ihm mindestens doch ein Collega beistimmen, und das Urtheil ist abermals gesprochen, selbst wenn der Dritte wieder auf seinem individuellen Irrthum bestehen sollte. Haben endlich die drei Richter drei verschiedene Meinungen, so müssen sie ihre Discussion so lange fortsetzen, bis zwei derselben sich zuletzt in einer Ansicht vereinigen. Dann muß aber der dem Urtheil seinen Namen leihen, dessen Meinung den Sieg davon trug. Dieser muß dann durch seine Unterschrift die Verantwortung für den Rechtsspruch übernehmen. In allen Fällen muß jedoch, zur Beruhigung des Publikums, dem Namen des Unterzeichneten die Bemerkung beigefügt werden: „mit Beistimmung eines Collegen.“ Dieß müßte auch in dem Falle geschehen, wo beide Mitglieder dem Urtheilsverfasser beistimmen. Der Name des Beistimmenden wäre in keinem Falle zu nennen. Denn der Vorgang im Innern des Collegiums geht das Publi-

kum nichts an, und die Verantwortlichkeit dessen, der das Urtheil spricht, muß so wenig als möglich geschwächt werden.

Sind die drei Richter wirklich Männer von Geist, Wissenschaft und Gewissen, so läßt sich vermuthen, daß der, bei welchem das Gefühl der Wahrheit seiner Ansicht am stärksten ist, am wenigsten nachgeben, und deßhalb in der Discussion seinen Sieg erringen wird. Jenes Bewußtseyn: Recht zu haben, wird aber in der Regel bei dem am stärksten seyn, der in der Sache am klarsten sieht, und am gründlichsten alle Umstände und Verhältnisse kennt, welche auf die Entscheidung von Einfluß sind. Halsstarrigkeit ohne gründliche Kenntniß der Sache, und eigensinniges Beharren auf einer erweislich falschen Ansicht setzt entweder Gewissenslosigkeit oder Dummheit voraus, und auf beide Eigenschaften wird bei den Richtern, wie sie hier vorausgesetzt werden, allerdings nicht gerechnet.

Es kann Niemanden entgehen, welche wirklich oder vermeintlich „praktische" Gründe gegen die Realisirung des hier eben geschilderten Ideals eines Gerichtshofes sprechen. Der erheblichste derselben läge wohl in der Schwierigkeit: gerade solche Richter auszuwählen, wie sie hier gedacht werden. Denn da derjenige, welcher die Wahl treffen soll, mindestens nicht geringere Eigenschaften besitzen dürfte, als der zu Wählende, so würde sich bei seiner Auswahl die Schwierigkeit wiederholen, und so aufsteigend in's Unendliche fort. Auch ist hier von einer praktischen Verwirklichung des eben gemachten Vorschlages gar nicht die Rede; es sollte nur darauf aufmerksam gemacht werden, daß ein aus einer größeren Zahl von Mitgliedern bestehendes Richtercollegium nicht die nämliche Bürgschaft bietet, wie das eben geschilderte. Die Zahl der Mitglieder der entscheidenden Versammlung steht im umgekehrten Verhältnisse zur Wahrscheinlichkeit einer möglichst richtigen Entscheidung. Je größer diese Zahl der Entscheidenden, desto häufiger werden Mittelmäßigkeit und Schwäche die Majorität bilden, und somit den Ausschlag geben. Denn da Jeder der

Ansicht beistimmt, die seinem innersten Wesen am meisten zusagt, so ist es klar, daß nicht das beste und tiefbegründetste Votum die Mehrheit für sich haben wird, sondern jenes, welches der Oberflächlichkeit, der Beschränktheit, der gerade modischen Tagesmeinung am meisten zusagt. In dieser letztern werden sich unter einer größern Anzahl von Personen, der menschlichen Natur zufolge, ohne allen Zweifel die meisten begegnen. Hat ferner eine größere Anzahl von Richtern zu entscheiden, so wird entweder gar Keiner, oder wenigstens gewiß nicht die Mehrheit, der Sache die volle Aufmerksamkeit widmen. Die Ehre des Einzelnen steht nicht auf dem Spiele. Jeder kann sein Gewissen dadurch beschwichtigen, daß er zuletzt doch nur einen kleinern Theil der Verantwortung trage. Nachgiebigkeit gegen die Mehrheit, Trägheit oder Gleichgültigkeit läßt sich vor dem inneren Richter — dem einzigen, den es hier gibt! — sogar noch als ein Act der Demuth und durch die bescheidene Erklärung rechtfertigen: daß man nicht allein habe klug seyn oder scheinen wollen!

Wenn dieß von einem nach Gesetzen, Uebungen und festen Regeln entscheidenden Richtercollegium gilt, um wie viel mehr wird es auf eine politische Versammlung Anwendung leiden, die durch Stimmenmehrheit nicht nach den Gesetzen, sondern über die Gesetze entscheiden soll. Hier entsteht die Majorität niemals durch Vernunftschlüsse, sondern immer nur durch solche Meinungen, Interessen, Sympathien und Antipathien, in welchen die meisten übereinstimmen. Entweder siegt hier derjenige, der die Leidenschaften am geschicktesten zu erregen oder zu lenken weiß, oder es tritt nach einer, Alle ermüdenden Discussion zuletzt eine Zwittermeinung hervor, die zwar Niemanden recht anspricht, aber gegen die sich keine Leidenschaft sträubt, weil sie eigentlich keinen Charakter hat. Wie während der Debatten so häufig nicht Liebe zur Wahrheit, sondern Eitelkeit die Zungen lenkt, so führt zuletzt nicht Ueberzeugung, sondern Müdigkeit und Ueberdruß die Entscheidung herbei.

Der uralte Satz: Tres faciunt collegium dürfte also in Beziehung auf entscheidende Versammlungen eine bei weitem tiefere Bedeutung haben, als man beim ersten Anblicke glauben sollte. Wenigstens bestätigt ihn die Jahrhunderte lange politische Erfahrung einer Republik, deren Weisheit und politische Klugheit sprichwörtlich war. In Venedig war die eigentliche entscheidende Macht dem Consiglio dei tre calli (venezianisch: consejo dè tre Cai) anvertraut, und zwar in der Art, daß Zweien von den Dreien immer die Macht blieb, den Dritten zu entfernen, und einen Andern an seiner Statt zu wählen, wodurch diese gewaltige Dreiheit den Keim immerwährender Dauer in sich trug. Daraus erhellt mindestens so viel, daß die anderthalbtausendjährige Republik des heiligen Markus, — deren Lenkern tiefe Kenntniß der Physiologie des Freistaats gewiß nicht abgesprochen werden kann! — es nicht für ersprießlich gehalten haben müsse, die Entscheidung großer Staatsfragen massenhaften Versammlungen und rein numerisch ermittelten Majoritäten anheim zu geben.

England, — das Ideal des modernen, jetzt schon halb aus der Mode gekommenen Liberalismus, das Urbild des Repräsentativstaats! — scheint dieser Beobachtung zu widersprechen. Das Parlament ist eine Versammlung, die mehrere hundert Mitglieder zählt, und dennoch entscheidet. Allein, bei genauer Erwägung verschwindet dieser Widerspruch nicht nur, sondern England bestätigt unsere Behauptung. Das englische Parlament besteht in beiden Häusern aus drei moralischen Personen: dem Ministerium, der Opposition, die ganz so gegliedert ist, wie das Ministerium, und einer Anzahl sogenannter Independenten. Ministerium und Opposition kommen jedes bereits als geschlossene Einheit in die Versammlung. Dort hören sie die Meinung der Independenten, die in sofern nur als Rathgeber fungiren, als sie durch ihre Meinungen höchstens den Entschluß des Ministeriums oder der Opposition modifiziren, niemals aber ihre Ansicht, so wie sie vorliegt, durchsetzen können. Kommt es zum Abstimmen, so tritt die Masse der

Independenten in die Stelle des dritten, zur Entscheidung berufenen Machthabers, der seine Zustimmung dem einen oder dem andern der beiden ersten gibt.

So haben der älteste und der mächtigste aller Freistaaten (denn der Sache nach ist England ein Freistaat mit monarchischen Formen und Erinnerungen!) ihren entscheidenden Versammlungen selbst einen Hemmschuh angelegt. Der erste hat dadurch seine Dauer, der zweite seine Macht erworben. Die Geschichte bietet aber kein Beispiel, daß zahlreiche Versammlungen, denen das entscheidende Wort uneingeschränkt anheimgegeben war, durch das Gottesurtheil ihrer Abstimmung das Heil der Staaten herbeigeführt, oder gesichert hätten. Wohl aber gibt es zahllose Beispiele, daß:

„Das Reich muß untergehen früh oder spät,
Wo Mehrheit siegt, und Unverstand entscheidet.“

Die französischen Repräsentativ-Versammlungen seit dem Ausbruche der Revolution haben einen Kreislauf durchgemacht, der mit dem Wahnsinn begann, und heute mit der Corruption endet. Vergessen wir es nicht: erst, seitdem die „Repräsentanten“ des französischen Volkes ihre „politische Tugend“ an den Mammon des Geldes verloren haben und offenkundig gekauft werden können, erst seit diesem Zeitpunkte ist ihr moralischer Einfluß bis nahe auf den Nullpunkt gesunken, für Frankreich aber — wahrlich um einen hohen Preis! — die Möglichkeit einer geordneten Regierung eingetreten. Wie lange diese Künste dauerten, wird die Geschichte der nächsten Zukunft berichten.

Nur in jenen seltenen Fällen, wo ein Zusammentreffen besonderer Umstände die Leidenschaften für einen guten Zweck erregt, kann sich gerade in einer zahlreichen Versammlung ein Enthusiasmus entwickeln, der dem Lande und der Krone zum Heile gereicht. Ein solcher Moment war es, wo eine junge und schöne Königin ihr neugebornes Kind auf dem Arme, vertrauend und bittend vor den auf dem Landtage versammelten ungarischen Adel trat, und das welthistorische: Moriamur pro

Rege nostro Maria Theresia! erscholl. Aber in jenem Augenblicke hatte die politische, deliberirende, entscheidende, abstimmende Versammlung — (und selbst darüber kann gestritten werden: ob der ungarische Landtag damals überhaupt eine solche war! —) seine Natur mit der eines begeisterten Kriegsheeres vertauscht. Und wer würde (auch von der geschichtlichen Erfahrung abgesehen!) das politische Leben eines Staates auf jene Momente der Erhebung und Begeisterung gründen, die gerade dann nicht eintreten, wenn sie im Voraus veranschlagt sind.

Von einer zur Entscheidung berufenen Versammlung ist eine berathende, nicht etwa bloß dem Grade, sondern geradezu dem Princip nach verschieden. Von ihr gilt durchgängig das Gegentheil des bisher Entwickelten. Sie soll kein entscheidendes Urtheil fällen, sondern dem, der die Pflicht und die Verantwortlichkeit der Entscheidung auf sich hat, die thatsächlichen Umstände der obschwebenden Frage, insbesondere aber die Interessen, Rechte, Wünsche und Hoffnungen vergegenwärtigen, auf welche nach den verschiedensten Richtungen hin seine dereinstige Entscheidung einen Einfluß üben, welche sie befriedigen, welchen sie entgegentreten wird.

Haben wir oben die Zahl von drei Mitgliedern für jede eigentlich entscheidende Corporation als die passendste erklärt, so liegt es umgekehrt, wenn Einer (nämlich der Monarch!) entscheiden soll, in seinem Interesse die Frage vorher aus den möglichst zahlreichsten Gesichtspunkten erörtert und beleuchtet zu sehen. Der Monarch muß wünschen: sich, ehe er das letzte entscheidende Wort ausspricht, mit vollkommener Beruhigung sagen zu können: Ich habe dafür gesorgt, daß jedes legitime Recht oder Interesse in meinem Lande zu Worte kommen konnte; ich habe jeden Wunsch und jede Beschwerde gehört, und weiß jetzt, so weit dieß mit menschlichen Mitteln zu erfahren möglich ist, welche Wirkung der Beschluß, den ich zu fassen geneigt bin, in meinem Lande äußern wird.

Dieser Zweck kann auf doppeltem Wege erreicht werden: Entweder durch Berufung einer zahlreichen, jede Klasse von Rechten repräsentirenden Versammlung aus allen Ständen, oder dadurch: daß jedem Mitgliede der berathenden Körperschaft gestattet wird, jedwede Petition oder sonst zur Aufklärung der Sache dienende Instruction aus dem Kreise seiner Committenten in Empfang zu nehmen und vor den Landtag zu bringen. Vielleicht wäre die Verbindung beider Wege das geeignetste Mittel, den gesuchten Zweck: allseitiger Beleuchtung und Aufklärung der schwebenden Fragen zu gewinnen.

Eine weitere Folgerung aus dieser Grundverschiedenheit zwischen Entscheidung und Rath ist der (in dieser Form dem ältern ungarischen Staatsrecht angehörende) Satz: daß in den berathenden Versammlungen nicht die pars major, sondern die pars sanior entscheidet. Daraus folgt einfach: jede eigentliche Abstimmung wäre hier nicht bloß unnöthig, sondern geradezu principwidrig. Wenn der Monarch Rathschläge begehrt, wenn er in der Versammlung seiner Stände nicht bloß ein Recht, eine Ansicht, ein Interesse hören, sondern ehe er seinen Entschluß faßt, sich vollständig unterrichten, und Alle, die es angeht, zu Worte kommen lassen will, — so liegt es einfach in dem Charakter dieses Verhältnisses, daß Er es nachher ist, der die in seinem Lande obwaltenden Widersprüche, nachdem er sie vollständig vernommen, entweder vermitteln, oder durch seinen souveränen Richterspruch lösen muß. Die Natur der Sache gebietet demnach, daß wenn die berathende ständische Versammlung dem Landesherrn fünf oder zehn oder zwanzig verschiedene Meinungen (wohlverstanden mit ihren Gründen!) — vorgelegt hat, — auf ihn die Mühe des Abwägens und die moralische Verantwortlichkeit der Entscheidung fällt. Die Rathgeber anzuhalten, daß sie unter sich durch einfache Stimmenmehrheit ausmachen und dann dem Monarchen entdecken sollen: welche ihrer verschiedenen Ansichten die vernünftigere, ihm und dem Lande heilsamere und dienlichere sei; dieß wäre eine Einrichtung, die, zum mildesten ausgedrückt,

einen ähnlichen Sinn hätte, wie das berüchtigte valentinianische Citirgesetz. Dem Landesfürsten würde durch diese Enthebung von der schwersten seiner Regierungssorgen wahrlich keine Schmeichelei angethan. Umgekehrt aber läßt sich eben so wenig behaupten, daß die Unterthanen an Freiheit und Rechtssicherheit gewinnen, — wenn zwischen verschiedenen Ansichten, — die doch in der Regel nur auf verschiedenen Rechten und Interessen beruhen, — nicht ein Höherstehender, schon durch seine Stellung und Geburt von allen Parteien Unabhängiger, sondern kraft der Abstimmung eine der streitenden Parteien selbst, und zwar jene der Richter seyn soll, welche zufällig in der ständischen Versammlung die meisten Wortführer und Vertreter zählt. Abwehrung in einer bloß berathenden Versammlung ist daher eine reine Anomalie. Sie gehört einem andern Ideenkreise an, und fließt aus einem ganz andern politischen Princip. Wenn das Land im loyalen Sinne (d. h. der Inbegriff aller Wähler) als souverän angesehen wird, wenn es demnach kraft der bekannten Fiction für eine, aus homogenen Bestandtheilen bestehende Corporation gilt, dann freilich bilden auch die in den Kammern vereinigten Repräsentanten derselben wiederum eine Corporation im verjüngten Maßstabe, und diese kann dann allerdings, wie jede andere Körperschaft, ihren Willen nur durch Abstimmung und Mehrheit kund geben. Eine solche Reihe von Folgerungen ist aber dem ständischen Systeme, welches von der Anerkennung verschiedener Rechte und Interessen im Lande ausgeht, fremd, widerspricht dem Charakter einer berathenden Versammlung, und findet nur im Repräsentativstaate ihren richtigen und angemessenen Platz. Damit ist freilich in keiner Weise gesagt, daß der Monarch bei seiner Entscheidung für oder gegen eine Maßregel die Ueberzeugung, das Interesse, die Zustimmung oder Abneigung der Mehrheit seiner Unterthanen nicht als eines der wichtigsten Momente berücksichtigen solle. Nur ist dabei wohl zu beherzigen, daß die Mehrheit in den modernen Re-

präsentativkammern wohl nur in den seltensten Fällen mit der Mehrheit des wirklichen Volkes außerhalb der Kammer gleichbedeutend seyn dürfte.

Machen wir von dem bisher Auseinandergesetzten die Anwendung auf den preußischen Verfassungsstreit. Wir finden den Wunsch der liberalen Opposition am klarsten und bündigsten formulirt in der bekannten, in neuester Zeit so vielfach besprochenen Adresse, unterzeichnet von Herrn v. Holzendorf und Genossen *). Vierzig märkische Bauern forbern mit dem Letztgenannten — ob aus eigener Bewegung oder durch den Einfluß ihres Führers bestimmt? ist für unsern Zweck zu untersuchen überflüssig! — ihren Antheil an der Souverainetät des Königs. Hierin liegt das lösende Wort des Räthsels. Man sieht, es handelt sich im Geiste dieser Opposition um nicht mehr oder weniger, als um Verwandlung der dynastischen Regierungsform in eine Collectivherrschaft. Wenn der König seine souveräne Macht der Entscheidung mit einer Versammlung theilen soll, so ist fortan nicht mehr Er der Souverän, sondern eine aus Krone und Kammern bestehende moralische Person, in welcher der Monarch (der Theorie nach) nur noch einen ideellen Antheil haben würde. Die Naivität, die dazu gehört, einen solchen Antrag zu stellen, liefert den vollständigen, aber für unser Nationalgefühl etwas beschämenden Nachweis, daß die politische Bildung in Deutschland zur

*) Es kann nicht genug bedauert werden, daß der maßlose Unverstand der subventionirten Presse der Regierung auch in diesem Falle wieder mehr geschadet hat, als der Angriff der Gegner. Ein bekanntes, ultra-serviles Blatt am Rhein antwortete auf ein Aktenstück, welches der Kritik so viele schwache Seiten bot, mit schmählichen, die Sache gar nicht berührenden Denunciationen und rein persönlichen Verdächtigungen, deren brutale Fassung auch dießmal wieder das ganze Gewicht der öffentlichen Meinung in die Schaale der Opposition warf.

Stunde noch in den Kinderschuhen geht. Wir wenigstens sind des unvorgreiflichen Dafürhaltens, daß der Glaube: die Principien der englischen Verfassung ließen sich, wie man die Hand umkehrt, ohne Rücksicht auf Geschichte, Herkommen, Gewohnheit und politische Erziehung aus ihrer insularischen Heimath auf preußischen Boden verpflanzen, — eine wahrhaft kindische Unschuld und Unerfahrenheit in Staats- und Verfassungsangelegenheiten verräth, — die etwas Rührendes haben könnte, wenn sie, nach den großen Erfahrungen der letzten sechszig Jahre, nicht über allen Ausdruck abgeschmackt wäre. Wir wollen hier von dem Standpunkte des Rechts schweigen, und den Satz nicht einmal geltend machen: daß der König zu einer solchen Theilung seiner Souveränetät (die der Sache nach eine Abtretung wäre, oder in nächster Zukunft würde) den Agnaten seines Hauses und seinem Volke gegenüber gar nicht einmal befugt sei. — Dergleichen tiefgehende Ausführungen sind jedenfalls für den deutschen Liberalismus zu spitzfindig und transcendent. Aber was meinen wohl jene Bittsteller, daß das Ergebniß seyn würde, wenn jedem preußischen Unterthanen, der irgend etwas zu verlieren hat, Mann für Mann die einfache Frage vorgelegt würde: wer wollt Ihr soll in Zukunft Euer Herr und Meister seyn, der König, wie bisher, oder der souverän gesprochene Landtag? Wer im Namen des souveränen Volkes spricht, sollte sich vorher doch wenigstens die Frage gestellt haben: ob denn das wirkliche, leibhafte, preußisch-monarchisch-militärische Volk auch nur von ferne geneigt sei, ein so tief greifend politisches Experiment zu wagen, an welchem das Wohl und Weh des Landes und des Einzelnen für alle Zeiten hinge, und dessen Folgen Niemand berechnen könnte? und ob denn eben jenes Volk irgend wie Lust und Belieben trage, sich mit Leib, Leben und Gut einem neuen Herrn zu unterwerfen, dessen Credit, nach den bisherigen Proben, keineswegs so hoch und feststeht, wie besagter Liberalismus es sich und Andern einzureden pflegt!

Wahrlich, es ist ein eben so alter als wahrer Satz: die gefährlichsten Gegner der politischen Freiheit sind die „Utopisten." Wer in Beziehung auf die heutigen preußischen Verfassungsverhältnisse von Volkssouveränetät spricht, weiß nicht, was er thut. Er arbeitet den abgesagtesten Gegnern aller und jeder ständischen Freiheit, den verstocktesten Bureaukraten, in die Hand, und verhindert oder verzögert zu Gunsten des Schreiberabsolutismus die Ausbildung und Entwickelung von Institutionen, die, richtig verstanden und vernünftig gehandhabt, der rechtlichen Freiheit eben so förderlich werden könnten, wie der wahren Wohlfahrt des Landes, und dieß zwar nicht bloß ungeachtet, sondern gerade vermöge der von ihnen geschaffenen bloß berathenden Stände. Hätten wir unserer Seits unsere Bedenken und Ausstellungen in Betreff der Gesetze vom 3. Februar 1847 anzugeben, so würden sie statt für den Landtag einen Antheil an der Souveränetät zu reklamiren, umgekehrt gerade darauf hinauslaufen, daß der, den allgemeinen Ständen beigelegte Charakter einer bloß berathenden Versammlung nicht streng genug festgehalten ist, und daß ihnen deßhalb wesentliche ständische Freiheiten und Rechte, die in den Händen bloß berathender Stände kein Bedenken hätten, nicht beigelegt oder verkümmert sind. Diese Auffassung bedarf jedoch einer weitern Auseinandersetzung und Begründung, die wir auf einen späteren Artikel versparen müssen.

III.

Kabinetsstück.

Im Jahre 1802 erhoben sich die gleichen eidgenössischen Cantone, welche jetzt den Kern des Sonderbundes bilden, gegen die damalige helvetische Central-Regierung. Die Beweggründe, das bestehende Joch abzuwerfen, waren ohngefähr die gleichen, deren wegen sie gemachten Zumuthungen sich nicht unterziehen wollten, nur daß jenes der That noch ungleich weniger schwer und minder schimpflich war, als dieses gewesen seyn würde. Die helvetische Regierung hatte stehende Truppen. Ihr Anführer, „General Andermatt aus Baar im Kanton Zug, erhielt den Befehl, vorerst Zürich zu besetzen, dann mit dem Geschütz des dortigen Zeughauses die Urstände zu bekriegen. Wie nun dieser Andermatt mit seinem Kriegsvolk vor der Stadt erschien, schlossen ihm die gerüsteten Bürger die Thore; — sie hielten es für Schmach, ihr Geschütz zur Bekämpfung „der treuen, lieben Eidgenossen" der Urkantone herzugeben. Andermatt setzte sich nun mit seinen Söldnern auf den Züricherberg, und beschoß von da zwei Tage lang mit Granaten, Bomben und Pechkränzen. Auch diese Noth wollten die Bürger lieber bestehen, als zu einem empörenden Unternehmen gegen ihre „lieben, alten Miteidgenossen" ihr Geschütz verwenden lassen. Ihre regsame Anstrengung bewahrte die Stadt vor Unglück, ihre Beharrlichkeit zwang den

Kriegsmann zu schimpflichen Abzug. — Jetzt rückt dasselbe Zürich zu einem weit ungerechtern Krieg gegen dieselben vormaligen „Miteidgenossen“ aus; jetzt trägt es kein Bedenken, eine vermehrte und verbesserte Auflage der Freischaaren erscheinen zu lassen, und wer es wagte, nur ein zweifelndes Wort zu sprechen, mußte im Namen der Freiheit und des Volkswohles in den düstersten Kerker wandern. Leute, von denen man annehmen sollte, sie müßten ihrer bisherigen Anschauungsweise gemäß die empörende Ungerechtigkeit, das scheußliche Unterfangen tief verabscheuen, sie müßten von dem Standpunkte des Rechts dasselbe unbedingt verwerfen, sind in ihrer moralischen Feigheit zu solcher Knechtschaft herabgesunken, daß sie kein Bedenken tragen, an die Spitze des zusammengetriebenen Haufens sich weisen zu lassen. Ihr Geistesauge ist so schauerlich umdüstert und durchnachtet, daß sie dem Wahn sich hingeben, ihre principielle Blödigkeit mit Berufung auf bürgerliche Pflicht oder gar militärische Ehre verhüllen zu können; gleich als ob durch Verfechtung einer ehrlosen Sache Ehre sich retten oder gewinnen ließe. So sucht sich der moralische Schwächling durch Transactionen mit dem Gewissen aus dem Knäuel herauszuhelfen, welcher nie gelöst, nur durch das Schwert der wahren, makellosen Ehre durchschnitten werden kann. Die Rücken solcher Alterweibernaturen sind die besten Staffeln, auf denen der Radikalismus zu seinem beabsichtigten Thron emporsteigen kann. Was läßt sich von dem willenlosen Volke erwarten, wenn diejenigen, welche ihm als Leuchte dienen könnten und sollten, nur noch wie ausgeblasene Talglichter qualmen? War die Welt für den schauerlichsten Despotismus jemals so reif, wie gegenwärtig?

IV.

Für die Verunglückten und Verfolgten in der katholischen Schweiz.

Seit die Urschweiz im Kampfe erlegen, fahren die radikalen Häuptlinge fort, die Katholiken zu knebeln, und mit Hülfe der occupirenden Truppen und terroristischer Revolutionsdecrete ihnen das Joch des brutalsten Radikalismus im Namen der eidgenössischen Freiheit aufzuladen. Durch den leichten Sieg, den er seiner Uebermacht verdankte, vom höchsten Uebermuth erfüllt, tritt der Bär die Ueberwundenen mit seinen eisernen Tatzen nieder, und läßt sich das Siegesmahl wohl schmecken. Von Achtung der eingegangenen Capitulationen, der constituirten Behörden, der bestehenden Verfassungen und Rechte, der Pflichten des Bundesvertrages ist keine Rede. Jeder Tag ist der Zeuge neuer Gewaltthaten; überall Einkerkerungen in Masse; ein Proscriptions- und Spoliationssystem; gewaltthätige Entsetzung rechtmäßiger Behörden; Confiscation des Wahlrechtes, der Preßfreiheit, des Associationsrechtes; Erhebung solcher, die rechtmäßigen Urtheilsprüchen unterliegen, zu den höchsten Aemtern mit tyrannischer Gewalt; keine Person, kein Eigenthum gegen die Eingriffe reactionärer Parteirache gesichert;

Alles geknechtet von dem Terrorismus ultraradikaler Minoritätsregierungen, die sich auf die eidgenössischen Bajonnette und das von der radikalen Zwölfermehrheit sanctionirte Proscriptionsrecht stützen. Das ist die Lage namentlich von Luzern, von Freiburg und theilweise auch von Wallis; und wenn die Urkantone des Hochgebirgs minder unter diesem Joche zu leiden haben, so ist daran nicht die Mäßigung der Regierenden schuld, sondern sie verdanken es einzig dem gesunden Sinne ihres Volkes, das allen Bajonetten, Drohungen und Verlockungen zum Trotz treu an seiner Religion, seiner Freiheit und seinem Rechte hängt, und sich mit schweigendem Ernst in das Unvermeidliche fügt. Wie schamlos das Factionsregiment aber auch verfahren mag, den Wüthigen der radikalen Vollblutrace, die hinter den gegenwärtigen Gewalthabern in Bern in zweitem Gliede halten, und mit Ungeduld nach vorwärts drängen, geht es immer noch allzu langsam, allzu gemäßigt, allzu conservativ. So rief jüngst die radikale Berner Zeitung im Geiste des Bärnerclubs und dieses Bärenregiments „Fluch der Halbheit.“ Sie heulte zornig, daß gleich nach gewonnenen glänzenden Siegen „die Unentschiedenen, die Halbmänner“ hier und da schon ihre Köpfe hervorstreckten, und ihr unseliges Evangelium des triste-milieu predigten. In Schwyz lasse man eine landesverrätherische Regierung und in Luzern Klöster bestehen, die ihre Existenz seit Jahrhunderten verwirkt hätten. Schon werde, so brüllte der Gefräßige weiter, von „Generosität“ gegen die occupirten Kantone geredet, aber wer hier (unter dem Bärenregiment) von Generosität rede, der wolle den Fortbestand der Klöster, der wolle, daß der Geist des neunzehnten Jahrhunderts hinter dem sechszehnten zurückbleibe. Wieder seien zwei „Pfaffen“ gefänglich eingebracht worden, berichtete sie unter dem 6. Dec. aus Murten, vorgeblich, weil sie neuerdings aufreizende Predigten gehalten. Und noch nicht zufrieden mit den Decreten der Freiburger Regierung, die durch ihre rücksichtslose Gewaltthätigkeit dem Fanatismus der ersten französischen Revolution nichts nachgegeben, sagt sie: „Moderation

und versöhnliche Gesinnung sind nicht viel weniger gefährliche Feinde des Fortschrittes, als Jesuiten und Sonderbund." Wenn die hungerigen Wölfe und die wilden Katzen Journalisten würden und Zeitungsartikel schrieben, ich wüßte nicht wie sie sich anders ausdrücken wollten, als diese radikalen Hetzer der privilegirten Schweizerpresse, die da vorgeben, dem Fortschritt des menschlichen Geschlechtes zu dienen, und Generosität, Mäßigung und versöhnliche Gesinnung als Affiliirte der Jesuiten dem öffentlichen Haß preisgeben, und Jeden als einen Landesverräther verdächtigen und verlästern, und mit dem Rachezorn der Volksjustiz bedrohen, der nicht ihrem raubsüchtigen Wahnsinn als feiler Knecht dienen mag.

Hört man übrigens die Klagberichte aus den niedergetretenen Kantonen, so ist nicht abzusehen, aus welchem Grund jene Radiaten des Bärenclubs sich über „Halbheit" beschweren können; denn von einem „triste-milieu", von „Generosität", von „Moderation", von „versöhnlicher Gesinnung" ist hier, einige Phrasen der Proclamationen zum Anlügen der Welt ausgenommen, gar wenig zu verspüren. Das Freischaarenthum hat sich mit seinem ganzen Rachezorn den Besiegten auf den Nacken gesetzt und gebietet mit sultanischer Willkühr, und wer nicht unbedingt gehorcht, dem droht es mit der Knute, und jedes freimüthige Wort der Presse, das dieser Tyrannei entgegentritt, wird durch Androhung von Hochverrathsprozessen und Executionen der Volksjustiz erstickt.

Welcher Geist der Verfolgung durch den Sieg Dufours und die Beihülfe der Halbconservativen dermalen seine Geisel über die Besiegten schwingt, das bezeugt nichts mehr, als die jüngsten Wahlen im Kanton Luzern und die Constituirung der neuen Behörden. Zwanzig Conservative und Gemäßigte ausgenommen, sind alle neugewählten Großräthe radikal, und darunter zwanzig Freischärler und als solche abgestrafte, und siebenzehn nahe Verwandte von solchen; statt angesehener Landleute meist Advokaten, Schreiber und Beamte. Und demgemäß

hat denn auch dieser neue große Rath, der von der unterdrückten Stimme des geknechteten Volkes mit der größten Majorität perhorreszirt wird, mit 66 Stimmen von 92 zu seinem würdigen Präsidenten den berüchtigten Robert Steiger erwählt, denselben, der am 8. December 1844 durch nächtlichen Verrath, am 31. März 1845 als Freischaarenführer den Kanton durch Feuer und Schwert revolutioniren und unterjochen wollte; der dann durch Hülfe dreier meineidiger Landjäger dem Spruche des Gerichtes entrann, und der unter dem Schutze der Bajonette des Invasionsheeres zurückgekehrt, und von einer radikalen Rotte auf den Regentenstuhl erhoben, nichts Eiligeres zu thun hatte, als auf eine allgemeine Proscription der gestürzten rechtmäßigen Regierung anzutragen. Dieser wüthige Parteimann ist nun zum Gesandten an die Tagsatzung ernannt; dort wird er den katholischen Vorort vertreten, und voraussichtlich als würdiger Nachfolger des Freischaarengenerals Ochsenbein im künftigen Jahre als Bundespräsident auch die schweizerische Eidgenossenschaft. Ochsenbein, Steiger und Dr. Furrer (dem die Aufwiegelung des Luzernervolkes gegen seine Obrigkeit vorgehalten wird) sind die Regenten der drei schweizerischen Vororte. Das ist die Antwort des schweizer Radikalismus auf die Noten der Großmächte, die nun wieder eine neue Note berathen. Unterdessen ist der Proscriptionsplan des Freischaarenhelden, Dr. Steiger, wirklich durchgegangen. Die Sequestrirung des Vermögens von dreiundneunzig Großräthen und eilf Kleinräthen hat statt gefunden, und die Blätter haben bei dieser Gelegenheit Scenen gemeldet, die unser deutscher Dichter trefflich hätte zur Schilderung jener Zeiten benutzen können, da Geßlers Uebermuth den Hut aufsteckte, und die Landvögte über Hab und Gut freier Männer schalteten.

Allein, wie waren solche Wahlen, solche, jedes menschliche Rechtsgefühl empörende Verfügungen in einer Republik möglich? — Wenn man alle Scham und Scheu abgewo[illegible] wenn man über Tausende von Bajonetten zu verfügen[illegible] wenn man ermächtigt ist, Millionen zu erpressen, [illegible]

menschlichen Niedertracht und Eigensucht Aemter und Vortheile auf Kosten Anderer zu bieten hat, was ist da einer gewissenlosen Faction unmöglich? Es ist wahr, sie haben als Beweis ihrer Mäßigung dem Freischaarenführer Steiger den „legaleren" Kopp, einen allgemein geachteten Mann, und dem Freischaarenhauptmann Schnyder den gemäßigteren Schumacher-Uttenberg an die Seite gestellt; gerade wie sie meinten, das Aeußerste gethan zu haben, indem sie dem Präsidenten Ochsenbein den Generalissimus Dufour beiordneten. Was hat aber das Recht dabei gewonnen, und was der Radikalismus dabei verloren? Im Gegentheil, diese sogenannten Conservativen haben den Radikalismus nur daran gehindert, daß er sich nicht durch seine extreme Raserei den Hals brach; sie halfen ihm seine Beute einfangen und knebeln, und was sie nun thun, ist, daß sie ihn wieder daran hindern, daß er mit seinem gierigen Heißhunger sie nicht auf einmal verschlinge und an den Knochen erwürge, sondern in aller Ruhe und Bedachtsamkeit sie verzehre. Daß wir hier nichts übertreiben, dessen zum Beweis dürfen wir nur die Stimmen einiger Augenzeugen vernehmen über das, was Alles in diesem unglückseligen Lande, trotz Kopp und Uttenberg, und trotz dem conservativen Militärcommando geschieht, und wie es bei der Wahl von Behörden herging, die nun unumschränkt über Personen und Eigenthum, über Rechte und Verfassung verfügen. Unter dem 9. December wurde der Rhein- und Moselzeitung (Num. 288) aus Luzern geschrieben:

„Die große Mehrheit des Volkes ist seiner heiligsten Rechte beraubt; an eine freie Wahl seiner Repräsentanten darf es nicht mehr denken. Die Großräthe und die Regierungsräthe sind in Folge eines jüngsten Decretes der Stimm- und Wahlfähigkeit beraubt; sie sind in Verhaft gesetzt, und ihr Vermögen ist dem Fiscus anheimgefallen. Jeder, der das Unglück hat, von den Conservativen als Candidat vorgeschlagen zu werden, hat zu gewärtigen, in Gefangenschaft gesetzt zu werden. Die rohesten Gewaltthaten werden am ungescheutesten auf dem Lande verübt. Das Militär brandschatzt unter allerlei Vorwänden die Bürger, und

verübt ungestraft alle Excesse. Einem stillen Bürger wurde vorgeworfen, er habe seine Hausthüre verschlossen, folglich werde er geheime Zusammenkünfte in seinem Hause haben. Ohne einen Verhaftsbefehl vorweisen zu können, wurde er von dem Militär verhaftet und in Gefangenschaft abgeführt. Sein Haus wurde von oben bis unten durch eine Bande untersucht, aber natürlich ohne Erfolg; denn die Conservativen wissen nur zu wohl, daß es ihnen jetzt nicht erlaubt ist, mit einander zu sprechen oder zu berathen. An einem andern Orte gab ein Soldat vor, es sei aus einem Hause auf ihn geschossen worden; er machte ein Loch in seinen Tschako: und der Hauseigenthümer mußte diese Beschädigung mit vierhundert Franken baaren Geldes bezahlen, wozu er durch einen Haufen Militär gezwungen wurde. Einem Gutsbesitzer wurde Haus und Scheune durchsucht, um Waffen darin zu finden; hernach hatte der Gutsbesitzer alle Ursache, Wache zu halten, daß ihm nicht heimlich solche verbotene Sachen in seine Scheune gebracht würden. Bezirksrichter Silvester Brügger von Horf, von dem bekannt war, daß er im Einverständniß mit dem frommen Fürst von Hohenlohe Gebete für die katholischen Kantone verordnete, wurde verhaftet, und sein einziger Sohn wurde erschossen; vorgestern fand dessen Beerdigung Statt."

Unter dem 15. December erhielten wir einen weiteren Bericht von dem katholischen Vorort über die Wahlen:

„Verflossenen Sonntag wurde in der Mitte der Stadt ein großer Freiheitsbaum errichtet. Die Conservativen wurden bei diesem Anlasse auf alle erdenkliche Weise insultirt. Einzelne Männer wurden durch Banden aus den Häusern abgeholt und gezwungen, den Baum zu küssen und um denselben zu tanzen; anderen zogen ganze Schwärme von Buben vor die Häuser, und warfen ihnen mit Steinen die Fenster ein. Ob dem Lande vernimmt man täglich von solchen Auftritten, verbunden mit gewaltsamen Erpressungen und Mißhandlungen. Das Militär läßt sich so weit herab, auf Befehl von Gassenbuben Verhaftungen vorzunehmen. — Die Wahlen gaben Anlaß zu jeder Gewaltthat. Diejenigen, welche vorgeben, die Verfassung beschützen zu wollen, und dem Luzernervolke Verfassungsbruch vorwerfen, verletzen bei diesem Anlasse die Verfassung

tausendfältig. Die persönliche Freiheit und Sicherheit des Eigenthums sind in den Augen unserer Radikalen eine außer Kurs gesetzte Münze. Es war an dem Wahltage, als wäre der Kanton eine große Menagerie, die Bürger saßen in den Käfigen wie Wölfe und Meerkatzen, am Tage nach der Wahl wurden die Meisten ohne Verhör entlassen. So z. B. saßen in Sembach in einem einzigen Käfig siebenundzwanzig unbescholtene Luzerner Bürger beisammen, und keiner wußte, warum er hier war, als daß er sein Stimmrecht nicht ausüben sollte. In Sursee waren alle hiefür geeigneten Lokale mit solchen Männern angefüllt. In allen Städtchen und Dörfern wurden öffentliche Lokale, z. B. die Schulhäuser, in Anspruch genommen, um den Luzernern zu zeigen, wie die neue Freiheit verstanden werden muß. In vielen conservativen Gemeinden entschlossen sich die nichtverhafteten Bürger, ohne die gefangenen Mitbürger an den Wahlversammlungen keinen Antheil zu nehmen, und so ereignete es sich, daß in Wahlkreisen, wo die Conservativen weitaus in Mehrheit waren, keine einzige conservative Stimme abgegeben wurde. In anderen Gemeinden schritt der Rest der Bürger zur Wahl, und wählte den conservativen Candidaten mit großer Mehrheit. Das Wahlresultat wurde aber in diesem Falle nicht einmal eröffnet, sondern einfach erklärt, daß die Wahl eines Sonderbündlers ungültig sei, indem nur freisinnige Wahlen angenommen werden. Wer sich gegen solchen Zwang aussprechen wollte, wurde durch das Militär aus der Kirche geführt. So wurden z. B. in dem wohlweisen Hochdorf, Aesch und Habsburg mehrere Hunderte forttransportirt, und die Radikalen, so klein auch ihr Haufe seyn mochte, handelten allein als das Volk, denn natürlich traten auf solche Auftritte auch die Conservativen vom Wahlplatze zurück."

Obschon unsere Nachrichten über Zug, Freiburg und Wallis nicht so vollständig sind, so läßt doch Alles, was wir von dort her hören, mit vollem Rechte schließen, daß auch hier der gleiche Verfolgungsgeist, und die gleichen Gelüste, und die gleiche Mißachtung aller Rechte herrschen. Auch hier sind die Wahlen angeblich frei; allein, werden Conservative gewählt, so werden die Wahlen cassirt, und wehe den Wählern, die an-

ders, als radikal wählen. Ist ja nicht einmal das ehrwürdige Hospiz auf dem St. Bernard, das die Stürme so vieler Jahrhunderte, die französische Revolution und Napoleon verschonten, an das sich so viele schöne Erinnerungen christlicher Barmherzigkeit und Wohlthätigkeit knüpfen, dem so viele Verirrte und Verhungernde und im Schnee Begrabene ihre Rettung verdanken, und dessen so manche berühmte Reisende in rühmender Weise gedacht haben, ist ja selbst nicht einmal dieses Gott und werkthätiger Menschenliebe gewidmete Haus vor der schamlosen Raubgier der Gewalthaber aus dem radikalen Abschaum sicher, und sieht auch dieses seinem Untergange entgegen. Kein Zweifel, daß diesem Project, die ganze Last der Kosten jenes ungerechten Krieges in Wallis, wie in Schwyz und Luzern vorzugsweise auf die religiösen Corporationen zu wälzen, nicht nur die Absicht zu Grunde liegt, Geld zu erpressen, sondern auch nach dem unseligen Vorgang Aaraus der weitere Nebenzweck, diese Institute, die unter dem Schutz der Bundesacte stehen, gänzlich zu vernichten. Dieser Geist des Radikalismus, wie er in der Schweiz und anderwärts immer ungescheuter auftritt, ist nicht bloß ein antikatholischer, nein das Christenthum und alle Religion ist ihm in den Tod verhaßt, und all sein Sinnen geht darauf aus, es von dem Erdboden zu vertilgen. Daher sehen wir, wie Hand in Hand mit diesen Verfolgungen in den katholischen Kantonen, die religiösen Verfolgungen gegen gläubige Protestanten und ihre Hausandacht in der Waadt gehen, wo der Radikalismus den Großinquisitor seiner Polizeikirche macht, und sich der „Volksjustiz“ zu seinen brutalen Verwüstungen und Zertrümmerungen bedient.

Täuschen wir uns daher nicht darüber, daß wir in den Vorgängen der Schweiz den Beginn einer religiösen Verfolgung vor uns haben, die immer entschiedener hervortreten wird, und wenn sie in so reißender Eile, wie bisher, ohne irgend einen energischen Widerstand von Seite der dazu Berufenen und

dermalen noch mit der nöthigen Macht Ausgerüsteten zu finden, voranschreitet, auch bald uns selbst treffen könnte.

Die katholischen Urkantone haben in ihrem Kampf für den Glauben, für das Recht und die Freiheit nicht nur für sich, sondern auch für uns gestritten; ihre Niederlage ist auch unsere Niederlage, mögen daher auch ihre Leiden Trost und Hülfe in unserem Mitleiden finden. Während der Radikalismus in den geistverwandten Blättern des Auslandes über den Sieg der Bedränger jubelt, während er die Leiden und Bedrängnisse der Opfer verschweigt, und kein Wort des Vorwurfs und der Entrüstung über die Gewaltthaten, die Proscriptionen und Spoliationen ihrer Zwingherren hat, mögen da die Katholiken aller Orten zeigen, daß sie in ihrem Unglück das eigene fühlen! Sie können ja nicht wissen, wie bald sie nicht selbst der Hülfe bedürftig sind, und nur durch eine gemeinsame Theilnahme und innigeres Aneinanderschließen werden sie die Gefahr minderen, die Allen droht, und den Uebermuth ihrer siegestrunkenen Feinde brechen. In Rom, in Frankreich, in Baden, in Preußen werden milde Beiträge für die Verunglückten und Verfolgten der katholischen Schweiz gesammelt, und wir hegen das Vertrauen, das katholische Bayern, wo nun auch die Sammlungen gestattet sind, werde auch bei dieser Gelegenheit seinen barmherzigen Sinn bewähren.

Wer sich in die unglückliche Lage der armen Katholiken in den besiegten Kantonen versetzen will, der darf sich nur erinnern, wie sie von den Heeresmassen nicht nur ausgehungert wurden, sondern daß diese nicht wie Soldaten, sondern wie zuchtloses Raubgesindel an manchen Orten mit Plünderung und Verwüstung jede Art des brutalsten Muthwillens auf echt radikale Weise verübt haben. So ist manchem armen Hausvater nichts geblieben, als die Brandstätte, wo sein Haus gestanden; andere haben alle Vorräthe für den Winter verloren; noch andere, die die Waffen für die gerechte Sache ihrer Glaubensgenossen

ergriffen, irren als hülflose Flüchtlinge in der Fremde umher. Ein fremder Augenzeuge jenes Kampfes, ein Generalstabsoffizier der verbündeten Kantone, hat in gerechter Entrüstung in seiner bekannten Erklärung in der Allgemeinen Zeitung über jene Barbareien den Ausspruch gethan: „daß die Kriegsführung der Kabylen und der rohesten Völker edler ist, als die der sogenannten Eidgenossen. Europa mag es erfahren", schließt er seine Erklärung, „daß in dem von den Radikalen sogenannten Jahrhundert des Fortschrittes gesinnungstüchtige, aufgeklärte, politisch gebildete, moralisch sittliche Truppen sich zur Schande unsers Jahrhunderts benommen haben. Europa mag es wissen, daß unter den Augen Ochsenbeins und anderer höherer Offiziere die abscheulichsten Gräuelthaten verübt wurden; wir unsererseits wissen, daß mit Energie und gutem Willen dergleichen Dinge zu verhindern sind." Doch hören wir auch andere Stimmen! Wie die „Eidgenössischen", namentlich die Bärner, hausten, darüber äußert sich unter Anderem das radikale, basellandschaftliche Volksblatt nach dem Bericht eines heimgekehrten Landschäftlers: „Ein großer Theil des Luzernervolkes muß diesen Winter Hunger leiden, besonders in den Umgebungen der Stadt, wo die bivouakirenden Eidgenossen Alles wegnahmen, was sie erwischten, auch ungedroschene Fruchtgarben für Stroh gebrauchten. Die Berner haben uns Landschäftlern viel böses Spiel gemacht. Hieß es, in diesem oder jenem Dorfe sei es wüste zugegangen, so sagte man: die Landschäftler sind halt dort! und kam man dann hin, so waren es die Berner und nur Berner. Am ärgsten trieben sie es in Innwyl. Nicht nur Lebensmittel, auch Plunder und Geld stahlen sie bis genug, z. B. einem Waisenvogte mehrere tausend Franken Amtsgelder. Der Wirth, dem vierzig Saum weggesoffen wurden, ist nun ganz ruinirt. Er sagte: So ist's! fünf Jahre habe ich zu den Liberalen gehalten und wurde verfolgt, hatte aber stets noch meine Sach; jetzt kommen die Liberalen (die Eidgenossen), und ich verliere Alles."

Eine andere Scene aus diesem glorreichen Kampfe für Licht und Fortschritt theilt das solothurner Echo vom Jura mit, das nun seiner Seits von seinen freisinnigen Landvögten mit einem Preßprozeß bedroht ist. Die Schilderung lautet:

„Soldaten des Bataillons Stämpfli erzählen: In Münster (Kanton Luzern) hätten ihrer acht ein Einquartierungsbillet bei einem Chorherrn erhalten, aber unerachtet alles Schellens und Klopfens hätte sich Niemand im Hause gezeigt; darum seien sie einstweilen in's Wirthshaus verlegt worden. Später, bei erneuertem Anklopfen, hätte sich endlich eine zitternde Magd gezeigt, welche auf den Ruf, sie seien von Solothurn, sie solle sich nicht fürchten, sich erholt und die Hausthüre geöffnet habe. Zutraulich habe sie ihnen dann erzählt, daß ihnen von den aargauischen Truppen Alles, sogar auch die Betten, genommen worden, und Nichts mehr im Hause sei, als ein Körbchen voll Aepfel; indessen wolle sie ihnen doch Etwas aus dem Wirthshaus holen. Von der Wahrheit dieser Aussage überzeugten sich die Soldaten durch den Augenschein, wobei sie im Keller noch Alles vom ausgeschütteten Weine naß und kothig fanden. Abends, als sie ihre Lagerstätte mit Stroh zurecht gemacht, sei zitternd ein ehrwürdiger Greis erschienen, mit einem weißen Tüchlein unter dem Arm, und habe sie gebeten, bei ihnen schlafen zu dürfen, weil er sonst seines Lebens nicht sicher sei. Dieses war der Chorherr selbst. So haben die Aargauer im Kanton Luzern ihre „„Aufklärung““ und „„eidgenössische Bruderliebe““ gezeigt!“

Wem diese Daten noch nicht genügen, den verweisen wir auf so manchen Correspondenzartikel der Augsburger Postzeitung, die voll von empörenden Excessen und Bübereien sind. So läßt sich z. B. eine Stimme aus Luzern unter dem 17. Dezember (Postzeitung Beilage Nr. 103.) also vernehmen:

„In Luzern wollen wir nur auf die zahllosen Verhaftungen hinweisen, die das gemeine Militär mir nichts dir nichts an freien (?) Bürgern vornahm, hinweisen auf den Rathsherrn Helfenstein von Sempach, der einen Freischaarenstutzen,

den er niemals in den Händen gehabt, auf dem Wege der Erpressung mit 72 Fr. bezahlen mußte, hinweisen auf den Bauer in der Schroten zu Rain, dem 106 Fr. gestohlen worden, hinweisen auf Wendel Kost, Oberst, dem Säbel, Epauletten und 600 Fr. an Baar gestohlen wurden, hinweisen auf einen dem Namen nach uns unbekannten Bauern von Eich, dem ein Freischärler Namens Kupper mit Hilfe bernerscher Offiziere 270 Fr. erpreßte und nebenbei noch um 20 Fr. ihn gemein betrog."

Dieses sind indessen Diebstähle im kleinen Maaßstab, die der Privatindustrie angehören, während die Diebstähle im Großen unter der Sanction der Tagsatzung und der Freischaarenregierungen an dem Vermögen der abgetretenen Regierungs-Mitglieder und den religiösen Corporationen erst noch verübt werden sollen. Steiger hat es namentlich auf St. Urban abgesehen. Auch dem altehrwürdigen Kloster Einsiedeln in Schwyz, das zur Abtragung der ersten Rata der Kriegskosten 40,000 fl. Hypothek anbot, wurde von der Regierungscommission in sultanischer Weise bedeutet, daß es für Herbeischaffung des Geldes selbst besorgt seyn soll, ansonst es für alle daherigen Folgen verantwortlich erklärt sey. So verstehen diese Republicaner die Heiligkeit des Eigenthums, kein Wunder wenn die Urkantone eine Intervention mit offenen Armen empfangen würden, die sie von diesem schmachvollen Joche befreite.

Das traurigste bei allen diesen Vorgängen sind übrigens nicht die materiellen Opfer, es ist der Verlust aller höheren und religiösen und moralischen Güter, die gänzliche Entsittlichung und Verwilderung des Volkes, die Ausrottung des Gefühls für Recht und Unrecht, die in erschreckendem Maaße zunehmen und die Schweiz zu einer Räuber- und Mörderhöhle communistischer Jacobiner machen muß, wenn Gott in seiner Barmherzigkeit nicht den Uebermuth zum Falle bringt. Wir unserer Seits aber wollen uns diese Bedrängnisse und Verfol-

gungen zum Sporn dienen lassen, uns enger aneinander anzuschließen, und durch milde Gaben unseren unglücklichen Brüdern unsere Theilnahme zu bezeugen. Wir können darum auch diesen Aufruf nicht besser schließen, als durch die Anführung der dankerfüllten Worte, die ein Schweizer an ein rheinisches katholisches Blatt in Betreff ähnlicher Sammlungen in den Rheinlanden jüngst von Luzern aus geschrieben:

„Ich kann Ihnen nicht beschreiben, welchen Eindruck es auf unser Volk machte, als bekannt wurde, daß in so weiter Ferne bedeutende Summen für es zusammengesteuert wurden. Es ist dieses für uns eine neue Erscheinung, und deßhalb ist auch der Eindruck um so größer. Es wird damit nicht nur das Elend manches Unglücklichen erleichtert, auch das Vertrauen zu Gott, der die Seinen nie vergißt, wird gehoben und das Festhalten am guten Rechte gestählt. Kaum wird je ein Opfer von umfassenderem Nutzen seyn, als das, welches jetzt für die unterdrückten Katholiken in der Schweiz auf den Altar gelegt wird. Der Kanton Luzern ist zwar der einzige, der eigentlich von den Gräueln des Krieges verwüstet wurde, und dessen Volk hat auch die schwersten Folgen desselben auch in politischer Hinsicht zu tragen (in letzterer Beziehung duldet auch Freiburg); aber die Hülfsbedürftigen sind doch hier besonders zahlreich, namentlich an Verwundeten."

Schließlich bemerken wir nur noch, daß die Redaction der historisch-politischen Blätter milde Beiträge mit Dank in Empfang nehmen, und an ihre Bestimmung befördern wird.

V.

Die Allocution Seiner Heiligkeit Pius IX. vom 17. December 1847.

In der jüngsten Allocution hat der heilige Vater Veranlassung genommen, sich mit der gemäßigten Stimme eines liebevollen Herzens, aber mit aller Entschiedenheit gegen die Grundübel der Zeit auszusprechen. Ueber jenen dünkelvollen Hochmuth, da so Viele wähnen, sich ihren Gott und ihre Religion selbst machen zu können, und über den eiskalten Indifferentismus der Gegenwart in religiösen Dingen hat er sein Verdammungsurtheil ausgesprochen; die Einheit der Wahrheit, wie sie im Schooße der katholischen Kirche bewahrt wird, nach den Aussprüchen Christi und der Apostel, als die Bedingung zum ewigen Heile verkündend. Gegen den Staats- und Nationalegoismus der sogenannten gallicanischen Freiheiten hat er das Ansehen des apostolischen Stuhles gewahrt, während er andererseits den glücklichen Erfolg seiner Vermittelung zur Heilung und Ausgleichung der Wunden und Wirren der spanischen Kirche verkündet.

Stehen sich in unserer Zeit Despotismus und Radikalismus gegenüber, die, so verschieden sie sind, doch demselben Ziele allgemeiner Revolutionirung entgegenarbeiten; sucht der eine durch seine Centralisation und Uniformirung Alles der omnipotenten Staatsgewalt eines Einzigen dienstbar zu machen

während der andere durch seine Nivellirung Alles den unumschränkten Decreten der Majorität seines souverainen Volkes unterwerfen möchte: so hat der Oberhirte der katholischen Christenheit in seiner Ansprache Gelegenheit gefunden, die Wunden, welche Beide der Kirche geschlagen, mit trauernder Stimme den Gläubigen in's Gedächtniß zu rufen. Rußland fährt in seiner Glaubensunterjochung gegen Katholiken wie Protestanten fort; es begünstigt seine Proselytenmacherei mit allen Mitteln der Macht und Gunst; einen neuen Schritt zur völligen Knechtung der Kirche hat es wieder jüngst durch Säcularisirung ihres Fundationsvermögens gemacht, indem es die Bischöfe mit ihren kargen Besoldungen an die Staatskasse gefesselt, und ihnen mit der Sperrung der Temporalien eine seidene Schnur um den Hals geworfen. Pius IX. beklagt darum die fortdauernden und immer schwereren Drangsale (diuturnae gravioresque calamitates) der Katholiken unter dem Scepter des russischen Kaisers. Zugleich aber beweint er auch die blutigen Wunden, die ihnen der Radikalismus in der Schweiz geschlagen, und drückt seine Entrüstung über die Rotte jener Verblendeten aus, die es in Rom selbst gewagt, über den Sieg der Feinde in einem so beweinenswerthen Bürgerkrieg zu jubeln, der der Kirche so großen Schaden gebracht, und sie noch künftig damit bedrohe. Sein Trost in diesen Trübsalen ist der gesegnete opferbegeisterte Heldenmuth der katholischen Missionaire in den entfernten Welttheilen, und die milden Gaben hülfreicher Barmherzigkeit, die dem hungernden Irland auf seinen Aufruf von den katholischen Völkern zu Theil geworden. Mit diesen trostreichen Worten wollen auch wir das neue Jahr beginnen, und Gott bitten, daß er das Wirken jener Männer in immer reichlicherem Maße segnen möge, „die, von apostolischem Eifer erfüllt, und mit siegreichem Muthe die schrecklichsten Gefahren und Bedrängnisse verachtend, in den fernsten Regionen der Erde die Völker aus den Finsternissen des Irrthums, aus der Wildheit ihrer Sitten, zum Lichte der katholischen Wahrheit, zu menschlicher Gesittung und zur Uebung aller Tugenden hinübergeleiten, und ohne Unterlaß für Gottes Ehre und das Heil der Seelen kämpfen." Möge Gott dieß Licht, das den Heiden aufgeht, bei uns gegen Indifferentismus, Radikalismus und Despotismus schirmen, und allen Streitenden den wahren Frieden verleihen!





VI.

Paragraphen aus Ungarn über seine Zustände in der Gegenwart.

I. §. Die Stürme des antikatholischen und irreligiösen radikalen Geistes, welche sich seit dem Jahre 1825 mit jedem Landtag erneuerten, besonders aber vor und auf dem Landtag von $18^{43}/_{44}$ in dem Conflict, den die Frage der gemischten Ehen hervorgerufen hat, mit zügelloser Wuth den katholischen Clerus umtobt, haben sich wenigstens zum Schein, nach dem erhaltenen Gesetz über die gemischten Ehen — und den freien Uebertritt von der katholischen Religion zur protestantischen Confession, gelegt. Der Zorn des Feindes ist durch den Sieg, den er in der für die katholische Kirche verloren gegangenen Schlacht nach hartem Kampfe erfochten hat, einstweilen beschwichtigt worden, jedoch wahrscheinlich für eine nicht lange Zeit. Zwar wird der äußere Friedensstand, nach Einstellung der offenen Feindseligkeiten, durch nichts auffallender schwer verletzt — die kleinen Guerillas, welche gegen den Clerus in den Congregationen mancher Comitaten nicht ausbleiben können, nicht gerechnet. — Allein der wird sehr irren, der aus der äußeren Haltung unserer Gegner auf die innere Ruhe d Gemüther, auf eine aufrichtige Aussöhnung, oder gar sch auf ihre zarte Bruderliebe schließen, und sich daher in treuh ziger Hingebung in ihre wohlwollenden Arme werfen wol

Wir sehen sehr wohl noch immer Jene hinter den Coulissen, die das Feuer des Hasses gegen den Clerus entzündeten, die es mit größter Kraftanstrengung unterhielten; und die es nun fleißig bewachen und schüren, damit es nicht gänzlich auslösche und der aufbewahrte Funke, wenn sie es gut finden, wieder in hellen Flammen auflodern könne. Die maskirten Batterien sind nicht verborgen, und hinter ihnen die raffinirten Feuerwerker, die da mit weißem Aufschlag stehen, und die brennende Lunte unter dem schwarzen Mantel versteckt halten. Auch die literarischen Sappeurs sehen wir gar wohl, die nicht nur den Katholicismus, sondern alles Christenthum, wie im Ausland so auch bei uns unterminiren, ohne in ihrer unseligen Verblendung zu bedenken: daß wenn einst die Minen gesprengt werden, auch sie gewiß unter den Trümmern verschüttet bleiben werden. Die Lehre der französischen Revolution, wo ihre Gesinnungsverwandten die gleiche Verblendung nicht nur mit ihrem Hab und Gut, sondern auch mit ihrem Kopfe auf dem Blutgerüste büßten, scheint an ihnen gänzlich verloren.

II. §. Das protestantische Kirchen- und Schulblatt (protestans egyhazi és iskolai lap) entfaltet in dieser Beziehung eine nicht gewöhnliche Thätigkeit. Eine jede seiner Nummern wimmelt von den schwärzesten Verläumdungen und Verdächtigungen der katholischen Principien und Hierarchie. Daß in diesem Calumnien-Concert auch etliche Solos gegen Jesuiten und Jesuitismus in den nämlichen Variationen wie im Ausland aufgeführt werden, darüber zweifelt und wundert sich keiner, der die Mitglieder dieser Künstlergesellschaft, ihre Gesinnung, wie auch den geheimen Verband der Bruderschaft kennen gelernt hat. Der übrige Inhalt dieses Blattes bietet ein buntes Panorama dar, von alt- und neuprotestantischem Theismus, Pantheismus, Lichtfreunddismus wie von allen modernen, religiösen und philosophischen Nüancen, was den religiösen und moralischen Bedürfnissen unserer protestantischen Landsleute und Schullehrer irgend curios zu Hülfe kommt. Uebrigens erscheint selten ein Buch auf dem Gebiete irgend

einer Wissenschaft aus einer protestantischen Werkstätte, in welchem nicht bissige Ausfälle und satyrische Episoden gegen den Katholicismus vorkämen. So pflegt man auch bei uns das Wort Solemur praktisch auszulegen. Das katholische Blatt „Religio és Nevelés“ (Religion und Erziehung), redigirt von einem biedern und gelehrten Manne, von Hrn. Dr. Somogyi, schlägt zwar die Angriffe kräftig zurück, kann sich aber nicht immer mit diesem auswärtigen Schmutz befassen, ohne seine inneren und häuslichen Angelegenheiten zu vernachlässigen.

III. §. Wie meist überall in Europa, so zählt auch in Ungarn der Katholicismus und der katholische Clerus in gewissen höheren Schichten des Volkes wenige aufrichtige Freunde. Daß manche gegen ihn nicht öffentlich, manche nicht noch feindseliger auftreten, ist vielleicht die Wirkung der kirchlichen Güter, auf welche bei uns noch viele Augen aus dem Gesichtspunkte der Verwandtschaft hoffnungsvoll gerichtet sind. Es stehen im Gegentheil in den Reihen unserer heftigsten und entschiedensten Gegner viele katholische Laien, die — mit ihrem Gewissen verfallen, von den Protestanten aufgehetzt, oder von der eitlen Krankheit der popularis aura befallen; manchmal aus Ehrgeiz, weil sie gewisse Comitatsbeamtenstellen auf diesem Wege von den überwiegenden protestantischen Kortes zu erhalten hoffen — als feile Werkzeuge sich brauchen lassen, die Mauer des Heiligthums zu bestürmen. Werkzeuge, welche selbst die Protestanten, wenn sie sie nicht mehr brauchen oder brauchen können, verwerfen und ingeheim auslachen. So zeigte sich beim vorigen Landtag ein Ablegat, der in seinen Schuljahren von geistlicher Wohlthätigkeit unterstützt worden, an den zwei vorletzten Landtagen als der gröbste Wachtmeister der Kirchenstürmer (für eine Offizierstelle fehlte ihm die wissenschaftliche und ästhetische Bildung), er ist ein Katholik, der aber jetzt, da die Protestanten sehr wenig sich um seine Sache bekümmerten, vielleicht eben darum, weil sie selbst seine Manieren nicht mehr für passend oder nöthig hielten, zum Lohn seiner

heldenmüthigen Aufopferung, zu Hause geblieben ist, während seine Stelle ein Reformirter eingenommen hat.

IV. §. Der katholische Clerus, wenn er auf dem gegenwärtigen Landtage keinen Falls mehr, vielleicht noch wenigere Sympathien besitzt, wie auf den vorigen, da die geistlichen Deputirten bei der Ständetafel auch jetzt, wie vorher, durch das, meistens aus der Landtagsjugend bestehende Publikum nicht selten in ihren Reden gehindert werden, welches Loos die nicht oppositionellen Comitatsdeputirten mit ihnen theilen; so hat er dennoch auf diesem Landtag keine größere systematisirte und stürmische Invasion zu erwarten. Vielleicht etwa das Kleingewehrfeuer ausgenommen, was bei der Verhandlung der nichtunirt-griechischen Angelegenheit, wie auch bei der Zurückforderung des Stimmenrechts der Capitel (Vota Capitulorum) sich auf dem Landtage losgehen konnte. Beide Punkte müssen näher beleuchtet werden.

V. §. Das Gesetz des freien Uebertritts von der katholischen Religion zu den protestantischen Confessionen erwähnt mit keinem Wort der nicht-unirten Griechen. Nach dem Landtage erschien ein Királyi leirat (allerhöchstes Rescript), in welchem die Freiheit des Uebertritts auch gegenüber der nicht-unirten griechischen Kirche ausgesprochen wurde. Der Jubel der nicht-unirten Griechen war unbeschreiblich. Bald verbreitete sich in ganz katholisch-valachischen Dörfern das Gerücht, daß der Uebertritt zu der nicht-unirt griechischen (vielleicht auch in Ungarn schon, wie in Rußland die orthodoxe) Kirche nicht nur erlaubt, sondern auch geboten sei. Die Folge davon war: daß in der Großwardeiner griechisch-katholischen Diöcese mehrere Gemeinden ihren Willen für einen Uebertritt zur nicht-unirten griechischen Kirche erklärten. Als der Fall höhern Orts gemeldet wurde, da erschien wieder ein K. leirat (k. Rescript), welches das Gesetz so auslegte, daß von der Freiheit des Uebertritts nur einzelne Individuen, nicht aber ganze Gemeinden Gebrauch machen können. Diese Angelegenheit ist von mehreren Comitaten, indem sie durch diese Maßregel der Re-

gierung die Religionsfreiheit beeinträchtigt glauben, in gegebenen Instructionen als Sérelem (gravamen) bezeichnet worden, und wird auf dem gegenwärtigen Landtag auf das Tapet kommen. Wer die Russophobie der ungarischen Opposition kennt, wir selber haben Oppositionsmänner über die unverkennbaren Spuren des Panslavismus im Lande reden gehört, der begreift diese Politik nicht. Wir Katholiken aber begreifen es sehr gut, da wir aus der Geschichte und Erfahrung wissen, daß die Feinde der Kirche, sowohl die alten als die neuen, waren sie auch noch so feindselig gegen einander gestimmt, sich dennoch in ihrem Hasse und ihrer Verfolgung gegen den Katholicismus wie die Füchse Simsons vereinigt haben.

VI. §. Wir können es uns nicht versagen, ein Ereigniß, das sich unlängst zugetragen hat, zu erwähnen. Ein ungarischer Magnat und eine katholische Gräfin, deren Mann noch am Leben ist, haben sich, nachdem sie erst calvinisch geworden, den 4. November l. Js. in der reformirten Kirche zu Pest copuliren lassen; wie sie es durch eine Annonce, deren ein Exemplar auch wir besitzen, mit Freude (Örömmel) verkündigen. Die Thatsache liegt vor uns! wir wollen dazu keinen Commentar schreiben; aber für die hohe Aristokratie müssen wir doch bemerken: daß, wenn es je gefährlich war, mit Religion Scherz zu treiben, so ist gewiß jetzt diese Zeit erschienen, wo die hohe Aristokratie von dem riesenkräftigen Geist der Demokratie und des Communismus immer mehr gedrängt, und auf allen Seiten von den stets wachsenden Schaaren unversöhnlicher und die erste Gelegenheit zum Angriff abwartender Radikalen und Communisten umringelt wird. Die Stellung, meine Herren! welche Sie einnehmen, ist nicht so sicher und die Zukunft nicht so rosenfarbig, wie manche von ihnen es sich noch schmeicheln möchten! Gott gebe, daß unsere Worte nicht in Erfüllung gehen! Aber wenn die Aristokratie, mit selbsteigenen Händen, die religiösen Bande, welche nur allein im Stande sind, die aufgeregten Leidenschaften der Massen von blutigen Gewaltthaten ferne zu halten, zerreißen hilft, und so die Pi

der Radikalen, an welchen diese mit eiserner Consequenz arbeiten, beschleunigt: so bricht sie ja selbst die Dämme eines furchtbar reißenden Stromes ein, dessen wilde Fluthen, wenn sie einmal ausgetreten, keine menschliche Gewalt mehr aufhalten kann, und die dann alle historischen Vorrechte und Reichthümer unaufhaltsam verschlingen werden. Die Begebenheiten eilen schnell voran, und wachsen und erstarken, und wenn sie die Jahre der Mündigkeit erreicht, entschlagen sie sich trotzig unserer Bevormundung. Hat aber der wilde Sohn der Revolution einmal das Blut gekostet, so besitzt nur einer die Macht, Der, der da oben die Endfäden aller Weltbegebenheiten in seinen Händen hält, seinen Durst zu stillen, und den Rasenden zu bändigen. Wenn die Weltereignisse sich also in der nämlichen Richtung weiter entfalten, und die Gnade Gottes nicht einschreitet, dann wird sich, fürchten wir, Jungeuropa im Blute der Alten taufen; die für ihre durch Jahrhunderte begangenen Sünden eine allgemeine, lange, und für die übrige Menschheit und Nachwelt aber sehr lehrreiche Schule der Buße durchzumachen haben. Zugleich erklären wir, um einer alten Verdächtigung den Weg zu versperren, daß wir dieses nicht als Theologen, sondern bloß als Politiker und quasi ein argumentum ad hominum sagen.

VII. §. Was die vota Capitulorum anbelangt, müssen wir bemerken, daß die Capitel wie auch die königlichen Freistädte in der Ausübung ihres Stimmrechts seit dem Jahre 1825 durch die Deputirten der Comitate, d. h. durch den adelichen Stand gehindert wurden, und seit der Zeit zählen sämmtliche Capitel eine, und sämmtliche Freistädte eine, und jeder Comitat eine Stimme; laut dem ersten Artikel des Js. 1608 gebührt einem jeden Capitel und einer jeden Freistadt, die schon damals inartikulirt, das heißt im Gesetz als solche eingetragen war, einzeln eine Stimme, welche sie jetzt zurückfordern; aber bei der jetzigen Stellung der Parteien, da die Opposition 33, die Conservativen nur 22 Stimmen zählen, werden die Capitein schwer ihr Begehren erlangen. Das Loos der königlichen Frei-

städte hängt von der Grundlage, auf welcher ihre Coordinirung geschehen wird, ab, wie die von zu demokratischer oder zu absolutistischer Richtung seyn wird, wird die Coordinirung derselben entweder von der Opposition, oder von der Regierung ausgeschlagen. Die Zukunft Ungarns ist gewiß in Vielem von der Entwicklung eines freien Bürgerthumes bedingt; und daß das Bürgerthum mit der Zeit kräftig an das Ruder der ungarischen Gesetzgebung greifen wird, daran zweifelt Niemand, der der Politik nicht ganz fremd ist. Eben darum scheint auch die Regierung, wie die Opposition in dieser Sache bedenklich zu Werke zu gehen. Sie ist auch für uns Katholiken von höchster Wichtigkeit.

Da in manchen königlichen Freistädten schon jetzt, noch mehr aber in andern, die im Laufe der Zeit als solche Sitz und Stimme am Landtag erhalten würden, entweder das reformirte, oder das lutherische Element numerisch oder durch Einfluß überwiegend ist und wird; indem die Protestanten nichts versäumen, um in allen Städten die vornehmsten Magistrats- und Gewerbstellen durch die Ihrigen zu besetzen, und wenn irgend möglich die Katholiken, wenn auch nicht rasch, doch in der Stille langsam, nach einem klug berechneten Plan, durch enges Zusammenhalten, zurückzudrängen, und so ihr Uebergewicht zu sichern und überall auszudehnen, oder wenigstens vorzubereiten: So haben wir die Aussicht, es noch zu erleben, daß auch bei uns, wie in manchen deutschen Staaten, aus dem Schooße der städtischen Bevölkerung ein ungarisches Protestantenthum heranwachsen wird, das seine jugendlichen Kräfte zuerst an der Mauer der katholischen Kirche und dem constitutionellen Rechte des Clerus versuchen wird. In dieser Beziehung wäre es sehr zu wünschen, daß der katholische Clerus in einer, oder auch mehreren königlich katholischen Städten eine katholische Gewerbschule für die katholische Jugend gründen möchte, in welcher alle Lehrgegenstände, da die ungarische Sprache, um einen politischen Einfluß zu erlangen und auszuüben, schon jetzt unumgänglich nothwendig ist, in ungarischer Sprache sollten

vorgetragen werden. Das wäre das folgenreichste Mittel (die pastoralischen erwähnen wir jetzt nicht), die Städte mit gebildeten und gutgesinnten katholischen Bürgern zu besetzen, und so den Bestrebungen der Protestanten die Waage zu halten, und das antikatholische Treiben anderer unserer Gegner zu paralysiren. Ueberhaupt kann es dem Clerus nicht genug eingeprägt werden, daß die Zeit Opfer und Thätigkeit von ihm fordert, will er den Kampf bestehen.

VIII. §. Wir benützen noch diese Gelegenheit, um unsere Ansichten über die gegenseitige Beziehung der katholischen Religion und ungarischer Nationalität auszusprechen. Die katholische Kirche in Ungarn, wenn man die Augen von Vorurtheilen unbefangen scharf in die Zukunft hinausrichtet, wird (wir sprechen nicht von der Gegenwart, sondern von der Zukunft) weder durch Protestantismus, noch durch Nihilismus so stark gefährdet, als durch den immer weiter um sich greifenden, durch hunderttausende von Bajonetten unterstützten, von reitenden Kosakenmissionären verkündeten Cäsaropapismus, da dieser schon jetzt eine hübsche Anzahl, 1,822,599 Glaubensgenossen in Ungarn zählt, von denen er eifrig geehrt wird. Eben so verhält es sich mit der Selbstständigkeit der ungarischen Nationalität und Sprache. Auch sie sind von allen Seiten, die österreichische Gränze ausgenommen, größtentheils von schismatischen Slaven eingeschlossen, ganz besonders in den Donaufürstenthümern, wo der russische Einfluß mit glücklicher Taktik sich Sympathien zu erwecken, und die erweckten aufrecht zu erhalten weiß. Die katholische Kirche in Ungarn, und also mit ihr die ungarische Sprache und nationale Selbstständigkeit sind von derselben Gefahr bedroht; sie müssen daher enge und treue Verbündete seyn, denn nur in diesem Bündniß liegt das Heil für beide. Die Ungarn scheinen von der Vorsehung berufen zu seyn, nochmals die Vorkämpfer des Katholicismus und der europäischen Civilisaton zu werden, was auch die nichtkatholischen Ungarn, nach einer reiferen Ueberlegung unserer geographischen, ethnographischen und politischen Umstände einsehen

müssen. Noch mehr. Die durch besonnene Entwickelung vermehrten Kräfte der ungarischen Nationalität würde die Herrschaft Oesterreichs sichern. Wenn Ungarn in seiner nationalen und materiellen Entwickelung auf dem besonnenen Wege des Fortschritts durch nichts gehindert wird, so kann bald die österreichische Diplomatie ein doppeltes Gewicht in die Wagschaale der europäischen Politik legen, was für den Kaiserstaat in seinem eigenen, wie auch im Interesse der katholischen Religion, da es die einzige aufrichtige katholische Großmacht ist, in den gegenwärtigen europäischen Conjuncturen eine dringende Nothwendigkeit geworden ist. Und darum glauben wir auch fest daran, daß die weltregierende Vorsehung mit unserem Vaterlande Pläne, von denen die Sterblichen jetzt vielleicht noch nichts ahnen, hegt, bei deren Ausführung die ungarische Nation, diese seit acht Jahrhunderten durch innere und äußere Stürme gequälte, oft bis in die eisigen Hände des Todes getriebene, aber doch nie untergegangene, oft auch von dem Sterbebette durch Wunder Gottes, und nur dadurch gerettete, aus dem langen Paroxysmus mit verjüngten Kräften auferstehen, und eine von ihr selbst schwer geglaubte Rolle in der Zukunft spielen wird. Und wollte sie es auch nicht um der Interessen der katholischen Kirche thun, so würde sie durch die eigenen gezwungen werden, da die Interessen Beider in der Zukunft unzertrennlich seyn werden.

IX. §. Dem Vorhergehenden gemäß behaupten wir als Schlußfolgerung: daß der ungarische katholische Clerus, die Verbreitung der ungarischen Sprache, das Aufblühen der Landeskultur, und dadurch die Consolidirung der ungarischen Nationalität mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln befördern muß. Nichts fordert Das dringender, als die Interessen der katholischen Kirche. Es liegt uns klar vor Augen: daß ein Jeder, der in Ungarn die katholische Kirche verfolgt, zugleich ein schweres Verbrechen gegen die ungarische Nationalität begeht, und eben so wer der Verbreitung und Consolidirung der ungarischen Sprache und Nationalität entgegenarbeitet, der

handelt auch den Interessen der katholischen Kirche zuwider, und verletzt die Landesgesetze. Uns scheinen die Lutheraner das wohl zu begreifen, darum erwecken sie, einzelne Ausnahmen nicht gerechnet, der Majorität nach wo immer möglich Widerstreben und Haß gegen die ungarische Sprache, während sie dagegen den panslavitischen Tendenzen überall Eingang zu verschaffen streben. Wir könnten Thatsachen anführen, aber um Kürze willen thun wir es nicht. Zu bedauern ist, daß auch manche katholische Pfarrer und Capläne von diesen in slavische Literaten verkleideten Colporteurs sich haben irreführen lassen.

X. §. Die Mäßigkeits-Vereine verbreiten sich in Ober-Ungarn immer mehr. Im Sommer des vorigen Jahres hat sich sogar ein Centralverein, in Gemeinschaft mit lutherischen Predigern, organisirt. Die Einführung der Mäßigkeitsvereine begrüßen wir aus ganzem Herzen; aber daß bei einer solchen Vereinigung die Katholiken gewöhnlich weit im Nachtheile stehen, das hat die Erfahrung im Ausland oft zu Genüge bewiesen. Die Motive, welche der lebendige Katholicismus in so großem Maße darbietet, brauchen weder durch die czechische Literatur, noch durch den Nihilismus der Neuprotestanten verstärkt zu werden. Die Katholiken sollen auf dem Gebiete ihrer Kirche bleiben und nicht über den Gränzen Hülfe suchen, weil sie dieselbe nirgends im neunzehnten Jahrhundert finden. Sie sollten die Gnade Gottes anrufen, dann arbeiten, und die gesegnete Aerndte wird nicht ausbleiben!

XI. §. Endlich was den Zustand der ungarischen Hierarchie betrifft, so sind gegenwärtig zwei erzbischöfliche und drei bischöfliche Stühle leer. Auch die in Ungarn so wichtige Reichs-Primaswürde, nach dem unerwarteten und unvergeßlichen Tode unsers allgemein verehrten Fürstprimas Joseph von Kopácsy, eines talentvollen, hochgelehrten, um die Religion und die ungarische Nationalität hochverdienten Mannes, ist unbesetzt. Wie lange sie unbesetzt bleiben wird, wissen wir nicht.

Zu wünschen aber ist: die göttliche Vorsehung möchte auf diese Centralstelle der ungarischen Kirche, wohin alle Kräfte graviren, und von wo aus sie ihre Bewegung und Richtung erhalten, einen von apostolischem Eifer durchdrungenen, mit energischer und Alles umfassender Willenskraft versehenen Mann auserlesen. Wir hoffen, daß Unser ungarisch-hierarchisches System nicht lange ohne Sonne bleiben wird, da ihr allerwärmendes Licht, wie in himmlischen so auch in irdischen Kreisen, durch nichts zu ersetzen ist. Gott gebe Uns bald einen zweiten Pázmány! Geschrieben in Vigilia Nativitatis Domini 1847.

VII.

Die Bulla Coenae.

Im Jahre 1769, in der Zeit, wo der Febronianismus recht in seiner Blüthe stand, erschien ein Buch, welches schon allein durch sein Titelkupfer geeignet war, Aufmerksamkeit zu erregen. Dasselbe stellt ein hitziges Treffen dar, welches in der Dunkelheit der Nacht zwischen einer Schaar mit Kreuzen bewaffneter, aber zugleich berittener Mönche und eben so vielen Dragonern, die mit ihren Schwertern auf jene einhauen, geliefert wird. Im Vordergrunde steht auf einem Piedestal ein nacktes, höchst widerwärtig gestaltetes Weibsbild, dessen linke Hand hinter einer gewaltig strahlenden Sonne verschwindet, während die Rechte eine Palme trägt; unter dem rechten Fuße dieser Figur befindet sich eine Kugel, ihr zur Linken steht eine Sanduhr; auf dem Postamente aber ist die Inschrift zu lesen: Tenebrae eam non comprehenderunt. Soll diese Gestalt, die man nur wegen der ihr beigegebenen Attribute nicht

für eine Carricatur der in ihrer Attitüde viel modesteren mediceischen Venus zu halten behindert ist, etwa die rein aufgeklärte Religion oder die Wahrheit im Sinne des Verfassers bedeuten, so kann man den Finsternissen nur Dank wissen, daß sie sie möglichst verhüllten, und kann es verstehen, warum sie sie nicht verstanden haben. Das gedachte Buch aber, welches mit jener geschmacklosen Ausstattung in die Welt trat, war Le Bret's „pragmatische Geschichte der so berufenen Bulle In Coena Domini und ihren fürchterlichen Folgen für den Staat und die Kirche.“ Dasselbe, aus vier Theilen bestehend, hat seither in Deutschland den Maßstab zur Beurtheilung jenes Kirchengesetzes dargeboten. Demgemäß konnte es nicht fehlen, daß die sogenannte Bulla Coenae als ein Schauder erregendes Beispiel päpstlicher Anmaßung und geistiger Gewaltthätigkeit dargestellt wurde. Beinahe jedes Kind hat davon gehört, und schon an den bloßen Namen knüpft sich Furcht und Schrecken; ja es scheint, als ob selbst die deutsche Uebersetzung: „Nachtmahlsbulle“, zur Vermehrung desselben beigetragen habe, indem man dabei die Beziehung auf die Einsetzung des Abendmahls vergaß, und bei dem mit „Nacht“ beginnenden Worte an nichts Anderes mehr, als nur an Dunkel und Finsterniß dachte. So Viele aber auch von dieser Bulle reden, so Wenige haben nur einen Abdruck derselben gesehen, geschweige denn sie gar gelesen oder auch nur ein Wörtchen von ihrer Geschichte gehört. Es lohnt sich der Mühe auf diese, so wie auf den Inhalt der Bulle etwas näher einzugehen. Hierzu gibt insbesondere auch eine Behauptung des seiner Unparteilichkeit sich rühmenden △ Correspondenten der Allgemeinen Zeitung (20. December Beilage) die Veranlassung. Um nämlich die Gesandten der Großmächte hinsichtlich der Schweizerangelegenheiten „völlig aufzuklären“, setzt er diesen und dem Publikum auseinander, „wie diese Bulle dadurch, daß die Jesuiten verpflichtet sind, dieselbe mindestens einmal im Jahr „„öffentlich zu verkündigen, den Gemüthern der Gläubigen einzuschärfen und zu erklären““, auch wenn sie Beichte hören, „„eine Abschrift dieser Bulle bei sich haben,

und fleißig zu lesen und einzuschärfen suchen"" sollen, wesentlich die innere Ruhe aller auf den Grund des westphälischen Friedens und der Wiener Congreßacte arrondirten Staaten gefährdet habe."

Ihrer ersten Abfassung nach gehört die fragliche päpstliche Constitution in das vierzehnte Jahrhundert. Sie wurde von dem zu Avignon residirenden Papste Urban V. im Jahre 1363 erlassen, dann von Julius II., Paul III., Gregor XIII., Paul V. und Urban VIII. wiederholt und mit Zusätzen vermehrt. Ausnahmsweise wird diese Bulle nicht nach ihren Anfangsworten, sondern nach dem Zeitpunkte, zu welchem sie ehedem jährlich, nämlich am Gründonnerstage, verlesen zu werden pflegte, In Coena Domini oder schlechthin Bulla Coenae genannt. Ihr Zweck ist eine Mehrzahl von Excommunicationen, die bei gewissen, von der Kirche für Verbrechen erklärten Handlungen eintreten sollten, zusammenzufassen, und daher nimmt auch schon Urban V. auf frühere Bestimmungen der Art, welche sich in den Decretalen vorfinden, Bezug. Bei der Beurtheilung derjenigen Bestandtheile der Bulle, welche schon in jenen ersten Erlassen vorkommen, ist zunächst auch auf die Zeit Rücksicht zu nehmen, welcher sie angehören; ein gleiches Verfahren ist auch bei den späteren Zusätzen zu beobachten, wobei jedoch auch die Frage nicht außer Acht zu lassen ist, ob die Wiederholung jener älteren Bestimmungen in spätern Zeiten zu rechtfertigen sei oder nicht.

Urban V. also bedrohte mit der Excommunication eine Mehrzahl genannter häretischer Secten; die Seeräuber; alle diejenigen, welche in ihren Ländern widergesetzliche neue Steuern ohne besondere Genehmigung des heiligen Stuhles ausschrieben; ferner Solche, welche den Sarrazenen, überhaupt den Feinden des christlichen Namens Waffen zuführten; welche die für Rom bestimmte Proviantzufuhr abschnitten; welche den nach Rom sich begebenden Personen, namentlich Wallfahrern, irgendwelche Gewalt anthaten, oder Denen, welche einen Prozeß bei der römischen Curie führten, deßhalb ein Uebel zufügten; sodann

Diejenigen, welche die Geistlichen ihrem rechtmäßigen Forum entzogen; so wie endlich auch Solche von der Excommunication betroffen wurden, welche sich der der Souverainität des Papstes unterworfenen Länder bemächtigten.

Stellt man sich also zunächst auf den Standpunkt jener Zeit, so wird man schwerlich dagegen Etwas einwenden können, daß die Kirche die Irrlehren von sich ausschloß; ihr Verfahren gegen Seeräuber und gegen die Sarrazenen, die fürchterlichsten Feinde der Christenheit, wird Jeder billigen. Gegen die willkührliche Besteuerung haben sich ganze Völker im Aufruhr gegen ihre Fürsten erhoben; beide Theile mußten es also damals dem Papste Dank wissen, daß er nach seinen Kräften gegen einen solchen Despotismus wirkte, und damit zugleich die Fürsten an die ihnen drohende Gefahr mahnte. Die übrigen Bestimmungen sind von geringerem Belang und verstanden sich damals ganz von selbst.

Julius II. fügte jenen Fällen der Excommunication mehrere andere hinzu: namentlich wegen Fälschung apostolischer Breven und wegen Verhinderung der Ausführung derselben; auch zählte er noch mehrere andere häretische Secten auf. Sein Nachfolger, Paul III., dehnte diese Excommunication im Jahre 1536 auf Luther und seine Anhänger aus. Hieran wird man vom protestantischen Standpunkte aus allerdings denselben Anstoß nehmen müssen, wie an der Behauptung der Kirche, daß sie zur Seligkeit nothwendig sei, und daher auch das Recht habe, über eine Lehre zu entscheiden, ob sie mit der Wahrheit übereinstimme oder nicht. Indem nun Gregor XIII. im Jahre 1583 zu den schon früher aufgezählten Secten: Lutheraner, Zwinglianer, Calvinisten und Hugenotten beifügte, so that er hierin nichts weiter, als daß er dem Vorgange des Conciliums von Trient folgte, welches über alle von der Kirche als häretisch anerkannten Doctrinen des sechszehnten Jahrhunderts die Condemnation aussprach, und wenn sich diese auch auf solche bezog, die dergleichen Personen bei sich aufnahmen und schützten, so wurden hierin nur die älteren Bestimmungen der Decretalen wiederholt.

Es hat für die Gegenwart keine praktische Bedeutung, daß der Papst auf die Appellation an das künftige Concilium die Excommunication verhängte; er begegnete damit, so wie mit dem unter gleicher Strafe ausgesprochenen Verbote der sogenannten Appellatio tanquam ab abusu, zweien derjenigen Mittel, welche schon seit längerer Zeit als Palladien der vermeintlichen gallicanischen Freiheiten galten, und nachmals (1594) auch von Pierre Pithou in seiner Abhandlung: Libertez de l'Eglise Gallicane als solche hingestellt wurden. Indem die Kirche sich gegen diese Art von Appellation erklärte, bewahrte sie sich nur ihren geordneten Instanzenzug, den sie auf dem weltlichen Gebiete der weltlichen Obrigkeit eben so unverkümmert anerkannte. Wenn der Papst ferner die Ausübung des Strandrechtes unter Androhung der Excommunication behindern wollte, so wird man billigerweise zugeben müssen, daß er damit wesentlich zur Civilisation der Völker mitgewirkt habe.

Doch wir wollen diejenigen Artikel, welche der △ Correspondent als besonders gefährlich bezeichnet, auch hier besonders hervorheben. Dahin gehört zunächst derjenige, welcher die Excommunication über die häretischen Secten und deren Begünstiger ausspricht. Es würde zu weit führen, hier den wahren Sinn, welchen die Kirche mit dem Satze: Extra Ecclesiam nulla salus verbindet, zu entwickeln; wir verweisen daher, da wir in dem Correspondenten einen Bücherkundigen wahrnehmen, auf jede beliebige katholische Dogmatik, namentlich aber auf die von Klee Bd. I. S. 141. Die Kirche als Kirche kann zu keiner dogmatischen Toleranz sich bekennen, wohl aber erkennt sie eine christliche auch gegen Andersgläubige vollständig an; sie hat sich daher auch in allen ihren Gesetzen, in welchen der christlichen Würde Nichts vergeben wurde, auch sehr entschieden sogar für die Duldung der Juden und gegen alle Gewaltthätigkeit wider dieselben ausgesprochen. Es droht also von hier aus den paritätischen Staaten keine Gefahr. Außerdem sind jenem Correspondenten die Artikel unvereinbar mit der Ordnung dieser Staaten, welche die Excommunication zur

Aufrechterhaltung der kirchlichen Personal- und Realimmunität, so wie über Solche aussprechen, welche die Zehnten und andere nach den Kirchengesetzen vor das geistliche Forum gehörenden Streitigkeiten demselben entziehen, und Gerichtsbarkeiten, Einkünfte und Gefälle an Kirchen, Klöster und Beneficien an sich bringen." Hieraus leitet der gedachte Correspondent her, die Jesuiten, indem sie sich zu jener Bulle bekennten, hätten es auf die Herausgabe aller bei den Entschädigungscongressen erfolgten Säcularisationen abgesehen.

Allein wir glauben hierüber den Herrn Correspondenten beruhigen zu können, obschon wir uns bei seinen Kenntnissen wundern müssen, daß es ihm unbekannt geblieben ist, daß die Päpste seit Clemens XIV. und Pius VI. dem Zeitgeiste, und zwar mit Recht, das Zugeständniß gemacht haben, daß diese Bulle gar nicht mehr publicirt wird. Wir drückten unsere Verwunderung aus, daß ihm dieß unbekannt geblieben sei, denn wir müssen seinen guten Willen voraussetzen, der ihn nothwendig dazu geführt haben müßte, diesen höchst wichtigen Punkt nicht mit Stillschweigen zu übergehen. Eine eben so günstige Interpretation wollen wir auch in Betreff der Stelle anwenden, welche der Correspondent seinem Citat aus dem Bullar. Roman. giebt. Gewiß ist es nur ein Versehen, daß dieses Citat (Tom. IV. p. 118: die Bulle nach der Gestalt, die ihr Urban VIII. gegeben) sich an seiner ihm angewiesenen Stelle befindet, denn jetzt sollte man glauben, die Bulle enthielte eine ganz besondere Bestimmung, daß die Jesuiten immer die fragliche Abschrift bei sich tragen sollten. Die Bulle spricht gar nicht von diesen, sondern verbindet jeden Beichtvater in gleicher Weise; wir schieben die Schuld jenes Versehens auf den Setzer, denn es wäre unrecht, hiebei eine Absicht vermuthen zu wollen. Dem gegenüber wollen auch wir unsere Unbekanntschaft damit eingestehen, daß die Jesuiten trotz dessen, daß in Rom die Publication nicht mehr erfolgt, gegenwärtig verpflichtet seien, mindestens einmal im Jahre die Bulle öffentlich zu verkündigen, oder daß dieß wirk-

lich irgendwo von ihnen geschehen sei. Wenn also die Gefährlichkeit der Jesuiten für die Ruhe des Landes auf der Bulla Coenae beruhen soll, so ist sie rein aus der Luft gegriffen. Allein man könnte entgegnen, die Jesuiten bedienten sich der Bulle im Beichtstuhle. Das mag seyn, denn in foro conscientiae hat dieselbe allerdings ihre Gültigkeit jedoch nur in so weit behalten, als nicht mehrere darin berührte Rechtsverhältnisse von der Kirche selbst in einer andern Weise geordnet sind. Wenn also Jemand sich dessen anschuldigt, daß er in Häresie verfallen sei, wenn er sich anklagt, er habe unerlaubter Weise irgend welche kirchliche Gefälle an sich gerissen, so wird jeder Beichtvater ohne Unterschied, er sei Jesuit oder nicht, mit oder ohne Rücksicht auf jene Bulle, ihn zur Aussöhnung mit Gott und der Kirche durch Rückkehr zum Glauben und zur Restitution anhalten, allein damit wird der Staat im Mindesten nicht berührt. Dieß ist und bleibt bloße Privatsache, und die Jesuiten sind nicht staatsgefährlicher, als jeder andere katholische Geistliche. Zudem sind gerade die Grundsätze der Jesuiten über die Anwendbarkeit der Bulla Coenae stets so nachsichtig gewesen *), daß wohl Niemand hierin hätte weiter gehen können.

Es scheint demnach, als ob die Herren Gesandten aus den Belehrungen des △ Correspondenten nicht eben viel Aufklärung schöpfen werden. Insbesondere scheint aber die Absicht des Briefstellers auf die Belehrung des österreichischen Gesandten gerichtet zu seyn, da namentlich auch auf die Handlungsweise eines seiner Vorgänger, mit welcher der Correspondent gar nicht zufrieden ist, hingewiesen wird. Allein was die Jesuiten anbetrifft, so möchte der österreichischen Regierung wohl kaum eine Besorgniß vor denselben auf dem Wege dieser Aufklärungen eingeflößt werden, da seit fünfzehn Jahren die Gesellschaft Jesu auch in den deutschen Staaten

*) Vergl. *Layman*, Theologia moralis. Lib. II. Cap. 14. (Edit Venet. 1726. Tom. I. p. 126.)

der Monarchie der Aufenthalt gestattet ist, und man bisher noch kein Wort von den durch sie vermittelten staatsgefährlichen Wirkungen der Nachtmahlsbulle gehört hat. Der Correspondent hat gewiß der gedachten Regierung den Vorwurf der Sorglosigkeit in Beachtung ihrer Verhältnisse zur Kirche nicht machen wollen, der indirect in seiner Behauptung von der Gefährlichkeit der vermeintlich auf der Bulla Coenae beruhenden Jesuitenlehre ausgedrückt zu seyn scheint. Im Uebrigen aber hat die Kirche durch die Abschließung von Concordaten, wie in Deutschland, so auch für die Schweiz, in Gemeinschaft mit den betreffenden Regierungen die kirchlichen Zustände geordnet, und es kann daher dem Orden, mit oder ohne Rücksicht auf die gedachte Bulle, nicht einfallen, mehr als dort verabredet worden, zu verlangen. Der Angriff des Correspondenten gegen die Jesuiten ist demnach ein Beweis mehr dafür, wie heute zu Tage jede Waffe gleich gut ist, wenn sie nur dazu dient, um einer der Kirche feindseligen Richtung zu helfen. Denn darüber werden sich jetzt wohl nur noch Wenige täuschen, daß der Kampf, zu welchem die Jesuiten den Vorwand haben hergeben müssen, gegen die katholische Kirche als solche gerichtet ist; darum ist es aber auch die Pflicht eines jeden Katholiken, sich der mit den größten Unbilden überhäuften Jesuiten anzunehmen. Man wird es den historisch-politischen Blättern nicht zum Vorwurfe machen können, als hätten sie jemals auf eine übertriebene Weise für den Orden der Jesuiten sich interessirt. Im Gegentheile, sie sind vielfachem Tadel dadurch ausgesetzt gewesen, daß sie bisweilen auch eine nicht in jeder Beziehung günstige Meinung über ihn ausgesprochen haben. Allein jetzt ist es nicht an der Zeit, über solche Kleinigkeiten zu rechten, vielmehr muß man die großen Tugenden, durch welche die Mitglieder jenes Ordens stets geglänzt haben, gerade jetzt anerkennen, wo dieselben eben deßhalb von der Welt verfolgt werden, gerade jetzt, wo sie von Gott gewürdigt sind, stellvertretend für die Kirche zu leiden. Sie Alle werden auch bei dieser Gelegenheit zeigen, daß sie ihres Namens werth sind.

VIII.

Gedanken über die Begründung einer katholischen Wissenschaft.

Noch immer hat die Religion als die höchste Macht des Lebens sich erwiesen; sobald daher eine neue Gestalt derselben auftritt, werden auch die andern Formen des Lebens von dieser Gestalt ergriffen und durchdrungen. Auf gleiche Weise nehmen die geistigen Thätigkeiten des Individuums eine andere Richtung, und setzen sich andere Zwecke.

Mit der Reformation gewann die christliche Lehre eine neue Gestalt, und drückte dieselbe sowohl dem politischen als auch dem wissenschaftlichen Leben auf. Durch das Studium des klassischen Alterthums wie durch die Thätigkeit für materielle Interessen zum Behufe des Genusses wurde die Liebe zu der christlichen Vergangenheit ausgelöscht, und die Lust und Begierde nach dem Neuen geweckt und vermehrt. Die Selbstbefriedigung wurde mehr und mehr Zweck der Thätigkeit. Der Egoismus machte sich als Beweggrund des Handelns und jeglicher Thätigkeit geltend. In Folge davon wurde jener hohe religiöse Sinn, jene unbedingte Hingabe des Individuums an die allgemeinen Zwecke des Staates und der Kirche den Gemüthern fremd, und es zog dafür Zerrissenheit in dieselben ein. Diese Zerrissenheit erschien auch in dem politischen Leben, u

an ihr ist das erhabene deutsche Reich gestorben, und die Herrlichkeit und Größe des deutschen Namens ist von ihr ausgelöscht worden. Es ruhte in Deutschland die Größe und Bedeutsamkeit auf der religiösen und kirchlichen Basis, und nachdem diese hinweggenommen war, fingen beide an, allmählig hinzuschwinden. Früher bewegte sich die Wissenschaft innerhalb der Kirche, und die Zwecke der Wissenschaft wurden als besondere den allgemeinen und höheren der Kirche untergeordnet. Da jene Reaction gegen die Vergangenheit im Leben einmal Wurzel geschlagen hatte, so strebte sie nothwendig, um als bewegende Kraft des Lebens auftreten zu können, eine neue kirchliche Gestalt zu erzeugen. Denn innerhalb der alten Kirche war für sie kein Raum, da diese Kirche als göttliche, und über alle Zeit erhabene Anstalt keine Macht in sich eindringen lassen durfte. Als göttliche Macht mußte sie alle Mächte des Lebens zu sich heranziehen, um die besondern Zwecke dem ihrigen, dem Allgemeinen dienstbar machen zu können. Obwohl sie oben als die Macht über das Besondere sich wußte, so durfte sie doch dem christlichen Principe gemäß die individuelle Freiheit nicht aufheben. Sie mußte vielmehr die freie Persönlichkeit gelten lassen; die Thätigkeit des Individuums stärken und erhöhen. Sie mußte als das Band der besondern und der vereinzelten Kräfte sich betrachten. Das Individuum im Gefühle seiner Freiheit war thätig für die Kirche, weil in den Zwecken der Kirche seine Zwecke eine Beziehung auf das Göttliche und Ewige erlangten. Aus dieser Wechselbeziehung des Individuums und der Kirche erwuchs jene Thatkraft und jene Charakterfestigkeit, jenes unerschütterliche Vertrauen auf Gott, jene Sicherheit im Glauben und Wissen, Eigenschaften, welche in der Blüthe des kirchlichen und religiösen Lebens hervorleuchteten. Die neue Lehre gründete religiöse Genossenschaften auf der Nationalität, und es entschwand dadurch die Allgemeinheit, welche das charakteristische Merkmal des Christenthums gegenüber dem Heidenthume bildet. Die christliche Kirche, weil sie die allgemeine ist, soll den ursprünglichen Menschen wieder herstellen, und es

sind deßwegen in ihr die Gnadenmittel niedergelegt, welche Gott zu diesem Zwecke angeordnet hat.

Mit dem Auftreten der neuen Lehre wurde auch in das kirchliche Leben die Zersplitterung eingeführt, die Theilung der Kräfte veranlaßt, und das die Kräfte zusammenhaltende Band zerrissen. Das Individuum wurde auf sich angewiesen und so das Allgemeine durch das Besondere ersetzt. Weil der Protestantismus seine Wurzel in die Zeitlichkeit einschlug, entbehrte er auch der innern Selbstständigkeit und war den Zeitrichtungen preisgegeben. Durch das Vorwiegen der Verstandeskräfte, welches zur Zeit des sich entwickelnden Protestantismus eintrat, wurde derselbe den Verirrungen der einseitig ausgebildeten Verstandesthätigkeit preisgegeben. Das Wissen, wenn es von den andern geistigen Kräften losgetrennt ist, erzeugt Unruhe und Verwirrung im Innern, Unzufriedenheit mit dem Bestehenden und das Verlangen nach Neuem. Das Wissen in einseitiger Richtung verflacht und verschrumpft die moralische Kraft, macht überdrüßig und unfähig zu den Zwecken der Kirche und des Staates, zu den Zwecken des Lebens. Alles Wissen ist ja unvollendet, und es bedarf der Erfüllung von der göttlichen Kraft, damit es sich nicht verliere und dem Abgrunde blindlings zueile. Ist nun das kirchliche Leben anstatt die wissenschaftliche Bewegung zu zähmen und zu regeln, von derselben fortgerissen, wohin soll das Individuum sich wenden, um etwas Festes und Dauerndes zu finden?

Die Wissenschaft ging in diese Zersplitterung ein, und die Philosophie begründete durch Cartesius den rein subjectiven Standpunkt.

Da, wo der subjective Standpunkt vorherrscht, ist auf Seite des Handelns der Egoismus zu befürchten; denn der subjective Standpunkt macht den Menschen in seiner Denkthätigkeit zum Principe aller Wirklichkeit. In seiner weiteren Abirrung erzeugt dieser Standpunkt den Pantheismus und Atheismus. Der Pantheismus ist nichts anders als der hinter wissenschaftlichen Formen versteckte Atheismus. Diesen Verirrun-

gen ist nur vorzubeugen, wenn der Mensch sich an Gott als den lebendigen und allwirksamen anschließt. Alsdann wird er seine Gesammtthätigkeit als abhängig von dem göttlichen anerkennen, und mitwirkend mit der göttlichen Allwirksamkeit dieselbe zu Gott, dem positiven Grund und dem Zwecke des creatürlichen Wirkens hinlenken. Hiedurch sühnet sich der Mensch die Möglichkeit erkennend der Wahrheit sich zu nähern und handelnd sein ursprüngliches Wesen in der Erscheinung darzustellen. Die Entwicklung der Wissenschaft geht analog der Entwicklung der neuen Lehre; das ihnen Gemeinsame ist, daß sie auf einem Principe ruhen. Ihr beiderseitiger Abschluß ist bereits erfolgt, und ihre Einseitigkeit ist im Kampfe aufgedeckt. Wie nun das protestantische Princip, welches in der Verneinung der alten Kirche sich kund gibt, selbst nichts Positives erzeugen konnte, so ist es auch der mit derselben Einseitigkeit behafteten Philosophie ergangen. Die neue Zeit trägt in sich das Bestreben, etwas Positives zu erzeugen, und in diesem Streben hat sie Gemeinschaft mit dem katholischen Principe. Die katholische Kirche, die ewige Form, unter der das Christenthum in der Erscheinung fortwirkt, drückt allen Zeiten die Spuren ihres Wirkens auf, bewältiget die Kräfte der Zeit, ohne von ihnen überwältigt zu werden. Sie ist nicht bloß etwas Innerliches und Subjectives, sondern etwas Wirkliches und Objectives. Die Wissenschaft, welche auf der Selbstthätigkeit des Geistes als der nothwendigen Bedingung und Voraussetzung ruht, hat zum Wesen die ewigen Gesetze, innerhalb deren sie sich bewegt, zur Basis das Daseyn in der Zeit. Sie hat also damit anzufangen, die Denkmahle, welche von ihr hinterlassen sind, zu sammeln, sich in ihnen wieder zu finden, und sich ihres ewigen Wesens zu erinnern. Wenn nun die Wissenschaft ein dem katholischen Principe analoges Princip hat, so muß es sich nothwendig auch zur katholischen Kirche hinneigen, und weil die katholische Kirche wirklich ist, in und [illegible] sie zur Wirklichkeit anstreben; auf welche Weise eine ka-

tholische Wissenschaft wirklich werden kann, ist weiter zu untersuchen.

Wenn, wie es kaum in Zweifel gestellt werden kann, die Wissenschaft unter die bewegenden Kräfte des Lebens gehört, so muß, bei dem innern Zusammenhange der neuen Wissenschaft mit dem Protestantismus, das protestantische Princip überall auch auf die Anhänger des Katholicismus wirksam geworden seyn. Jenes Bestreben, zu verneinen um des Verneinens willen, brach sich größere Bahn. Die Wissenschaft ging in's Weite ohne inneres Band. Die Anhänger der beiden Kirchen rieben ihre Kräfte im Kampfe gegen einander auf. Ein Theil derselben suchte eine äußere Vereinigung der beiden Kirchen herbeizuführen. Die Besonnenen beiderseits endlich strebten und streben den Kampf auf die Principien zurückzuführen, indem nur durch ein tiefes Eindringen in die Sache die Wahrheit an das Licht kommen und dem Leben leuchten kann. Diese sind es, welche katholischer Seits eine auf positiven Principien ruhende Wissenschaft erzeugen und die katholische Weltanschauung in allen Wissenschaften herrschend machen wollen. Ist nun die Philosophie die Wissenschaft der Principien, so ist bei dem Streben nach einer katholischen Wissenschaft die nothwendige Bedingung, daß die katholische Weltanschauung in allen Disciplinen der Philosophie an der Spitze stehe. Die Darlegung der katholischen Weltanschauung wird der Metaphysik obliegen; diese Weltanschauung wird auch die Grundlage der Ethik bilden. Selbst die Logik und die philosophische Sprachforschung werden nicht ohne Beziehung auf sie bleiben können. Denn jene ethische That, welche alle Thätigkeiten des menschlichen Geistes von dem sie zusammenhaltenden Bande losgelöst, hat auch die Denkthätigkeit vereinzelt, und die Verwirrung der Begriffe verursacht. Diese ethische That aber wird in ihrer ursprünglichen Gestalt von der katholischen Kirche aufbewahrt und festgehalten. Nach der Philosophie wird in der Geschichtsschreibung die katholische Weltanschauung am klarsten hervortreten.

Endlich wird die katholische Wissenschaft gegenüber der protestantischen objectiv allgemein und einheitlich seyn. Das Allgemeine wird das Besondere erzeugen und durchdringen, und das Besondere wird aus dem Allgemeinen heraus erkannt und die Theile als dem Ganzen inwohnend begriffen werden. An der Möglichkeit einer katholischen Wissenschaft kann nach dem Bisherigen nimmer gezweifelt werden. Es bringt nur noch die Frage sich auf, ob dieselbe kein Abstractum sei, ob sie sich auch verwirklichen lasse. Denn mit Recht wird gefordert, daß dasjenige, was wahrhaft ist, die Macht besitze, wirklich zu werden.

(Der Schluß folgt.)

IX.

Literatur.

I.

Deutsche Mystiker des vierzehnten Jahrhunderts. Herausgegeben von Franz Pfeiffer. Erster Band. Hermann von Fritslar, Nicolaus von Straßburg, David von Augsburg. Leipzig. Göschen 1845. XLVIII u. 612 S. 8.

Der Herausgeber, als gründlicher Kenner der deutschen Literatur des Mittelalters rühmlichst bekannt, hat seine Aufmerksamkeit jenen Geistesmännern zugewendet, welche im vierzehnten Jahrhundert, oder nahe daran, Deutschland mit beredter Gotteslehre erleuchteten. Wir kennen von diesen bereits Tauler, Suso und den großen Prediger Berchthold von Regensburg. Herr Pfeiffer hat sich vorgenommen, die Werke auch der eben Genannten

vollständig in einer dem jetzigen Stande der Sprachwissenschaft und Kritik entsprechenden Form bekannt zu machen; im vorliegenden ersten Bande jedoch gibt er uns die bisher ungedruckten Werke von beinahe ganz vergessenen Geisteslehrern.

I. Zuerst das Heiligenleben von Hermann von Fritslar. S. 1 bis 258. Hermann, aus Fritslar, einem Städtchen an der Edder in Niederhessen, machte zur Zeit Ludwigs des Bayers Reisen in Frankreich, Spanien, Portugal und Italien. Er besuchte und besah in diesen Ländern viele Stätten, welche zu Heiligen in Beziehung standen, Bari, wo das Grab des heil Nicolaus, Assisi und Rom; St. Jago di Compostella; dann Paris, St. Denis, Köln und Trier. Unter solchen Anschauungen und mannigfaltig sich erneuernden Eindrücken heiliger Erinnerungen konnte wohl in der Seele des Heimgekehrten jene Stimmung erwachen, welche zur Erzählung von Leben der Heiligen nöthig ist. Er flocht einen schönen Kranz von Nachrichten und Betrachtungen über die vorzüglichsten Heiligen nach der Ordnung der Monate. Er sammelte die Blumen hiezu, wie er selbst sagt, zum Theil aus fremden Gärten; doch ist immer die Fügung sein, und das Ganze ist von einem und demselben Hauch durchweht. Das Geschichtliche tritt im Vergleich zu den Betrachtungen über jedes Leben oder Fest in den Hintergrund. Auch die Festtage unsers Herrn und unserer Lieben Frau sind aufgenommen.

Hermann Fritslar hat es verstanden, in wenigen, aber klaren Zügen die Eigenthümlichkeiten und Tugenden der Heiligen zu zeichnen, und das Gemüth des Lesers in Liebe und Verehrung zu ihnen zu neigen. Es weht ein hoher Geist des Friedens in diesen Erzählungen und Betrachtungen. Niemand kann sie lesen, ohne sich in das Paradies der kindlich freudigen Gottesliebe eingeladen zu fühlen.

II. Den zweiten Theil (S. 261 bis 308) bilden dreizehn Predigten von Nicolaus von Straßburg, welchen im Jahre 1326 Papst Johann XXII. zum apostolischen Nuntius und Visitator der Dominikanerklöster in der deutschen Provinz ernannte. Er lehrte in der Dominikanerschule zu Köln. Die vorliegenden Predigten sind durch ihre witzige Handhabung der Allegorie ausgezeichnet. Man möchte kaum bei Origenes und Augustinus scharfsin-

nigere Auflösungen des historisch Gegebenen in geistig Bedeutsames finden. So z. B. deutet er das Gastmahl des Simon Pharisäus (S. 282 f.), zu welchem sich die reuige Sünderin eindrängt, von der Aufnahme Gottes in die Seele. Der Pharisäer, welcher Christum zu Gast bittet, ist ihm die oberste Kraft der Seele, in sofern sie sich der Contemplation ergibt. Wenn nun mitten in paradisischer Lust der Betrachtung das Gewissen, „die Rügerin" an die Sünden mahnt, so murmelt der Pharisäus, d. h. die obere Kraft der Seele will diese Gewissensvorwürfe niederkämpfen; aber gerade sie gehören zur Vollendung der Seele, und durch sie will Gott sich Wohnung und Gastmahl im Innern bereiten.

III. Bedeutender sind acht (S. 309 bis 387) Betrachtungen des Bruders David von Augsburg, welche sich an die eben bezeichneten Predigten anschließen. David, um 1260 blühend, verdient schon als Lehrer des großen deutschen Predigers Berchtold von Regensburg unsere Aufmerksamkeit, noch mehr aber wegen der vorliegenden Ueberreste seiner geistigen Thätigkeit. Wir unterzeichnen gern das Urtheil des Herausgebers: „Es ist eine wahrhaft edle Persönlichkeit, die uns in David entgegentritt, voll Tiefe des Gemüths, voll Hoheit der Gesinnung. Ueberall offenbart sich in ihm jener tiefsittliche Ernst und jener heilige Geist der Demuth, Sanftmuth und Liebe, der sich selbst auf's strengste beurtheilt, für die Fehler Anderer aber ein Herz voll Schonung und Milde trägt. . . . . Er war einer jener Geister, die in der Stille und Zurückgezogenheit von der Welt leben, lehren und wirken; ohne äußern Glanz und Flimmer, langsam und bedächtig, aber darum desto nachhaltiger und sicherer."

IV. Die Betrachtung über „die sieben Staffeln des Gebetes und jene (V.) von der Menschwerdung Christi", welche zuletzt noch angefügt sind, theilen Davids Innigkeit, wenn auch nicht seine Lehrerklarheit.

Das Ganze bildet eines der bedeutendsten Werke, welche seit Jahren im Gebiete der frommen Literatur erschienen sind. Der Verfasser war bemüht, dasselbe in jeder Hinsicht brauchbar zu machen. Er schickt eine Einleitung voran, worin das Nöthige über die Verfasser und über die benützten Handschriften mitgetheilt wird. Nach dem sorgfältig hergestellten Texte folgen 409 bis 574

Anmerkungen, welche theils zweifelhafte oder schwierige Lesearten beleuchten, theils die im Neuhochdeutschen nicht gangbaren Wörter erklären. Durch die letztere Art von Bemerkungen wird das Buch auch Solchen sehr wohl verständlich, die im mittelalterlichen Deutsch wenig geübt sind. Endlich folgt ein Register der erklärten Wörter.

So können wir hoffen, daß dieses Buch eine große Anzahl von Lesern erhalten werde. Die Worte jener Geisteslehrer, deren Schriften es enthält, werden in keinem religiös empfänglichen Gemüthe ihres belebenden, erfreuenden Eindrucks verfehlen.

II.

Die Prinzenschule [illegible] Köpfelglück. Schilderungen aus der jungen Welt, von S. Brunner. Regensburg, bei Manz 1848. 2 Bdchen. in 8.

Inhalt und Tendenz dieses eben so vortrefflichen als höchst berücksichtigungswerthen Geisteserzeugnisses eines ausgezeichneten Talents sind erschöpfend angegeben durch das Motto vor dem ersten Bändchen:

> Es ist dahier im Scherz zu sehn'n,
> Wie wir im Ernst zum Teufel geh'n.

Der alle staatlichen, gesellschaftlichen Verhältnisse in ihren Tiefen zersetzende, allen wahren wissenschaftlichen Geist verflüchtigende Einfluß einer gottlosen, weil den lebendigen, schaffenden und waltenden Gott zu einer bloßen Erscheinungsform verkrüppelnden, oder vielmehr laut negirenden Philosophie ist in den mancherlei Situationen, in welcher diese auf dem Katheder oder in dem Geschäftsleben sich breit zu machen bemüht, mit einem Humor aufgegriffen, unter welchem das unvermeidliche Zum-Teufel-gehen als erschütternder Ernst zwischen durch blitzt. Wer des Verfassers Nebeljungen oder seinen deutschen Hiob kennt, wird damit einverstanden seyn, daß derselbe mit ausgezeichneter Genialität nicht sowohl (wie zu verschiedenen Zeiten auch Andere gethan haben) die Blößen, Gebrechen und Kindereien einer Zeit, sondern deren Geistesgräuel, die mit giftigem Zahn das innerste Lebensmark des

gesammten Gesellschaft zernagen, zu geißeln, ja zu zermalmen verstehe. Wir möchten Herrn Brunner einen umgekehrten Heine nennen, nicht minder begabt als diesen. Wie aber Heine alles Positive, auf welchem Gebiet und in welcher Form ihm dasselbe begegne, mit ungemeinem Geschick in die Negation aufzulösen versteht, so geht Herr Brunner dieser selbst zu Leibe, hält uns dabei aber nicht allein die absolute Leerheit vor Augen, sondern deren unvermeidlich destructives Wirken, so bald es ihr gelingen könnte, an die Stelle des Positiven sich zu drängen, zu dem sie sich sowohl ihrer Natur, als ihrer Wirkung nach verhält, wie das Böse zum Guten, die Lüge zu der Wahrheit. Wozu es aber eminenterer Geistesgaben (um Eigenschaften des Herzens gar nicht zu berühren) bedürfe: Großes und Ehrwürdiges zur Ergötzlichkeit des Lesepöbels zu besudeln, oder die innere Nichtigkeit des Etwasseynwollenden für Denkende mit witzreicher Gewandtheit auseinander zu legen, darüber kann wohl kein Zweifel obwalten. Mit einer Ironie, die um so gewaltiger ergreift, als unabweisliche Wahrheit in dieselbe hineinspielt, führt das letzte Capitel die Ueberschrift: „Die Zukunft der gegenwärtigen deutschen Einheit und die Folgen der Möpselglücker Lichtfreundlichkeit, sammt einer Unzahl erstaunenswerther Begebenheiten", enthält dann als eigentlichen Inhalt bloß ein Quadrat von Druckerschwärze.

Weist das fünfzehnte Capitel: „wie eine Kirchenversammlung in die Klemme kommt, weil sie zwischen Vorwärts und Rückwärts steckt und sich nicht rühren kann", auf eine lokale Erscheinung hin, so würde man doch sehr irren, wenn das Urbild von Möpselglück sammt seiner Prinzenerziehung im Norden oder im Süden, im Westen oder im Osten von Deutschland wollte gesucht, es in einer Haupt- oder in einer größern Provincialstadt gefunden werden; einzelner Züge zu dem Gesammtbilde begegnen wir überall, wo Gebildete nach dem landläufigen Zeitungsausdruck sich zusammenfinden.

Es liegt weder in der Aufgabe dieser Zeitschrift, noch kann es Absicht des Schreibers seyn, eine Analyse dieser höchstbedeutungsvollen Schrift geben, oder aus der Fülle des Tiefgedachten und Geistreichen, was sie enthält, Einzelnes herausheben zu wollen; auf dieselbe als auf eine beachtenswerthe Erscheinung auf-

merksam zu machen, mag genügen. Mit vielem Geschick weist der Verfasser dem Leser, nachdem er sich über die unwirthlichen Steppen der pantheistischen Philosophie und ihrer Anwendung auf die Wissenschaft und die gesellschaftlichen Zustände hat müssen durchhetzen lassen, in den Geschwistern Blanor und Chelidonia und in der „Dorfgeschichte mit communistischen und uncommunistischen Betrachtungen" einen versöhnenden Ruhepunkt an.

Ist aber der Dichter (welche bevorzugende Benennung eben nicht an die gebundene Redeform gekettet seyn darf) in gewisser Beziehung ein Prophet, so darf der Verfasser sich des alten Sprüchleins getrösten, daß ein solcher nirgends weniger gelte, als in dem eigenen Vaterlande. Sind wir recht berichtet, so ist in diesem wirklich seine geistreiche Schrift ein verbotenes Buch, wonach jedes weitere Wort zu dessen Empfehlung überflüssig wäre.

X.

Ein neues Buch und ein Blick in die neue Zeit und ihre Zukunft.

Erster Artikel.

Der Blick in die Gegenwart.

Wer immer sich damit beschäftigt hat, unsere Zeit und ihre Physiognomie zu studieren, wird zugestehen, daß wir uns in dem Zustande einer Aufregung befinden, für welche die Weltgeschichte in ihrem ganzen Verlaufe kein ähnliches Beispiel darbietet. Zu keiner Zeit waren die geistigen Productionskräfte höher gespannt, und keine Zeit hat monströsere und abentheuerlichere Ausgeburten zu Tage gefördert, als die unserige. Ideen, die in dem geradesten Widerspruche zu einander stehen, werden

trotz alles Sträubens genöthigt, sich miteinander zu verbinden und neue Ideen-Ungethüme zu gebähren. Die feindseligsten Parteien lassen eine Zeit ihre Kämpfe ruhen, und reichen sich über die Kluft, die sie voneinander scheidet, die Hände, um neue und unerhörte praktische Coalitionen und Tendenzen zu schaffen. Systeme, Theorien, Constructionen tauchen auf und verschwinden wieder eben so rasch, wie die Wellen eines tief bewegten Meeres, um andern Platz zu machen. Das Gesetz, das bisher die Zeitverhältnisse in aller geistigen Entwickelung bis zur vollkommenen Reife regelte, scheint nicht mehr zu gelten. Die Zeit hat die berühmten Siebenmeilenstiefel angezogen, und vollendet in einem Decennium oder noch weniger, wozu ihr sonst kaum ein Jahrhundert genügte. Die Schnelligkeit, mit welcher auf der großen Bühne die Scene gewechselt wird, hat uns das Nil admirari gelehrt, und wir sind schon so abgestumpft, daß uns das Karikirteste und das Ungeheuerste kein Lächeln und kein Entsetzen mehr abzwingt. Der Schlüssel zu diesen Erscheinungen liegt uns ganz nahe zur Hand. Was der ganzen christlichen Zeit, der Zeit von dem Eintritte des Christenthums in die Weltgeschichte, bis auf unsere Tage, den innern Halt, die unverwüstliche Lebenskraft, den Damm und das Correctiv gegen alle Verirrungen verlieh, war eben die in das lebendige Bewußtseyn der Völker eingedrungene und es durchsäuernde christliche Anschauung und Gesinnung. Was bis zu einem gewissen Grade dieselben Dienste der vorchristlichen Zeit leistete, war die das ganze Alterthum durchziehende Sehnsucht nach der Erlösung. Von einer Sehnsucht kann natürlich keine Rede seyn, wo man inmitten der Erlösung steht; das christliche Bewußtseyn hingegen ist heut zu Tage, wie noch nie, bis in seine innersten Tiefen erschüttert. Je mehr sich dieses haltende und erhaltende Band durch die Angriffe einer falschen Wissenschaft zerbröckelte, um so hastiger und sich überstürzender strebten die von dem wahren Leben und der lebendigen Wahrheit losgerissenen Geister einen andern Halt und Mittelpunkt zu gewinnen. Die laubüblichen Surrogate des Christenthums

und die alten Formen des Irrthums wurden in ihrem Eifer schnell verbraucht, und wanderten bald als unnützer Plunder in die Trödelbuden. Es blieb ihnen nur noch ein Mittel übrig: die Kunst des Combinirens und des eklektischen Schaffens. Nachdem sie aber auch diese Erfindung in kurzer Zeit erschöpft hatten, mußten sie endlich zu der letzten und äußersten aller Combinationen gelangen: sie pochten an die Pforte des Abgrunds, und der Abgrund hat ihnen geantwortet.

Indem wir uns nach diesen einleitenden Worten zu dem eigentlichen Gegenstande unserer Besprechung wenden, besorgen wir nicht ohne Grund, daß mancher unserer Leser sich über den Ernst und Pathos unserer Einleitung höchlichst verwundern und, in seiner Erwartung getäuscht, sich vielleicht an den kreissenden Berg und die lächerliche Maus erinnern werde. Das neue Buch, das wir einer näheren Prüfung zu unterwerfen gedenken, ist nämlich kein anderes, als: „G. F. Daumers Geheimnisse des christlichen Alterthums", und die Aufgabe, die sich der Verfasser damit gesetzt hat, keine andere, als zu beweisen, daß das Christenthum seinem innersten Wesen und Kerne, seiner Grundidee, seinem historischen Ursprunge und seiner weiteren thatsächlichen Entwickelung nach ein scheußlicher, menschenmörderischer Molochdienst sei. Damit uns nicht etwa der Vorwurf des Mißverständnisses, oder gar der absichtlichen Verdrehung treffe, lassen wir den Autor in den Hauptpunkten selbst sprechen. Er beginnt mit dem Satze: „Das Christenthum ist die Religion des Geistes." Dafür wolle das Christenthum selbst angesehen seyn, dieß erhelle auch aus den Urkunden und Aussprüchen desselben, und könne und dürfe von Niemanden in Abrede gestellt werden. Es frage sich aber: Was ist Geist im christlichen Sinne des Wortes. Hierauf antwortete er: „Dasjenige, was zur Natur, zu dem realen Seyn und Leben der Dinge, das von dieser Religion als ein absolut nicht seyn Sollendes bestimmt, und unter den Namen: Fleisch, Welt, Sünde, Teufel auf's leidenschaftlichste verklagt, verdammt und bekämpft wird, den extremsten Gegensatz bildet;

die principielle Aufhebung und Verkehrung alles Objectiven, natürlich Wahren und Wirklichen in sein Gegentheil; die absolute Subjectivität, somit die absolute Verrücktheit und Unvernunft; die Bejahung und Vergötterung der isolirtesten menschlichen Ichheit und Besonderheit; die Verneinung des ganzen Menschen und der ganzen Welt als eines leiblichen und lebendigen Seyns, zum Behufe der Zurückziehung in die finstere, leere, nur von hohlen Traumgestalten erfüllte Tiefe der Innerlichkeit; das Allernegativste, Feindseligste, Zerreissendste und Zerrüttendste, somit Böseste, was es gibt und was sich denken läßt. Aus dem Geiste in diesem schlimmen, christlichen Sinne des Wortes, aus diesem fürchterlichen Princip der Negation und Abstraction fließen alle Fanatismen und Gräuel, die die Geschichte des Christenthums beflecken, und diese sind keineswegs etwas dem Wesen dieser Religion Fremdes, nicht ganz nur aus ihrem eigensten, innersten Grunde Hervorgehendes, von ihr urtheilend Abzutrennendes, sondern ihre wahre, charakteristische, nothwendige und unvermeidliche Entwickelung und Manifestation. Jener alte Kronos und Moloch der phönizischen Völkerschaften mit seinen gräßlichen Menschenopfern, die einst nach bekanntem biblischem Zeugnisse auch Israel brachte, er war ebenfalls nichts Anderes, als dieser Geist, dieser spiritus, dieses πνεῦμα, diese absolute Negation des natürlich Menschlichen und Weltlichen, und das Christenthum, rein historisch und unbefangen betrachtet und erforscht, ist nichts weiter, als das Wiederaufleben dieser uralten Barbarei im Kampfe mit der von den Griechen begründeten heidnischen Weltbildung, die vom Christenthum, einem molochistischen Mysticismus und Jesuitismus des Judenthums, langsam und listig untergraben ward, um an ihre Stelle ein Zeitalter der drückendsten, grausamsten Priesterherrschaft und der äußersten Verwilderung aller menschlichen Zustände zu setzen." Nach einer hierauf folgenden Apologie der Götter und Genien, welche die Griechen in späterer Zeit an die Stelle ihres gräulichen Kronos

und des mit seinem Dienste verbundenen Molochismus gesetzt hatten, glaubt der Verfasser zunächst das Verhältniß des Judenthums zum Christenthum näher beleuchten zu müssen. Er kündiget vor Allem an, daß die bisher übliche Ansicht heut zu Tage sich nicht mehr halten lasse, daß man vielmehr gezwungen sei, eine Ansicht zu fassen, welche dem lange verhöhnten und mißhandelten Volke eine späte, aber glänzende, ihm selbst wohl unerwartete Rechtfertigung verschaffe. „Ja", ruft er aus, „wir müssen es bekennen: die Juden haben recht gethan, daß sie die aus ihrem Dunkel hervortretende Secte nicht dulden wollten, daß sie dieselbe in Gemeinschaft mit den eben so wenig zu tadelnden Heiden mit aller Kraft zu unterdrücken suchten." Die ursprüngliche, urväterliche Religion des hebräischen Volkes, wie sie noch zur Zeit der Könige galt, war der ihm mit den Phöniziern und andern Völkern des Alterthums gemeinschaftliche Feuer- und Molochdienst. Ihr später erst reformatorisch von Moloch geschiedener Jehova war ursprünglich durchaus nichts Anderes, als jener furchtbare Gott des Feuers und des Verderbens selbst, war nur ein anderer Name desselben, und die grausamen Menschenopfer, welche die Hebräer dem Moloch darbrachten, galten keinem fremden, sondern dem eigenen Gotte der Nation. Im Laufe der Zeit milderte sich dieser Dienst wie bei andern Völkern; Israel folgte dem allgemeinen Umschwung der Dinge; es wurden nicht mehr Menschen, sondern Thiere dem Tod und Blut verlangenden Gotte geopfert. Nun gab es aber unter den Juden eine Partei, die noch fortwährend hartnäckig an jenem uralten Cultus hielt, ihn vor Untergang und Verfälschung durch fremdartige, humanistische Ansichten zu bewahren, ihn, selbst nachdem er vor einer glänzend sich erhebenden Cultur in machtlose Particularität zurückgetreten war, mit allmähliger listiger Unterwühlung jener Cultur wieder allgemein geltend und in weltumwälzenden, weltbeherrschenden Schwung zu bringen suchte: es war dieß die Partei, welche zur Zeit des prophetischen Auftretens Christi aus ihrem Dunkel hervortrat, — die Partei des sogenannten

Christenthums. Dieß sei, schließt der Verfasser, das unabweisliche Resultat seiner Untersuchungen, das er auf keine Weise verhehlen zu dürfen glaube, da es sich bei den unaufhaltsamen Progressen des Denkens und der Wissenschaft ohnehin nicht ewig verbergen ließe. Die innige, genetische Beziehung des Christenthums zum althebräischen Molochdienst springe Jedem, der sich des Schleiers der herkömmlichen Ansichten und Gefühle entledigt, überall in die Augen, sie sei aus Bibel, Dogmatik, Cultus und Geschichte tausendfach zu erkennen und nachzuweisen, und wenn man dieß auch zur Zeit noch nicht zugibt, so sei dieß zwar etwas Natürliches und zu Erwartendes, doch nur durch das gewaltsamste Beharren in Blindheit und Lüge Mögliches, und bei der erwähnten progressiven Lage der Dinge zum Glücke ganz Frucht- und Bedeutungsloses.

So unzweideutig auch diese Aeußerungen sind, so scheint der Verfasser zu befürchten, daß sich Jemand über seinen Standpunkt täuschen könnte, und bekämpft daher in einem eigenen Abschnitte die beliebte, Alles verwirrende Meinung, Christenthum und Humanität sei eines und dasselbe. „Beide sind in Wahrheit die extremsten Gegensätze, und das Menschenopfer, dieß absolute Gegentheil der Humanität, steht mit dem Geiste und den Principien des Christenthums so wenig in Widerspruch, daß es von jeher bis in die neuesten Zeiten die dogmatische und rituale Centralidee desselben gebildet hat.“ Und bald darauf, in einem Abschnitte „Christenthum und Christus“ betitelt, spricht er sich über den Stifter der christlichen Religion folgendermaßen aus: „Es muß jener Grund und Ursprung mit dem, was sich daraus entfaltet und gestaltet hat, in innige Beziehung gesetzt, es muß angenommen werden, daß diese Religion, die zu allen Zeiten ihrer historischen Manifestation und Herrschaft einen so furchtbar verneinenden Charakter gezeigt, schon in ihrem ersten Keim und Beginne nicht wesentlich anders beschaffen, daß sie von vorn herein keine friedliche, freundliche Natur und Tendenz gehabt, daß mit einem Worte Christus **wirklich** der **Stifter** des Christenthums und der

Kirche, so wie sie war und ist, sein und seiner Jünger und Nachfolger furchtbar großes Erzeugniß sei." Es kann uns daher auch gar nicht Wunder nehmen, daß er die Beweise für seine Ansicht nicht allein schon in der Bibel sucht, sondern sogar Thatsachen, die sich unmittelbar auf die Person des Erlösers und seine Handlungsweise beziehen, in diesem Sinne erklärt. So wird die Erzählung der Evangelisten, daß dem Heilande Kinder gebracht wurden, damit er ihnen die Hände auflege, und der Ausspruch des Herrn: „Lasset die Kindlein zu mir kommen, und wehret ihnen nicht, denn solcher ist das Himmelreich", folgendermaßen gedeutet: „Jesus hat, nach all dem zu urtheilen, außer seinen Jüngern auch gewisse, sich noch in kindlichem Alter befindende Individuen bei sich gehabt und mit sich herumgeführt, die ihm von den Ihrigen übergeben und überlassen wurden, oder die diesen aus Schwärmerei entlaufen waren und sich eigenwillig an ihn angeschlossen hatten, sich bei dem heimlichen Cultus der molochistischen Secte zum Opfer hergaben, und die Verheißung und Versicherung hatten, daß ihnen dafür eine erhabene Stellung im Himmel zu Theil werden würde." So bezeichnet der Verfasser auch die Ansicht, daß schon beim letzten Abendmahl ein Kind geopfert und verzehrt worden sei, als eine Vorstellung, die selbst durch biblische Berichte einigen Halt zu bekommen scheint. Er beruft sich auf Joh. 13, 21 und die folgenden Verse, und bemerkt hierauf: „Dieß ließe sich, wenn man wollte, so auffassen. Den Umstand, daß ihm Judas gefährlich sei, erkennt Jesus daraus, daß jener an dem allzu eigenthümlichen Mahle, das hier gehalten wird, gar nicht oder nur unvollständig Theil nimmt. Um nun zu zeigen, von welchem Sinne und Geiste dieser von ihm durchschaute unechte Jünger sei, bringt Jesus ihm einen Bissen von der Speise auf, die selbiger nicht genießen will, und die er nur mit Schauder und Abscheu zu genießen vermag. Nach dieser Scene eilt Judas empörten Herzens hinweg, und macht Anzeige von dem, was dort in der Stille geschehen ist." Hieraus erhellet zur Genüge,

daß der Verfasser von keiner confessionellen Rücksicht beengt ist, daß er keinerlei Entartung oder Entstellung eines Urchristenthums anerkennt, daß seine Angriffe nicht bloß gegen Katholiken und gläubige Protestanten, und Alle, die noch einen positiv-christlichen Glauben bekennen, sondern auch gegen diejenigen, denen Jesus bloß der liebevolle, menschenfreundliche Weise von Nazareth ist, und die den christlichen Namen irgend einer sittlichen oder socialen Tendenz voransetzen, also auch gegen Lichtfreunde und sogenannte Deutschkatholiken gerichtet ist. Wer noch irgendwie an das Wort: Christenthum oder an die Person Christi ein Gefühl von Verehrung, Achtung oder Theilnahme knüpft, wer das Christenthum nicht als einen Gegenstand des Abscheus und des Entsetzens betrachtet, ist der Gegner, mit dem er es zu thun hat.

Nach den Beweisen, die der Verfasser für seine Ansicht schon in den heiligen Schriften zu entdecken glaubt, beschäftigt er sich damit, darzuthun, daß der molochistische Cultus und die Menschenopfer durch die ganze christliche Aera hindurch bis in späte Jahrhunderte und weit über den Zeitpunkt der Reformation hinaus fortgedauert haben. Er hat hiebei natürlich vorzugsweise die katholische Kirche im Auge, meint aber, daß sich selbst im Protestantismus noch Nachklänge zu finden scheinen. Er erwähnt eines Diacons zu Altdorf, der den Wunsch hatte, daß ihn Gott auf dem Predigtstuhle wegnehmen möchte und wirklich in der Kirche gefährlich erkrankte, und im Jahre 1688 am Himmelfahrtsfeste starb. Hieraus will der Verfasser jedoch noch nichts Bestimmtes folgern, dagegen sei es eine wohlverbürgte Thatsache, daß im vorigen Jahrhunderte eine der Herrnhuth'schen Brüdergemeinde angehörige Frauensperson an einem Festtage der Gemeinde aus Verlangen, selig zu werden, sich erstach, und der Verfasser fügt erläuternd hinzu: „Wie analog dieß den angeführten altkatholischen Dingen ist, springt in die Augen, und es zeigt sich, wie in andern Fällen und Beziehungen, auch hier, daß das Christenthum zwar im Katholicismus seine vornehmste und vollkommenste

Ausprägung hat, aber auch außerdem sein Wesen bewahrt, und immer und überall, wenn Ernst damit gemacht wird, und wenn es den ganzen Menschen durchbringt, die nämlichen Fanatismen und Unthaten in's Leben ruft." Auch der Kreuzigung der Margarethe zu Wildenspuch im Kanton Zürich gedenkt er bei dieser Gelegenheit *). Nur die echt fanatischen, aftermystischen Secten, die im Laufe der Jahrhunderte von der Kirche sich losrissen, wie Gnostiker, Manichäer, Paulicianer, Albigenser u. s. w., so wie alle Gräuel des Zauber- und Hexenwesens sind von der Theilnahme an der Beweisführung nicht nur ausgeschlossen, sondern werden sogar, wie wir später sehen werden, der Kirche gegenüber ausdrücklich gerechtfertigt und in Schutz genommen. Die Beweisarten, die der Verfasser benützt, sind mannigfaltig, sie werden aus der Kirchengeschichte, aus den heidnischen Zeugnissen gegen die ersten Christen, aus der geheimen Disciplin, aus der Verehrung der Reliquien, aus den kirchlichen Festen und Ceremonien, aus dem Leben und Thaten der Heiligen, aus dem Glauben an Gespenster und Kobolde, aus Volksgebräuchen, aus Sagen, Liedern, Mährchen und Sprichwörtern, und aus der Etymologie gewisser Wörter entnommen. Man wird uns hoffentlich nicht zumuthen, diese Beweise einer speciellen Würdigung zu unterziehen. Das bisher Angeführte ist ganz hinreichend, den Leser über den Charakter, die Tendenz und den Gehalt des Buches zu orientiren. Wir werden uns daher beschränken, aus einer Ueberfülle des Stoffes einige wenige Proben hervorzuheben, bloß um diejenigen, die das Buch nicht vor sich, oder auf die Lesung desselben verzichtet haben, das Unbegreifliche begreiflich zu machen, und ihnen eine Anschauung zu geben, nach welchen Grundsätzen der logischen Argumentation und der historischen

---

*) S. die ausführliche Erzählung und geistvolle psychologische Erklärung dieses schauderhaften Vorfalles in Jarckes vermischten Schriften II. Band.

Kritik und Hermeneutik der Autor verfährt, um das gewünschte Resultat zu gewinnen.

Wir wählen zuerst ein Beispiel, welches mehrere Beweisarten zugleich in sich vereinigt. Um die Identität des christlichen Gottes mit Moloch-Jehovah und den in der christlichen Zeit fortgesetzten Cultus desselben unter den Gestalten eines Stiers oder eines Ofens darzuthun, beruft er sich zuerst darauf, daß mehrere Heilige mit einem Stier, mit einem glühenden Stier und mit einem glühenden Ofen abgebildet werden. Man habe zwar diese Bilder gar säuberlich und unverfänglich ausgedeutet, und meist auf das von jenen Heiligen erlittene Martyrthum bezogen; allein dieß sei im höchsten Grade unhistorisch und ungereimt; denn wie könne man annehmen, daß sich die Römer jener scheußlichen Methode des Phalaris bedient hätten, welche ihre Schriftsteller als einen längst überwundenen Gräuel alter Barbarenzeit mit Abscheu nennen. Die Wahrheit sei wohl diese, daß die genannten Attribute eine Darstellung und Bezeichnung der Gottheit waren, der jene Heiligen dienten, und in deren Dienst sie ihr Leben verloren. Ferner beruft er sich auf ein altes Märchen, in welchem eine Jungfrau einen Eisenofen heirathen, d. h. dem in dieser Gestalt gebildeten Gotte geopfert werden soll, und was die Gestalt des Stieres betrifft, so dürfe man sich nur an die gehörnten Salvatorsköpfe erinnern. Endlich meint er, daß sich vielleicht auch einige alte Namen und Wappen hieher ziehen lassen. So habe die alte Benedictiner-Abtei Ochsenhausen wohl vom Stier, als einem Bilde und Gegenstande des dasigen Cultus den Namen erhalten. So gebe es in der Mark einen Ochsenberg, in dem ehemaligen Nürnbergischen Gebiete ein Schloß Stierberg, von welchem eine adeliche Familie sich schrieb, und einen rothen Stier im weißen Felde im Wappen führte. Die Farbe des Stiers sei wohl auf Feuer und Gluth zu beziehen, und der rothe Stier in Uebereinstimmung mit jenen Heiligen-Attributen als glühender Molochstier zu fassen. Uebrigens fürchte er nur die Bosheit apologetischer Kritiker, die sich

an die schwächeren Theile der gegnerischen Untersuchung halten, und die Dinge aus ihrem Zusammenhange herausreißen, sonst würde er hier noch Manches in Erinnerung bringen, namentlich das ehemals so beliebte, vielleicht nicht ganz zu übersehende Bild des rothen Ochsen in Wirthshaus-Schildern. „Denn", sagt er, „es ist schwer zu begreifen, wie Wirthe ihre Häuser und durch diese sich selbst auf diese Weise bezeichnen und benennen mochten, wenn das Bild nicht eine höhere Bedeutung hatte; neuerdings thut es gewiß keiner mehr." Den Schluß der ganzen Beweisführung machen Hindeutungen auf die deutschen Spuren eines Feuer- und Ofen-Cultus bei unsern christlichen Vorfahren, die man mit Unrecht aus dem Heidenthume ableite, auf verschiedene abergläubische Gebräuche, die mit dem Backofen in Verbindung stehen, endlich auf die Feuer, die zu Ostern, am Johannistage und auch an andern Festtagen angezündet wurden.

Als Probe, mit welchem Scharfsinn der Verfasser sprüchwörtliche Redensarten für seine Zwecke auszubeuten weiß, möge das Nachfolgende dienen. In einem Abschnitt, der von dem „Kannibalismus des christlichen Alterthums" handelt, behauptet er, Menschenfresserei sei überhaupt im Mittelalter im Gebrauche gewesen. Es sei nur allzu gewiß und eine redliche, wahrheitsliebende Forschung dürfe es nicht verschweigen, daß unsere christliche Vorfahren arge Kannibalen waren. Unter andern Zeugnissen führt er auch an, daß man in Frankfurt, in Nürnberg und wohl auch sonst noch von einer ungesalzenen Speise zu sagen pflege, sie schmecke wie ein todter Jude. „Ich weiß nicht", bemerkt er hiezu, „wie man das anders erklären kann, als durch die Annahme, daß man einst wirklich Menschenfleisch aß, daß aber das der Juden nicht sonderlich mundete."

Da nach der Ansicht des Verfassers das sogenannte Abendmahl von Anfang an bis auf diese Stunde die ganz bestimmte Bedeutung einer anthropophagischen Ceremonie hat, und das Menschenopfer als Act des religiösen Cultus bis in die ne

Zeit hinein geübt, auch im Mittelalter häufig mit dem wirklichen Verzehren des Fleisches geschlachteter Menschen verbunden war, so ist es nur eine Consequenz, daß er die Heiligen der katholischen Kirche als besondere Virtuosen in diesem Fache darstellt. Er sucht dieß aus Zügen, die in den Biographien der Heiligen vorkommen, zu erweisen, und in dem Verzeichnisse derselben erscheinen auch der heil. Bernard von Clairvaux und der heil. Franciscus von Assisi. Die Lebensweise, welche der heil. Bernard, zur Würde eines Abtes erhoben, in seinem Kloster einführte, war äußerst strenge, besonders was die Kost belangte. Das schwarze Brod, wie Guillelmus *) berichtet, schien eher aus Erde als aus Getreide gebacken, und die übrigen Gerichte hatten beinahe keinen andern Geschmack: als welchen der Hunger und die Liebe Gottes ihnen verlieh. Deßungeachtet erschien diese Kost den eifrigen Mönchen noch zu gut, und da die Süßigkeit der göttlichen Gnade und die Fülle des innerlichen Trostes sie die Beschwerden ihrer Lebensart nicht nur nicht fühlen ließ, sondern sie sogar in Annehmlichkeit verwandelte, wurden sie besorgt, daß ihr Abt sie zu gelind behandle, und von dem Wege der Buße und Abtödtung abführe. Sie trugen ihre Zweifel dem Bischofe von Chalons vor, der sich eben zu Chalons befand. Dieser aber, ein erleuchteter Mann, beruhigte sie hierüber und ermahnte sie, sich ganz der Leitung des Heiligen zu überlassen, indem er die Erzählung von Elisäus und den Prophetenschülern (4 Kön. 4, 38) auf sie anwandte, und den Topf des Propheten mit ihrer Kost, das Mehl aber, welches Elisäus hineinwarf, und wodurch er die Bitterkeit in Süßigkeit verwandelte, mit der in ihnen wirkenden Gnade Gottes verglich, welche auf ähnliche Art dasje-

*) S. S. Bernardi vita et res gestae auctore Guilielmo olim S. Theoderici prope Remos Abbate nunc monacho Signiacensi Cap. VII., aus welchem alle späteren Biographen geschöpft haben, in dem Anhange zu den Werken des heil. Bernard. Ed. Mabillon.

nige, was natürlicher Weise zum menschlichen Gebrauche weniger geeignet sei, zu ihrem Genuße zurichte. Diese Erzählung fand unser Autor in einem neueren Leben des Heiligen, und kündigt triumphirend an, daß die Sache des heil. Bernard dadurch unheilbar werde. Er bemerkt, daß die Mönche sich geweigert hätten, gewisse Speisen zu genießen, die ihnen zu gut schienen, und doch als solche bezeichnet werden, die eine gewisse Bitterkeit enthielten, ja zum Gebrauche der Menschen gar nicht geeignet seien, also recht sonderbare, räthselhafte, unbegreifliche Speisen. Indem er nun zugleich das Magenübel, von welchem der heil. Bernard in späteren Jahren befallen ward, herbeizieht, macht er folgenden Schluß: „Es ist hienach kein Zweifel, der Abt hielt die Mönche zu antropophagischen Mahlen an; sie hatten einen Abscheu vor solcher Nahrung und wandten sich an den Bischof, um sich einer so grauenhaften Pflicht enthoben zu sehen; dieser aber bestätigte die Ansicht und Einrichtung des Abtes, und die Mönche mußten sich fügen. Der heil. Bernard selbst hatte sich den Magen so sehr verdorben, daß er meist roh wieder von sich gab, was er genossen hatte, und dieses beständige Ausbrechen unverdauter Speisen den Brüdern, besonders wenn sie im Chore sangen, lästig wurde. Dieß hatte wohl seinen Grund in dem Ekel, dessen sich bei jenen schauderhaften Eucharistien selbst dieser sonst so vollendete Heilige nicht zu erwehren vermochte." Beim heil. Franciscus dagegen ist es die Etymologie, die dem Verfasser gute Dienste leistet. „Franciscus ließ sich bei einer kleinen, einsam gelegenen Kirche nieder, die Portiuncula hieß, und der seligsten Jungfrau Maria zu den Engeln geheiligt war. Dieser Stammkirche des Ordens wurde der berühmte Portiuncula-Ablaß zu Theil, der späterhin auf alle Kirchen und Kapellen der Franciscaner übertragen ward. Portiuncula heißt ein Stückchen, kleiner Theil oder Antheil von portio und bedeutet, was jene Portiuncula-Kirche, jenen Portiuncula-Ablaß betrifft, wohl eine kleine Portion vom Fleische eines geopferten Menschen, so wie man sie dort zu empfangen und zu genießen

pflegte. Der Beisatz: „„zu den Engeln““ kommt daher, daß man hier Engel machte, zu solchen wurden nämlich dem Glauben der Zeit nach die Seelen der Geopferten. Zugleich erfahren wir, daß die vom heil. Franciscus und manchen andern Heiligen gewirkten Wunder der Todtenerweckung nach der Alles umkehrenden mysteriösen Sprache des Cultus im spiritualistischen Sinne zu verstehen seien, und so viel bedeuteten, als der Heilige habe den angeblich zum Leben Erweckten getödtet und Gott zum Opfer gebracht, und dadurch ihn zum wahren Leben befördert. „Auch die neutestamentlichen Todtenerweckungen werden von diesem Gesichtspunkt aus in ein überraschend helles Licht gesetzt; es sind, die ihnen in der Schrift gegebene exoterische Darstellungsform abgerechnet, keine Mythen und Dichtungen, sondern reale historische Vorgänge, aber in dem angegebenen schauderhaften Sinn.“

Einen besondern Abschnitt widmet der Verfasser jenen Heiligen und Frommen, die an hohen Festtagen, nachdem sie ihren Todestag vorausgesagt hatten, oder sonst unter bedeutsamen Umständen, starben. Er sieht darin den handgreiflichen Beweis, daß dieselben sich zum Opfer brachten, und einen gewaltsamen Tod durch Priesterhand oder durch heiligen Selbstmord starben. Er führt die zahlreichen Beispiele auf die neuere Zeit herab. Vom heil. Stanislaus Kostka, der am Feste der Himmelfahrt Mariä des Jahrs 1568 starb, sagt er: „Er ist ganz sicherlich als ein Schlachtopfer des heimlichen Menschenopfercultus der Jesuiten gefallen, die den unglücklichen Jüngling bis zu dem Entschlusse, sich durch sie morden zu lassen, verdüsterten und fanatisirten, und sich so aus ihm einen neuen Heiligen schufen.“ Denn da der heil. Stanislaus erst achtzehn Jahre alt war und im zehnten Monate seines Noviziates starb, und dessenungeachtet seine Zelle in Rom mit einem Denkmahle aus Marmor geschmückt wurde, und das polnische Reich und mehrere Städte ihn zu ihrem besondern Schutzpatron ausgewählt haben, so begreife man nicht, wodurch sich dieser junge Mensch so ungeheurer Ehre werth gemacht habe. Selbst Schrift-

steller der neuesten Zeit schwätzen dem Verfasser manchmal aus der Schule, und müssen ihm, sie mögen wollen oder nicht, die evidentesten Beweise für seine Behauptungen herbeischaffen. So citirt er aus einem im Jahre 1843 zu Würzburg erschienenen Buche: „Erinnerungen aus dem Leben heiliger Jünglinge", folgende Stelle: „Die Congregation Unserer Lieben Frau war wegen der vielen und edelsten Glaubenshelden, die sie fast jedes Jahr durch verschiedene Arten der Marter und des Todes dem Himmel darbrachte, in ganz Japan berühmt."

Doch genug der Proben und vielleicht schon zu viel! Wir lassen nur noch einige Bemerkungen über die Form und Anordnung des Buches folgen. Es wäre möglich, daß Jemand an ein Buch dächte, welches trotz aller verzweifelten Hypothesen, Schlußfolgen und Beweisarten dennoch von Gelehrsamkeit strotzte, und so ungefähr wie das Leben Jesu von Strauß oder dessen christliche Glaubenslehre eine Frucht langwieriger und mühsamer Studien wäre. Nichts weniger als dieß. Hr. Daumer ist kein Pedant. Sein Werk ist ein im Geiste der neuesten Buchmacherei lüderlich zusammengestoppeltes Machwerk, in welchem sich auch nicht eine Spur wissenschaftlicher Anordnung und Durchführung entdecken läßt. Es ist in einzelne Abschnitte zerhackt, die unter sich keinen unmittelbaren Zusammenhang haben und von Wiederholungen wimmeln. Die Quellen aus denen er schöpfte und die er am Ende des Buches namentlich verzeichnete, bilden ein so buntes Quodlibet, wie es der Zufall und ein gründlicher Fachkenntnisse ermangelnder Dilettantismus nur immer zusammenwürfeln konnten. Die classischen älteren und neueren Werke über Kirchengeschichte, kirchliche Disciplin und Liturgik sind ihm unbekannt, und nicht selten trägt er hierin die gröbste Unwissenheit zur Schau. Daß Styl und Darstellung eben keine Muster sind, vielmehr an einer unerträglichen, schleppenden oder schwülstigen Schwerfälligkeit laboriren, zeigt der Augenschein in den wörtlich angeführten Citaten.

Nachdem nun die Sache des Hrn. G. F. Daumer und

seines Buches spruchreif geworden ist, sind wir darauf gefaßt, daß bei vielen unserer Leser das Verdict nicht anders lauten wird, als: Heller, barer Wahnsinn! Die meisten, die mit der literarischen Stellung des Herrn Daumer und seinen früheren Leistungen nicht vertraut sind, werden der Ansicht seyn, daß die natürliche Gränze aller geistigen Production: die eigentliche und förmliche Verrücktheit hier bereits erreicht sei. Ein Mensch, längst schon des Glaubens ledig, und allem Göttlichen und Heiligen entfremdet, hat nun auch noch sein bischen Verstand eingebüßt. Durch die Lectüre antichristlicher Schriften erhitzt, hat sich in dem armen Schlucker eine fixe Idee ausgebildet. Er sieht in dem Christenthume ein bluttriefendes Gespenst; dieser Gedanke verfolgt ihn unablässig, und auch während der verworrenen Lesung allerlei ihm zugekommener Bücher, er bezieht darauf Alles, was er liest, schreibt endlich seine Phantasien nieder, und so entstand das zweibändige Buch: „Die Geheimnisse des christlichen Alterthums.“

Wir sind weit entfernt, es irgend Jemanden zu verargen, der die schwerbegreifliche Erscheinung sich auf diese Weise zurecht legen wollte. Wir gestehen vielmehr offenherzig, daß sich uns unwillkührlich Aehnliches aufdrängte, indem wir uns mit unsäglicher Mühe und Pein durch das Buch durcharbeiteten; und daß uns öfters die bekannten, hier gewiß passenden Worte Fausts in der Hexenküche einfielen:

> Was sagt sie uns für Unsinn vor?
> Es wird mir gleich der Kopf zerbrechen.
> Mich dünkt, ich hör' ein ganzes Chor
> Von hunderttausend Narren sprechen.

Nichts destoweniger wird diese Erklärungsweise bei genauerer Prüfung der thatsächlichen Verhältnisse sich nicht als stichhaltig bewähren. Wir kennen zwar Hrn. G. F. Daumer nicht persönlich; aber wir zweifeln keinen Augenblick, daß seine Leibes- und Geisteskräfte sich der erwünschtesten Integrität erfreuen, und daß eine allenfalls abgesandte ärztliche Commission den Zustand seines Gehirns ganz normal und ohne Spur

einer Störung oder Zerrüttung befinden würde. Hiezu kömmt noch der sehr wichtige Umstand, daß Hr. Daumer gegenwärtigem Buche bereits mit kleineren Schriften präludirt hat, ohne von Seite der Sanitäts-Behörde die mindeste Unannehmlichkeit erfahren zu haben. Ja, wir zweifeln gar nicht, daß Hr. Daumer, der Herausgeber des persischen Dichters Hafis, ein Mann von vielseitiger Bildung, und von den angenehmsten und gefälligsten Manieren sei, und im geselligen Umgange alle Liebenswürdigkeiten entfalte, welche eine poetische Weltanschauung im Geschmacke des Hafis mit sich führt. Wenn nun aber Hr. Daumer sein Buch bei vollkommen gesunder Vernunft und und ungetrübtem Bewußtseyn geschrieben hat, wie ist das Räthsel zu lösen? Hat er damit nur ein Zeugniß seines Hasses gegen den christlichen Namen ablegen wollen, wie denn auch im gemeinen Leben der höchste Grad wegwerfender Verachtung der ist, wenn man Jemanden auch der unglaublichsten und unbegreiflichsten Schandthat für fähig hält? Ist das Buch vielleicht für die rohen Volksmassen, die keiner Prüfung und Untersuchung fähig sind, berechnet, um sie wider alle christliche Institutionen zu fanatisiren? Diese Annahmen treffen unstreitig näher zum Ziele hin. Wir sind eben so sehr überzeugt, daß Hr. Daumer das Christenthum auf das allergründlichste und ingrimmigste haßt, als wir es für eine ausgemachte Sache halten, daß er an all das tolle Zeug, das er niedergeschrieben, selbst nicht glaubt, daß die stolze Zuversicht, mit der er von der Evidenz seiner Ansicht spricht, eine fingirte ist, daß er im Kreise vertrauter, wissender Freunde über den Streich, den er den Gläubigen gespielt, über das Herzeleid, das er ihnen verursacht, über die frommen Stoßseufzer, die er ihnen ausgepreßt hat, und über den Humor bei der ganzen Sache sich mit der heitersten Laune ergehen, und nicht selten gleich den humoristischen Göttern in ein unauslöschliches Gelächter ausbrechen wird *). Bei allem dem erklärt auch diese Erklä-

*) Unter die Rubrik Humor gehört es ohne Zweifel auch, daß das

rungsweise nur wenig, wenn man die Erscheinung dieses Buches für sich allein und außerhalb dem Zusammenhange mit der Zeit und den Bestrebungen der Zeit betrachtet. Jede mehr oder weniger systematisch verarbeitete Gedankenfolge läßt sich mit einer Pflanze vergleichen. Sie hat sich wie diese aus einem vorhandenen Keime entwickelt, sie hat in einem Erdreiche Wurzel geschlagen, sie hat aus dem sie umschließenden Humus und aus der sie umfließenden Atmosphäre ihre Nahrung gesogen. Und so wie jede Pflanze, aus dem Samenkerne hervorgegangen, schon in ihrer Organisation den Keim zu einer neuen Pflanze in sich enthält, so ist jede solche Gedankenreihe nur die Entwickelung schon vorhandener, aber liegen gebliebener Consequenzen, und führt wieder zu neuen consequenten Entwickelungen. Dieß in Bezug auf die schon hie und da angedeutete und von Hrn. Daumer nun klar ausgesprochene Ansicht darzulegen, ist die Aufgabe, die wir uns gestellt haben. Nicht die Wichtigkeit eines so erbärmlichen Machwerkes, wie das in Frage stehende Buch ist, sondern die Wichtigkeit der Richtungen unserer Zeit, die sich darin spiegeln, hat uns bestimmt, dasselbe zum Ausgangspunkt tiefer gehender Betrachtungen zu wählen. Wir hoffen damit auch jene unserer Leser zu versöhnen, die vielleicht einigen Anstoß genommen haben, daß wir ihre Ohren mit solchen, mehr als menschlichen Ruchlosigkeiten beleidigten, und ihnen eine Reihe der schauderhaftesten Lästerungen mit der Kaltblütigkeit eines einfachen Be-

---

Buch unter zwei verschiedenen Titeln erschienen ist, einmal: „Die Geheimnisse des christlichen Alterthums von G. F. Daumer. Hamburg bei Hoffmann und Campe 1847", und sodann: „A. Jais Wahres Christenthum. Herausgegeben von G. F. Daumer. Augsburg. Verlag der B. Wolffischen Buchhandlung. 1847." Der ehrenwerthe Verfasser, oder die eben so ehrenwerthen Verleger, oder die beiden gleich ehrenwerthen Herren gemeinschaftlich haben somit keinen Anstand genommen, den Namen des ehrwürdigen Benediktiners Aegydius Jais zu mißbrauchen, um Unkundige zu täuschen, und ihre Waare unter dem katholischen Volke einzuschmuggeln.

richterstatters vorüberführten. Es ist heut zu Tage nicht an der Zeit, irgend eine Erscheinung, wie gottlos oder hirnwüthig sie auch erscheine, zu ignoriren, sondern es handelt sich vielmehr darum, sie scharf in's Auge zu fassen, sie genetisch zu interpretiren, und auf diesem Wege sich nicht nur in den Verhältnissen der Gegenwart, in denen wir leben, zu orientiren, sondern auch, — so weit dieß zulässig oder der menschlichen Kurzsichtigkeit möglich ist — der Zukunft, der wir entgegengehen, ein Prognostikon zu stellen.

Es liegt keineswegs in unserer Absicht, die ganze Entwickelungsgeschichte der deutschen antichristlichen Philosophie von ihrem Rocken abzuwickeln. Indem wir diesen Proceß wenigstens in seinen Hauptinstanzen als bekannt voraussetzen, beginnen wir gleich bei der neuesten Zeit, und werden auch hier nur die wesentlichsten, unmittelbar auf unsern Zweck sich beziehenden Momente berühren. Nachdem der vorzugsweise Philosoph der Neuzeit, Hegel von dem Schauplatze dieses Lebens abgetreten war, und in seinen zahlreichen Schriften eine umfassende Durcharbeitung seines Systems nach allen Seiten hin niedergelegt hatte, ließ er seinen Schülern und den echten Erben seines Geistes ein doppeltes Geschäft zurück, vorerst den kunstreichen Schleier von den Zweideutigkeiten, womit er das Verhältniß seines Systems zu dem Christenthume umwebt hatte, mit kühner Hand zu zerreißen, und den rein pantheistischen Kern aus den Hülsen herauszuschälen; sodann die festgestellten Principe unmittelbar auf die historischen Grundlagen des Christenthums und auf die christlichen Glaubenswahrheiten anzuwenden. Unter diesen echten Schülern und Erben war es Strauß, der dieses Amt eines Vollstreckers auf sich nahm. Er schloß vor Allem die sogenannte rechte Seite, welche Hegelthum und Christenthum miteinander versöhnen und verschmelzen wollte als illegitime Nachlaßansprecher von der Erbtheilung aus, bewies mit unerbittlicher Evidenz, daß die Persönlichkeit Gottes, individuelle Unsterblichkeit und ein jenseitiger Zustand sich mit den Fundamentalsätzen der Hegel'schen Speculation

nicht vertrügen; behauptete aber deßungeachtet mit seinem Meister, daß der Inhalt der christlichen Religion mit den höchsten philosophischen Wahrheiten identisch sei, d. h., daß die christlichen Glaubenssätze nichts anderes seien, als die Grundlehren des Pantheismus, wenn sie nur der sie verhüllenden mythischen Bilder und Symbole entkleidet wurden *). Späterhin glaubte er jedoch weiter fortschreiten, und diese Ansicht darnach modificiren zu müssen. Er ließ die von Hegel behauptete Identität des Inhaltes fallen, gab jedoch so viel zu, daß die in aller Religion vorherrschende Thätigkeit der Vorstellung aus dem Triebe der Selbsterkenntniß, aus der Vernunft hervorgehe, und die aufsteigende Reihe der Religionen zu immer größerer Annäherung an die Wahrheit hinleite **). Das Christenthum

*) In seinem im Jahre 1835 zuerst erschienenen Leben Jesu. Siehe die Schlußabhandlung: „Wenn gleich nicht entwickelt, so ist doch an sich in jedem Glauben, der noch nicht Wissen ist, der Zweifel mit gesetzt; der gläubigste Christ hat doch die Kritik als verborgenen Rest des Unglaubens, oder besser als negativen Keim des Wissens in sich, und nur aus dessen beständigen Niederhaltung geht ihm der Glaube hervor, der also auch in ihm wesentlich ein wiederhergestellter ist. Eben so aber, wie der Gläubige an sich Zweifler oder Kritiker, ist auch umgekehrt der Kritiker an sich der Gläubige. So fern er sich nämlich vom Naturalisten und Freigeist unterscheidet, so fern seine Kritik im Geiste des neunzehnten Jahrhunderts wurzelt und nicht im früheren: ist er mit Achtung vor jeder Religion erfüllt: und namentlich des Inhalts der höchsten Religion, der christlichen, als identisch mit der höchsten philosophischen Wahrheit sich bewußt, und wird also, nachdem er im Verlaufe der Kritik durchaus nur die Seite des Unterschieds seiner Ueberzeugung vom christlichen Geschichtsglauben hervorgekehrt hat, das Bedürfniß fühlen, nun eben so auch die Seite der Identität zu ihrem Rechte zu bringen."

**) In dem 1840 erschienen Buche: „Die christliche Glaubenslehre in ihrer geschichtlichen Entwickelung und im Kampfe mit der modernen Wissenschaft." Einleitung §. 2.: „So wenig daher die Hegel'sche Behauptung einer Identität des Inhaltes zwischen der Religion und Philosophie in ihren mit der Religion sich berührenden Theilen begründet ist; so gewiß die der Religion als solcher wesentliche Form

blieb ihm immer noch nicht nur ein nothwendiger Durchgangspunkt in der Geschichte der Menschheit, sondern auch eine höchst ehrwürdige, heilbringende, zu ihrer welthistorischen Entfaltung vollkommen berechtigte Erscheinung. Er erkannte den Vorzug der christlichen vor der althebräischen, griechischen, und um so mehr vor den übrigen heidnischen Religionen ausdrücklich an *), er erkannte, daß das Christenthum durch die Kraft

der Vorstellung oder des Gemüthes und der Phantasie auch den Inhalt afficirt, zu einem andern und zwar unvollkommeneren macht, als der durch reine Vernunft hervorgebrachte philosophische Inhalt ist: so gewiß ist es doch nicht unbestimmt bloß dieselbe menschliche Natur, sondern genauer ihr Trieb nach Selbsterkenntniß, ihre Vernunft, welche auch die Thätigkeit der Vorstellung beherrscht, und durch die aufsteigende Reihe der Religionen zu immer größerer Annäherung an die Wahrheit leitet. — — Dem wahrhaft Philosophirenden gewährt das System seiner philosophischen Ueberzeugungen von dem Wesen des Absoluten und seinem Verhältniß zum Endlichen, von der Natur und Bestimmung des Menschen u. s. f. ganz dieselbe innerste und die Einheit seines Wesens mit sich abschließende Befriedigung, welche dem Gläubigen der Inbegriff christlicher Glaubenswahrheiten gewährt. Religion und Philosophie thun demselben höchsten Bedürfniß des Geistes genug: mit sich selbst in's Reine zu kommen, des Einklangs seiner endlichen Erscheinung mit seinem absoluten Wesen inne zu werden; nur daß die Religion sich zu diesem Behufe mit Gefühlen und Vorstellungen begnügt, zu deren Anregung und Ausdruck sie eines besondern Kreises von Darstellungen und Uebungen bedarf; wogegen die Philosophie diesen letzten Schleier zerreißt und zur Anschauung der Sache selbst, zum Begriff vordringt."

*) A. a. O. §. 3: „Daß diese christliche Vereinigung des Menschlichen mit dem Göttlichen eine wahrere gewesen sei, als sie in den früheren Religionen zu finden war, läßt sich nicht läugnen. In Betreff der althebräischen Religion bedarf dieß gar keiner weiteren Ausführung. Von der griechischen bemerkt Hegel mit Recht — was noch in weiterem Umfange der heidnischen Religion gilt — daß sie beides, zu viel und zu wenig anthropomorphistisch gewesen: zu viel, indem unmittelbar menschliche Eigenschaften, Triebe und Handlun-

der ihm innewohnenden höheren Ideen das Judenthum und Heidenthum überwunden habe; er hatte nur das Eine wider das Christenthum, daß es seine Aufgabe bereits erfüllt und nun, nachdem seine Zeit gekommen, der neuen Offenbarung des selbstbewußten Geistes Platz zu machen habe. Es wird vielleicht befremden, daß wir sagten, Strauß habe nur dieß Eine und also nicht mehr gegen das Christenthum einzuwenden gehabt; denn die ganze christliche Religion für eitles, vergängliches Menschenwerk, ihre Entwickelung für eine bloße Phase, ihre geschichtlichen Grundlagen für Mythen, ihre Glaubenslehren im eigentlichen Sinne genommen für Unwahrheiten, und im besten Falle nur für bildliche Vorstellung pantheistischer Ideen zu erklären: ist doch wahrhaftig nichts Geringes, und trotz aller höflichen Concessionen in Ansehung der Vergangenheit nichts anderes, als ein förmliches Verwerfungsurtheil für die Gegenwart und Zukunft. Allerdings ist dieß nichts Geringes, aber noch nicht das Aergste. Wir müssen daher bei unserem relativen Nur stehen bleiben; denn wir haben es in Beziehung auf die Ansichten derjenigen gebraucht, welche den Faden der Consequenz da, wo Strauß ihn fallen ließ, aufhoben und weiter ausspannen. Hatte also Strauß dem Christenthum nur deßhalb den Stab gebrochen, weil es eine unvollkommene Erkenntniß der Wahrheit gewährt, und die Philosophie der Neuzeit den letzten Schleier bereits zerrissen und zur Anschauung der Sache selbst, zum Begriffe vorgedrungen ist: so lag der weitere Fortschritt der antichristlichen Speculation darin, den christlichen Glauben nicht bloß als etwas Unvollkommenes, sondern als etwas Böses, Schlechtes und in sich selbst Verwerfliches darzustellen. Diese fortschreitende Bewegung leiteten in zweien, gleichzeitig erschienenen Werken Bruno Bauer und Ludwig Feuerbach ein*), und zwar

gen in das Göttliche aufgenommen wurden; zu wenig, indem der Mensch nicht als wirklicher Mensch, sondern nur als jenseitige Phantasiegestalt, der wahrhafte Gott war."

*) Kritik der evangelischen Geschichte der Synoptiker und des Johan-

in ihren Ausgängen eben so, wie in ihren Resultaten dem Wesentlichen nach so gleichförmig, daß wir sie von einander nicht zu scheiden brauchen. Schon der Begriff von Religion im Allgemeinen wird von Beiden beinahe gleichlautend festgesetzt. „Der religiöse Geist", sagt Bruno Bauer, „ist diejenige Zerspaltung des Selbstbewußtseyns, in welcher die wesentliche Bestimmtheit desselben dem Bewußtseyn als eine von ihm verschiedene Macht gegenübertritt." Und Feuerbach: „Die Religion ist die Entzweiung des Menschen mit sich selbst: er setzt sich Gott als ein ihm entgegengesetztes Wesen gegenüber." Und wie diese Entzweiung zu verstehen sei, erklärt er späterhin noch deutlicher mit folgenden Worten: „Die Religion ist das Verhalten des Menschen zu seinem eigenen Wesen — darin liegt ihre Wahrheit — aber zu seinem Wesen nicht als dem seinigen, sondern als einem andern, aparten, von ihm unterschiedenen, ja entgegengesetzten Wesen, darin liegt die Unwahrheit, darin die Schranke, darin das böse Wesen der Religion, darin die unheilschwangere Quelle des religiösen Fanatismus, darin das oberste, metaphysische Princip der blutigen Menschenopfer, kurz, darin die prima materia aller Gräuel, aller schaudererregenden Scenen in dem Trauerspiel der Religionsgeschichte." Eben so übereinstimmend lauten auch ihre Ansichten von der christlichen Theologie. Wenn, sagt Feuerbach, die unmittelbare, unwillkührliche, unbewußte Anschauung des menschlichen Wesens als eines andern Wesens, welche den Charakter der Religion ausmacht, zum Object der Reflexion, zur Theologie gemacht wird, so wird sie zu einer unerschöpflichen Fundgrube von Lügen, Täuschungen, Blendwerken, Widersprüchen und Schismen. Und wenn der Verstand des Gläubigen einmal zur Selbstständigkeit herangereift ist, so kann er nur noch im bewußten Widerspruche mit sich selbst, mit der Wahrheit,

---

nes von Bruno Bauer. Leipzig 1841 — 1842. 3 Bände. — Das Wesen des Christenthums von Ludwig Feuerbach. Leipzig 1841.

mit dem Verstande, nur durch freche Willkühr, nur durch schamlose Lügen die Göttlichkeit der Offenbarung festhalten. Gleichermaßen ermüdet auch Bruno Bauer nicht, sich über die schamlosen Lügen und Verfälschungen, über die Heuchelei und die gleißnerischen Wendungen der Theologen und über das Truggewebe ihrer höllischen Afterweisheit zu ereifern, und wie hoch er ihre intellectuelle Befähigung anschlägt, läßt sich daraus entnehmen, daß er Jedermann auffordert, ihm in allen dogmatischen Schriften von Augustinus bis auf die neueste Zeit ohne Unterschied der Confession auch nur einen gesunden, eine menschliche Gestalt an sich tragenden Satz zu zeigen *). Die Evangelien und die darin enthaltenen Erzählungen sind nach Feuerbach die Produkte zweier Faktoren: des in Gefühlen und Wünschen schwelgenden und schwärmenden Gemüthes, und einer die Bedürfnisse des kranken Herzens und das Verlangen nach bildlicher Anschauung zur Realität erhebenden Phantasie. Nach Bruno Bauer aber sind sie — was der Sache nach auf Eins herauskömmt — ideelle Effulgurationen des religiösen Bewußtseyns. Es gibt nur ein Urevangelium, das des Marcus, und dieses ist eine künstliche Composition, ein Kunstwerk, verfaßt in jenem Stadium, wo das religiöse Selbstbewußtseyn noch in die Unmittelbarkeit seiner schöpferischen Selbstentwicke-

*) A. a. O. 3. Band, Abschnitt XIII: „Man zeige uns Eine dogmatische Ausführung eines Augustin, Anselm, Hugo, Luther und Calvin, die menschliche Gestalt, innere Form, Halt und wahren Zusammenhang hätte! Nur einen dogmatischen Satz! Die Ungeheuer der Beschränktheit, des taumelnden Widerspruchs, der gezierten Aufdringlichkeit liegen in den classischen Werken jener Männer nur verborgen, und nur schlecht verborgen unter der täuschenden Hülle einer strafferen Form. Auch die Neueren sind classisch, wenn sie nur die Beschränktheit, nur den Widerspruch, nur die Aufdringlichkeit uns darbieten, und zwar rein als solche ohne allen weiteren Inhalt darbieten. Die Neuern erst haben den wahren Kern herausgeschält, wenn sie uns das aufdringliche Nichts darbieten; sie haben das Mysterium verrathen, sie sind die wahren Classiker.“

lung versenkt war, wo die innern Schwingungen des Selbstbewußtseyns dem außer sich gekommenen Geiste wie Boten einer andern Welt erschienen.

Damit waren die letzten Reste von historischen Thatsachen, die dem mythischen Christus noch anklebten, beseitiget, Strauß war von allen Seiten überflügelt, und ward von Bruno Bauer ohne viel Federlesen als „ein im Nebel seiner mystischen Traditions-Hypothese Herumirrender" bezeichnet. Der Vorzug des Christenthums vor Judenthum und Heidenthum, den Strauß noch so ausdrücklich anerkannt hatte, ward keineswegs mehr zugestanden, vielmehr von Bruno Bauer in die entgegengesetzte Rangordnung umgekehrt, und das negative Verdienst des Christenthums und die Nothwendigkeit einer christlichen Phase in der Weltgeschichte nur darein gesetzt, daß die christliche Religion die Dinge zum Aeußersten brachte, und dadurch den endlichen Triumph des freien Selbstbewußtseyns herbeiführte. Die Selbstentfremdung des Geistes mußte erst zu einer totalen, alles Menschliche umfassenden werden, und erst als das Christenthum dieses Werk vollbracht, erst als dieser Vampyr der geistigen Abstraction der Menschheit Saft und Kraft, Blut und Leben bis zum letzten Blutstropfen ausgesaugt hatte: dann erst konnte der ungeheure Schritt geschehen*).

---

*) A. a. O. 3. Band, Abschnitt XIII: „Saft und Kraft, Blut und Leben bis auf den letzten Blutstropfen saugte er (der Vampyr) der Menschheit aus: Natur und Kunst, Familie, Volk und Staat wurden aufgesaugt, und auf den Trümmern der untergegangenen Welt blieb das ausgemergelte Ich sich selbst aber als die einzige Welt übrig." — — „Mit solchen Sachen (den Evangelien) hat sich die Menschheit anderthalb Jahrtausende hindurch abquälen müssen? Ja, sie mußte es, denn der ungeheure Schritt konnte erst nach solchen Qualen und Anstrengungen geschehen, wenn er nicht mehr vergebens, und wenn er in seiner wahren Bedeutung und Größe gewürdigt werden sollte. — — In der Knechtschaft unter ihrem Abbilde wurde die Menschheit erzogen, damit sie desto gründlicher die Freiheit vorbereite, und diese um so inniger und feuriger umfasse, wenn

Der geschichtliche Ausgangspunkt aber für dieses Zerstörungswerk war im jüdischen Volksleben gegeben, da in dessen religiösem Bewußtseyn nicht nur Natur und Kunst schon erwürgt waren, sondern auch der Volksgeist bereits mit dem Gedanken einer höheren Allgemeinheit hatte in Dialektik treten müssen. Um einen Grad milder scheint in dieser Beziehung die Ansicht Feuerbachs zu seyn, welche Christenthum und Heidenthum als entgegengesetzte Extreme in eine Linie stellt, indem dieses das Individuum der Gattung, jenes die Gattung dem Individuum aufgeopfert habe, während das Princip der Juden, ihr Gott das praktischste Princip von der Welt: der Egoismus, und zwar der Egoismus in der Form der Religion ist. Ja, er erklärt sogar den Sieg des Christenthums über das Heidenthum aus einem Grunde, der für das erstere ehrenvoll klingt. Bei den Heiden, sagt er, schwelgte die schöpferische Phantasie, unbekümmert um die Noth des Herzens, im Genuß irdischer Pracht und Herrlichkeit; im Christenthum stieg sie in die Wohnung der Armuth, wo nur die Nothwendigkeit des Bedürfnisses waltet, und demüthigte sich unter die Herrschaft des Herzens. Dadurch gewann sie immer mehr an Kraft, und an der Noth des Herzens scheiterte der Muthwille der olympischen Götter. Diese Milde wird im weiteren Verlaufe an vielen Orten dergestalt wieder verwischt, daß am Ende das Resultat mit Bruno Bauer so ziemlich zusammenläuft. Wir heben nur einige dieser Stellen aus: „Der Offenbarungsglaube erstickt nicht nur den moralischen Sinn und Geschmack, die Aesthetik der Tugend; er vergiftet, ja tödtet auch den göttlichsten Sinn im Menschen — den Wahrheitssinn, das Wahrheitsgefühl.“ Und: „Ueber der (christlichen) Moral schwebt Gott als ein von dem Menschen unterschiedenes Wesen, dem das Beste gehört, während dem

---

sie endlich gewonnen ist. Die tiefste und fürchterlichste Entfremdung sollte die Freiheit, die für alle Zeiten gewonnen wird, vermitteln, vorbereiten und theuer machen, vielleicht auch für den Kampf theuer machen, den die Knechtschaft und Dummheit gegen sie führen wird.“

Menschen nur der Abfall zukommt. Alle Gesinnungen, die dem Leben, dem Menschen zugewendet werden sollen, alle seine besten Kräfte vergeudet der Mensch an das bedürfnißlose Wesen. — Gott ist eifersüchtig auf den Menschen, die Religion eifersüchtig auf die Moral; sie saugt ihr die besten Kräfte aus; sie gibt dem Menschen, was des Menschen ist, aber Gott, was Gottes ist. Und Gottes ist die wahre, seelenvolle Gesinnung, das Herz."

Es ist klar, daß bei einer solchen Auffassung des Christenthums auch die Ansicht über die Persönlichkeit des evangelischen Christus sich anders gestalten mußte. Für Strauß war der Christus der Evangelien im Sinne seiner Philosophie ein logisch unmöglicher Christus. Der erste Canon, den er über die Kriterien des Historischen und Mythischen aufstellt, lautet dahin, daß jede Erzählung, in welcher das Erzählte mit den bekannten und sonst überall geltenden Gesetzen des Geschehens nicht übereinstimmt, aus dem Bereiche des Historischen auszustreichen sei. Da nun aber das erste und vornehmste der Gesetze des Geschehens dieses sei, daß eben sowohl richtigen philosophischen Begriffen, als allen beglaubigten Erfahrungen zu Folge die absolute Causalität niemals mit einzelnen Acten in die Kette bedingter Ursachen eingreift, und auch gar nicht in dieser Weise eingreifen kann: so sei alles Wunderbare, Uebernatürliche, dem gewöhnlichen Laufe Widersprechende, was von der Person und dem Leben Jesu in den Evangelien erzählt wird, in das Reich der Mythen zu verweisen *). Seinen Nachfolgern hingegen muß der evangelische und kirchliche Christus nicht bloß als ein logisch, sondern auch als ein moralisch unmöglicher Christus erscheinen. Feuerbach findet es gar nicht der Mühe werth, diese Consequenz zu ziehen. Was ihm Christus eigentlich ist, hat er in verschiedenen Wendungen deutlich genug bezeichnet. „Christus ist selbst nichts als ein Bild, unter welchem sich dem Volksbewußtseyn die Einheit der Gattung

*) A. a. O. 3. Band, Abschnitt XIII.

aufdrang und darstellte." — „Der Bund der Freiheit der Phantasie mit der Nothwendigkeit des Herzens ist Christus." — „Christus ist die Allmacht der Subjectivität" u. s. w. Ein solcher Christus ist um nichts realer, als eine Gestalt, die uns im Traume vorkömmt; ja, er sagte es ausdrücklich: „Das Gemüth ist der Traum mit offenen Augen; die Religion der Traum des wahren Bewußtseyns; der Traum der Schlüssel zu den Geheimnissen der Religion." Wer wird über ein Traumbild weitere Forschungen anstellen wollen? Bruno Bauer dagegen, der einen historischen Ausgang des Christenthums aus dem jüdischen Volksleben annimmt, spricht die Consequenz mit dürren Worten aus: „Wenn ein Mann Namens Jesus existirt hat, wenn dieser Jesus den Anstoß zu der Revolution gegeben hat, die im Namen Christi die Welt erschüttert und ihr eine neue Form gegeben hat, dann ist so viel gewiß, daß sein Selbstbewußtseyn noch nicht durch die dogmatischen Satzungen des evangelischen Christenthums entstellt und aus seinen Fugen gerissen war: dann ist der Charakter seiner Persönlichkeit gerettet. Der evangelische Christus als eine wirkliche geschichtliche Erscheinung gedacht, wäre eine Erscheinung, vor welcher der Menschheit grauen müßte, eine Gestalt, die nur Schrecken und Entsetzen einflößen könnte" *). Diese Aeußerung charakterisirt kurz, klar und unbedingt das Maß und die Höhe des gewonnenen Fortschrittes. Aber nicht bloß in dem Inhalte, auch in der Form und dem Ausdrucke machte sich der Fortschritt bemerklich. Bei Strauß waltet noch die kalte Ruhe und — dieß kann wenigstens für den rein objectiven Theil nicht geläugnet werden — der Anstand und die Würde wissenschaftlicher Untersuchung, und selbst die Stacheln des Hohnes und des Sarcasmus bleiben nur seinen persönlichen Kämpfen vorbehalten. Bauer und Feuerbach hingegen sprechen schon die Sprache der Leidenschaft. Das wissenschaftliche Interesse ist in den

*) Leben Jesu I. Band, Einleitung §. 16.

Hintergrund getreten: die Polemik gegen das Christenthum ist ihnen zur eigenen Herzenssache geworden; der Affect des glühendsten Hasses wider Alles, was christlich heißt, bricht allenthalben hervor.

(Fortsetzung folgt.)

XI.

Briefliche Mittheilung aus Hessen.

Daß sich die Lichtfreunde auch in Marburg ein Feuer angezündet haben, ist eine langbekannte Thatsache; daß es aber damit nicht recht fort will und keine Flammen zum Vorscheine kommen, das hätten die Herren nicht gedacht, die jetzt noch immer mit vollen Backen in die glimmende Asche blasen und allen möglichen Wind machen. Ob das Holz, womit sie ihren Scheiterhaufen für alles dasjenige, was sie Aberglauben nennen, errichtet haben, schon vorher stockig oder gar faul war, wollen wir nicht geradezu behaupten, haben aber unsere besonderen Gedanken darüber.

Die hiesigen Lichtfreunde sind ein kleines Häuflein verirrter Schafe, deren — wir wollen gleich wieder aus dem Bilde fallen — deren Katechismus Professor B. geworden ist. Sie haben den Glauben ihrer Priester als nutzloses und schändliches Pfaffenthum von sich geworfen und sich einen Papst erwählt, den sie für weit infallibeler halten, als der ultramontanste Katholik jemals den seinigen gehalten hat. Diese Lichtfreunde bestehen aus Leuten des gewöhnlichen Bürgerstandes. Sie versammeln sich in einem Bierhause und Prof. B. ringt mit Gedanken und Form, um sich diesen Leuten von ganz ungehobelten Begriffen klar und verständlich zu machen. Ob ihm das jemals gelingen wird, ist eine andere Frage, und wenn wir auf sein akademisches Wirken zurückblicken

und da sehen müssen, wie sich selbst die gebildetsten Studenten nur mit unsäglicher Mühe zum Verständniß dieses dunkeln und abstrakten Mannes hinaufarbeiten konnten; dann möchten wir alle jene Predigen im Bierhause als eine Danaidenarbeit bezeichnen. Seit ihn die Regierung suspendirt hat, widmet er seine Muse, welche sonst vom Katheder in Anspruch genommen war, mit besonderer Liebe der Aufklärung des Volkes, und entschädigt sich so für das Unrecht, das die Lehrfreiheit in seiner Suspension erdulden muß.

Nicht aus Schadenfreude, wohl aber der guten Sache wegen sehen wir es gern, wenn dieß Lichtfreundenthum nicht recht gedeihen will. Sind doch die wenigen Folgen, die es bereits hervorgebracht hat, in der That abschreckend genug. Denn wir hörten Handwerker, deren Herzensfrieden nur aus dem Glauben kommen, und deren wahrer Trost nur das lebendigste Gottesbewußtseyn seyn kann, von der Unsterblichkeit der Seele als von einer Lächerlichkeit reden. „Und was kümmert mich denn das dumme Gerede", sagten sie, „ob ein Gott sei oder nicht. So lange ich lebe, muß ich ja doch mein Brod durch saure Arbeit verdienen, und wer todt ist, der hungert nicht mehr. Das muß der Professor B. besser wissen, und der hat gesagt, daß es keinen Gott gebe, und die Pfaffen Betrüger seien."

Aber auch diese trübseligen Ausgeburten einer verkehrten Aufklärerei werden wieder zu Grunde gehen, und über kurz oder lang auch das Lichtfreundenthum, gleich allen Modesachen, wie ein ausgetragener Frackrock an den Haken gehängt werden. Alles Ringen und Streben, sich Corporationsrechte, und gleich anderen Kirchen Anerkennung im Staate zu verschaffen, wird, selbst wenn es wider alles Erwarten Erfolg haben sollte, eine Sache nicht kräftigen können, die den Todeskeim schon bei der Geburt in sich trug, oder als Monstrum hätte vernichtet werden müssen. Die Paragraphe 29 und 30 der kurhessischen Verfassungsurkunde, auf welche die Lichtfreunde so stark pochen, können nimmermehr in einer Ausdehnung aufgefaßt werden, die mehr in Anspruch nimmt, als ungestörte Religionsübung in einer dem Staate und dem Wohle der einzelnen Bürger ungefährlichen Weise; und wie es nothwendig Sache des Staates seyn muß, bei der Entscheidung,

ob ein neues Glaubensbekenntniß, das in seinem Bereiche auftaucht, noch als ein christliches zu bezeichnen sei, und ob dann der §. 29 auf die neue Secte angewendet werden dürfe, auch ein Wörtchen mitzureden; so wird dem Staate auch das Recht zugesprochen werden müssen, über die äußere Religionsübung aller Dissidenten zu wachen, und im Nothfalle die persönliche Willkühr beschränken zu dürfen. In einem protestantischen Staate, in welchem die nämliche Hand geistliche und weltliche Hoheit in sich vereinigt, wird dieß kein Vernünftiger in Abrede stellen wollen. Ob der Landtag diese Grundsätze als die seinigen adoptiren wird, das ist eine Frage, über welche nur die Zeit entscheiden kann.

Der „deutschkatholischen" Gemeinde zu Marburg wird auch die weiteste Nachgiebigkeit des Staates wenig frommen können; denn wir möchten sehr daran zweifeln, ob es möglich sei, mehr als Einen weiland Katholiken in dieser Stadt zu finden, der als seinen Heiland den Johannes Ronge verehrt. Schell's Anwesenheit, den gewisse Zeitungen nach seinem Uebertritte plötzlich zu einem grundgescheidten Manne, zu einem wahren lumen mundi machten, konnte der damals im Entstehen begriffenen Gemeinde nur gefährlich seyn, denn der Abstand zwischen dem Zeitungshelden Schell und dem Schell der Wirklichkeit war, trotz der seichten Prahlerei, die der gute Mann beständig im Munde führte: „Ich heiße Jakob Schell und will darum schellen, daß es durch die ganze Welt klingen soll!" auch Kurzsichtigen in die Augen fallen, und wir glauben dem Werke, was er hier kräftigen wollte, ein friedliches Requiescat in pace nachrufen zu dürfen.

XII.

Kabinetsstück.

Um Ostern des Jahres 1590 fand zu Wien zwischen dem Jesuiten Georg Scherer und Paul Florenius, der früher in dem Orden studirt hatte, hierauf von der Kirche abfiel, in Gegenwart vieler Adelicher, ein Religionsgespräch statt, in welchem dieser sich den Sieg zuschrieb. Scherer war ein gründlich gelehrter, geistreicher, anbei etwas kaustischer Mann; Florenius repräsentirte damals schon den Christianismus vagus; für jene Zeit eine wahre Anomalie, von welcher ein tief in seiner Kirche wurzelnder Jesuit sich keinen rechten Begriff machen konnte. Da sich Scherer's Gegner fortlaufend auf die Schrift und auf die Väter berief, ohne eine bestimmte Glaubensnorm anzugeben, apostrophirte ihn derselbe folgendermaßen: „Ist aber zu dieser unser Zeit ein Volk unter der Sonne, welches die Schrift und Patres auch also versteht, wie du? oder bist du allein auf der Welt, der beides recht versteht? Bist du es allein, so sag's; bist du es aber nicht allein, so nenne oder weise mir die andern, so mit dir halten; inmaßen ich dir wohl solche weisen kann, welche die Schrift und die Patres allerdings verstehen und auslegen, wie ich sie verstehe und auslege. Ich begehre nicht, daß du mir zeigen sollst etlich Tausend oder ein ganzes Königreich, Fürstenthum, oder eine ganze Stadt voll, sondern nur bei zehen, fünf, vier, die damit Meinung

sind. Was schweigst du? Zeige her. St. Paulus schreibt, daß Gott seiner Kirche Lehrer und Hirten gibt bis zu Ende der Welt. Wo ist deine Kirche? wo sind deine Lehrer? Weiß ich doch wohl, daß du, Doctor! keinem die Sacramente gereicht hast, auch noch nicht reichest, auch von keinem andern empfängst. Gesetzt, ich würde mich zu dir schlagen und deinen Glauben annehmen: wer würde mich dann absolviren? Wer würde mir das Sacrament des Altars auf deine Weise reichen? Wo müßte ich mich hinbegeben? Sage, rede, gib mir Antwort; hörest du, Doctor? Hiezu sprengt Herr Christoph von Heim (ein Unkatholischer vom Adel) ein und sagt: „Herr Georg, gedächtet ihr lutherisch zu werden, wir wollten uns nicht lange besinnen, sondern euch alsbald auf einen Wagen setzen und gen Enzersdorf führen." — Hörst du da, Doctor, dieser lutherische Herr ist viel redlicher und aufrichtiger, als du, denn, im Fall ich mich zu seinem Glauben erklären sollte, nennt er mir allbereits einen Ort, da ich seines Glaubens Lehrer und Prädicanten finden würde; du aber kannst mir keinen Ort in der ganzen Welt nennen, da ein einziger Lehrer oder Prediger deines Glaubens und deiner Kirche wäre, bei dem ich mich wegen der heiligen Sacramente anmelden möchte." — Dieß und anderes bracht ich für, aber umsonst; denn der seinen Glauben nicht bekennen und seine Lehrer nicht nennen wollte und konnte, war Doctor Florenius. Da blieb er unbeweglich, eigensinnig und halsstarrig, und ließ sich von mir kurzum nicht bereden, daß er dem Kind einen Namen gegeben, oder seine Maske und Larve abgelegt, und mit aufgedecktem Angesicht mit mir gehandelt hätte. Das war nun ein vornehmes Stück seines Sieges, dann ich ihm seinen steifen und hartnäckigen Kopf und Willen nicht brechen konnte, sondern ihn seines Sinnes mußte walten lassen. (Dieses Bruchstück möge zugleich als Probe deutschen Styls eines Jesuiten des sechszehnten Jahrhunderts gelten.)

XIII.

Die Brandschatzungen in der Schweiz und die radikale Gerechtigkeit.

Trotz den Verwendungen des Sir Stratford Canning und den von Palmerston gemachten Aussichten sehen sich die katholischen Kantone und die Mitglieder ihrer gestürzten Regierungen immer noch mit einem finanziellen Ruin auf Jahre hin bedroht; die Welt aber hat eine neue Gelegenheit, den Gerechtigkeitssinn jenes Radikalismus zu bewundern, der sonst immer das Wort Amnestie im Munde führte, und dessen brutale Gewaltthaten in deutschen Blättern, wie in der Professorenzeitung von Heidelberg und in der Kölner eine so nachsichtsvolle Beurtheilung finden.

Dasselbe Bern, das bei diesen Brandschatzungsdecreten, die nicht einmal das uralte Hospiz auf dem St. Bernhard verschonen, eine so noble Rolle spielt, hat seiner Seits in den letzten Jahren, was es jetzt an dem „Sonderbund" so strafwürdig findet, zweimal sich selbst zu Schulden kommen lassen. Es hat sich zweimal ihm nicht zusagenden Tagsatzungsbeschlüssen widersetzt; und zwar waren diese Beschlüsse nicht mit einer kümmerlichen Mehrheit von 12²/₂ Stimmen auf revolutionärem Wege und in Dingen, die nicht zur Competenz der Tagsatzung gehören, zusammengebracht worden; die Beschlüsse,

denen Bern den Gehorsam verweigerte, waren mit 18½ und 20 Stimmen gefaßt. Der eine betraff eine strittige Frage mit Solothurn, der andere den sogenannten Ohmgeldhandel mit Waadt. Damals lauteten die Worte seines Berichterstatters im großen Rathe von Bern: „Noch jetzt besteht ein Beschluß der Tagsatzung gegen uns; aber wir unterziehen uns ihm nicht, weil die Tagsatzung dabei über ihre Rechte hinausgegangen ist."

Eben so hatte im Jahre 1843 Schultheiß Neuhaus erklärt: „Werden jetzt diese 18½ Stände ihren Beschluß zurücknehmen? Ich glaube, nein. Wird Solothurn von seinem Begehren abstehen, wo es den mindesten Grund dazu hat? Nein. Was wird also stattfinden? Wird etwa deßwegen die Tagsatzung dem Stande Bern den Krieg machen? Nein. Die Tagsatzung hat auch keinen Krieg gemacht gegen Bern wegen seiner Widersetzlichkeit in Betreff des Ohmgeldes. Wenn sich also Bern hier wiederum widersetzt, so wird deßhalb auch kein Krieg entstehen. Beträfe es nur einen der kleineren Stände, so möchte es angehen; beträfe es z. B. Zug oder Uri, so weiß man, daß man vollziehen kann, wenn man will, und da ist es dann Schonung, wenn man nicht vollzieht. Allein wenn es Bern betrifft, so erscheint dann die Eidgenossenschaft sehr ohnmächtig ꝛc."

Mehr noch; bekanntlich wurden die Freischaarenzüge nicht unter der Sanction der Kantonalbehörden unternommen. Es waren Freibeuterzüge von Einzelnen, gegen die einzuschreiten den radikalen Behörden die Macht und der Wille gebrach. Ihre Bestrafung mußte daher, nach den einfachsten Grundsätzen menschlicher Gerechtigkeit, zunächst die Einzelnen treffen, die zu diesem Friedensbruch die Waffen ergriffen und dann, wenn man weiter greifen wollte, die Behörden der einzelnen Kantone, die sich dabei eine sträfliche Nachsicht hatten zu Schulden kommen lassen, oder die theilweise selbst auf illegalem Wege daran Theil genommen. Allein, was geschieht? Die Tagsatzung übernimmt mit liberaler Großmuth zur Erleichterung

der Freischaaren-Kantone 150,000 Franken auf die eidgenössische Kasse.

Jetzt dagegen, wo die Zwölfermajorität ohne die Abstimmung des Volkes zu befragen, ohne die zu einem Kriege erforderliche Majorität zu haben, in einer Sache, die außer ihrer Competenz lag, die sieben katholischen Kantone mit Krieg überzogen hat, sollen diese die ungeheure Summe aller Kriegskosten zahlen, und um das Unrecht vollends zu krönen, gibt sie den mit Verletzung der Capitulationen von einer radikalen, unberechtigten Rotte unrechtmäßig durch Hülfe ihrer Bajonette aufgedrungenen Regierungen noch obenein die Vollmacht, ihren Recurs an den Mitgliedern der unrechtmäßig gestürzten Regierungen zu nehmen, die doch nichts anderes gethan, als rechtmäßig gefaßte Beschlüsse des souverainen Volkes auszuführen. Und diese Regierungen beeilen sich, als rachsüchtige Parteimänner, aus dieser Vollmacht ein Proscriptionssystem gegen jeden reichen und wohlgesinnten Mitbürger und gegen die ihnen verhaßten religiösen Corporationen zu machen. Kann man wohl mehr schreiende Ungerechtigkeiten in einem Acte vereinigen? Und wer steht an der Spitze der Eidgenossenschaft, um die Execution dieses Brandschatzungssystems gegen die sieben katholischen Kantone zu leiten? Ein Freischaarenführer, der früher stets nur das Wort Amnestie im Munde geführt, derselbe Ochsenbein, zu dessen und seiner Mitschuldigen Gunsten die eidgenössische Kasse mit 150,000 Fr. sich belastet. Und wer ist der wahrscheinliche Nachfolger dieses Bundespräsidenten? abermals ein Freischaarenführer, Robert Steiger, derselbe, der zweimal sein Heimathland mit friedensbrecherischen Waffen überzogen, und der dann in seinem maßlosen Rachegefühl der erste war, der die Brandschatzung auf die Mitglieder der gestürzten Regierung wälzte, als die „eidgenössischen" Bataillone ihn nach Luzern zurückgebracht, und in seinen tyrannischen Ungerechtigkeiten unterstützten! Das ist die radikale Gerechtigkeit jener Parteimänner, die in unsern deutschen Blättern als die Herolde des Lichts und des Fortschrittes und einer freieren Gestaltung der Zukunft gerühmt werden!



XIV.

Ein neues Buch und ein Blick in die neue Zeit und ihre Zukunft.

Erster Artikel.

Der Blick in die Gegenwart.

(Fortsetzung.)

Es entsteht nun die Frage: Ist hier noch eine weitere fortschreitende Entwickelung denkbar? — Nach allem dem, was wir über das Buch Daumer's mitgetheilt haben, dürfte diese Frage sehr überflüssig erscheinen. Der Fortschritt liegt bereits vor Augen: Das Christenthum trägt nicht nur den Charakter des Bösen an sich; es ist eine leib- und lebenhafte Manifestation des bösen Principes. Die Gründer, Verbreiter und Erhalter des Christenthums haben mit unerhörter Arglist die Begriffe von Gut und Bös verkehrt, durch eine ununterbrochene Reihe von schlau ersonnenen Blendwerken die Welt bethört, für ihre Partei den Namen und die Bedeutung eines Reiches Gottes usurpirt, und den Gegensatz als das Reich des Teufels bezeichnet. Der fortschreitenden Wissenschaft ist es endlich gelungen, den Betrügern die Larve abzuziehen, das zweitausendjährige Mysterium der Bosheit vor aller Welt zu enthüllen, und dem lange verhöhnten und mißhandelten Satan eine späte, aber glänzende, ihm wohl selbst unerwartete Rechtfertigung zu

verschaffen. Der bisher sogenannte Satan ist das gute Princip, der Gott der Christen aber das böse Princip, die christliche Religion sein Dienst, und folglich im echten, nicht mißbräuchlichem Sinne des Wortes Teufelsdienst. Wie aber in Hrn. Daumer sich diese Ansicht bilden konnte, liegt in den angezogenen Stellen aus Feuerbach und Bruno Bauer eben so klar vor uns. Wozu also die Frage? — Wir wollen diese genetische Evidenz nicht im Mindesten bestreiten: wir haben es ja eben beabsichtigt, den stufenweisen Fortgang des antichristlichen Processes in das hellste Licht zu setzen. Ja wir sind sogar im Stande, eine Stelle aus Feuerbachs „Wesen des Christenthums" vorzulegen, in welcher sich die Lineamente eines Buches, wie Hr. Daumer es geschrieben hat, mit derselben Deutlichkeit erkennen lassen, wie in dem ausgebildeten Dotter des Eies das künftige Hühnlein. Sie lautet: „Die blutigen Menschenopfer sind in der That nur rohsinnliche Ausdrücke von den Geheimnissen der Religion. Wo blutige Menschenopfer dargebracht werden, da gelten diese Opfer für die höchsten, das sinnliche Leben für das höchste Gut. Deßwegen opfert man das Leben Gott auf, und zwar in außerordentlichen Fällen; man glaubt damit ihm die höchste Ehre zu erweisen. Wenn das Christenthum nicht mehr, wenigstens in unserer Zeit, blutige Opfer seinem Gott darbringt, so kommt das nur daher, daß das sinnliche Leben nicht mehr für das höchste Gut gilt. Man opfert dafür die Seele, die Gesinnung, weil diese für höher gilt." Diese Stelle ist dem Texte des Buches entnommen; in einem Anhange von Erläuterungen aber wird der Satz: „Das Menschenopfer gehört selbst zum Begriffe der Religion: die blutigen Menschenopfer dramatisiren nur diesen Begriff" noch weiter ausgeführt. Es wird zuerst auf Abraham und Jephte im Alten Bunde hingewiesen; sodann auf das blutige Sühnungsopfer des Menschensohnes im Neuen Bunde übergegangen und endlich bemerkt: „Dieses am Kreuze zur Besänftigung des göttlichen Zornes vergossene Blut ge-
[illegible] die Christen im Abendmahl zur Bestärkung und Be-

fieglung ihres Glaubens. Aber warum denn das Blut in Gestalt des Weines, das Fleisch unter der Gestalt des Brodes? Damit es nicht den Schein hat, als äßen die Christen wirklich Menschenfleisch, als tränken sie wirklich Menschenblut, damit nicht der natürliche Mensch, d. i. der homo verus beim Anblick von wirklichem Menschenfleisch und Blute vor den Mysterien des christlichen Glaubens zurückschaudert." Was ist das Buch des Hrn. Daumer anders, als nur die Durchführung dieser Sätze? Wir behaupten sogar: hätte Hr. Daumer diese Aufgabe nicht auf sich genommen, so wäre in kürzester Zeit ein Anderer aufgestanden, und hätte ein ähnliches Werk zu Tage gefördert; wie denn überhaupt sein Verdienst nur darin besteht, geradezu ausgesprochen zu haben, was mehrere seiner Geistesverwandten schon bei mehreren Gelegenheiten verblümt angedeutet hatten. Alles dieß ist sehr wahr; allein wir müssen dabei bemerklich machen, daß troß aller natürlich scheinenden Verwandtschaft und Verkettung der Ideen dennoch, wenn wir die Sache von wissenschaftlichem und philosophischem Standpunkte aus betrachten, Hr. Daumer eine ungeheure Kluft übersprungen, und im Verhältnisse zu seinen Vorgängern sich auf einem ganz andern, von dem früheren himmelweit verschiedenen Boden aufgestellt hat. Wir befinden uns jetzt in einem andern Lande, wo eine andere Luft daherweht, wo sich ein anderer Nachthimmel über uns wölbt, wo die Menschen, die Thier- und Pflanzenwelt ein anderes Gepräge an sich tragen, in einem Lande, welches sich im geistigen Sinne von den früheren Wohnsitzen der antichristlichen Speculation mehr unterscheidet, als die neuentdeckte neue Welt von der alten Welt, wie wir sogleich näher begründen werden.

Wenn die unmittelbaren Vorgänger Daumers mehr oder minder ausdrücklich den Charakter des Christenthums als böse bezeichnet haben, so ist doch dabei nicht zu übersehen, daß sie das Böse im Sinne ihrer Schule und des pantheistischen Glaubensbekenntnisses genommen haben. Das Böse in diesem Sinne aber ist so sehr bloßer Schein, als das

Gute, während die eigentliche Realität nur der Identität von beiden Gegensätzen zukömmt. Die eine Seite dieser Identität ist eben so nothwendig und kann eben so wenig für sich allein bestehen, als die andere, weil erst ihre wechselseitige Durchdringung das wahre und wirkliche Seyn bildet; woraus von selbst die Folge fließt, daß die Idee Gottes als des höchsten, absolut guten Wesens eben so wenig in einem pantheistischen Systeme Platz finden kann, als der Gedanke des Satans als eines durchaus bösen Wesens *). Allerdings liegt in einer bloß praktischen Anschauung der Uebergang vom Schein-Bösen zum Real-Bösen, vom Bösen überhaupt zum Satanischen sehr nahe. Allerdings mußte in den fortgeschrittenen Schülern Hegels in ihrer praktischen Richtung das Gelüste erwachen, die christliche Religion als real-böse und als eigentlichen Satans-Dienst darzustellen, sie auf diese Weise nicht bloß der theoretischen Verachtung, sondern auch der ganz praktischen Verfol-

*) Dieß haben auch die echten Schüler Hegels mit aller Strenge festgehalten. So sagt Strauß in seiner christlichen Glaubenslehre II. Bd. §. 54: „Die Seite der Identität, der Uebereinstimmung und des Zusammengehens mit dem Absoluten und der creatürlichen Welt, für sich in der Einbildungskraft festgehalten, gibt die Vorstellung der Engelwelt; wie die Seite des Andersseyns und der Abkehr von Gott die Vorstellung des dämonischen Reiches gibt. Mit gutem Rechte hat sich daher die Kirche von jeher gegen die Bekehrbarkeit des Teufels erklärt: die personificirte Abstraction des Bösen kann wohl aufgelöst, aber so lange man sie festhält, nicht in sich umgewandelt werden. So theilen auch beide Vorstellungen die Mängel aller Abstractionen. — — Weg also mit diesen Schattenbildern! lasset uns am vollen concreten Leben festhalten, in welchem wir zwar keine ganzen Engel, doch dafür auch keine ganzen Teufel, statt beider aber ganze Wesen, ganze Persönlichkeiten finden, während Engel und Teufel nur halbe, mithin keine sind.“ Auf ähnliche Weise, fast mit denselben Worten äußert sich auch Bruno Bauer, und bei Gelegenheit, wo er den Verrath des Judas Ischarioth bespricht, will er nicht einmal zugeben, daß man von durchaus bösen Motiven einer einzelnen menschlichen Handlung spreche.

gung preiszugeben, und ihr so wie ihrem göttlichen Stifter zu gleicher Zeit die tödtlichste Schmach und den schmachvollsten Tod zu bereiten. Denn der Haß ruht so wenig als die Liebe, und hat seine Stadien des lebendigen Fortschrittes, wie diese. Der Unglaube schreitet zum förmlichen Abfall von Gott, der Abfall zum Hasse Gottes, der Haß Gottes zur Blasphemie, die Blasphemie zur direkten Opposition wider alles Göttliche fort. Allein in der Theorie lag der breite Strom, der sie von dem letzten Ziele ihrer Wünsche und Bestrebungen trennte, und ihnen weder Brücke noch Schiffe darbot, um auf das andere Ufer zu kommen, und der reizenden Frucht, der letzten, die noch zu brechen war, sich zu bemächtigen. Um zu der Annahme eines durchaus bösen Wesens zu gelangen, gibt es nur zwei Wege: entweder der Dualismus im strengsten Sinne, oder die christliche Auffassung, d. h. man muß entweder, wie das alte persische Religionssystem und späterhin einige Gnostiker, die Manichäer und Albigenser zwei sich entgegengesetzte Urwesen; oder man muß sich ein Geschöpf denken, welches nach freier Wahl von Gott abgefallen, und in diesem Abfall für immer verharrend, so weit es der endlichen Natur eines Geschöpfes möglich ist, sich in den reinen Gegensatz gegen Gott, die höchste Güte und Vollkommenheit gestellt hat. Beide Wege lassen sich ohne Aufhebung der pantheistischen Weltanschauung nicht verfolgen. Die Schüler Hegels hätten ihren Meister förmlich und feierlich verläugnen müssen, und „Solch' eine Flucht und Felonie ist ohne Beispiel in der Welt Geschichten." Den letzteren Weg zu betreten: einen Satan im christlichen, oder auch nur halbchristlichen, christianisirenden Sinne zu statuiren, war für sie eine augenfällige Unmöglichkeit. Sie hätten dadurch nicht nur einen ungeheuren Rückschritt gemacht, sondern auch, statt dem Christenthum noch mehr zu Leibe zu rücken, Alles, was sie bisher gewonnen, und die Hoffnung des vollständigen Sieges auf das Spiel gesetzt: ja — auch nur es auszusprechen, ist entsetzlich! — sie hätten demjenigen ihrer philosophischen Gegner, den sie am unversöhnlichsten haßten, sich nä-

hern und mit der Schelling'schen Offenbarungs-Philosophie sich befreunden müssen. Aber auch der andere Weg, die Annahme eines bösen Principes im dualistischen Sinne, war für sie nicht zugänglich. Denn vorerst hätte auch dieß ohne Felonie und öffentliches Aergerniß nicht ablaufen können, weil sich ein Ahriman in ein pantheistisches System nicht einschieben läßt, ohne den ganzen Bau über den Haufen zu werfen; dann hat der strenge Dualismus dieß an sich, daß er wegen des unauflöslichen, und auch einer Verhüllung ganz unfähigen Widerspruches, der schon im Begriffe zweier Principe liegt, dialektisch sich nicht durchführen läßt, und nicht als philosophisches, sondern nur als mystisches oder Religions-System festgehalten werden kann. So schroff und unübersteiglich aber auch diese Schwierigkeiten in der Theorie erscheinen, so sind sie es doch eben nur in der Theorie. Der praktische Lauf der Dinge, die Alles ebnende und gestaltende Zeit, und das Zusammenwirken vieler Kräfte vermitteln Vieles, wofür im Augenblicke und im Vorhinein kein Rath zu seyn scheint. Es durfte nur die wissenschaftliche Methode und die philosophische Durchführung nach und nach aufgegeben, und dafür mehr die Form der populären Darstellung und der mystischen Auffassung gewählt werden, so waren die Hindernisse und Gefahren der Inconsequenz und des augenfälligen logischen Widerspruches umschifft; es konnte der Abfall von Pantheismus ohne alles Aufsehen vorbereitet, und zugleich jede beliebige Ansicht vertheidigt werden. Zu dieser veränderten Taktik wurden aber die Führer der Partei eben so sehr durch eine innere, in ihrem Systeme liegende Nothwendigkeit wie durch die äußere Politik und Klugheit von selbst hingedrängt, ohne daß es einer Prämeditation bedurft hätte.

Man kann an dem Pantheismus als System eine doppelte Seite, eine negative und eine positive unterscheiden. Seiner negativen Seite nach ist er weiter nichts als Skepsis. Die Voraussetzungslosigkeit der Philosophie gehört eben so, wie die Quadratur des Cirkels und das Perpetuum Mobile zu den Spielwerken für alte Kinder, und beruht nur auf philosophi-

schen Taschenspielerkünsten, durch die sich wenigstens heut zu Tag kein Mann von Fach mehr täuschen läßt. Der erste philosophische Satz, der nicht bloß von dem Meister postulirt und von dem Schüler gläubig angenommen würde, sondern von jedem denkenden Menschen unter dem Verluste seiner Ansprüche auf ein vernünftig denkendes Wesen anerkannt werden müßte, ist noch nicht aufgefunden, und wird auch nach der Natur der Sache und des menschlichen Denkens nun und nimmermehr aufgefunden werden. Es kann daher jeder, eine Behauptung in sich schließende Satz negirt werden, es mag sich derselbe auf die ersten und letzten Principien der Philosophie als der Wissenschaft der Wissenschaften oder auf eine untergeordnete Wissenschaft, auf einen Gegenstand der Abstraction, der Erfahrung oder der Geschichte beziehen. Hiezu gehört weder besonderer Scharfsinn, noch tiefes Studium, sondern nur daß man ein klares Verständniß des Wesens der Philosophie gewonnen, und einige dialektische Formeln sich eigen gemacht habe. Mit Hülfe solcher Formeln, deren die alten Skeptiker unter den Griechen einen ganzen Vorrath besaßen, schnurrt sich die Negation von unten hinauf und von oben herunter wie an einem Spinnrade ab. Der Skeptiker ist in seinem vollen Rechte, wenn er Alles und Jedes bezweifelt. Wie er es mit seinem Gewissen und dem ihm innewohnenden Gottesbewußtseyn hält, ist natürlich eine andere Frage; wir sprechen hier nur vom philosophischen Gesichtspunkte: aber, wenn auch mißbräuchlich, bedient er sich doch der ihm von Gott verliehenen Freiheit; und wir können philosophischer Seits nichts dagegen haben. Alle Philosophie hängt von ihrem ersten Satze ab, das Weitere ist nur Entwickelung. Könnte nicht jeder Satz ohne Ausnahme bezweifelt werden, gäbe es in dieser Beziehung irgend einen logischen Zwang, wie könnte dann behauptet werden, daß der Glaube verdienstlich und der Unglaube schuldbar sei? Wie könnte behauptet werden, daß zum Glauben die zuvorkommende und unterstützende Gnade, und von Seite des Menschen ein freier, die Gnade annehmender Willensact nothwendig sei?

Wie sehr aber auch der Skeptiker in seinem Rechte ist, wenn er Alles bezweifelt und nirgends eine ihn nöthigende Gewißheit anerkennt, so ist er doch dabei den Rechten und Gesetzen des menschlichen Denkens unterworfen. Sein Zweifel muß allgemein seyn: er darf nicht einmal allen positiven Behauptungen die Bestimmung versagen, und ein anderes Mal, wenn es ihm beliebt, selbst poniren und behaupten. So bald er dieß thun will, löst er sein eigenes skeptisches System auf, und verfällt mit Allem, was er behauptet, dem von ihm selbst aufgestellten Gesetze der Vernichtung. Und dieß ist die Lage, in der sich die modernen Philosophen befanden. Nachdem sie in ihren Schriften mit der Haue und dem Stemmeisen des Skepticismus die Dogmen und die historischen Grundlagen des christlichen Glaubens in dem Umfange ihres Ideenkreises zertrümmert und zerstäubt, und das Erdreich mit Salz bestreut hatten, war es an ihnen, statt des Zerstörten selbst ein Gebäude aufzurichten; allein dieß zu leisten, lag außer den Gränzen der Möglichkeit. Der Pantheismus hat nach Wahrheit und Recht keine positive Seite und Alles, was der Pantheist dafür ausgeben will, jeder positive Satz, den er ausspricht, ist — wenn er anders Fähigkeit genug hat, sein eigenes System zu begreifen — eine bewußte Lüge. Allerdings hat Hegel nicht bloß zerstört, sondern auch aufzubauen gesucht und sein Grunddogma: Die Identität der beiden großen Gegensätze zu einer ganzen Bibliothek ausgefädelt. Darin lag aber eben die Grundlüge seines Systems, daß er mit wohlberechneter Schlauheit Sätze wieder einschwärzte, die er in ihrem Principe bereits verworfen, und bei eingehaltener Consequenz auch jetzt wieder hätte verwerfen müssen, und selbst christliche Sätze aufzunehmen nicht verschmähte. Seine eigenen Schüler deckten die Blöße des Meisters auf, und verflüchtigten in steigender Progression den positiven Inhalt seines Systems; allein deßungeachtet vermieden sie noch nicht ganz die Sünde, die sie dem Meister nachgewiesen hatten. Jede positive Hypothese, womit sie den Ur-

sprung, die Entwickelung und den Fortbestand der christlichen Religion zu erklären suchten, nachdem sie die in den authentischen Urkunden des Christenthums enthaltenen Thatsachen bereits verworfen hatten: war eine Lüge. Lüge der mythenbildende Proceß, den Strauß ersonnen hatte; Lüge das schöpferische, religiöse Selbstbewußtseyn Bruno Bauers; Lüge die religiöse Wünsche und Gefühle realisirende Phantasie Feuerbachs; obgleich man gestehen muß, daß diese letzteren Lügen schon so wenig Positives in sich enthalten, daß sie kaum noch als bewußte Lüge, sondern mehr wie eine skeptische Ironie aussehen. Wie hätten wohl Bauer und Feuerbach noch die Weltgeschichte construiren, oder eine Philosophie der Geschichte schreiben können, da es für den Ersteren nur eine Hypothese ist, ob je ein Mann Namens Jesus gelebt hat, und dem Andern Christus der Bund zwischen Phantasie und Herz ist. Der einzige wahre und redliche consequente Fortschritt wäre der gewesen, sich endlich jeder Behauptung zu enthalten und dem vollendeten Skepticismus zu huldigen. Eine solche Consequenz aber stimmte mit dem, was das Herz wollte und wünschte, und mit den über aller Theorie schwebenden Neigungen und Abneigungen ganz und gar nicht überein; denn sie hätten zugestehen müssen, daß Alles, was sie aufgestellt und wider das Christenthum vorgebracht hatten, eben so ungewiß und zweifelhaft sei, als es die Lehren der christlichen und jeder andern Religion, und überhaupt jedes religiösen oder philosophischen Systems sind. Wollten sie also fortwährend und mit vermehrter Intensität und mit positiven Waffen gegen das Christenthum kämpfen und einen Vernichtungskrieg wider dasselbe eröffnen, so mußten sie auf die philosophische und wissenschaftliche Form verzichten, und damit haben wir die innere Nothwendigkeit, von welcher wir vorher sprachen, dargethan. Noch weniger Mühe wird es uns kosten, den Impuls der äußern Politik nachzuweisen.

Wenn Jemand gutmüthiger Weise mit dem Troste sich schmeicheln wollte, daß die Anstrengungen der neuesten Philo-

sophie, den christlichen Glauben zu verdrängen, im Ganzen erfolglos geblieben sind, so würde er sich in einer großen Täuschung befinden. Nein! Wir können und wollen es nicht verhehlen. Sie hat in Deutschland große und gewaltige Erfolge errungen. Die unverhältnißmäßig große Mehrzahl der gebildeten Stände hat ihre Doctrinen mittelbar oder unmittelbar, aus den Quellen selbst oder aus den Capillar-Gefäßen des lebendigen Umlaufes in sich gesaugt, und mit mehr oder weniger Haß oder Verachtung, vornehmen Mitleiden oder kalter Gleichgültigkeit von dem christlichen Glauben sich abgewendet. Wir wollen damit nicht sagen, daß die moderne Philosophie allein dieß vollbracht hat; auch nicht, daß sie jene große Mehrzahl in lauter Anhänger Hegels umgewandelt hat. Der Rationalismus hatte schon lange zuvor den positiven Glauben und die christliche Gesinnung der gebildeten Stände untergraben und zerfressen. So viel jedoch ist gewiß; Der Pantheismus hat das Werk des Rationalismus vollendet. Er hat die Begabteren unter den Ungläubigen wirklich zu seinen Proselyten gemacht; die große Menge der Rationalisten aber bestärkt, befestigt, verhärtet, ihnen Anlaß gegeben, sich ihrer gemäßigten Gesinnung zu rühmen und zu erfreuen *). Nur in so fern ist der Erfolg unvollkommen, ja sehr gering zu nennen, als das Volk im engeren Sinne, der gemeine Mann, wenn auch nicht ganz und überall, doch im großen Ganzen von dieser Bewegung noch unberührt geblieben ist. Philosophische Deductionen und kritische Untersuchungen, wo fast auf jeder Seite das Selbstbewußtseyn vorkömmt, sind keine Kost für den gemeinen Mann. Zwar haben einige Volksfreunde, diesem Mangel dadurch abzuhelfen gesucht, daß sie einzelne Schriften von Strauß

---

*) Der handgreifliche Beweis für die allgemeine Theilnahme, welche „das Leben Jesu von Strauß" zu erregen wußte, ist wohl der, daß das Buch binnen fünf Jahren, von 1835 bis 1840, vier Auflagen erlebte.

und Feuerbach in populärer Bearbeitung herausgaben; allein der unpopuläre Grundton ward dadurch nicht umgewandelt, und wo nicht der mündliche Vortrag der Propagandisten den Gegenstand belebte, wie z. B. in der Schweiz, mag der Einfluß nur ein unbedeutender gewesen seyn. Mehr wirkten ohne Zweifel die vielen communistischen Schriften, welche das Praktische und Lebendige viel näher berührten und diejenigen Argumente gebrauchten, die man vorzugsweise Argumenta ad hominem nennen kann. Jedoch ist zweierlei dabei in Anschlag zu bringen: daß diese Schriften zunächst nur an den Proletarier, der nichts zu verlieren hat, nicht an den haus- und landsässigen Bauer, Bürger und Gewerbsmann gerichtet sind; sodann daß dieselben zwar die antichristliche Sittenlehre und Lebensklugheit, nicht aber die antichristliche Glaubenslehre behandeln. Was aber vor Allem ein Bedarf ist, um auch den Kern des Volkes zu entchristlichen, ist eine antichristliche, positive Dogmatik in volksthümlicher Auffassung und Behandlung. Uebrigens beweist auch jene Unzahl von communistischen, ganz den praktischen Interessen gewidmeten Schriften und Aufsätzen zur Genüge die taktische Schwenkung, die in letzterer Zeit in dem Heerlager der Gegner des Christenthums eingetreten ist. Und noch deutlicher wird uns dieß werden, wenn wir die geistigen und literarischen Verhältnisse der jüngsten Epoche im Allgemeinen überschauen. Wir glauben nicht zu viel zu sagen, wenn wir behaupten, daß seit dem Erwachen der Speculation im Abendlande, also seit dem Beginnen der scholastischen Philosophie, kein Moment sich nachweisen läßt, wo eine solche Kaltsinnigkeit und Gleichgültigkeit gegen die Philosophie und die speculative Erforschung des Urgrundes aller Dinge geherrscht hätte. Seit den letzten Jahren nimmt diese Theilnahmslosigkeit zusichtlich und im steigenden Maße zu. Durchblättern wir den Meßkatalog, und wir werden finden, daß die Rubrik: Philosophie von Jahr zu Jahr quantitativ und qualitativ magerer wird. Sehen wir uns auf den deutschen Hochschulen um, und

wir werden nicht einem einzigen Lehrer begegnen, der so glücklich wäre, durch seine Vorträge ein allgemeines und höheres Interesse zu erwecken. Ob Dieser oder Jener das philosophische Katheder besteigt, ob er in diesem oder jenem Sinne liest, ist zu einer Sache geworden, die kaum noch Jemanden kümmert, der nicht unmittelbar dabei betheiligt ist. Nachdem sich Vereine von Fach-Gelehrten und Künstlern aller Art, von Naturforschern, Aerzten, Allopathen und Homöopathen, Pharmaceuten, Land- und Forstwirthen, Sachwaltern, Geschichtsforschern nach allen möglichen Specialitäten, Schulmännern, Philologen, Germanisten, Architekten u. s. w. gebildet hatten, trat endlich im vorigen Jahre auch ein Verein von Philosophen in's Leben; aber fast keine von allen gelehrten Versammlungen ging so spurlos vorüber. Die öffentlichen Blätter gedachten ihrer nur flüchtig, oder hatten ihr schon in Vorhinein eine trübselige Existenz in Aussicht gestellt. Und wie schnell hat sich der Stand der Dinge gemacht! Gehen wir auf das Todesjahr Hegels zurück: wer hätte damals seiner Philosophie nicht wenigstens eine Entwickelungszeit von einigen Decennien versprochen? Gehen wir noch näher auf den Schluß des Jahrs 1841 zurück, wo Schelling seinen ersten Vortrag zu Berlin hielt. Welch ein philosophisches Kriegsgeschrei hatte sich damals in Schriften und Schriftchen für und dawider erhoben, um in einem tausendfachen Echo in allen Zeitungen und Zeitschriften zu wiederhallen: und wie ist dieser Lärm nun so gänzlich verklungen, wie ist die Arena so stumm und öde geworden. Wer spricht heute noch von dem Hegel-Schelling'schen Kampfe? Alles dieß deutet auf einen Plan hin, der, wenn auch nicht durch Verabredung, doch faktisch durch die Sympathie des wohlverstandenen, gemeinsamen Vortheils gefaßt wurde. Nachdem die Junghegelianer einmal das Schlachtfeld behauptet und dadurch, daß sie ihre Gegner als heuchlerische, servile, mit der Staatsgewalt verbundene Feinde der Freiheit verdächtigten, den entscheidenden Erfolg errungen hatten, daß das große Publi-

[illegible] für sie Partei nahm, glaubten sie der wissenschaftlichen Verhandlung ihrer Sache ein Ende machen zu müssen; denn sie konnten dabei nichts mehr gewinnen; aber sehr viel verlieren. Die Parole ward daher geändert. Lautete sie früher: Wissenschaft! Speculation! Kritik! Nur die Forschung nicht unterdrückt! Die Freiheit der Wissenschaft gerettet! so ward in neuester Zeit eine kleine Modification damit vorgenommen, und sie lautet demnach: Weg mit der Speculation! Weg mit der philosophischen Kritik! Weg mit aller Pedanterie! Weg mit aller Wissenschaft, die sich nicht auf das Praktische bezieht: wir brauchen das Leben und die That! Und sie haben damit ganz Recht. Eine rein wissenschaftliche und speculative Polemik wird für sich allein niemals dem christlichen Glauben große Gefahren bereiten; denn seine Grundfesten sind, auch nur vom speculativen Standpunkte betrachtet, allzufest; und je gründlicher, beharrlicher und consequenter diese Polemik fortgesetzt wird, desto mehr schwindet die Kraft und Gewalt des Angreifenden, wenn sie nicht gar noch mit der Bekehrung des redlich Kämpfenden und Forschenden endet. Die Polemik der That und des Lebens wird zwar auch nicht zu dem gewünschten Ziele: der Ausrottung des christlichen Namens, führen — denn wir haben eine Verheißung — aber doch viel näher dazu; und die Kirche in heiße Kämpfe und Prüfungen verwickeln. Wenn nun aber in dieser Weise die modernsten Philosophen, ihren Ursprung und Ausgang verläugnend, wider Wissenschaft und Philosophie zu Felde ziehen, so haben sie hierin auch noch Bundesgenossen gefunden, nicht bloß unter ihren Freunden und Brüdern, den Socialisten und Communisten, sondern auch unter Solchen, die oft genug von ihnen mit Hohn und Spott überschüttet wurden und noch immer überschüttet werden. Jene Fractionen der Gegner des positiven Christenthums, die es für gut befunden haben, dem schalsten rationalistischen Deismus die christliche Firma vorzusetzen, und die sich unter verschiedenen Benennungen in Deutschland etab-

lirt haben, perhorresciren nicht minder, wiewohl aus ganz verschiedenen Beweggründen, alle philosophische Forschung. So insbesondere die sogenannten Deutsch-Katholiken. Indem sie, wie Florencourt sie einmal treffend charakterisirt hat, sich einbilden, die wenigen, dürftigen, zu allen Zeiten weltbekannten Sätze einer aufgeklärten Vernunftreligion, die sich schon aus den ersten und oberflächlichsten Denkübungen ergeben, eigentlich erst entdeckt und zur Reife gebracht zu haben; indem sie zugleich von der Ueberzeugung durchdrungen sind, daß durch diese herrliche Entdeckung alle Meinungsverschiedenheit über Gott und göttliche Dinge von selbst verschwinden müsse, dringen sie nicht minder eifrig darauf, daß für die Zukunft nicht bloß alle positive Theologie, sondern auch alle philosophische Grübelei beseitigt werde *); und bewähren dadurch unsere im Eingange ausgesprochene Ansicht, daß keine Zeit an den seltsamsten Ideen- und Parteien-Combinationen reicher ist, als die unserige.

(Fortsetzung folgt.)

*) Vergl. die deutsch-katholischen Religionshandbücher, namentlich das von J. Schöll.

XV.

Praktische Bemerkungen über berathende und entscheidende Stände, Stände-Versammlungen und schlechte Presse, mit besonderer Beziehung auf Preußen.

(Zur Orientirung und Verständigung.)

I.

Die gangbare Ansicht der großen Mehrheit der heutigen Gebildeten verwirft bloß berathende Stände und fordert Versammlungen, deren durch Stimmenmehrheit gefaßte Beschlüsse die großen Fragen der innern, wie der äußern Politik entscheiden sollen. Nur solche ständische Körperschaften seien ein wirksamer Damm gegen fürstlichen Despotismus und ministerielle Willkühr. Stände, die bloß zu einem Gutachten, zu einer Meinungsäußerung, höchstens zu einer Beschwerde und Bitte berufen seien, denen gegenüber der Monarch immer noch Herr seines Willens und Entschlußes bliebe, diese hätten den Werth einer bloßen Decoration, und böten den Rechten und Freiheiten der Unterthanen gar keine, oder wenigstens keine genügende Bürgschaft.

Nach unserer Ansicht von staatsrechtlichen Garantien und politischer Freiheit sind wir eben so weit von der absoluten Verwerfung und Geringschätzung, wie von der [illegible]

Anempfehlung bloß berathender Stände entfernt. Es fällt uns nicht ein, diese letztern als politische Universalmedizin für alle Zeiten und Völker preisen zu wollen. Es gibt politische Zustände, wo die Macht, die Ehre, das Heil des Landes in den Händen der Vertreter des Volks liegt und liegen muß; — andere, wo eine entscheidende Gewalt, den Ständen anheimgegeben, ein spitziges Messer in der Hand eines Kindes wäre. Das eine oder das andere als Ehrensache der Nationen aufzufassen, es für eine Art Beleidigung eines Volkes auszugeben, wenn der König mehr, die Stände (wirklich oder scheinbar) weniger Rechte haben als Krone oder Parlament in England, — dieß ist eine an's Unglaubliche gränzende Abgeschmacktheit einiger deutschen Literaten. Nicht von der sogenannten constitutionellen Vertheilung der Rechte und der Gewalt zwischen König und Ständen hängt die Macht und die Ehre der Nationen vor der großen europäischen Gesellschaft und in der Geschichte ab, sondern davon: wie König und Stände zusammen nach innen und außen hin ihre Macht und Einsicht gemeinschaftlich zu gebrauchen wissen.

Deßhalb ist der Haber und nörgelnde Zwist zwischen einem Fürsten und seinem Parlamente, weit entfernt, wie die Bornirtheit des deutschen Liberalismus meint, ein Zeichen eines rüstigen, kräftigen, tüchtigen Staatslebens zu seyn, vielmehr immer eine bedenkliche Quelle innerer Zerrüttung, und energischen, in sich gesammelten Nachbarn gegenüber, ein fast unfehlbares Vorzeichen äußerer Bedrängniß und großer Unfälle. Dieß Alles schließt natürlich die Thatsache nicht aus, daß das englische Parlament, sich faktisch im Besitze der vollen und höchsten Staatsgewalt befindet, und keinem Vernünftigen wird es einfallen, diesen Zustand nach einer vorgefaßten, theoretischen Ansicht ändern, und die Häuser der Lords und der Gemeinen in bloße Rathgeber und begutachtende Stände verwandeln zu wollen.

Auch in Frankreich wäre die Frage nach dem Werthe der einen oder der andern Institution eine durchaus müßige. Weder

das Königthum, noch eine der heutigen politischen Parteien innerhalb der Kammern, wird in jenem Land aus eigener freier Bewegung je die Hand an den Buchstaben der Charte legen. Die Praxis geht daneben freilich unbeschrieen ihren stillen, unaufhaltsamen Gang, und hat einen Zustand herbeigeführt, in welchem es der Sache nach weder auf eine Entscheidung, noch auf ein ernstlich gemeintes Rathgeben der Kammern, sondern einfach auf die Formel: do ut facias ankömmt. Erst, wenn jener vierte Stand, der heute noch größtentheils hinter der Scene steht, in den Vordergrund der Bühne getreten seyn wird, erst dann werden viele künstlich gewobene Schleier fallen, und Zustände gräßlicher Wahrheit eintreten, vor denen die Vorsehung Deutschland noch lange bewahren möge.

In manchen deutschen Ländern hat dagegen die Frage über den Vorzug berathender oder entscheidender Stände heute allerdings noch eine praktische Bedeutung. Namentlich in Preußen, wo, wie es den Anschein hat, der große Kampf zwischen den in unserer Zeit liegenden widerstrebenden politischen Elementen für ganz Deutschland ausgefochten werden soll. Zwar haben dort die Patente vom 3. Februar 1847 die Frage auf dem Gebiete des Gesetzes entschieden; aber in der öffentlichen Meinung ist die Debatte noch nicht geschlossen. In einer Zeit und einem Lande, wo sich erst der Uebergang aus der absoluten Beamtenherrschaft in einen Zustand ständischer Freiheit und Wirksamkeit vorbereitet, wo die letztere noch keine oder geringe Wurzeln geschlagen hat, die ständischen Traditionen der ältern Zeit längst erloschen sind, die neuen sich erst bilden müssen, da werden die Ansprüche, Hoffnungen, Erwartungen und Doctrinen lange noch herüber und hinüber schwanken. Und hier ist selbst heute noch die ernstliche Erwägung an ihrem Platze: was in einem solchen Zustande des Uebergangs von größerem Nutzen für das Wohl und die wahre Freiheit des Landes sei; die freie, in keine willkührlichen Gränzen gebannte Befugniß der Stände: Rath zu geben, oder das, ihnen für gewisse Fälle ertheilte Recht der Zustim

und Entscheidung. Denn genügt jene für Preußen, und für die Gegenwart und nächste Zukunft, zum Wohle des Landes, dann ist es weder nöthig noch rathsam das, auf einzelne Fälle beschränkte Recht der Zustimmung zu einem vollen Repräsentativsysteme auszubilden, wohin das Streben der liberalen Mehrheit geht. Im Gegentheil wäre es dann die Hauptaufgabe: jene Befugniß durch klugen und heilsamen Gebrauch zu einer wahrhaft lebendigen Institution auszubilden, und auf die Verwirklichung von politischen Idealen zu verzichten, die auf jenem Boden und unter jener Sonne niemals Wurzel schlagen und Früchte tragen werden.

II.

Die gewöhnliche Rede lautet: was hilft eine ständische Berathung, wenn der Monarch doch thun kann was er will? Stillschweigend liegt diesem Ausspruche eine rein mechanische Ansicht vom Staate und Staatsleben zum Grunde. Der vulgäre Liberalismus erwartet das Heil des Landes von einer Art von gesetzlichem Zwang, den die Stände über den Monarchen ausüben sollen: durch Verweigerung des Budgets, durch Verwerfung aller und jeder Propositionen der Krone, wo möglich durch gänzliches Stillstellen der Verwaltung. Als letztes Mittel wird dann, mehr oder weniger ausdrücklich, die Intervention der Massen in Aussicht gestellt, und mit einer glorreichen Julyemeute gedroht. Für diese ganz materielle Auffassung sind alle dynamischen Beziehungen des Staatslebens, alle sittlichen, auf die Gesellschaft wirkenden Hebel gar nicht vorhanden. Den Lesern dieser Blätter brauchen wir kaum zu bemerken, wie schaal und oberflächlich uns diese ganze Betrachtungsweise vorkommen muß. Zuvörderst wird hier wie überall, wo die mechanischen Verhältnisse allein in's Auge gefaßt werden, ein Umstand übersehen, der gerade der wesentlichste ist. Wenn die Garantie fehlt, welche im Gewissen des höchsten Inhabers der Staatsgewalt, in seinem redlichen guten Willen, in seiner Liebe zum Lande, in seiner Scheu vor dem

Urtheil der bessern Zeitgenossen und der unparteiischen Geschichte liegt, was sind denn alle übrigen künstlichen Bürgschaften, alle constitutionellen Rechte, alle durch Verfassungsurkunden verbrieften Befugnisse der Stände? Ein tönendes Erz und eine klingende Schelle, eine Kinderklapper, eine Illusion, an deren Wirklichkeit höchstens noch die beschränkteste Menschenklasse glauben kann, die es auf Erden gibt, jener Liberalismus, der zwischen der echt conservativen Gesinnung und dem böswilligen, aber klar und scharf in die Welt sehenden Radikalismus haltungslos und desorientirt in der Mitte steht.

Jeder vermeintliche, gesetzliche Zwang der ständischen Körperschaften verstummt entweder vor dem militärischen Willen eines Cromwell, vor dem monarchischen Nimbus eines Ludwigs XIV., vor der materiellen Gewalt und den Grenadieren eines Napoleon Bonaparte. Oder er erliegt, zumal in den Zeitaltern des Egoismus und der Genußsucht, der feinern oder gröbern Corruption schlauer Bürgerfreunde. Hätte Macchiavell die Geschichte seit dem Jahre 1830 vor sich gehabt, er würde seinem Principe ein Kapitel einverleibt haben: wie sich der Fürst ständische Majoritäten verschaffen, und hinter dieser Brustwehr in den Formen des liberalen Constitutionalismus absolut regieren kann. Man ist berechtigt, die Vertheidiger dieser bannalen Doctrinen zu fragen: ob ihnen damit gedient sei? In der That gehört das geringe Maß der geistigen Kräfte unserer „gemäßigten“ Liberalen dazu, um Angesichts der Thatsachen der neuesten Geschichte an diesen Täuschungen festzuhalten, und sich fort und fort mit dem Spielzeuge der abgegriffenen Formeln aus Montesquieu's und Delolme's Schule zu vergnügen.

Setzen wir den umgekehrten Fall; nehmen wir an, die constitutionellen Kammern sollen Herr werden über einen schwachen, eingeschüchterten, verrathenen und verlassenen König. Aber wer schützt dann die Volksfreiheit vor dem Despotismus eines absolut gewordenen Convents, und vor der Raserei der Faction, die in solchem Falle das Heft der willkührlichsten, jede

Gegengewichtes beraubten Gewalt in die Hand bekommen würde? — Der letzte Trost soll das „Volk" seyn. Aber daß die Massen, gerade jedesmal nach dem Siege über eine rechtmäßige Monarchie, bei welchem sie als Werkzeuge und Mauerbrecher dienten, die fügsamsten und willenlosesten Kreuzträger der neuen Gewalt, die unterwürfigsten Sklaven der Usurpatoren waren, dieß ist eine Erfahrung, die so alt ist wie die Geschichte. Wirklicher, energischer Tyrannei gegenüber, ist der von unten herauf, und durch den großen Haufen geübte Schutz der Freiheit, zu allen Zeiten die späteste, unzuverläßigste und ungenügendste Hülfe gewesen, die es geben konnte.

III.

Setzen wir nun: daß ein Fürst etwa in der Lage, in welcher sich König Friedrich Wilhelm IV. vor den Gesetzen vom 3. Februar 1847 befand (und wir können dieß Beispiel wählen, ohne dem geschichtlichen Charakter dieses Monarchen zu nahe zu treten!), daß ein solcher Fürst die heutige Lage der Dinge, so wie sie ist, durchschaut, und in Erwägung des Dranges der Zeiten also gesprochen hätte. Ich erkenne und würdige vollkommen die von Seiten des Repräsentativsystems drohende Gefahr; aber ich sehe auch die Unmöglichkeit ein: die absolute Beamtenregierung weiter fortzuführen. Jenes System, dessen Devise lautet: Alles für das Volk, nichts durch das Volk! ist unhaltbar geworden. Jede Regierung bedarf heute mehr noch, als zu jeder andern Zeit, der moralischen Theilnahme und thätigen Unterstützung, der geordneten, regelmäßigen Mitwirkung ihrer Unterthanen. In Beziehung auf die Resultate ihrer Verwaltung ist sie es, die der Oeffentlichkeit am meisten bedarf, in soweit überhaupt Oeffentlichkeit in Beziehung auf Staatsangelegenheiten praktisch möglich und zuläßig ist. Unnütze Geheimnißkrämerei, und ein halbes schlecht verwahrtes Siegel der Verschwiegenheit wären dem Credit der Staatsverwaltung am nachtheiligsten. Sind doch ohnedieß in unsern Tagen: günstiger Cours der Staatspapiere und ein

über die finanzielle Lage des Staats geworfener Schleier, Begriffe, die sich gegenseitig ausschließen. Abgesehen hiervon, liegt es nicht bloß im Interesse der Unterthanen, sondern in dem der Krone: die Wünsche, Beschwerden, Bitten, Anliegen der einzelnen Klassen der Bevölkerung, insbesondere in Beziehung auf neue, von der Regierung bezweckte Einrichtungen und Gesetze aus dem Munde der Betheiligten selbst und ihrer Mandatare zu vernehmen, und nicht bloß wie bisher, aus den Berichten der Behörden und den Darstellungen der Schriftsteller und Journalisten, die nur allzuoft das für die Stimme der öffentlichen Meinung ausgeben, wovon sie wünschen, daß es öffentliche Meinung werde. Diesen Abgeordneten aller Stände und Provinzen will ich die Entwürfe neuer Gesetze vor ihrer Publication zur freimüthigen Prüfung und Begutachtung mittheilen lassen, ähnlich wie sie bisher dem Staatsministerium und dem Staatsrathe mitgetheilt wurden. Sie sollen umgekehrt das Recht haben, die Wünsche, Bitten und Beschwerden des ganzen Landes oder einzelner Landestheile, mit Gründen unterstützt, durch die Ständeversammlung an mich gelangen zu lassen. Aber ich will dieser, aus der Mitte meines Volkes heraus berufenen Rathsversammlung gegenüber die ganze, volle Souveränetät meiner Krone bewahren, wie meine Vorgänger sie besessen und geübt haben. Ich weiß, wie man Majoritäten macht; aber ich verschmähe diese Künste. Ich setze voraus, daß eine Versammlung, wo jedes legitime Interesse, jedes gute Recht, jede Nuance der öffentlichen Meinung sich mit vollkommener Freiheit aussprechen kann, mir und meinem Gewissen aber die Entscheidung anheim gestellt bleibt, ruhig überlegenden, und ihren eigenen Vortheil beherzigenden Menschen lieber seyn werde, als jener Mechanismus des Repräsentativstaates, kraft dessen sich eine wirkliche oder künstlich bewirkte Mehrheit wie ein Grabstein über das beste Recht und die schlagendsten Gründe der Minderheit legen kann. In keinem Falle aber will ich meine königlichen Rechte mit dem Parlamente, welches ich berufe, theilen. So wenig ich dem Rechte nach bisher meine

Entschluß an die Einwilligung meiner Minister oder meines Staatsraths für gebunden erachtet habe, eben so wenig will ich, meinen Ständen gegenüber, aufhören unabhängiger Herr und König zu seyn.“

War dieß, wie wir glauben, der eigentliche, leitende Gedanke des Königs, so können wir uns damit, angesehen Zeit und Verhältnisse, die seinen Entschluß bedingten, nur aus tiefster Seele einverstanden erklären. Wir haben uns schon früher darüber ausgesprochen: dieser Plan war in seinem Kern und Wesen die genialste politische Schöpfung unserer Zeit, und der größten praktischen Staatsmänner aller Zeiten würdig. Weniger einverstanden können wir mit einzelnen, die Durchführung desselben betreffenden Bestimmungen seyn, und mit tiefem Schmerze müssen wir eingestehen, daß die Grundidee des Monarchen von den Organen des königlichen Willens nicht verstanden zu seyn scheint. So konnte es geschehen, daß deren Verwirklichung, wenigstens auf dem ersten Landtage, so gut wie gänzlich Schiffbruch litt.

IV.

Fassen wir die Gesetze vom 3. Februar lediglich nach ihrem objectiven Werthe auf, und sehen wir von allen Antecedenzien und Versprechungen ab, die ihr Erscheinen nothwendig machten, so ist mindestens so viel gewiß und unläugbar, daß dadurch ein Organ der ständischen Wirksamkeit geschaffen, oder doch (in sofern die Provinzialstände schon seit dem Jahre 1823 bestanden!) vervollständigt und erst recht lebendig gemacht ward, welches der reinen Bureaukratie gefehlt hatte und fehlen mußte. Der Gesammtheit aller Rechte und Interessen im Lande (dem Volke) war jetzt die Möglichkeit gegeben: sich dem Könige und den Ministern gegenüber in völlig legaler Form auszusprechen. Andererseits konnte jetzt der Monarch seine Unterthanen öffentlich und offiziell auch auf anderm Wege hören, als durch das Organ der Behörden; er konnte die, im Lande auch außerhalb der Beamtenhierarchie vorhandene politische

Intelligenz zum Wohle des Ganzen herbeiziehen. Entweder das Wort Fortschritt hat einen andern uns unbekannten, seiner Etymologie widersprechenden Sinn, — oder dieß war zusammengehalten mit dem Beamtenstaate seit Friedrich Wilhelm I. ein Fortschritt. Wer konnte läugnen, daß durch die Institutionen vom 3. Februar, wenn sie recht verstanden und im Geiste ihres Gründers benützt wurden, dem Volke eine großartige Schule eröffnet war, die allmählig zu jener praktisch politischen Bildung führen konnte, welche Deutschland in so hohem Grade fehlt, und der es (Dank sei es seinen Literaten und Zeitungsschreibern) mit jedem Tage weiter entrückt wird.

Die allgemeinen preußischen Stände haben nach dem Gesetze vom 3. Februar in gewissen Fällen ein eigentliches Recht der Bewilligung. Hiervon wird später die Rede seyn. In den meisten andern sind sie auf die Befugniß beschränkt, ihren Beirath zu ertheilen. War dieß ein Landschaden? war es das beklagenswerthe Unglück, wofür es so häufig ausgegeben wird? Wir können diese Ansicht nicht theilen. Allerdings ist der Rath der Stände kein den Monarchen zwingender Beschluß. Er ist nicht das, was die nothwendige Zustimmung einer der drei constitutionellen Gewalten im Repräsentativsysteme ist, oder zu seyn scheint. Allein auch dem bloßen Rathe bleibt unter allen Umständen sein eigenthümlicher Werth. Er hat eine moralisch verflüchtigende, unsichtbar antreibende, innerlich nöthigende Gewalt, die ihm keine Macht auf Erden nehmen kann, zumal wenn er von denen ausgeht, zu deren Treue und gutem Willen, zu deren aufopfernder Liebe und Anhänglichkeit auch der unbeschränkteste Souverain zuletzt doch immer in jeder Noth und Gefahr der Zeiten seine Zuflucht nehmen muß. Wer hat sich einem Freunde, einer Mutter, einem alten treuen Diener gegenüber niemals in einer ähnlichen Lage befunden? Allerdings läßt sich die Wirkung eines Rathes nicht mathematisch berechnen, sein Entschluß nicht auf eine juristische Formel zurückführen. — Aber seine dynamische Wirkung wird dadurch nicht geschwächt. Wer die Folgen seiner Handlungen hernach

doch immer an sich selbst zu tragen hat, wird sich einem wirklich guten Rathe nicht leicht eigenwillig und hartnäckig verschließen. Dieß ist wenigstens im natürlichen Laufe der Dinge die Regel, das Gegentheil die Ausnahme. Es wäre aber auch denkbar, daß der, welcher die Einwilligung einer ständischen Majorität, wenn er ihrer bedürfte, durch tausend geheime Mittel leicht herbeigeführt, oder diese Schranke gewaltsam übersprungen hätte, dem bloßen, aber freimüthigen und aufrichtigen Rathe willig Ohr und Herz öffnete.

Alles gegen einander abgewogen, können wir den Unterschied zwischen der Verpflichtung: den Rath der Stände einzuholen, und die Nothwendigkeit, ihre Zustimmung zu begehren, keineswegs für so schroffe Gegensätze halten, als wofür sie in der Ansicht vieler Tagespolitiker gelten.

V.

Die ständischen Gesetze vom 3. Februar 1847 gehen in mehreren Punkten über die eben bezeichnete Gränze hinaus; sie binden in Beziehung auf künftige Darlehen und neue Steuern nicht bloß an den Rath, sondern an die Zustimmung der Mehrheit der Stände. Dennoch ist das Geschenk der neuen Verfassung von Gebildeten keineswegs mit Jubel und feurigem Dank, sondern eher mit Mißtrauen, wenigstens mit sichtlicher Verstimmung aufgenommen worden. Die Volksmasse nahm ohnedieß keine Kenntniß davon. Eine weitere, eben so unläugbare Thatsache ist es, daß die erste Versammlung der allgemeinen Stände keineswegs, wie man es hätte erwarten sollen, eifrig und energisch an die Sache selbst ging, und nun wirklich, nach dem Maße der ihr verliehenen Mittel, durch ihre Berathungen neue Ideen und praktische Vorschläge zu des Landes Wohl und Gedeihen zu Tage förderte, sondern daß sich die Debatte größtentheils um die Vorrichtungen zu den Anstalten für die dereinstige Beglückung des Volkes drehte. Mit andern Worten: man stritt um die Competenz des jetzigen allgemeinen Landtages für die Berathungen, zu welchen die Regierung die

Stände berufen hatte, und eine wirklich oder scheinbar sehr starke Fraction verlangte dafür eine andere, den Ideen des Repräsentativstaates mehr entsprechende Form. Sehr richtig sagt ein neuer Schriftsteller *), daß ein namhafter Theil dieser „Partei der Repräsentativ-Verfassung" mit dem Vorsatze erschienen sei, das dargebotene Brod als Stein zurückzuweisen.

Wie läßt sich diese unerfreuliche Erscheinung, wie läßt sich überhaupt der Gang, den die ständische Angelegenheit in Preußen genommen hat (und nehmen mußte!), erklären?

Nach dem einfältigen Glauben früherer Geschlechter war die Seele einer ersprießlichen und heilsamen ständischen Wirksamkeit: Liebe und wechselseitiges Vertrauen. Fürst und Stände mußten gegenseitig an einander glauben. Ohne diesen Glauben kein Vertrauen, ohne Vertrauen keine Liebe, ohne Liebe, hier, wie überall, kein Glück und Segen!

Den Worten nach wird dieß nirgends mehr anerkannt, als in den heutigen deutschen Kammern, wie denn überhaupt der moderne Deutsche ein unglaubliches Talent besitzt, sich selbst und Andere mit hohlen Redensarten zu täuschen. Aufrichtig gestanden: uns wandelt immer ein tiefer Eckel an, wenn wir die Führer des Liberalismus die abgenutzte Phrase wiederholen hören: Vertrauen gebiert Vertrauen! Nein! der Kern und innerste Gedanke des liberalen Constitutionalismus ist eben nicht Vertrauen, sondern Mißtrauen. Aus der philosophischen und confessionell-religiösen Sphäre hat der, sich immer consequenter entwickelnde Skepticismus hinübergegriffen in das politische Leben. Konnte es anders kommen? Derselbe Zweifel, welcher zuerst dem lebendigen Wort den Glauben verweigerte und, zu größerer Sicherheit, von Gott dem Herrn selbst Schrift

*) Reden, welche in dem Ständesaale zu Berlin nicht gehalten werden. Drei Hefte, Berlin 1847. Unbezweifelt das Beste und Geistvollste, was über den ersten allgemeinen Landtag geschrieben worden.

verlangte, um ihm trauen zu können, derselbe Zweifel, der sich dann die einseitige Auslegung der Symbole beilegte, um ihnen zuletzt in Bausch und Bogen den Credit aufzukündigen, — derselbe Zweifel sollte den Fürsten ohne Handschrift und Papier trauen? er sollte nicht auf alle erdenklichen Cautelen und Rechtsverwahrungen und Vorkehrungen gegen mögliche Uebervortheilung sinnen? sollte an dem Worte der Staatsurkunde nicht mit allen Künsten der modernen Exegese nagen, bohren und raspeln? Starke Zumuthung!

Auch auf dem politischen Felde muß die Skepsis ihren Lebensproceß bis zum reinen Nichts durchmachen; und in der Vollendung dieser Mission ist sie heute aller Orten auf dem constitutionellen Gebiete begriffen. Diese Thatsache kann im guten Glauben Niemand läugnen. Nur ist seinerseits der politische Liberalismus zu der Frage berechtigt: ob nicht in vielen europäischen Ländern die Gewalt durch grobe Mißgriffe und schwere Versündigungen das Mißtrauen fast muthwillig den Gemüthern eingepflanzt habe?

In dieser allgemeinen skeptischen Stimmung, welche durch die, nur Geringschätzung und Erbitterung säende Presse wahrlich nicht geheilt wurde, liegt nicht minder wie in den, bei der Leitung des allgemeinen Landtags begangenen Mißgriffen, die eigentliche Wurzel der unglücklichen Resultate jener ersten Versammlung. Der Liberalismus, welcher kraft des eigenthümlichen, censurirten Zustandes des deutschen Zeitungswesens mit wenigen Ausnahmen allein das Wort führt, hatte für die Gesetze vom 3. Februar kein Wort des Dankes oder der Anerkennung. Er warf sich mit aller Leidenschaft, nicht ohne bedeutenden Aufwand von Dialectik, auf die, jenen Gesetzen vorhergehenden, ausdrücklichen oder stillschweigenden Versprechungen einer künftigen, ständischen Verfassung. Zwischen diesen und der nunmehrigen Erfüllung wurde die Parallele gezogen, nicht im Geiste praktischer Politik nnd erleuchteter Vaterlandsliebe, sondern von dem eng begränzten Standpunkte eines gehässig krittelnden, zanksüchtigen Advokaten aus, der seinen bornirten

Clienten räth, lieber Hab und Gut zu verprozessiren, als einen Vergleich zu schließen, und wenn es der vortheilhafteste wäre. Nicht der objective Werth der neuen Einrichtung wurde als das Wesentliche angesehen, auch nicht Preußens große politische Zukunft, sondern (echt deutsch!) der isolirte privatrechtliche Standpunkt (auf den es gerade bei einer neuen zu gründenden, großen, politischen Institution am wenigsten ankam!). Fortan drehte sich der Hader um die bloß juristische Seite des Geschäfts, und somit um den zweifelhaften und mehr noch als zwiefacher Deutung fähigen Buchstaben der frühern Zusagen; als ob König und Land, wo es die größten und wichtigsten politischen Entschlüsse galt, wie ein Gutsherr und sein Pächter um Vollziehung eines pactum de contrahendo streiten könnten! Leider haben auch die Wortführer der Regierung, ihren spitzfindigen Widersachern gegenüber, auf diesem Felde zuweilen Argumente geltend gemacht, die dem Zwecke der Gegner: Mißtrauen und Verstimmung zu säen, nur allzuwohl dienten. War aber einmal die Erörterung in diese Straße eingelenkt, so war der ganzen Verhandlung glücklich die sterilste abgewonnen, und mit Gewißheit vorauszusagen, daß dieser ohne Richter geführte Proceß, zum wahren Triumphe des Liberalismus, niemals durch irgend ein competentes Urtheil ein gedeihliches Ende nehmen könne.

Auf diesem Wege konnte demnach die allgemeine, nicht bloß in der Sphäre der liberalen Opposition herrschende Verwirrung der theoretischen Begriffe von Staatsgewalt, Ständen und Staatsverfassung nicht gelöst, die Unklarheit in Beziehung auf die zu verfolgenden Zwecke, die Unsicherheit in der Wahl der geeigneten Mittel nicht gehoben werden. Der König konnte sich des reinsten, redlichsten Willens bewußt seyn; er durfte mit vollem Rechte die Ueberzeugung hegen, durch glückliche Intuition das lösende Wort des Räthsels gefunden, das stillende Mittel gegen die Krankheit dieser Zeit entdeckt zu haben. — Aber leider steht auch fest: es hat bis jetzt nicht anschlagen wollen. — An wem liegt die Schuld?

VI.

Der heutigen Verfassung der allgemeinen preußischen Stände drohen zwei Gefahren entgegengesetzter Art. Die eine liegt darin: daß jene Stände, in Folge der Bemühungen der oppositionellen Tribune und Presse, weil sie dem liberalen Zeitbewußtseyn nicht entsprechen, auch in der Meinung des Landes kein Ansehen, keine Bedeutung, kein Vertrauen gewinnen und in frühzeitige Entkräftung verfallen. Hierdurch wäre denn freilich die Bureaukratie Siegerin geblieben, zugleich aber auch der Zweck der ganzen Institution verfehlt, und das Verfassungswerk im Wesentlichen auf denselben Punkt zurückgestellt, wie vor der Erlassung der Verordnungen vom 3. Februar. Der Krone wäre damit in keiner Weise gedient, denn über kurz oder lang müßte derselbe Kreislauf doch noch einmal beginnen. — Der andere, umgekehrte Fall wäre der, daß die Gränze zwischen der ständischen Verfassung, wie sie heute geordnet ist und dem Repräsentativsysteme, allmählig verdunkelt und verwischt, und jene unvermerkt in dieses hinübergespielt oder durch ruckweise Concessionen gedrängt würde.

Dieß führt uns auf die nahe liegende Frage: in wie weit das gegenwärtige System wirklich die alte ständische Verfassung enthält? Daß die alten Formen und Rechte eben so wenig, wie die faktischen Beziehungen des sechszehnten und siebenzehnten Jahrhunderts im Einzelnen wieder hergestellt werden konnten, steht vor aller Untersuchung fest. Eine solche Restauration wäre in der That eben so wenig rathsam als möglich gewesen. Von der altständischen Verfassung kann demnach heute, und namentlich in Preußen nur in sofern die Rede seyn, als die Absicht darauf gerichtet war, die neue Einrichtung auf analoge Fundamentalprincipien zu gründen, wie die alte. Worin diese bestanden, war in Beziehung auf das Recht der Krone klar. Daß das neue Gebäude nicht auf der Basis der Volkssouveränetät und seiner Consequenzen, sondern nur auf der Bewahrung der von Gott verliehenen unabhängigen fürstlichen

Macht ruhen konnte, leuchtet ein. Weit schwieriger war es, das Wesen jenes Systems, so weit es sich auf die Stände bezog, in die neue Zeit hinüberzutragen.

Die ständische Monarchie des Mittelalters war kein aus gleichartigen Bestandtheilen bestehender, einseitlicher Staat im modernen Sinne, sondern eine Summe von abhängigen Monarchien (Grundherrschaften) und Republiken (städtischen und sonstigen Corporationen), die einen obersten Herrn hatten.

Jeder dieser untergeordneten Staaten hatte (als Stand) allerdings seinen gesonderten Lebenskreis, seine eigenthümlichen Rechte, seine besondern Interessen. Sämmtliche Mitglieder eines solchen Standes, oder deren gewählte oder geborne Vertreter, waren dem obersten Landesherren gegenüber Anwälte dieser ihrer Sonderinteressen und nichts weiter. Wollte er Bewilligungen irgend einer Art, über die aus privatrechtlichen Titeln feststehende Verpflichtung hinaus, so mußte er diese von jeder einzelnen ständischen Corporation begehren und zu erlangen suchen. Oft genug blieb nichts anderes übrig, als die außerordentliche Hülfe der Stände durch schwere Gegenleistungen von Privilegien, Exemtionen und Freiheiten aller Art zu erkaufen.

Jeder Stand bewilligte oder verweigerte unabhängig von dem andern; keiner konnte, wie ein neuerer Schriftsteller es richtig ausdrückt: in den Beutel des andern verwilligen.

Dieß ist der Staat des Mittelalters; derselbe, den Haller mit genialem Blicke in seiner physiologischen Wahrheit und Wesenheit erkannt, gewürdigt und geschildert hat, wie vor ihm kein Anderer.

Zieht man eine Bilanz zwischen der Summe von Freiheiten in jenem Zustande und der heutigen sogenannten staatsbürgerlichen Freiheit, welche der moderne, omnipotente Staat gewährt, so leidet es keinen Zweifel: im Ganzen und Großen hatte die ältere Zeit die Freiheit ohne deren Schein, die neuere den Schein ohne die Freiheit. Allein auf die des

einen oder andern Systems kömmt es eben so wenig an, als auf unsere Vorliebe für die eine oder andere Zeit, — so bald von der praktischen Möglichkeit der Wiederherstellung der ältern, ständischen Verfassung die Rede ist. Man kann das wissenschaftliche Verdienst Haller's, welcher der Staatswissenschaft neue Bahnen öffnete, so hoch stellen, als es in Wahrheit gestellt zu werden verdient, und seiner Methode der treuen Naturbeobachtung politischer Verhältnisse volle Gerechtigkeit widerfahren lassen. Und dennoch kann man den Entschluß: seine Restauration, wie sie vorliegt, im heutigen Staatsleben systematisch durchzuführen, unbedenklich für den nächsten Versuch zum politischen Selbstmorde erklären. Wer es unternähme, einen heutigen Staat in jene von einander unabhängige, dem Landesherrn gegenüber mit den Freiheiten und Rechten des Mittelalters ausgestattete ständische Corporation aufzulösen, würde ihn, den übrigen, centralisirten Regierungen des heutigen Europas gegenüber, in eine Ohnmacht versetzen, deren unvermeidliche nächste Folge ein schimpflicher Untergang seyn müßte. Deßhalb ist auch mit vollem Rechte erinnert worden, daß auf beiden Hemisphären kein politisches Gemeinwesen mehr dem Bilde des Haller'schen Staates entspricht. Jeder Staat, der ein Heer zu unterhalten, ein Staatsschuld zu verzinsen, einen Credit zu bewahren hat, und außerdem eine europäische Stellung vertreten muß, kann nicht daran denken, sich auf das Maß der Verhältnisse des Mittelalters zurückzustellen. Er muß sich als Einheit fühlen und darstellen. In demselben Augenblicke aber steht er, in so weit er ständischer Mitwirkung bedarf, an der Schwelle des Repräsentativsystems. Denn das gerade ist einer der wesentlichsten Charakterzüge des letztern: die Gesammtheit der Unterthanen als Einheit, die ständischen Abgeordneten als Vertreter, nicht bloß ihrer Sonderrechte, Interessen und Corporationen, sondern des großen Gesammtwesens: Staat anzuerkennen. Läßt er über dessen Angelegenheiten die Mitglieder der Ständeversammlung durch Stimmenmehrheit entscheiden, so ist die Gränze zwischen der ständischen

Verfassung und dem Repräsentativsysteme, — unangesehen aller, auch der kräftigsten Protestationen! — schon überschritten, und der Staat als homogene Corporation constituirt, deren Minderheit sich der Mehrheit unterwerfen muß. Diesem Stande der Dinge gegenüber ist denn jede Art von Pairskammer eine Anomalie. Dem Monarchen aber bleibt dann nur noch ein Veto, nicht mehr jener souveräne Richterspruch zwischen den verschiedenen, an sich gleich berechtigten Rechten und Interessen seiner Unterthanen, welcher in der natürlichen Consequenz der ältern ständischen Verfassung lag.

VII.

Aus diesem Dilemma (zwischen dem Repräsentativsysteme, dem sich ein souveräner Fürst im Interesse seiner Krone niemals freiwillig wird in die Arme werfen wollen, und der alten ständischen Verfassung, die so wie sie war, nicht wieder hergestellt werden kann) gibt es nur einen Ausweg: strenges Festhalten an dem Unterschiede zwischen einer entscheidenden und berathenden Ständeversammlung. Dieß ist zugleich das einzige Mittel: den Geist der ältern ständischen Verfassung, in soweit dieß heute überhaupt möglich ist, zu retten. Denn, vergessen wir es nicht, die ältere ständische Eintheilung erschöpft keineswegs die heutige Verschiedenheit der Rechte und Interessen. So wenig, um ein nahe liegendes Beispiel zu wählen, die heutigen religiösen und kirchlichen Hauptparteien mit den verschiedenen Confessionen des sechszehnten Jahrhunderts zusammenfallen, so wenig sind die verschiedenen Stellungen, welche heute (des vierten Standes zu verschweigen) Capitalisten, Industrielle, Kaufleute, große und kleine Grundbesitzer und solche einnehmen, die von der Wissenschaft leben, identisch mit der ehemaligen ständischen Unterscheidung in Prälaten, Adel und Städte. Es ist heute unmöglich, die Interessen, Ansprüche und Berechtigungen der verschiedenen heutigen Lebenssphären in streng abgeschlossene Corporationen zu sondern. — Sollen diese nun in eine Kammer zusammen geworfen werden, und

zwischen ihnen die Majorität entscheiden, so ist dieß eine Addition ungleichartiger Größen. Da nun andererseits das Streben nach Unanimität rettungslos zum polnischen Reichstage führen würde, so ist es klar, daß der einfachen Natur der Sache nach, zwischen heterogenen Interessen, die mit einander in Widerspruch gerathen sind, nur ein dritter Unparteiischer entscheiden kann. Wer dieß nicht zugeben will, muß das (ältere) ständische Princip rein und völlig Preis geben. Sobald dieß nicht die Absicht ist, kann auch die Majorität nicht mehr entscheiden. Fällt diese weg, so wird aber die Stellung der Stände von selbst eine bloß berathende.

Der eben aufgestellte Satz wird gewöhnlich nur aus dem Standpunkte der Mehrheit gewürdigt. Diejenigen, die es für eine Verkürzung der Volksfreiheit erklären, daß die Mehrheit nicht entscheiden soll, setzen dabei immer stillschweigend voraus, daß sie selbst in der Mehrheit sind, und nie anders als mit der Mehrheit stimmen werden.

Sobald man diese Voraussetzung aufgibt, und sich in die Lage der Minderheit versetzt, ändert sich der Gesichtspunkt. Für die Minorität steht die Frage einfach so: ob sie die Entscheidung lieber dem Willen der Mehrheit oder dem des Monarchen anheim stellen will?

Unstreitig liegt das Letztere in ihrem Interesse. Eine Mehrheit als solche hört auf keine Gründe, kennt kein Mitleid, hat kein Gewissen und fürchtet, eben weil sie eine seelenlose Abstraction ist, weder das Urtheil der Mitwelt, noch den Richterspruch der Geschichte. Bei ihr gilt uneingeschränkt die Devise des Despotismus: stat pro ratione voluntas. Sie ist ferner jedesmal ihrer Natur nach Partei.

Umgekehrt muß der Monarch, wenn ihm die Entscheidung zwischen den verschiedenen Meinungen innerhalb der Ständeversammlung zusteht, mit seinem Gewissen und seiner Ehre für seinen Ausspruch einstehen. Seiner Stellung nach unparteiisch,

muß er, in so weit es irgend geschehen kann, auch die Rechte und Interessen der mindern Zahl berücksichtigen. Er wird daher ein grelles Unrecht der Mehrheit nie durch seinen Ausspruch bestätigen, die Verletzung wenigstens mildern; vermitteln, so lange und so oft es möglich ist, und statt, im Sinne moderner Majoritäten alte Rechte über das Knie zu brechen, vielmehr nach der Weise der älteren ständischen Verfassung transigiren.

Sobald der Grundsatz gilt, daß nicht die pars major, sondern die pars sanior entscheide, fallen alle Wahlumtriebe, der Opposition wie der Regierungspartei, mit einem Schlage weg. Damit ist eine, das Volk in seine Grundtiefen demoralisirende, die Partei der Mehrheit vergiftende, die, welche in der Minorität bleiben, tief erbitternde und verletzende Quelle vielen Unheils verstopft. Sobald die Stimmen gewogen, nicht gezählt werden, kömmt es nicht mehr auf die Mehrheit an. Dann hat Jeder nur noch ein Interesse: überhaupt in der Versammlung der Stände des Landes gehört zu werden, und diese Freiheit kann die Regierung, ohne daß sie genöthigt wäre, die ihr Mißliebigen durch gehässige Vorkehrungen ausschließen zu müssen, — mit echter Liberalität gewähren. Sie kann, so bald sie nicht ängstlich auf die numerische Majorität bedacht seyn muß, freie Meinungsäußerung innerhalb der Ständeversammlung und Petitionsrecht außerhalb derselben, in einem sehr weiten Umfange gestatten. Dann werden freilich die Organe des herrschenden Liberalismus einem solchen Lande nicht nachrühmen, daß ihre Partei dort die Kammern und durch deren Mehrheit den Staat beherrsche; — aber das Volk wird das Bewußtseyn haben, daß jedes gute Recht, jedes legitime Interesse vor dem Parlamente und dem Lande plaidirt werden könne, und daß diese Freiheit kein heuchlerischer Schein, sondern eine Wahrheit sei. Es will uns bedünken, daß dieses Bewußtseyn Vertrauen und Zufriedenheit im höheren Grade befördere, als der Despotismus einer liberalen Majorität.

VIII.

Wir sind wahrlich weit entfernt, von der so häufig vorkommenden Eitelkeit französischer Tagspolitiker, welche sich und Andere überreden, die Welt wäre gerettet gewesen, und die Geschichte hätte einen andern Gang genommen, wenn man nur, als diese oder jene große Maßregel ergriffen wurde, ihren Plan befolgt, ihr Arcanum gebraucht hätte. Diese Zuversicht theilen wir nicht. Ehe wir die nachfolgenden kritischen Bemerkungen über die Gesetze vom 3. Februar aussprechen, müssen wir zwei Dinge im Voraus erklären. Es ist erstens sehr wohl möglich, daß manche jener Bestimmungen, deren Zweckmäßigkeit uns manchen Bedenken zu unterliegen scheint, durch triftige, uns aber unbekannte Gründe als nothwendig gerechtfertigt seyn mögen. Was zweitens den Gang der Geschichte betrifft, so haben wir bereits früher erklärt und wiederholen es hier: wir fürchten, daß keine menschliche Klugheit, keine noch so fein ausgedachte Maßregel der äußern oder innern Politik allein und für sich jemals im Stande seyn wird, jene Geschicke zu wenden, die Deutschland treffen müssen, weil deren Wurzeln schon Jahrhunderte hinaufreichen. Es ist daher auch unsere Absicht nicht, guten Rath zu geben, der ohnedieß in der Hauptsache zu spät käme. Nur zum Behufe der Vergleichung und Orientirung wollen wir einige Gesichtspunkte hervorheben, die unsers Wissens bei der Beleuchtung der oftbesprochenen Gesetze vom 3. Februar noch nicht aufgestellt worden sind.

Es ist nicht zu läugnen, daß die, durch die genannten Verordnungen in's Leben gerufene Verfassung sich von dem ständischen Typus, in manchen Punkten entfernt und auf das Gebiet des Repräsentativsystems hinüber tritt.

Neue Darlehen, für welche das gesammte Vermögen und Eigenthum des Staats zur Sicherheit bestellt wird, sollen nicht ohne Zustimmung des Landtags aufgenommen werden. Dasselbe gilt von der Einführung neuer Steuern oder einer Er-



)ung bestehender Steuersätze. In solchen Fällen tritt der
rrenstand mit den übrigen Ständen zu gemeinschaftlicher
schlußnahme zusammen, und die Stimmenmehrheit entscheidet.
Es wäre Undank, zu verkennen, daß diese Bestimmungen
wahren Interesse der rechtlichen Freiheit aller preußischen
iterthanen erlassen sind. — Es sollte eine Garantie gegen
llführliche Besteurung und ungeregelte Vermehrung der Staats-
uld gegeben werden. Dieser Zweck ist erreicht. Die Krone
nd sich selbst, nicht zufrieden mit dem Versprechen: nicht
ne Beirath der Stände handeln zu wollen, an die Einwilli-
ng der Mehrheit derselben. Im Interesse der Steuerpflich-
en und der Staatsgläubiger ist hiergegen begreiflicherweise
hts zu erinnern. Nur darf man Nimand über die sonstigen
lgen dieser Anordnung täuschen. — Allerdings liegt das Recht
: Stände: zu neuen Steuern und Anlehen ihre Zustimmung
ertheilen, im Geiste der ältern Verfassung. Aber ein zwei-
i ständisches Princip, kraft dessen kein Stand das Recht ha-
1 kann, den andern durch bloße Stimmenmehrheit zu seinem
illen zu nöthigen, ist in diesem Falle verlassen. Die Stän-
versammlung ist hier ausnahmsweise als eine einzige, das
sammte Land repräsentirende Corporation anerkannt, inner-
lb welcher die rein numerische Majorität entscheidet. Ist
rch diese, unläugbar durch ganz gute Gründe motivirte An-
herung an das Repräsentativsystem der liberalen Kritik, wel-
: die ganze Verfassung als „zu ständisch gehalten" anfein-
e, der Stachel genommen worden? Mit nichten! sie hat
vörderst den §. 10, der eine Ausnahme von der eben ge-
ichten Concession enthält, und der Krone das Recht zuspricht:
Falle eines Krieges außerordentliche Steuern ohne die Zu-
mmung des vereinigten Landtags auszuschreiben, als Rechts-
rletzung angefeindet. Dann hat sie die exceptionelle Verei-
zung des Herrenstandes mit den andern Ständen, als ein
nterhältiges Verfahren und ein Mittel: sich der Majorität
: alle Fälle zu versichern, mit bitterm Hohne gegeißelt. —
ie ferner im genannten Falle die gesetzlich ausgesprochene

Nothwendigkeit der Zustimmung zu dem Versuche werde benutzt werden, weitere Concessionen im Sinne des Repräsentativsystems zu erzwingen, dieß beweist bereits die Geschichte des ersten vereinigten Landtags. Wir wollen, wie oben schon bemerkt, die guten und wahrhaft freisinnigen Motive nicht verkennen, auf welchen die in Rede stehende Anordnung beruht, allein wir können uns auch der Betrachtung entschlagen, daß die Ungunst, mit der die Gesetze vom 3. Februar von der liberalen öffentlichen Meinung aufgenommen wurden, kaum größer hätte seyn können, wenn in diesen das System der Einführung berathender Stände streng und folgerecht festgehalten, und auch in den oben genannten Fällen statt der Zustimmung nur deren Beirath gefordert wäre.

Auch wo das Gesetz vom 3. Februar den bloßen Beirath der Stände erfordert, soll die Stimmenmehrheit derselben entscheiden. Ueber das, dieser Anordnung zum Grunde liegende Princip haben wir uns bereits oben ausgesprochen. Wir können uns, wenn der Rath der Stände erfordert wird, von der Zweckmäßigkeit einer Abstimmung und Entscheidung durch Majorität nicht überzeugen. Das Gesetz läßt freilich (§. 17) eine itio in partes, und somit Provocation auf die königliche Entscheidung zu, aber nur bei einem Gegenstande, in Hinsicht dessen das Interesse der verschiedenen Stände oder Provinzen gegen einander geschieden ist, nur da, wo ein Stand oder Provinz sich durch den Beschluß der Mehrheit verletzt hält, und nur dann, wenn eine Mehrheit von zwei Drittheilen dieses Standes oder dieser Provinz die Sonderung in Theile verlangt. Auch soll die Ansicht der Minorität zur Kenntniß des Königs gebracht werden, wenn die Begutachtung eines Gesetzes in eine der beiden Versammlungen, sich eine geringere Majorität als zwei Drittel gegen das Gesetz erklären. Die Meinung der Mehrheit gilt hierdurch als Regel, und nur ausnahmsweise geschieht es, daß neben dieser auch das Gutachten der Minderheit zur königlichen Entscheidung gelangt. Wir können uns nicht davon überzeugen, daß dieß dem Princip der ständi-

schen Verfassung, und noch viel weniger, daß es dem Interesse der Krone gemäß sei.

Am wenigsten können wir uns mit dem Grundsatze befreunden, welchen das Gesetz vom 3. Februar in Beziehung auf Bitten und Beschwerden aufstellt. Diese dürfen nur dann zur Kenntniß des Königs gebracht werden, wenn in den beiden Versammlungen sich mindestens zwei Drittheile der Stimmen dafür ausgesprochen haben. In Wahrheit aber ist hierdurch die monarchische Autorität zu Gunsten des Landtags geschwächt, und im Bewußtseyn der Nation zwischen den König und eine vielleicht arg bedrängte, verletzte, beeinträchtigte Minorität eine willkührlich normirte ständische Mehrheit geschoben. Fortan werden die Bittsteller weniger auf Gründe, die den Monarchen überzeugen, als auf Mittel bedacht seyn müssen, sich eine Majorität von zwei Dritteln in jeder Versammlung zu sichern. Hierin scheint uns eine Ungunst gegen alle, in der Minorität befindlichen Bittsteller zu liegen, die oft auch zum Nachtheile der Krone, und noch häufiger der wahrhaft conservativen Gesinnung zum Schaden gereichen könnte. Wie wenn die Regierung der Gesinnung der großen Mehrheit doch nicht immer ganz sicher wäre? wie wenn die Gesetzgebung selbst auf diesem Wege die Verwerfung von Bitten und Beschwerden provozirte, deren Unterstützung zwar nicht im Interesse der Bureaukratie, aber in dem des Königs läge? Die Krone ladet durch diese Anordnung den Schein auf sich, als wolle sie ihre eigene Abneigung hinter den Ständen verstecken. Hat das Königthum ein Interesse, der Herrschaft der Majoritäten in die Hand zu arbeiten? Und wozu endlich die Fiction: daß die nicht hinreichend unterstützte Beschwerde nicht zur Kenntniß des Königs gebracht werden solle, seitdem durch die Oeffentlichkeit der Verhandlungen jedwede Petition nicht bloß zur Kenntniß des Königs, sondern mit allen Einzelheiten zur Kunde des gesammten Volkes gelangt? Dem übergroßen Andrange von Gesuchen und dem Mißbrauche des Petitionsrechtes ließe sich durch andere, minder gehäßige Mittel begegnen.

IX.

Wie wir gesehen haben, hat bereits das Gesetz vom 3. Februar dem Repräsentativsysteme nicht unwichtige Concessionen gemacht. Dennoch aber hätte durch geschickte Leitung der Verhandlungen des ersten allgemeinen Landtags dieser erste Feldzug glücklich enden können. Leider aber hat es gerade an jener sachgemäßen Lenkung am meisten gefehlt. Wir suchen den Grundfehler darin, daß der oben entwickelte Unterschied zwischen berathenden Ständen im ältern Sinne des Wortes, und einer modernen entscheidenden Repräsentativversammlung völlig außer Acht gelassen wurde. Jene erstern vorausgesetzt, kam es darauf an, die einzelnen Meinungen, Wünsche und Begehren mit ihren Gründen sich klar gesondert herausstellen, die Gegensätze sich entwickeln, die Parteien sich gestalten zu lassen; während es umgekehrt bei der Leitung einer Repräsentantenversammlung die Aufgabe seyn mußte: den vermeintlichen Gesammtwillen der als Einheit gedachten Volksvertreter zu erforschen. Wurde dieser Gegensatz nicht begriffen oder die Aufgabe geradezu in einem der wahren Thatsache entgegengesetzten Sinne aufgefaßt, so waren alle weitern Mißgriffe, durch welche die moralische Wirkung des Landtags verloren ging, nichts als die nothwendigen Folgen jenes ersten Irrthums. Sehr richtig bemerkt ein schon früher citirter Schriftsteller über dieses Verhältniß Folgendes:

„Es ist eine alte, vielbewährte Regel, daß man nicht thun sollte, was der Feind wünscht. Was war es nun, was die Partei, die ich hier, ohne ihr sonst zu nahe zu treten, als den Gegner des politischen Gedankens des Patentes bezeichne, zunächst wünschte?"

„Sie wünschte nach reiflicher Berathung und Abwägung ihrer Stärke und der Zusammensetzung der Curien, sorgsam zu vermeiden, daß ihr politisches Ziel zu Tage trete, daß es Gegenstand einer offenen Erörterung vor der Versammlung und der Regierung werde. Eben dieses Ziel: die Umwandlung der

ständischen Monarchie des dritten Februars in den Repräsentativstaat, mußte daher schlechterdings an das Licht gezogen werden, die politischen Parteien, welche im Schooße der Versammlung ganz eben so wie außerhalb des Saales zusammengesetzt sind, mußten sich unter einander und gegen einander erkennen lernen."

„Nichts war hierzu hinderlicher, als die Vermengung der Administrationsfragen mit den principiellen. Daß sich aber bei der Einkommensteuer, der Regulirung der bäuerlichen Vererbung, den Rentenbanken, der Ostbahn und so vielen Andern, die verschiedensten Meinungen kundgeben würden, war vorauszusehen."

„Alles kam darauf an, stets scharf auseinanderzuhalten, was bei dem Widerstande, den die Regierung fand, auf Rechnung materieller, oft sehr wohlbegründeter Abneigung fiel, und was dagegen lediglich der Ausfluß des politischen Systemes war, das den Krieg gegen die Regierung selbst führte. Hiervon ist leider nichts geschehen; in ein und demselben Votum sind die verschiedenartigsten Richtungen zusammengeflossen, ohne daß der gespanntesten Aufmerksamkeit Deutschlands die Möglichkeit dargeboten worden wäre, die Freunde und die Gegner der königlichen Absichten zu unterscheiden."

„Selbst bei den sogenannten politischen Fragen ist keine größere Klarheit über den wirklichen Stand der Gesinnung in der Curie erzielt worden. Wie manche unter denen, welche für eine Abänderung an den Bestimmungen des Verfassungs-Patentes nicht stimmten, haben im besten Glauben gehandelt, daß es hierbei eben auf nichts Anderes, als auf eine einzelne Aenderung ankomme, die sie geneigt waren, für eine Verbesserung zu halten! Wäre ihnen deutlich geworden, daß es sich für sie um die Wahl handle, ob sie sich der edlen Absicht des Königs anschließen wollten, die preußische Monarchie gerecht und kräftig auf der gegebenen Grundlage zu befestigen, oder sie nach dem Muster von Frankreich umzugestalten, gewiß, sie würden die Gemeinschaft mit den Verfechtern der letzteren

sorgfältiger gemieden haben. Wie Viele sind jetzt heimgekehrt, ohne jemals zu der Erkenntniß gelangt zu seyn, wo der eigentliche Kern der Zerwürfnisse liege, an dem sie fast ein Vierteljahr hindurch mitgearbeitet haben!"

„Der Gewinn aus dieser verworrenen Mischung der politischen Parteien ist allein der linken Seite zugefallen. Die Welt hat vernommen, daß die Vorlagen der Regierung in der Mehrzahl von den Ständen zurückgewiesen worden, daß man hierdurch habe ausdrücken wollen, wie das Vertrauen zu den Werken des 3. Februar und zu Denen, die es auszuführen berufen sind, im Schooße der Versammlung mangle. Ob und welche Bestandtheile jene Ziffern der Majorität constituirt haben, ob hieraus wirklich ein irgend haltbarer Schluß auf die wahre Gesinnung der Mehrzahl gezogen werden könne, bleibt in Dunkel gehüllt, zum unersetzlichen Schaden für die Nation!"

Gerade diese Verwirrung lösen zu helfen, war unsere Absicht. Denn wir wiederholen es: Deutschlands Sache wird in Preußen entschieden. Es scheint uns, als wenn die richtige Auffassung der wahren Bedeutung berathender Stände eine unerläßliche Voraussetzung dazu sei.

X.

„Der Schlüssel zu den betrübenden Erscheinungen in Staat und Kirche", sagt ein schon mehrmals in diesen Bemerkungen citirter, geistvoller Schriftsteller, „ist hauptsächlich in der Stelle zu suchen, welche das Zeitungswesen in der Gegenwart eingenommen hat." Sehr wahr! nur ist dieser heutige, über allen Ausdruck traurige Zustand der deutschen Zeitungspresse zur einen Hälfte das Werk der Censur, zur andern das der subventionirten Presse, über welche letztere wir hier zum Schluße noch ein freies und ernstes Wort zu sagen uns gedrungen fühlen. Leider ist es durch das Zusammenwirken von Mißgriffen und Verblendung auf der einen, und blinder Opposition gegen jede Macht und Autorität auf der andern Seite, dahin gekommen,

daß es in unserm Vaterlande nicht ohne erhebliche Gefahr ist, für irgend eine Regierung auch in der gerechtesten Sache das Wort zu nehmen. Zu unserm tiefen Bedauern können wir uns nicht verhehlen, daß diese Gefahr in Beziehung auf Preußen in besonders hohem Grade obwaltet, so daß außer dem Verbot dieser Blätter in Preußen, unsere ganze (gewiß mit Unrecht!) „preußenfeindliche" Reputation dazu gehörte, um, wie es geschehen ist, mit unsern vermittelnden, versöhnenden und die Lage der Dinge aufklärenden Worten über das preußische Ständewesen in weiten Kreisen Gehör und Anklang zu finden. Von solcher moralischen Verlassenheit der positiven Autoritäten würde z. B. ein Engländer, dem die Verhältnisse des Continents unbekannt wären, sich schlechthin keine Vorstellung machen können. Einer der wichtigsten Gründe dieses wahrhaft erschreckenden Mißtrauens gegen jede Vertheidigung der Macht liegt in der in Preußen (leider selbst heute noch!) vorkommenden Species von subventionirter Presse. Einzelne hochgestellte Staatsmänner dieses Landes schufen in jener unglücklichen Periode, welche der Verhaftung des Erzbischofs von Köln kurz vorherging und folgte, aus den allerbedenklichsten Miethstruppen eine geheime literarische Polizei und semioffizielle Literatur, deren wirklicher Effect gerade das Gegentheil dessen war, was man beabsichtigte. War es rechtlichen Leuten zu verdenken, wenn sie, selbst von der allgemeinen geistigen Strömung in Deutschland abgesehen, fortan doppelte Scheu trugen, die Vertheidigung der Regierung zu übernehmen? Wir haben es immer gesagt: auf dieser, mit der Polemik gegen die katholische Sache in Verbindung gebrachten, gedungenen „Loyalität" ruht schon wegen der Werkzeuge, zu denen man in Ermangelung besserer greifen mußte, kein Segen. Und in der That haben die Herren Ellendorf, Rheinwald, Professor Bercht, geh. Hofrath Wedecke, Dr. Freiberg u. s. w. u. s. w. redlich das Ihrige gethan, die Voraussetzungen Jener zu rechtfertigen, die von vornherein vor solcher Bundesgenossenschaft warnten. Sollte der Professor Bercht, auf dessen bürgerlichen

Wandel übrigens durch diese Zusammenstellung kein Flecken geworfen werden soll, diese moralisch-literarische Verwandtschaft verläugnen wollen, und es in Abrede zu stellen wagen, daß der rheinische Beobachter denselben Faden bis auf den heutigen Tag weiter fortzuspinnen bemüht ist, den seine Gewerbsgenossen vor zehn Jahren anknüpften, so möge folgendes Exempel seine Wirksamkeit charakterisiren und unser Urtheil rechtfertigen. Bekanntlich war ein ehemaliger österreichischer Offizier, Joseph Chowanetz, der erste, welcher sich von der Ronge'schen Religion gerade zu derselben Zeit lossagte, als diese in der radikalen, deutschen Meinung ihre höchsten Triumphe feierte, Ronge seinen bekannten Siegeseinzug in Frankfurt hielt, und reiche Geldmittel Allen, die sich bei dem neuen Islam betheiligen wollten, von gewissen Seiten her fast aufgedrungen wurden. Was seit der Zeit, nach dem das Irrlicht erlosch, von ganzen Schaaren geschehen ist, die reuig in den Schooß der Kirche zurückkehrten, der sie früher nur dem Namen nach angehört hatten, dieß muß dem Ersten, der den Schritt in jenen Zeiten wagte, in jedem Fall als ein Act des höchsten moralischen Muthes angerechnet werden. — Die innern Motive solcher Entschlüsse kennt Gott allein; was aber in diesem Falle durch den Augenschein bewiesen werden kann, ist: daß aller Vortheil auf der Seite des Verharrens in der Apostasie, die größte Gefahr, der entschiedenste materielle Nachtheil und die empfindlichste Schmach auf Seiten des Rücktritts zur Kirche stand. Dennoch that ihn der Mann, von welchem hier die Rede ist, wie er angiebt, von der Erinnerung an seine gläubige Kindheit gerührt, von den Schrecken des Todes während einer ernsten Krankheit ergriffen, von den Briefen einer alten, frommkatholischen Mutter im Tiefinnersten erschüttert, endlich von moralischem Ekel vor den Menschen überwältigt, mit welchen ihn sein Abfall von der Kirche in Verbindung gebracht hatte; er that ihn mit der Erklärung, daß er wohl wisse, welches Martyrium ihm bevorstehe. Was ihm seitdem geschah, hat

höhung bestehender Steuersätze. In solchen Fällen tritt der Herrenstand mit den übrigen Ständen zu gemeinschaftlicher Beschlußnahme zusammen, und die Stimmenmehrheit entscheidet.

Es wäre Undank, zu verkennen, daß diese Bestimmungen im wahren Interesse der rechtlichen Freiheit aller preußischen Unterthanen erlassen sind. — Es sollte eine Garantie gegen willkührliche Besteurung und ungeregelte Vermehrung der Staatsschuld gegeben werden. Dieser Zweck ist erreicht. Die Krone band sich selbst, nicht zufrieden mit dem Versprechen: nicht ohne Beirath der Stände handeln zu wollen, an die Einwilligung der Mehrheit derselben. Im Interesse der Steuerpflichtigen und der Staatsgläubiger ist hiergegen begreiflicherweise nichts zu erinnern. Nur darf man Nimand über die sonstigen Folgen dieser Anordnung täuschen. — Allerdings liegt das Recht der Stände: zu neuen Steuern und Anlehen ihre Zustimmung zu ertheilen, im Geiste der ältern Verfassung. Aber ein zweites ständisches Princip, kraft dessen kein Stand das Recht haben kann, den andern durch bloße Stimmenmehrheit zu seinem Willen zu nöthigen, ist in diesem Falle verlassen. Die Ständeversammlung ist hier ausnahmsweise als eine einzige, das gesammte Land repräsentirende Corporation anerkannt, innerhalb welcher die rein numerische Majorität entscheidet. Ist durch diese, unläugbar durch ganz gute Gründe motivirte Annäherung an das Repräsentativsystem der liberalen Kritik, welche die ganze Verfassung als „zu ständisch gehalten" anfeindete, der Stachel genommen worden? Mit nichten! sie hat zuvörderst den §. 10, der eine Ausnahme von der eben gemachten Concession enthält, und der Krone das Recht zuspricht: im Falle eines Krieges außerordentliche Steuern ohne die Zustimmung des vereinigten Landtags auszuschreiben, als Rechtsverletzung angefeindet. Dann hat sie die exceptionelle Vereinigung des Herrenstandes mit den andern Ständen, als ein hinterhältiges Verfahren und ein Mittel: sich der Majorität für alle Fälle zu versichern, mit bitterm Hohne gegeißelt. — Wie ferner im genannten Falle die gesetzlich ausgesprochene

stück *) beweist, selbst in einer fremden Hauptstadt geheime Polizei der verworfensten Art, und beutet deren Berichte zu einem Todtschlage an der Ehre eines Mannes aus, der Preußen

---

*) Der aus „Wien, den 19. Februar“ datirte Artikel des rheinischen Beobachters, von dem hier die Rede ist, steht in der Num. 51 vom 28. Februar 1847. Er ist in Ton und Inhalt so bezeichnend für den Geist jenes Blattes, daß wir die auf den ehemaligen Lieutenant Chowanetz (als Schriftsteller Julian Chownitz genannt) sich beziehende Stelle hier wörtlich wieder geben wollen. „Unstreitig erinnert sich noch das Rheinland des famosen Exredacteurs eines Mainzer Blattes, der Ulmer Schnellpost rc. Julius Chownitz, der durch sein bekanntes Hin- und Hertaumeln vom römischen zum deutschen Katholicismus und umgekehrt bedeutenden Skandal machte. Nachdem er ein schlechtes Buch für Oesterreichs gute Sache geschrieben, tauchte er plötzlich in der Residenz auf. Vielleicht machte er sich Hoffnung, eine ausgezeichnete Carriere zu betreten. In dieser Erwartung sah er sich bald getäuscht; denn selbst der Convertitismus hat hier bestimmte Grade der Schätzung und Geltung. Auch erschien er vermuthlich nicht hinlängliches Vertrauen einflößend. Mit einem Worte, das Maximum der ihm zu Theil gewordenen Gnaden lief auf eine Anstellung im k. k. Staatseisenbahndienste hinaus, und soll sich dieser saubere Herr jetzt in der Gegend von Gratz befinden, im steyerischen Hochlande, wo ihm wahrscheinlich um so wohler zu Muthe seyn dürfte, als sich das Schlingkraut des Jesuitismus dort immer lustiger wuchernd verbreitet. Während seines Hierseyns verkehrte er hauptsächlich mit Anhängern und Koryphäen der Partei, z. B. mit dem bekannten Pater Passy, der sich in Wort und Schrift durch seinen ungewöhnlichen Zelotismus hervorthut, und dessen unreine Phantasie aus folgenden Versen, die aus seiner Feder stammen, beurtheilt werden mag:

Königskinder, kaiserliche
Kinder werden Bettelkindern
Gleich in Mitte der Verwesung
In der Mutter Leib formirt.
Dort durch unzählbare Dinge:
Bücken, Steigen, Stoßen, Fallen,
Durch den Rauch erlosch'ner Lichter (!)
Wird's im Mutterleib erstickt.

ständischen Monarchie des dritten Februars in den Repräsentativstaat, mußte daher schlechterdings an das Licht gezogen werden, die politischen Parteien, welche im Schooße der Versammlung ganz eben so wie außerhalb des Saales zusammengesetzt sind, mußten sich unter einander und gegen einander erkennen lernen."

„Nichts war hierzu hinderlicher, als die Vermengung der Administrationsfragen mit den principiellen. Daß sich aber bei der Einkommensteuer, der Regulirung der bäuerlichen Verbung, den Rentenbanken, der Ostbahn und so vielen Andern, die verschiedensten Meinungen kundgeben würden, war vorauszusehen."

„Alles kam darauf an, stets scharf auseinanderzuhalten, was bei dem Widerstande, den die Regierung fand, auf Rechnung materieller, oft sehr wohlbegründeter Abneigung fiel, und was dagegen lediglich der Ausfluß des politischen Systemes war, das den Krieg gegen die Regierung selbst führte. Hiervon ist leider nichts geschehen; in ein und demselben Votum sind die verschiedenartigsten Richtungen zusammengeflossen, ohne daß der gespanntesten Aufmerksamkeit Deutschlands die Möglichkeit dargeboten worden wäre, die Freunde und die Gegner der königlichen Absichten zu unterscheiden."

„Selbst bei den sogenannten politischen Fragen ist keine größere Klarheit über den wirklichen Stand der Gesinnung in der Curie erzielt worden. Wie manche unter denen, welche für eine Abänderung an den Bestimmungen des Verfassungs-Patentes nicht stimmten, haben im besten Glauben gehandelt, daß es hierbei eben auf nichts Anderes, als auf eine einzelne Aenderung ankomme, die sie geneigt waren, für eine Verbesserung zu halten! Wäre ihnen deutlich geworden, daß es sich für sie um die Wahl handle, ob sie sich der edlen Absicht des Königs anschließen wollten, die preußische Monarchie gerecht und kräftig auf der gegebenen Grundlage zu befestigen, oder sie nach dem Muster von Frankreich umzugestalten, gewiß, sie würden die Gemeinschaft mit den Verfechtern ... eren

sorgfältiger gemieden haben. Wie Viele sind jetzt heimgekehrt, ohne jemals zu der Erkenntniß gelangt zu seyn, wo der eigentliche Kern der Zerwürfnisse liege, an dem sie fast ein Vierteljahr hindurch mitgearbeitet haben!"

„Der Gewinn aus dieser verworrenen Mischung der politischen Parteien ist allein der linken Seite zugefallen. Die Welt hat vernommen, daß die Vorlagen der Regierung in der Mehrzahl von den Ständen zurückgewiesen worden, daß man hierdurch habe ausdrücken wollen, wie das Vertrauen zu den Werken des 3. Februar und zu Denen, die es auszuführen berufen sind, im Schooße der Versammlung mangle. Ob und welche Bestandtheile jene Ziffern der Majorität constituirt haben, ob hieraus wirklich ein irgend haltbarer Schluß auf die wahre Gesinnung der Mehrzahl gezogen werden könne, bleibt in Dunkel gehüllt, zum unersetzlichen Schaden für die Nation!"

Gerade diese Verwirrung lösen zu helfen, war unsere Absicht. Denn wir wiederholen es: Deutschlands Sache wird in Preußen entschieden. Es scheint uns, als wenn die richtige Auffassung der wahren Bedeutung berathender Stände eine unerläßliche Voraussetzung dazu sei.

X.

„Der Schlüssel zu den betrübenden Erscheinungen in Staat und Kirche", sagt ein schon mehrmals in diesen Bemerkungen citirter, geistvoller Schriftsteller, „ist hauptsächlich in der Stelle zu suchen, welche das Zeitungswesen in der Gegenwart eingenommen hat." Sehr wahr! nur ist dieser heutige, über allen Ausdruck traurige Zustand der deutschen Zeitungspresse zur einen Hälfte das Werk der Censur, zur andern das der subventionirten Presse, über welche letztere wir hier zum Schluße noch ein freies und ernstes Wort zu sagen uns gedrungen fühlen. Leider ist es durch das Zusammenwirken von Mißgriffen und Verblendung auf der einen, und blinder Opposition gegen jede Macht und Autorität auf der andern Seite, dahin gekommen,

daß es in unserm Vaterlande nicht ohne erhebliche Gefahr ist, für irgend eine Regierung auch in der gerechtesten Sache das Wort zu nehmen. Zu unserm tiefen Bedauern können wir uns nicht verhehlen, daß diese Gefahr in Beziehung auf Preußen in besonders hohem Grade obwaltet, so daß außer dem Verbot dieser Blätter in Preußen, unsere ganze (gewiß mit Unrecht!) „preußenfeindliche" Reputation dazu gehörte, um, wie es geschehen ist, mit unsern vermittelnden, versöhnenden und die Lage der Dinge aufklärenden Worten über das preußische Ständewesen in weiten Kreisen Gehör und Anklang zu finden. Von solcher moralischen Verlassenheit der positiven Autoritäten würde z. B. ein Engländer, dem die Verhältnisse des Continents unbekannt wären, sich schlechthin keine Vorstellung machen können. Einer der wichtigsten Gründe dieses wahrhaft erschreckenden Mißtrauens gegen jede Vertheidigung der Macht liegt in der in Preußen (leider selbst heute noch!) vorkommenden Species von subventionirter Presse. Einzelne hochgestellte Staatsmänner dieses Landes schufen in jener unglücklichen Periode, welche der Verhaftung des Erzbischofs von Köln kurz vorherging und folgte, aus den allerbedenklichsten Miethstruppen eine geheime literarische Polizei und semioffizielle Literatur, deren wirklicher Effect gerade das Gegentheil dessen war, was man beabsichtigte. War es rechtlichen Leuten zu verdenken, wenn sie, selbst von der allgemeinen geistigen Strömung in Deutschland abgesehen, fortan doppelte Scheu trugen, die Vertheidigung der Regierung zu übernehmen? Wir haben es immer gesagt: auf dieser, mit der Polemik gegen die katholische Sache in Verbindung gebrachten, gedungenen „Loyalität" ruht schon wegen der Werkzeuge, zu denen man in Ermangelung besserer greifen mußte, kein Segen. Und in der That haben die Herren Ellendorf, Rheinwald, Professor Bercht, geh. Hofrath Wedecke, Dr. Freiberg u. s. w. u. s. w. redlich das Ihrige gethan, die Voraussetzungen Jener zu rechtfertigen, die von vornherein vor solcher Bundesgenossenschaft warnten. Sollte der Professor Bercht, auf dessen bürgerlich

des Charakters und zur Ruhe des Gemüthes empor gehoben sind. Denn dieses sind die nothwendigsten Bedingungen, einmal, um einen objectiven Standpunkt festhalten zu können und dann, um die Möglichkeit eines künstlerischen Schaffens zu erwerben. Der jüngern Generation fehlt die Festigkeit des Charakters; sie wird von den äußern Kämpfen hin und her geworfen, und die Kräfte streben in's Weite, ohne in sich den Einheitspunkt zu finden. Die Kräfte müssen, wenn sie einmal flüchtig geworden sind, durch Kampf mit der Außenwelt einen Damm finden, und dann einen Mittelpunkt haben, von dem aus sie bewegend und wirkend in das Leben dringen. Das Individuum, von den Zeitbedingungen vielfach abhängig, hat zwar das Streben nach einem solchen Mittelpunkte; allein dieses Streben ist ein unendliches, und der Zweck bleibt immer in der Ferne. Denn durch jene ethische That ist das Individuum aus der Einheit in die Vielheit geworfen, und es bleibt ihm nur mehr das Streben nach dem Wahren, Guten und Schönen. Weil nun Gott in die Erscheinung eingetreten ist, so muß er nothwendig unter einer ewigen Form in der Erscheinung seyn, und diese Form ist die Kirche. In der Kirche wirken also die ewigen Ideen, in ihr sind sie der Abstraction entnommen, und aus dem ewigen Quell des Lebens fließend, schaffen sie Leben und erzeugen Gestalten des Lebens. Die katholische Kirche muß somit nothwendig fordern, daß der Einzelne auf sie sich beziehe, und in und durch sie wirksam sei. Sie muß nothwendig dahin streben, daß alle besonderen Zwecke auf den ihrigen, den allgemeinen und höchsten bezogen seien. Sie muß sich endlich als das lebendige Band wissen, welches die einzelnen Kräfte der Zerstreuung entreißt und auf den Mittelpunkt hinlenkt. Daraus geht hervor, daß die Organe der katholischen Wissenschaft innerhalb der Kirche stehen müssen, und daß sie in und durch die Kirche wie für die Kirche thätig zu seyn streben, und darin liegt ein auszeichnendes Merkmal der katholischen vor der protestantischen Wissenschaft. Die Organe der letzteren erzeugen die Gestalt des religiö-

sen Lebens aus sich, die Organe der katholischen Wissenschaft finden die Gestalt in der Wirklichkeit, und sie empfangen von der Kirche und stärken ihre Thätigkeit durch Hingabe an die lebendige Einheit der Kirche. Hier hat ein Durchdringen aller Thätigkeiten des Geistes von der Kirche als der bewegenden Kraft statt, und die Zwecke dieser Thätigkeiten finden sich von dem verwirklichten Zwecke der Kirche bestimmt. Die Allgemeinheit des Protestantismus ist dagegen eine abstracte, ohne Macht, Gestalten in das Leben einzuschaffen; die Allgemeinheit der katholischen Kirche ist eine lebendige, das Leben durchdringende. Der Charakter der katholischen Wissenschaft wird sich äußern dadurch, daß sie in Wechselbeziehung mit dem Leben sich erhält, dasselbe reinigt und verklärt, zu sich heranzieht und wiederum von demselben empfängt und von demselben erregt und entzündet wird. Sie wird sich nicht von dem Geiste des gemeinen Lebens fortreißen und bestimmen lassen, sondern selbstständig dasselbe bestimmen und nach den allgemeinen Zwecken hinlenken. Diese allgemeinen Zwecke liegen der Kirche und dem Staate zu Grunde. Die katholische Wissenschaft strebt also dahin, die Zwecke der Kirche und des Staates zu erhalten und zu befördern.

Da alles Menschliche an äußere Bedingungen seines Daseyns geknüpft ist, so kann auch die Wissenschaft diese Bedingungen nicht entbehren. Die Organe der katholischen Wissenschaft werden sich vorzugsweise aus einem katholischen Volke herausbilden, und in einem katholischen Volke alle Bedingungen ihrer Wirksamkeit finden. Denn auch der Gebildete kann sich nicht auf sich beschränken. Er muß nothwendig, wenn er anders mit Erfolg auf das Leben wirken soll, vom Leben her Nahrung und Anregung ziehen. Vor Allem ist also nothwendig, daß er in der katholischen Gemeinschaft und im katholischen Leben sich bewege. Da ferner das Gute nur in Gemeinschaft stark ist, so muß eine Gemeinschaft der Kräfte da seyn, damit die Zwecke der Wissenschaft verwirklicht werden können. Die Zwecke der einzelnen Wissenschaften haben ohnehin dann

einen gemeinsamen Zweck in dem Zwecke der Kirche; daß endlich die Bedingungen jeglicher geistigen Thätigkeit gegeben seyn müssen, bedarf keiner weitern Auseinandersetzung.

Wie die katholische Kirche eine lebendige Einheit ist und den ganzen Menschen umfaßt, so wird auch die katholische Wissenschaft nach der lebendigen Einheit und nach dem Mittelpunkte alles geistigen Lebens hinstreben. Der katholische Forscher hat seinen Halt an der katholischen Kirche, für deren Zwecke er thätig ist. Seiner eigenen Kraft mißtrauend, nimmt er Stärke von dem kirchlichen Leben, welches auch das Wissen in sich aufnimmt. Die Wissenschaft wie die Religion erheben den Menschen aus dem Reiche der Sinnlichkeit in das Reich der Freiheit; sie führen ihn auf den göttlichen Grund alles Creatürlichen; sie machen ihn von sich selbst frei, und weisen ihn hin auf das allgemein und ursprünglich Menschliche. Religion und Wissenschaft sind die Grundvesten eines gesunden Staatsorganismus, weil nur durch die Befreiung von den eigenen Interessen eine Bürgertugend und Aufopferung für gemeinsame Zwecke ermöglicht wird. Wissenschaft und Religion ruhen beide auf der Freiheit als ihrer innern Lebenswurzel und ersterben, wenn ihnen diese abgenommen ist. In der Weltgeschichte ist der Kampf durch alle Jahrhunderte hindurch sichtbar, welchen die Freiheit mit der blinden Nothwendigkeit kämpft, damit das Reich des Geistes sichtbar werde. Die Arbeit des gesammten Geschlechtes hat den Zweck, den Sieg der Freiheit über die Nothwendigkeit herbeizuführen. Die Einsicht, welche von der Wissenschaft erstrebt wird, ist die Basis, auf welcher das Reich der Freiheit sich erbauen kann. Die positiv wirkende Kraft aber ist die Religion. Einsicht in Einheit mit der Kraft der Religion bildet den Charakter der Völker und der Individuen, gemäß welchem Charakter er fähig ist, über die Zeit hinauszugreifen und einen Weltzweck zu verwirklichen. In Zeiten, wo Völker den Charakter verlieren, hervorragende Persönlichkeiten fehlen, ist die Kraft der Religion erloschen, die Tiefe der Einsicht abhanden gekommen.

Da tritt Heuchelei und Indifferentismus an die Stelle wahrer Religiosität; da wird die Perle der Wissenschaft in die Pöbelhaufen geworfen und von denselben in den Koth getreten. Da steht die Wissenschaft im Dienste der materiellen Interessen, daß sie nicht frei das Haupt emporheben, sondern gebückt einherschreiten muß. Das sind die Zeiten, wo die Throne wanken, wo die Völker rathlos dastehen und nicht vorwärts und rückwärts schauend, an die Gegenwart gefesselt sind und durch sie verzaubert die Besinnung verlieren. Das sind endlich die Zeiten, wo zur Ausführung größerer Zwecke die Kraft fehlt, wo der Zug nach unten geht, weil die Religion nicht zieht; wo man nach bessern Formen im politischen, wie kirchlichen Leben sucht; weil man den göttlichen Anstalten der Kirche, welche weder vergangen noch zukünftig, sondern durch Gott ewig ist, den Rücken gekehrt hat.

XVII.

Literatur.

Die Gemeinsamkeit der Rechte und der Interessen des Katholicismus in Frankreich und in Deutschland, nachgewiesen an den jüngsten und wichtigsten Streitigkeiten zwischen Kirche und Staat von Hofrath Dr. Buß. Erstes Heft: Der Streit über die Freiheit des öffentlichen Unterrichtes. Schaffhausen, Hurter'sche Buchhandlung 1849.

Oft haben wir dem Kampfe der Kirche in Frankreich mit dem dortigen Polizeistaate mit Schonung und Theilnahme zugeschaut, und sind zum Theil den dabei entwickelten Principien auf-

merksam zugewendet gewesen, haben aber vielleicht seltner bemerkt, daß früher oder später, so oder anders derselbe Kampf auch in Deutschland gekämpft wird, und daß wir aus dem Vorgange in Frankreich die gewichtigsten Lehren ziehen sollen, für das, was wir hiebei zu thun und zu meiden haben. Das vorliegende Werk ist uns darum eine sehr willkommene Erscheinung, da in demselben einige merkwürdige Documente zu jenem Kampfe in deutscher Uebertragung, sammt den dazu passenden Erörterungen in selbstständigen gründlichen Abhandlungen oder Entgegnungen enthalten sind. Der an Geist und Herz gleich ausgezeichnete Vorkämpfer der badischen Katholiken hat in kurzer Frist eine wirklich staunenswerthe Thätigkeit entwickelt, die uns fast theils für seine Gesundheit, theils für eine Zersplitterung und Schwächung seiner Kraft fürchten ließ. Das letztere wird sicher durch obige neueste Schrift desselben nicht bestätigt, die auch den Titel führt: „Kirche und Staat im Wettkampf um die Leitung des öffentlichen Unterrichtes, in Frankreich im offnen Streit zwischen den Clerus und der Universität, in Deutschland im verdeckten Kampf zwischen der Geistlichkeit und der Staatspolizei." Herr Buß gibt darin, nebst einer Einleitung, zunächst drei Schriften angesehener Franzosen in fließender richtiger Uebersetzung wieder, läßt darauf seine an ihre Verfasser gerichteten Briefe folgen, in denen das Haltbare in ihren Ansichten anerkannt, das Falsche widerlegt wird, bringt sodann den vom französischen Unterrichtsminister bei den Kammern eingebrachten Gesetzentwurf über den Secundärunterricht sammt dessen Motiven, und schließt mit einem trefflichen Sendschreiben an denselben Herrn Minister. — In der Einleitung schildert der Verfasser eben so beredt als wahr, wie der Unterricht auch in Deutschland immer mehr dem kirchlichen Leben entrückt wird, wie die Volksschullehrer zum großen Theil eine glaubens- und haltungslose Bildung bekommen, wie die Gewerbschulen Dinge anstreben, die ihnen nicht erreichbar sind, darum aber den eignen Zweck verfehlen, wie in den Gelehrtenschulen die Disciplin immer mehr in den Hintergrund tritt, und einem mechanischen Unterrichtsplan Platz macht; wie endlich die Hochschule keine Charaktere mehr zu bilden vermag, da es der Bureaukratie zum Princip geworden, gute und schlechte Lehrer daselbst durcheinander zu mengen. Wie dabei die Kirche in Deutschland fährt, begreift sich

von selbst, und es kann nach dem Verfasser nur Heil werden, wenn das Princip der Association sich auf diesem Felde wieder mehr geltend macht. Wir glauben es, und beklagen darum sehr, daß man noch gar so wenig ernstliche Versuche macht, die entgegenstehenden Schwierigkeiten zu entfernen, daß man mit einzelnen kleinlichen, zersplitterten Anstrengungen sich begnügt, und das Uebrige bequem der Zeit und dem lieben Gotte anheimstellt, oder bisweilen gar engherzig jede frischere, gemäßigte Bewegung nach jenem Ziele anfeindet, jeden neu auftauchenden tiefern Gedanken dem Mißtrauen und Neide preisgibt. Das ist freilich nicht der Weg, uns von der Beknechtung zu erlösen, und unsere Hoffnungen leiden dadurch mehr, als durch die heftigsten Angriffe der Gegner.

Die erste Schrift nun, welche Hr. Buß seiner Einleitung folgen läßt, ist die des Herrn von Lamartine, betitelt: „Staat, Kirche und Unterricht.“ Man muß Hrn. von Lamartine allerdings für das viele Schöne, Tiefeinschneidende danken, was er über die Freiheit der Katholiken und die Anmaßungen des Staats gesagt hat, und man möchte vielen Schriftstellern die gleiche Unparteilichkeit, fast Rücksichtslosigkeit wünschen; aber der dichterische Genius hat ihn zu weit dahingerissen, und wenn er behauptet, daß, so lange die Kirche vom Staate Sold empfange, sie ihm zu Diensten seyn müsse, und nur, indem sie solchen zurückweise, sich freimachen könne, so hat er nicht bedacht, daß die Kirche, indem sie dem Staate gesittete Leute erzieht, ihm tausendfach sein Gnadengeschenk zurückgibt, das er ihr doch schon als gewaltsamer Erbe ihrer einstigen Besitzungen schuldet. Herr Buß in seiner Entgegnung geht mit deutscher Gründlichkeit an die Frage, und kömmt auf das Ergebniß, daß zwar nach der Sachlage Trennung von Kirche und Staat für die Gegenwart am wünschenswerthesten und unvermeidlich sei, daß aber nur die rechte, unparteiische Einigung von Staat und Kirche, wo keines den Löwentheil sich nimmt, wenn auch die Kirche als das geistigere Element oben an steht, das wahre Verfassungsideal bilden könne. Herr v. Lamartine ist bei all seiner Lebhaftigkeit und Schärfe oft einseitig und unklar; desto mehr ist Hr. Buß in seiner Gediegenheit erschöpfend und verständlich; nur möchte es noch leider lange dauern, bis seine Ansichten in weiteren Kreisen Eingang finden, und wir hätten darum

fast gewünscht, daß er auf die religiösen Corporationen etwas weniger Gewicht gelegt hätte, da er zugeben wird, daß auch ohne sie zeitweise ein Fortschritt zum Bessern möglich sei, vielleicht gerade jetzt dem Feinde durch das Wirken der Orden nicht unmittelbar beizukommen sei; weßhalb man denn um so eifriger auch nach weiterer Auskunft sich umsehen sollte, die mitunter nahe liegt, wenn gleich große Opfer erheischt.

Die zweite Schrift, die uns Hr. Buß aus dem Kampfe über den öffentlichen Unterricht vorführt, ist ein Schreiben des Herrn Duveyrier an den Erzbischof Affre in Paris, in welchem der Verfasser auf die Frage eigentlich gar nicht eingeht, sie mit Glacehandschuhen berührt, ja die Regierung gegen den freilich einzelnmal ein wenig zu rücksichtslos hervorgetretenen, und durch Vorurtheile und Lässigkeit, wie nicht zu verwundern, in einzelnen Gliedern selbst schuldig gewordenen Clerus vertheidigt, zumeist aber die Aufmerksamkeit des Clerus auf die höheren Bürgerschulen hinzulenken sucht. Man möchte sich fast versucht halten, dieß als eine schlaue Diversion zu betrachten, um den Clerus vom philosophischen Unterrichte abzulenken, wäre nicht Hr. Duveyrier im übrigen als ein geachteter Mann und Schriftsteller bekannt. Gerade das, was recht eigentlich Aufgabe des Staates wäre, den Mittelclassen eine tüchtige Bildung zu verschaffen, das sollte also der Clerus auf sich nehmen, und wenn dann einst der Staat seine Versäumniß erkannt hätte, was wäre die Folge anders, als neue Klagen über clerikalische Eingriffe. Wir anerkennen die Bedeutung des Mittelstandes selbst mehr, als es Hr. Buß zu thun scheint, wir beklagen seine vernachlässigte oder verkehrte Bildung in Deutschland, wie in Frankreich; wir müssen dringend wünschen, daß die Religion mehr Einfluß darauf gewänne; aber wir sehen mit Hrn. Buß auch recht wohl ein, daß der Proletarierstand der Zukunft am meisten zu schaffen geben wird. Besonders dankenswerth erscheinen uns darum die merkwürdigen statistischen Angaben, welche Hr. Buß zum Theil nach de Gerando über die Bemühungen des französischen Clerus im Armenwesen beibringt. Scheinen uns diese auch mitunter etwas zu bunt und ungeregelt, so wird man wirklich großartige, segensreiche Anstrengungen nicht verkennen, und schon um ihretwillen an der Zukunft Frankreichs nicht verzagen, vielmehr sich allenthalben zur Nachfolge aufgefordert fühlen.

Den wohlthuendsten Eindruck macht nun das dritte Document, die Schrift des Grafen von Montalembert „von der Pflicht der Katholiken in der Frage über die Freiheit des Unterrichts“, welche in zwanzig Kapiteln den französischen Katholiken beweist, daß sie in der Gegenwart nichts von der Regierung, nichts von den Kammern, alles von sich zu hoffen haben, und daß die Einbringung eines direkt feindseligen Gesetzentwurfes ihnen noch lieber seyn müsse, als die eines hinterlistig vermittelnden.

Schon der Styl steht auffallend gegen den der beiden vorgenannten Schriften ab, so klar, frisch und unumwunden ist er, und dabei ist die Abhandlung doch durchweg gemäßigt und gründlich ausgefallen, so daß man in dem edlen Grafen eben sowohl das französische Naturell als die deutsche Schule wieder findet. Mit hinreißenden, wehmuthsvollen Worten schildert er zuletzt den Katholiken Frankreichs ihr Loos, das ihnen bevorsteht, wenn sie sich nicht aus ihrem politischen Schlummer aufraffen. „Schlafet nur“, schließt er, „wenn ihr könnt, freiwillige Heloten, im Angesichte solcher Zukunft: aber klagt dann nimmer, während ihr schlaft, über ein Uebel, dessen rasche und leichte Abhülfe in eurer Hand liegt, und tragt in Stille das Loos fort, welches ihr gewollt und verdient habt.“ Aehnliches, vielleicht mit noch mehr Grund, dürfte auch den deutschen Katholiken gesagt werden! Allzu sehr sehen die Meisten nur auf die Gegenwart und auf die nächste Umgebung, und bedenken nicht, daß die Zukunft ihren Kindern und Kindeskindern gehört, und daß sie sich bald nicht mehr von der ferneren Umgebung absperren können, in der sie rettungslos untergehen müßten, wenn sie sich nicht bei Zeiten orientirt und gesammelt haben. Wir empfehlen ihnen nichts weniger, als gewaltsame Aufregung oder dumpfen Trotz; aber ihre geheiligten Rechte dürfen sie nicht durch übel angebrachtes Stillschweigen und feiges Temporisiren etwa bis zum Ablaufen des Flußes verrathen. Unerläßliche Pflicht ist es für sie geworden, allen Eifers, aber mit voller Besonnenheit und christlicher Mäßigung an den Bewegungen der Zeit Antheil zu nehmen, und all ihre Genossen weit und breit dazu aufzumuntern und zu einigen. Daß sie sich dabei immer und überall zuerst der göttlichen Gnade empfehlen müssen, versteht sich von selbst.

Herr Buß erkennt die vom Grafen von Montalembert ausgesprochene Wahrheit in seinem Briefe an denselben im ganzen

Umfange an, er weist sie auch für Deutschland kräftigst nach, und wünscht nur, daß der rechte Uebergang zum Normalstande getroffen werde. In die Motive des von Hrn. Villemain und von Hrn. von Salvandy 1841 bei den französischen Kammern eingebrachten Gesetzentwurfes über den Secundärunterricht, den uns Hr. Buß ausführlich mittheilt, noch näher einzugehen, ist hier nicht der Ort, und wir empfehlen deßhalb unsern Lesern das Schreiben des Herrn Buß an den Minister Herrn von Salvandy durchzugehen. Dieselben finden darin auch recht treffende Stellen aus der Schrift Timons: über die Erziehung und den Unterricht im Gebiete des Secundärunterrichts. Möge sich Niemand wundern, daß ein Deutscher sich in Frankreichs Angelegenheit mischt. Die Frage der Freiheit des öffentlichen Unterrichts und ihrer Regelung ist keine bloß nationale, sie ergreift alle gebildeten Völker, die einer höheren Gesittung genießende Menschheit, zumal auch die Menschheit in ihrer geistigen Seite befassende Kirche. Hr. Buß, an der Gränze gegen Frankreich wohnend, und mit drüben viel verkehrend, hat überdieß dadurch auch mehr Gelegenheit zu Erörterungen gefunden, und sich vollständiger über die Sache unterrichten können. Auf diese Weise hat er uns denn ein sehr anschauliches Bild des obschwebenden Streites gegeben, und über das künftige Verhalten der Katholiken in demselben beherzigenswerthe Worte gesagt. Wir erkennen deren Wahrheit, wie die Meisterschaft seiner Darstellung von Herzen an, und sind ihm dafür zu vorzüglichem Danke verbunden. Möge es ihm gefallen, die Gemeinsamkeit der Rechte und Interessen des Katholicismus in Frankreich und in Deutschland auch an andern einschlägigen Gegenständen gleich beredt und gründlich nachzuweisen; die Wichtigkeit der Sache ist im Fortschritt begriffen, und seine Leistung hierin wird bleibenden Werth erhalten.

XVIII.

Von einzelnen Wallfahrtsörtern in Frankreich.

I.

Notre-Dame von Fourvière auf der Anhöhe über Lyon.

Lyon wurde in jenem Augenblicke gegründet, wo ein fremder Schiffer seinen Nachen zum erstenmale am Punkt des Zusammenströmens der Rhone und Saone befestigte, und zwar von celtischen Galliern, worauf schon der Name Lugdunum hindeutete *).

Späterhin, d. h. zweiundvierzig Jahre vor der christlichen Zeitrechnung, führte Ciceros Freund, Consul Lucius Munatius Plancus eine Colonie nach Lyon, die sich allmählig zur Hauptstadt der celtischen Gallier emporschwang. Dieß geschah unter Kaiser August, der hier so oft verweilte, daß feile, aus sechszig verschiedenen gallischen Völkerschaften abstammende Schmeichler ihm an diesem Orte einen kostbaren Tempel errichteten. Kaiser Claudius wurde in Lyon geboren, und auf seine Veranlassung gab Roms Senat der Stadt das römische Bürgerrecht, bei welcher

*) Ein Wort aus *Louch'k*, Sumpf oder See, und *Dun*, Hügel, zusammengesetzt; eben so wie ähnlicher Ortsbeschaffenheit wegen *Laon*, Lugdunum Clavatum hieß; *Saint-Bertrand de Comminges* — Lugdunum Convenarum — und *Leyden* Lugdunum Batavorum.

Gelegenheit dieser Fürst eine Rede hielt, die noch heut, in zwei Bronzetafeln eingegraben, unter den Alterthümern des Stadtmuseums aufbewahrt wird. Eine wüthende Feuerbrunst zerstörte während Neros Herrschaft das römische Lyon, dessen Trümmer nur in großartigen Wasserleitungen und in ähnlichen Ueberresten auf dem delphinartig gelagerten Bergrücken von Fourvière erkennbar sind.

Von diesem Standpunkte aus beherrscht man die ganze Stadt mit ihren reizenden Hügeln von Vaize, von Serin und Croix-Rousse und ihrem fruchtbaren, durch zwei Ströme belebten Weichbilde. Gegen Mitternacht ist die Landschaft von den Bergen mehrerer altfranzösischen Provinzen, d. h. der Bresse, des Bugey und des Beaujoles begränzt; abendwärts zeigen sich Mont Cindre, Mont d'Or und die Ausläufer der Cevennen; gegen Morgen, über die reich angebauten Flächen der Dauphiné hin, erheben sich stufenweise die prachtvollen Alpen mit ihren Hörnern und Nadeln, ihren Schnee- und Gletscherfeldern, aus denen der Montblanc erkennbar hervorragt, obwohl 35 Lieues entfernt.

Zwei Bevölkerungen, eine heidnische und eine christliche, hatten während der ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung dicht neben einander am Zusammenfluße der Saone und Rhone ihren Wohnsitz aufgeschlagen; denn Lugdunum und jenes Lyon, wie es seit dem Sturze des Kaiserreiches bestand, sind zwei, durch ihren Ursprung, wie durch ihre Lage und Glaubensansichten, verschiedene Städte. Die eine erstreckte sich über den Gipfel und den östlichen Abhang des Hügels von Fourvière, von Saint-Just bis zur Felsenhöhe des Pierre-Seise; die andere wurde in der Fläche von den Kindern und Nachkommen der Märtyrer erbaut, welche vom vierten bis sechsten Jahrhunderte, die Saoneufer entlang sich ansiedelten, und somit immer mehr jenem Heiligthume sich näherten, das von St. Pothin bewohnt und hierauf der unbefleckten Jungfrau gewidmet worden war. Das Blut der Glaubensverkündiger schrie Rache gegen die erstere dieser Kolonien; sie verschwand mit ihren Götterbildern zugleich, und als das letzte und prachtvollste ihrer Gebäude, das Forum Trajans, zusammenbrach, erhob sich die Kapelle von Notre-Dame auf dessen Ueberresten.

Der Sage nach brachte St. Pothin, Lyons erster Apostel und frühester Bischof, ein Marienbild nach Gallien. Zögling von St. Polycarp, dem Schüler des Apostel Johannes, war er, wie man vermuthet, mit demselben persönlich bekannt geworden, bei dessen Tode er fünfzehn Jahre zählte. Erbe der Frömmigkeit seiner Glaubenslehrer konnte St. Pothin es nicht unterlassen, dem ersten, den Neophyten geweihten Unterricht Ermahnungen für die Verehrung der heiligen Jungfrau einzuschalten, für die Mutter jenes Heilandes, dessen Evangelium er ihnen verkündigte. Der Zeitraum seines Eintreffens in Gallien läßt sich nicht mit Genauigkeit bestimmen, obwohl die Wahrscheinlichkeit dafür spricht, daß es gegen die Mitte des zweiten Jahrhunderts geschehen sei, weil der Bericht von seinem im Jahre 177 zu Lyon erfolgten Martertode die Zahl der Lyonischen Christen schon als sehr groß bezeichnet. — St. Pothin hatte als Behausung eine Grotte unfern des Einströmens der Saone in die Rhone gewählt, und einige Schriftsteller versichern, daß diese Höhle, die Krypta der heutigen Basilica von St. Nizier, der erste gallische Marientempel sei. Innocenz IV. sagt dieß ausdrücklich in einer Bulle; und dieser selbst, als „Kirchenvater des canonischen Rechtes“ bezeichnet, war einer der gelehrtesten Männer des Mittelalters. Außerdem hatte er lange Zeit mit Lyons Clerisei zusammengelebt, und mußte mit allen Ueberlieferungen dieser Geistlichkeit und ihrer Kirche vertraut seyn.

Das Evangelium machte in Lyon reißende Fortschritte, seine ersten Märtyrer kämpften auf Fourvière, und ihr Blut gab diesem Hügel die Weihe. Hier oben, auf dem öffentlichen Platze des trajanischen Forums, endigten der Arzt Alexander, so wie Sanctus, Maturus, Attalus und Blandine, die edle Jungfrau, ihr Gott geweihtes Leben, an welche sich Epagethes und Pothin bald anreihten. Lyons zweiter Bischof war der berühmte Irenäus, ebenfalls Schüler von Polykarp und ein eifriger Marienverehrer, wie aus seinen merkwürdigen Schriften erhellt. Nach Gregor von Tours Versicherung (Buch I, Kap. 29) gelang es ihm, fast ganz Lyon zu bekehren, und mit ihm zugleich starben unter Septimius Severus Tausende den Tod der frommsten Ueberzeugung. Nach diesem Blutbade gerieth die Hauptstadt des celtischen Galliens

dermaßen in Verfall, daß die römischen Befehlshaber ihren Sitz von hier nach Trier und Cölln verlegten. Eine Feuersbrunst des Jahres 840 zerstörte die kolossalen Ueberreste der trajanischen Kaiserburg, auf deren Stelle nunmehr, wie schon oben erwähnt, die Kapelle von Notre-Dame „zum guten Rath“ erbaut wurde.

Einige Jahrhunderte später, gegen 1168, erweiterte Olivier von-Chavannes, Domherr der St. Johannes-Kathedrale, dieses Bauwerk durch ein Seitenschiff, das kurze Zeit nachher dem neuen Märtyrer Englands, Thomas Becket, Erzbischof von Canterbury, gewidmet wurde. Von König Heinrich II. verfolgt, hatte das Oberhaupt der englischen Kirche in Frankreich, und für kurze Zeit in Lyon selbst, eine zweite Heimath gefunden; doch kaum in sein Vaterland zurückgekehrt, fiel er den 29. December 1170 unter den Dolchen der Meuchelmörder, um drei Jahre später canonisirt zu werden. Ende August 1179 lief König Ludwig VII. Gefahr, seinen fünfzehnjährigen Sohn und Thronerben, der später als Philipp August regierte, in einer Krankheit zu verlieren; da beschloß er, die Fürbitte des seligen Thomas Becket in Anspruch zu nehmen: er besuchte als Pilger dessen Grabstätte, und fand bei der Heimkehr den Sohn völlig genesen. Ein reiches, nach Fourvière gesandtes Gelübdegeschenk trug nicht wenig dazu bei, diesen Wallfahrtsort noch mehr in Aufnahme zu bringen, dessen Gotteshaus im Jahre 1263 bereits zur Collegiatkirche mit zehn Chorherren-Pfründen geworden war. Ihren größten Wohlthäter fand dieselbe in Papst Innocenz IV., der seit 1244 Lyon als Zufluchtsstätte gegen Kaiser Friedrich II. bewohnte, und hier am 17. Juli 1248 ein Concilium eröffnet hatte, bei welcher Gelegenheit er das Purpurgewand der Lyonesischen Domherrn von St. Johannes als Schmuck für die Kardinäle entlehnte, um bereits durch diese Farbe den Gedanken lebhaft zu erhalten, jeden Augenblick bereit zu seyn, für die Vertheidigung der Kirche und der Gläubigen ihr Blut zu vergießen *).

Nach einem Aufenthalte von sechs Jahren und vier Mona-

*) Ut sanguinem, si opus sit, pro illis effundant. Colonia, Hist. litt. T. II. p. 261 et 262.

ten unter Lyons Bewohnern verließ Innocenz IV. diese Stadt, um nach Rom zurückzukehren; jedoch nicht, ohne zuvor seine Dankbarkeit für die hier gefundene treue Gastlichkeit durch viele höchst vortheilhafte Bullen kund zu geben.

Wahre Guelphen- und Ghibellinenkämpfe schieden am Schluß des dreizehnten und während des vierzehnten Jahrhunderts Lyons Adel und Volk in feindliche Parteien, welche die Frömmigkeit und mithin auch die Wallfahrten auf Fourvière beeinträchtigten. Der hohe Thurm der Kapelle wurde nunmehr zur Warte umgeformt, deren Wächter (oder Guyete, um den üblichen Volksausdruck zu wählen) einen ausgedehnten Horizont zu durchspähen hatte, von den Alpengletschern bis zu den burgundischen Flachgebieten, von den Bergketten des Jura bis zu den Gipfeln der Cevennen. In Bezug auf den Thurm selbst ging damals die Sage, es befände sich in ihm ein ungeheurer Spiegel, worin Alles deutlich zu erkennen sei, was sich, beginnend bei den Ebenen der Dauphiné bis zu Savoyens Gebirgen hin, zutrage. Sogar noch der während des siebenzehnten Jahrhunderts lebende Schriftsteller Fodéré zweifelt keineswegs an der Wahrheit dieser Volkssage, und führt als Seitenstück jenen Spiegel an, der Julius Cäsar auf der gallischen Küste Alles habe wahrnehmen lassen, was sich in Großbritanien zugetragen, wie dieß Roget in seinem „Spiegel der Alchimie“ erzählt.

Zur Zeit, als Karl der Kühne gegen die Schweiz focht, und mit einer zweiten, in Oberitalien geworbenen Heeresmacht die Provence bedrohte, welche Provinz René von Anjou als Erbtheil dem Könige Ludwig XI. verheißen hatte, verweilte dieser letztere Fürst in Lyon, unternahm von hier aus wiederholte Wallfahrten nach Notre-Dame von Puy, und stieg häufig als Pilger zu Fourvières Marientempel empor, den er zum Schutzherrn der kleinen Stadt Charlieu und ihres Weichbildes von vierundzwanzig Pfarreien bestellte.

Nach der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts sah sich Lyon von religiösen Meinungsverschiedenheiten bedroht, die bald zu gegenseitigem Blutvergießen und zu Kirchenzerstörungen führten. Calvins aus dem benachbarten Genf hierher verpflanzte Lehre brach

sich auch in Lyon Bahn, wo sie ihre erste Stütze an Literatoren und Buchdruckern fand, zu denen Clemens Marot, Dolet, Heinrich Etienne, Johann von Tournes und Michael Servet gehörten. Die Altäre von Fourvière wurden zum erstenmale 1551 umgestürzt, und 1562 wiederholten sich diese Scenen, als der blutbegierige Baron des Adrets die Stadt überfiel, und die gesammte katholische Geistlichkeit in's Elend verjagte. Alle Statuen der Heiligen wurden zertrümmert, man warf Reliquien, Bilder, Altargeräthe, und sogar die Archive auf Scheiterhaufen; einzig ein großes Kruzifix von Silber war anfangs verschont geblieben, doch bloß auf kurze Zeit. Zügellose Haufen schleppten es bald nachher durch die Straßen unter dem blasphemischen Geschrei: „Christus, wie konntest Du so lange Zeit nackend bleiben? Du frierst; komm mit uns, um Dich zu wärmen: Der Goldschmied soll Deine Wunden schließen und im Schmelztiegel wirst Du in Schweiß gerathen." Baron des Adrets ließ die an Kunstschätzen reiche Kirche Saint-Just durch Pulver sprengen und von dem wichtigen, seit sechs Jahrhunderten unberührt erhaltenen Gebäuden blieb nunmehr kein Stein auf dem andern. Fast alle katholischen Familien verließen Lyon, in Chambery, Montleul und andern Städten von Savoyen und der Bresse Zufluchtstätten suchend.

Als die Ausgewanderten einige Jahre nachher zurückkehrten, fanden sie Kirchen, Klöster und kirchliche Gebäude gänzlich umgewandelt; Fourvière hatte seinen Glockenthurm, ja selbst das Dach verloren; jeder Altar, jedes Kunstwerk war verschwunden oder lag in Trümmern zerstreut umher; selbst die Grüfte waren ausgeleert, die Grabsteine zerschlagen, die Glocken zu Kanonen umgegossen.

Zu diesem Verwüstungsgräuel gesellten sich zahlreiche Pestanfälle, und erst um das Jahr 1620 fingen so zahlreiche und so tiefe Wunden an zu vernarben. Die Wallfahrten auf Fourvière wurden wieder höchst zahlreich; man las in der hergestellten Kirche täglich einige zwanzig Messen; am 2. Mai 1630 besuchte sie Ludwig XIII. als Pilger, und bald darauf kamen in gleicher Absicht Maria von Medicis und Anna von Oesterreich dahin. Die Tage des Unglücks schienen endlich vorüber gezogen zu seyn; man fing an die Hungerjahre von 1504, von 1531, 1556, 1573 und 1586, wenn nicht zu vergessen, doch zu verschmerzen; eben so die

durch die Calvinisten veranlaßten Zerstörungen von 1562, das Blutbad der Bartholomäusnacht von 1573, die Wuth der Ligue von 1593, die Ueberschwemmung von 1570, die strengen Winter von 1572, 1603 und 1608; die Pesten endlich von 1564, von 1577, 1581, 1586 und 1628; und viele Thränen trockneten jetzt im neu erwachten Vertrauen auf die neue Schutzpatronin, deren Cultus so geraume Zeit hindurch vernachläßigt worden war.

Bis zum Ausbruch der Revolution herrschte Ruhe und kehrte allmählig wieder Wohlstand nach Lyon zurück. Im November 1793 indeß wurden auf Befehl der Nationalversammlung Lyons Klöster und Gotteshäuser gesperrt, ihre Güter eingezogen, ihre Geräthe und Kirchenschätze in Beschlag genommen. Jede religiöse Feier mußte dem skandalösen Cultus der Vernunftgöttin weichen, Lyon vertauschte seinen Namen gegen den von Commune-Affranchie; und als nachher Fourvière wieder geöffnet wurde, geschah dieß nur, um die Secte der Theophilantropen einziehen zu lassen.

Endlich rauschte auch dieses Gewitter vorüber, und es begann die Religion allmählig in ihr altes Recht wieder einzutreten. Das Concordat war verkündigt worden, und Lyons neuer Erzbischof, Cardinal Fesch, ließ das Heiligthum von Notre-Dame für einige Zeit schließen, um vorläufig alles Sectenwesen daraus zu verbannen. Neu eröffnet wurde die Kirche im April 1805 durch Pius VII., der auf seiner Heimkehr von Buonapartes Krönung einige Tage in Lyon verweilte, in einer Stadt, deren Einwohner schon Innocenz IV. als „besonders ausgezeichnete Kinder des heiligen Stuhles" (Sedis apostolicae filios speciales) bezeichnet hatte. Pius VII. sprach unter Zusammenfluß von einigen hunderttausend Menschen auf dieser Höhe den Segen über die am Fuße des Hügels angesiedelte Stadt, und zwar geschah dieß von demselben Standpunkte aus, der Terrasse des alten Hauses Albon, wo sechszehn Jahrhunderte zuvor ein anderer Greis und anderer Stellvertreter Christi, Sanct Pothin, als Märtyrer gestorben war *).

*) Noch jetzt befindet sich über der Pforte, welche auf diese Terrasse führt, die Inschrift: Hic Pius VII., Pontifex maximus, civitate Lugdunensi fausta precatus est.

Unter den Pilgern, welche späterhin zu der Marienkirche von Fourvière emporstiegen, nennt man auch die Erzherzoge Maximilian und Ferdinand von Oesterreich (am 14. October 1815), den Herzog von Angoulême, den Herzog von Glocester, den Herzog von Albufera (Marschall Suchet), und mehrere andere Fürsten und Würdenträger.

XIX.

Kabinetsstück.

Dahlmann sagt irgendwo: „seit dem westphälischen Frieden sei für Deutschland Heil und Frieden nur in einer lebendigen, aber friedlichen Nebeneinanderentwicklung beider Confessionen gegeben." Was wollen wir denn anderes als dieses? Auch wir, mit welchem Beinamen man uns beehren möge, verlangen nichts weiter, als daß die Entwicklung lebendig, daß sie aber auch zugleich friedlich sei. Wir weichen vielleicht von andern einzig darin ab, daß wir in der Geschäftigkeit, mit der man an dieser Entwicklung sich betheiligen, und dieselbe durch eine Gewalt, die immer Mißtrauen wecken muß, reglementiren möchte, weder wahres Leben noch gedeihlichen Frieden zu erkennen vermögen. Frieden und störende Einmischung, Leben und vielfältiges Hemmen gehen nicht zusammen. Findet eine andere Confession unter dem Reglementiren von außen her sich vergnügter und gedeihlicher, je nun, so nehme sie die dargebotene Bescheerung dankbar an; so wenig als wir sie darum beneiden können, möchten wir sie daran hindern. Wenn aber andere ihrer zu der Nebeneinanderentwicklung entbehren zu können glauben, so dränge man ihnen sie nicht auf. Jedenfalls ist das Gedeihliche dasjenige, was sich kraft der Natur der Dinge macht; gewiß kräftiger, gedeihlicher und haltbarer, als dasjenige, was erwirkt wird.



XX.

Ein neues Buch und ein Blick in die neue Zeit und ihre Zukunft.

Erster Artikel.

Der Blick in die Gegenwart.

(Fortsetzung.)

Nach diesen allgemeinen Erörterungen haben wir nur noch zu untersuchen, in wie weit das Werk des Hrn. Daumer als ein Volksbuch betrachtet werden kann, und wie weit sein Standpunkt von den früheren seiner Glaubensgenossen verschieden ist. Was das Erstere betrifft, so wird wohl Niemand darüber in Zweifel stehen, daß das vorliegende Buch unmöglich für die gebildeten Classen berechnet seyn kann. Wie der Augenschein lehrt, ist darin der gesunde Menschenverstand dermaßen verhöhnt, die historische Kritik dermaßen parodirt, daß es auf Jeden, der nur einige gelehrte Bildung besitzt, möge auch jeder Funke christlicher Gesinnung in ihm erstorben seyn, keinen andern, als höchstens einen ergötzlichen Eindruck hervorbringen kann. Anders verhält sich die Sache, wenn wir uns den gemeinen Mann als Leser oder Zuhörer denken. Ist das Buch des Herrn Daumer im Grunde nur ein lose oder

gar nicht zusammenhängendes Bündel von Geschichten, Geschichtchen, Anekdoten, Mährchen und Notizen, so ist damit gerade der Geschmack des Volkes getroffen, welches das Geschichtliche und die Erzählung immer mehr liebt, als das Räsonnement. Wahr ist es: im Eingange und im Schluße waltet der Jargon philosophischer Terminologien in endlos verschraubten Perioden vor; auch im Contexte erscheinen lateinische und griechische Ausdrücke; die Marginalien sind mit Citaten sattsam gespickt: alles dieß schadet aber nicht; im Gegentheile, es erweckt die Ueberzeugung, daß der Verfasser seine Behauptungen sonnenklar erwiesen haben müsse, da er seine Beweise sogar in fremder, unverständlicher Sprache vorbringt. Auch die marktschreierische Zuversicht, welche der Verfasser so gerne zur Schau trägt, kann dem Volke nur imponiren. Aber, wird man vielleicht einwenden, soll denn der gemeine Mann in Deutschland wirklich so hyperboräisch dumm seyn, um sich durch ein dergleichen, wenigstens objectiv hirnwüthiges Produkt bethören zu lassen? Wir antworten mit einer Unterscheidung. Soll darunter der gemeine Mann überhaupt, auch derjenige verstanden werden, der eine christliche Erziehung genossen, die Wahrheiten des Christenthums in sich aufgenommen, und zum praktischen und lebendigen Bewußtseyn ausgebildet hat; so legen wir selbst feierliche Einsprache ein. Vor dem gemeinen Manne dieser Art hegen wir die größte Hochachtung. Auch von seiner Intelligenz und seinem gesunden Urtheil haben wir eine sehr hohe Meinung: er ist es, auf den wir hoffend hinblicken, in so weit uns für die nächste Zukunft noch eine Hoffnung bleibt. Was aber den gemeinen Mann belangt, der, wie häufig der Proletarier in den Fabriken, ohne christlichen Unterricht aufgewachsen ist, oder der Bauer und Bürgersmann, der im Verkehr mit den gebildeten Classen seinen Glauben und sein sittliches Gefühl verloren hat und gegen die Religion gleichgültig geworden ist, so bejahen wir die oben gestellte Frage unbedenklich. Der gemeine Mann von dieser Species bildet den eigentlichen Pöbel, selbst dann, ja um so

mehr, wenn er sich mit einigen Fetzen moderner Bildung behängt hat. Und der Pöbel, wie die Geschichte uns schon so oft gelehrt hat, ist Alles zu glauben und Alles zu thun fähig. Alles kann ihm zugemuthet werden; man könnte beinahe sagen: je widersinniger, abgeschmackter, ungeheurer das ihm Zugemuthete ist, um so begieriger greift er es auf, weil er mit der Religion seinen ganzen moralischen und intellectuellen Halt, und damit auch die Empfänglichkeit für die Stimme der Vernunft eingebüßt hat. Versetzen wir uns im Geiste in die Wirthsstube irgend eines deutschen Dorfes oder Marktes. Ein bereits hinreichend aufgeklärter Honoratior, ein Gevatter Schneider oder Schuhmacher, präsidirt; ein Haufen Bauern, deren Köpfe durch häufigen Wirthshausbesuch sich auch schon aufgehellt haben, sitzt herum. Nun tritt ein Commis Voyageur der Propaganda ein, zieht mit mysteriösen Geberden die Geheimnisse des christlichen Alterthums (oder nach Umständen das wahre Christenthum von Jais) hervor, liest den mit aufgesperrten Mäulern Staunenden einige interessante Passus vor, zeigt mit dem Finger auf die gelehrten Citate hin, läßt sich endlich herbei, im strengsten Vertrauen den Wißbegierigen das Buch zu leihen: Wir wollten uns dafür verbürgen, daß er in den meisten Fällen gute Geschäfte, und wenn nicht bei Champagner und Rehbraten, doch bei Bier und Brandwein und Speckwurst ein Stück Weltgeschichte gemacht hat.

In Ansehung des zweiten Punktes wird es uns nicht schwer fallen, aus dem Buche des Hrn. Daumer den Beweis herzustellen, daß er darin sowohl der Form, als dem Inhalte nach von den Ansichten und Grundsätzen seiner Schule und Partei sehr weit abgewichen ist. Wir haben gleich zu Anfang den Eingang seines Buches wörtlich angeführt: wir geben nun auch den Schluß, der sich auf jenen bezieht, und die Resultate des ganzen Werkes kurz zusammenfaßt: „Das ganze Christenthum ist, wie gleich anfangs bemerkt, die Religion des Geistes, dieß letztere Wort ganz nur im eigenen

Sinne des Christenthums und der Kirche genommen; der Geist aber in diesem negativen Sinne des Wortes, wie endlich hohe Zeit zu merken und einzusehen, ein fürchterlich kakodämonisches Ungeheuer und als solches der, wenn auch heuchlerisch maskirte Grund und Ursprung alles Gräuels und Entsetzens in der Geschichte der Menschheit, insbesondere des Christenthums. — — Die christliche Religion muß untergehen — nicht etwa deßhalb, weil sie Religion, sondern weil sie eine falsche, böse, verderbliche ist. Es gibt nämlich auch eine wahre, gute, heilbringende Art von Religion, und diese besteht in dem Glauben an die Natur, als eine im Weltall waltende göttliche Macht und Menschheit, und in dem Vertrauen auf sie, der Hingebung an sie, als eine solche. Denn die Natur ist keineswegs, wozu sie eine höchst oberflächliche und gedankenlose, leider aber noch immer sehr allgemeine Ansicht der Dinge macht, todt und blind; sie ist Leben und Geist — gutartig affirmativer Geist im Gegensatze des bösartig negativen des Christenthums; sie ist eine Macht über uns, die wir durchaus nicht, so wie es bei der chimerisch außerweltlichen und übernatürlichen unserer Theologie der Fall, zu läugnen und hinwegzukritisiren vermögen, zu der wir ewig in den allerwesentlichsten und unabweislichsten Beziehungen stehen, der wir alles verdanken, dessen wir uns rühmen dürfen, der sich zu widersetzen, Wahnsinn, Verbrechen und Qual, der sich willig und freudig zu unterwerfen, Vernunft, Tugend, Seligkeit, Rettung und wahrhafte einzige Erlösung vom Uebel ist. Gegen sie macht das Christenthum die entschiedenste, feindseligste Opposition; es ist daher die unsinnigste und schrecklichste Empörung gegen das, was in Wahrheit gut und göttlich ist, die tiefste innerste Sünd- und Schuldhaftigkeit, der vollendete Frevel der Gottentfremdung, die absolute Apostasie und Gottlosigkeit, die wir in reuiger Rückkehr zu der in jenem großen Sinne gefaßten Natur, vollkommen abschwören und abthun müssen, um uns dem Verderben zu entreißen, und dem uns von der bezeichne-

ten Macht und Gottheit bestimmten harmonischen Ziele unseres Daseyns zu nähern." — Zwei Geister: ein gutartig affirmativer und ein bösartig negativer, der zugleich als kakodämonisches Ungeheuer charakterisirt wird! Eine Macht über uns! Ein harmonisches Ziel unseres Daseyns, welches uns von der bezeichneten Macht und Gottheit bestimmt wird! — Ist dieß Pantheismus? — Gewiß nicht: nicht nach philosophischem Sprachgebrauch, und noch viel weniger für den philosophischen Laien. Es ist trotz dem, daß der eine Geist, die Macht und Gottheit über uns auch Natur genannt wird, strenger Dualismus, wobei jedoch die genauere Feststellung der Begriffe absichtlich vermieden ist, und im zweideutigen Dunkel gehalten wird. Nicht minder verschieden oder vielmehr entgegengesetzt ist auch der Weg, den Hr. Daumer in der Behandlung der evangelischen Thatsachen einschlägt. Seine unmittelbaren Vorgänger hatten dieselben mit dem kritisch-skeptischen Scheermesser glatt weggeschnitten und die evangelische Geschichte zu einer Tabula rasa gemacht. Hr. Daumer restituirt sie wieder, und behält sich nur vor, sie auf seine Weise zu deuten. Christus ist ihm weder der Bund zwischen Phantasie und Herz, noch ist es eine Hypothese, ob je ein Mann, Namens Jesus, gelebt hat. Er hat gelebt, und in derselben Umgebung und denselben thatsächlichen Verhältnissen, welche die Evangelien erzählen: nur der Schlüssel zu ihrem wahren Verständniß hat bisher gefehlt. So, um bei bereits angeführten Beispielen zu bleiben, hatte Bruno Bauer den Bericht der Evangelisten von der Segnung der Kinder „widerspruchvoll und unmöglich" genannt und ihn, wie alle übrigen Thatsachen der Evangelien, aus der Reihe des Geschehenen ausgelöscht. Mit Nichten! ruft Hr. Daumer. Die Sache ist geschehen. Christus hat die Kinder berührt und ihnen die Hände aufgelegt; aber — um sie zu molochistischen Schlachtopfern einzuweihen. Von dem letzten Abendmahle sagt Bruno Bauer: „Nichts ist uns geschichtlich geblieben. Jesus hat dieses Mahl nicht eingesetzt. Es ist eine in der Gemeinde allmählig entstandene Umwandlung der [illegible]

schen Feier des Paschamahles." Keineswegs! belehrt uns wieder Hr. Daumer. Das Mahl hat Statt gehabt; nur könnte man es, wenn man wollte, so auffassen, daß Christus den Jüngern das Fleisch eines gemordeten Kindes vorsetzte, und der noch menschlicher denkende Judas, darüber empört, hinging und bei dem hohen Rathe die Anzeige machte. Auch bei den Thatsachen späterer Zeit beobachtet er ein ähnliches Verfahren, und erklärt sich überhaupt auf das Entschiedenste wider das unbedingte Wegläugnen und wider die frivolen, naturalistischen Deutungen. Indem er z. B. die große Anzahl der Kreuzpartikel und andere Leidensreliquien des Heilandes bespricht, bemerkt er: Hohn und Spott sei genug darüber ausgegossen worden, aber diese leichte, spottende Manier sei bei so ernsten Dingen durchaus nicht am Orte, und hindere auf den Grund zu kommen. Der Grund aber, den er entdeckt hat, ist: Man hat späterhin Menschen, welche die Rolle des leidenden und sterbenden Christus spielten, dieses tragische Schicksal erfahren lassen, und sie in der That gekreuzigt, und von diesen rühren die Reliquien her. Selbst Feuerbach, trotz der nahen Geistesverwandtschaft, erhält eine tüchtige Zurechtweisung. Bei Gelegenheit des bekannten Wunders bei der Messe zu Bolsena erklärt er, diese und ähnliche Vorfälle auf bloße Täuschung zurückzuführen, so daß gar kein irgendwie vorhandener religiöser Ernst und Kern angenommen, und die gesammte Geistlichkeit des christlichen Alterthums zu einer Rotte reiner Betrüger im Gegensatze zu einer so großen Masse von Betrogenen gestempelt würde, sei viel zu gewaltsam, als daß man dabei stehen bleiben könnte. Noch weniger befriedige die Ansicht Feuerbachs, wornach die Gläubigen selbst sich bis zu dem Grade exaltiren konnten, daß sie statt Wein wirklich Blut fließen sahen. In dem Falle der Frage habe ja gerade der Zweifel und Unglaube vorgewaltet; und was sei mit den blutigen Tüchern, mit dem blutbefleckten Marmor anzufangen; seien diese auch durch die Phantasie roth geworden und roth geblieben; oder sei zu der ursprünglich spielenden Phantasie ein Betrug hinzugekommen.

Dieß Alles sei theils absurd, theils sehr unwahrscheinlich, man müsse daher annehmen, daß hier eine fanatische That des Cultus geschehen, der esoterisch Menschen opferte und exoterisch dem Volke ein Mährchen erzählte. Noch mehr! Sogar den ersten Canon aller historischen Kritik, welchen Hegel und alle seine Schüler auf dem religiösen Gebiete aufstellten: die unbedingte Verwerfung der Wunder hält Hr. Daumer nicht mehr fest, und suspendirt wenigstens seine Ansicht hierüber. Indem er unter der Aufschrift: „Wie Christus seine Heiligen mißhandelt“, die mystischen Zustände einiger Heiligen behandelt, namentlich der Augustinerin Ritta von Cassia, der heil. Veronica Giuliani und der Schwester Angela della Pace, von welchen die beiden ersteren in einer Vision von dem Heilande mit der Dornenkrone gekrönt, die letztere mit der Lanze verwundet wurden, und als Folge hievon große Schmerzen und langwierige Leiden zu erdulden hatten, sagt er am Schluße: „Ob sich dieselben (diese Vorfälle) wirklich so, wie sie dargestellt werden, wunderbarlich ereignet haben, ob sie zur Erbauung von den Gläubigen erfunden und nichts weiter als Dichtungen sind, ob man sie als wahnsinnige Phantasien und Träume, und als außerordentliche Uebergänge von solchen in physische Wirklichkeiten zu beurtheilen hat, oder endlich, ob hier fanatische Selbstverwundungen und versuchte Selbstmorde, gekleidet in ein mystisch-phantastisches Gewand vorliegen — das wollen und können wir unentschieden lassen; in jedem Falle stellte sich Idee und Verehrung der christlichen Gottheit als die eines molochistischen Dämons vom allerbösartigsten Charakter dar.“ Er will es also unentschieden lassen, ob diese Dinge sich nicht wirklich so, wie sie dargestellt werden, wunderbarlich ereignet haben, ob folglich jener bösartig negative Geist, der dem gutartig affirmativen entgegenarbeitet, nicht übernatürliche Dinge hervorbringen könne, oder mit einem Worte: ob es nicht satanische Wunder gebe. Recht so: das ist volksthümlich! Mit dem trockenen Rationalismus und der Läugnung alles Wunderbaren richtet man bei dem Volke wenig aus. Wer das

Buch wegen der zu häufigen gelehrten Ausdrücke nicht unmittelbar als Volksbuch gelten lassen will, wird wenigstens so viel gestehen müssen, daß es einen Leitfaden und eine Anweisung enthält, wie in Zukunft dogmatische Handbücher im antichristlichen Sinne für das Volk geschrieben werden sollen.

Aus allem diesem ergibt sich der wesentliche principielle Unterschied von selbst. Hr. Daumer hat in seinem Buche ein ganz neues philosophisches und geschichtliches Terrain besetzt; er hat seiner Partei jene Positivität, nach welcher sie in der hungernden Armuth ihrer Negationen ein so sehnliches Verlangen trug, wirklich erobert, und derselben dadurch die wichtigsten Dienste geleistet. Von dem früheren Standpunkte aus mußte der Angriff noch gewisse Schranken beobachten: er konnte nicht bis zum Aeußersten getrieben werden. Die Schriftsteller der Partei, besonders wenn sie die praktischen und socialen Fragen berührten, versäumten zwar nicht, weitläufig das Thema auszuführen, daß für die Menschheit kein Heil zu erwarten sei, so lange der Staat nicht völlig entchristlicht, Gottesdienst und alles Kirchenwesen abgeschafft, die christliche Idee eines Jenseits aus allen öffentlichen und gesellschaftlichen Verhältnissen vertilgt seyn werde. Sie waren aber dennoch so gnädig, zuzugeben, daß die Religion und ihre Uebung geduldet werden könne, in so fern sich dieselbe in das Dunkel des Privatlebens zurückzieht. Sie konnten nach pantheistischen Grundsätzen nicht anders; denn das sogenannte Böse, Schlimme, Schlechte ist ja eine absolute Nothwendigkeit, und Schwache, Blöde, Halbe, Feige wird es bei allen Fortschritten des freien Selbstbewußtseyns in der Menschheit immer geben müssen; wie denn überhaupt die nothwendige Anlage, Empfänglichkeit und Fähigkeit, sich zu den Höhen des selbstbewußten Geistes aufzuschwingen, nicht Allen zugeschrieben werden kann. Nach der neuen Lehre des Hrn. Daumer hingegen ist das Wesen des Christenthums nicht bloß böse im illusorischen, pantheistischen Sinne: es ist böse im allerrealsten Sinne. Es ist der Dienst und

und Cultus eines Geistes, der im strengsten Gegensatz zu dem gutartigen Geist, ein fürchterlich kakadämonisches Ungeheuer, und der Grund und Ursprung alles Gräuels und alles Entsetzens in der Geschichte der Menschheit ist. Wir haben also ein Ziel vor uns, das wir erreichen können, sollen und müssen. Der Kampf mit jenem bösen Geiste und der endliche, vollständige Sieg des guten Geistes ist die Aufgabe, die der Menschheit gesetzt ist. Von irgend einer Duldung jenes Teufelsdienstes, Christenthum genannt, selbst von einer bloß auf das Privatleben beschränkten kann keine Rede seyn, so wenig als die englische Regierung in Ostindien den menschenmörderischen Cultus der Thugs auf irgend eine Weise dulden kann. Diese nicht bloß falsche, sondern auch böse und verderbliche Religion muß bis auf die Wurzel und bis auf die letzte Spur ausgerottet werden. Wer immer und unter was immer für einem Namen oder Vorwand, heimlich oder öffentlich sich zu ihr bekennt, muß so lange als ein Feind der Menschheit betrachtet werden, bis er sie abgeschworen hat. Praktische Folgerungen, deren Richtigkeit unbestreitbar ist und die kein Unbefangener für bloße Consequenzenmacherei erklären wird — Doch Halt! — Wollen wir vielleicht die Criminal-Justiz gegen Hrn. Daumer aufrufen? Wollen wir ihn anklagen, daß er durch seine Schrift Haß und Erbitterung gegen eine bestehende Religionsgemeinschaft zu erregen suche? — Nichts weniger, als dieß. Wir Katholiken haben in dem Fache derartiger Tendenzprocesse schon so bittere Erfahrungen gemacht; selbst in neuester Zeit *), daß wir in keiner Weise etwas damit zu thun haben wollen, sei der Casus auch noch so evident. Ueberdieß würde uns dieß auch die Klugheit verbieten. Eine Anklage von „ultramontaner" Seite her würde nur dazu dienen, Hrn. Daumer an vielen Orten den kräftigsten Schutz und das wohlwollendste Patroci-

*) Vergl. den Proceß des Pfarradministrators Kunert in Schlesien in den letzten Heften des verflossenen Jahrganges der historisch-politischen Blätter.

nium angedeihen lassen, und ihn mit der Aureola der verfolgten Unschuld zu umgeben. So weit aber kann unsere Nächstenliebe nicht reichen. Hr. Daumer möge also unbesorgt seyn. Wir schreiben nur für die Unserigen und kümmern uns nicht um seine Person. Selbst abgesehen aber von unserer Wenigkeit hat er nicht das Mindeste zu fürchten: bei der progressiven Lage der Dinge, die er so gerne im Munde führt, und die allerdings schon sehr progressiv geworden ist, kann er sich in aller Gemüthsruhe des Bewußtseyns, redlich zum Besten der Menschheit gewirkt zu haben, erfreuen, und eben so ruhig den Plan zu einem neuen, wahrscheinlich noch progressiveren Werke entwerfen.

Wir haben oben auch von einer mystischen Auffassung gesprochen und die Rechtfertigung dieses Ausdruckes uns vorbehalten. Wir werden daher in Kürze erklären, was wir unter „Mystisch" verstehen, und sodann zu ermitteln suchen, in wie weit Hr. Daumer das mystische Gebiet berührt. Die verschiedenen Formen des Erkennens übersinnlicher Gegenstände lassen sich auf zwei zurückführen. Wir gewinnen diese Erkenntnisse entweder durch die Thätigkeit unserer intellectuellen Kräfte in Schlüssen und Ratiocinien, oder durch unmittelbare Anschauung in unserem Innern. Die letztere Form der Erkenntniß ist die mystische: die erstere kann im Gegensatze hievon die discursive, dialektische oder philosophische im engern Sinne genannt werden. Beide Formen können sich vereinigen, wenn' die unmittelbaren Anschauungen formulirt, durch Ratiocinien weiter entwickelt und mit einander in Zusammenhang gebracht werden: Philosophische Mystik. Neben dieser theoretischen Mystik kann auch noch eine praktische unterschieden werden. Diese ihrem kürzesten Begriffe nach ist ein den ganzen innern Menschen umfassendes Leben und Weben in unmittelbaren Anschauungen übersinnlicher Gegenstände, welches im weiteren Fortgange zu einem Verkehren mit geistigen Mächten außer

aus sich gestaltet, und läßt sich wieder dreifach unterscheiden. Es gibt eine echte, himmlische Mystik, die zu ihrem schärfsten und äußersten Gegensatze die dämonische Mystik hat. So wie jene das innerliche Leben und Verkehren mit Gott ist, das auf freie Hingebung an Gott, die höchste Liebe, und auf die Liebe zu allem Göttlichen und mit Gott Verbundenen sich gründet; so ist diese das innerliche Leben und Verkehren mit den Mächten des Abgrunds, das aus dem Hasse gegen Gott, und aus der freien Hingabe an den Widersacher alles Göttlichen, an das durchaus Böse hervorgeht. Zwischen beiden in der Mitte steht die natürliche Mystik, die auf einer natürlich magischen Anlage beruhend, bei einer von vielen zufälligen Umständen abhängenden Ausbildung zu einem Verkehre mit der Geisterwelt wird. Sie ist wie alles bloß Natürliche der Wahrheit und dem Irrthume, dem Guten und dem Bösen gleich zugänglich. Sie unterliegt unzähligen Täuschungen: sie kann bei der rechten sittlichen Richtung des Willens und des Herzens und bei einer geordneten Leitung sich ganz innerhalb den Schranken wahrer Frömmigkeit und Gottesliebe bewegen; sie kann aber auch, wo jene Bedingungen fehlen, in die dämonische Mystik übergehen. Nachdem wir diese, keineswegs erschöpfenden aber hier hinreichenden Begriffe vorausgeschickt haben, werden wir sie sogleich auf Hrn. Daumer und sein Buch anwenden. Wir berichten zu diesem Ende, wie Hr. Daumer sich im zweiten Bande seines Werkes über „das Herenthum" ausspricht. Er beginnt diesen Abschnitt mit folgenden Worten: „Bei den Ausdrücken: Hexe, Herenwesen, Herenthum stellen wir uns etwas Häßliches, Fratzenhaftes, Gräuliches vor; das ist aber nur der finstere Schatten, den das hassende, verfolgende und verläumdende Christenthum über diese holdeste zarteste und reizendste aller mittelalterlichen Erscheinungen warf. Das Herenthum nämlich, so fern es existirte, für eine historische Wahrheit zu halten — denn daß man auch eine Menge ganz unbetheiligter Individuen ergriffen, durch die unerträgli-

chen Qualen der Tortur zu völlig unwahren Geständnissen gezwungen und darauf hin mit dem Tode bestraft, darüber kann kein Zweifel seyn — war eine schöne, liebliche, sanfte, dem traurigen und schrecklichen Cultus des Geistes, wie ihn das Christenthum übte, wunderbar contrastirende Naturreligion. Es beweisen das hauptsächlich die in den Acten vorkommenden, dem angeblich so wüsten, wilden Wesen der verfolgten Sache entschieden widersprechenden, und darum gewiß weder in der Phantasie der kirchlichen Verfolger, noch in der des von ihnen geleiteten Volkes begründeten Namen der Hexengeister und Hexenteufel, die, in Ermangelung alles Andern, schon allein hinreichend wären, um einen tiefen Blick in die Sache zu thun. Sie geben freundliche, anmuthige Genien des Naturlebens kund und sind hergenommen von Garten, Feld und Wald, von heilkräftigen Kräutern und Bäumen, von Federn und Flügeln, von leichtem, lustigem Bewegen und Benehmen, von Jugend, Anmuth und schöner Gestalt.“ Nun folgt eine lange Liste von solchen Namen, wie: Wohlgemuth, Blümchenblau, Grünewald, Lindenlaub, Buchsbaum, Springinsfeld, Hürlebusch, Flederwisch, Junker, Schönhans u. s. w., die der Verfasser mit folgenden Worten beschließt: „Welch eine holde, reizende Anschauung und Phantasie spricht sich in diesen merkwürdigen Namen aus! Das also waren die Dämonen, mit denen das Christenthum in seinen Hexenprocessen, die bekanntlich auch den Protestantismus befleckten, den fürchterlichsten aller Kriege führte! Aber es hatte dieß freilich einen sehr guten Grund; denn der große ewige Gegensatz dieser Religion ist ja die Natur; diese ist ihr das Böse, Widergöttliche, Teuflische, und als ihr gefährlichster Feind erscheint ihr mit vollem Recht derjenige, welcher der Natur mit religiöser Hingebung, Liebe und Begeisterung verbunden ist, und dem daher nothwendig auch wiederum ihr Princip und ihre Gottheit, der Geist im Gegensatze der Natur, das Böse, Widergöttliche, Teuflische ist.“ Nach mittelalterlichen Berichten habe es Ketzer- und

Zaubersecten gegeben, die sich an bestimmten Tagen versammelten, um einen förmlichen Teufelscultus zu begehen, das Kreuz zu mißhandeln, die Sacramente zu lästern u. s. w. In jedem Falle habe die Kirche die Vorstellung einer absoluten Ketzerei eines extremen Gegensatzes gehabt, eines Gegensatzes nämlich, der nicht bloß negativ in der Verwerfung aller specifisch-christlichen Gläubigkeit und Gesinnung bestehe, sondern zur Positivität sich vertiefend und vollendend eine geheime antichristliche Religionsgesellschaft mit einem im Stillen geübten Cultus bilde. Und hierin habe die Kirche nicht ganz Unrecht gehabt, wenn auch jene rohen Formen von Feindseligkeit erdichtet seyn mögen. Es bestünden Nachrichten und Ueberlieferungen von gewissen Ketzersecten, die mit dem von der Kirche verfolgten Hexenthum offenbar zusammenhingen, ja mit demselben identisch waren. So von einer Secte in Deutschland im fünfzehnten Jahrhundert, welche den Glauben hatte, daß der Teufel Christum aus dem Himmel vertreiben und mit seinem Anhange darin regieren solle. So hieß es von den Albigensern, sie hätten einen doppelten Christus, einen guten und einen bösen angenommen, und den speciellen in Palästina gebornen und gekreuzigten für den bösen, einen andern von universeller Natur hingegen für den guten gehalten. Was aber die den Ketzern und Hexen vorgeworfenen Unthaten des Kinderraubens, Kinderopferns, Kinderfressens und anderer Mordgräuel und Kannibalismen betreffe, so gehörten sie dem eigenen Cultus des Christenthums an, und seien nur verläumdend auf die Gegenpartei hinübergewälzt worden; denn hätten Ketzer und Hexen dasselbe gethan, was Christenthum und Kirche that, so hätten sie ja keinen Gegensatz gebildet. Der Verfasser schließt endlich den Abschnitt mit Folgendem: „Eine höchst interessante Nachricht ist diese, daß der Teufel ein seligeres Paradies verheiße, als das christliche sei, und daß die ihm durch ihr Teufelsbündniß verfallenen Mitglieder der Hexengesellschaft keineswegs fürchteten, im Tode an einen Ort des

Entsetzens und der Qual zu gelangen, wie ihn das Christenthum unter dem Namen der Hölle schildert, sondern in jenes entzückende Paradies des Teufels einzugehen, d. h. wohl: in das göttliche Innere der Welt, den süßen, seligen Mutterschooß der Natur, in den wir schon, um uns zu neuem Leben zu erkräftigen, im Schlafe hinuntertauchen, zurückgenommen und von ihm zu neuem, verjüngtem Daseyn hervorgeboren zu werden hofften. Auch das ist gewiß nicht erlogen und aus der Luft gegriffen, und wer hier nicht die Spur einer wirklich vorhanden gewesenen, mit dem christlichen Spiritualismus in schärfster Opposition stehenden Religion und Speculation erkennt, der scheint mir sehr blind und befangen zu seyn.“ Dieß sind die Ansichten und Aussprüche unsers Autors über das Herenthum. Er zieht damit den letzten Schleier von seinem Geheimnisse hinweg. Er erklärt sich offen, was er eigentlich unter dem Cultus des guten Principes und der guten Gottheit im Gegensatze des bösen Principes und Gottes, was er unter der wahren, guten, heilbringenden Religion im Gegensatze der falschen, bösen, verderblichen christlichen Religion versteht. Diese wahre Religion ist keine andere, als die dämonische Mystagogie mit allen ihren Rapporten, Initiationen, Ceremonien und Sacramenten: kurz das gesammte Zauber- und Herenwesen, vielleicht nur von einigen zu rohen Formen der Feindseligkeit wider das Christenthum gereiniget; und dem lange verhöhnten und mißhandelten Herenthum wird hier wieder eine zwar späte, aber glänzende, ihm selbst wohl unerwartete Rechtfertigung bereitet.

Was sollen wir nun zu diesen Ansichten sagen, nachdem wir die Wahnsinns-Hypothese bereits vollständig beseitigt haben. Wie sollen wir sie interpretiren, classificiren, rubriciren? — Nun wohlan! Wir scheuen nicht das Hohngelächter des Hrn. Daumer und seiner Partei. Wir werden uns unverhohlen über diese Ansichten aussprechen: Es sind Todten-

Blumen, aus dem Boden der dämonischen Mystik hervorgewachsen, und von einer unterirdischen Treibhaushitze zur Blüthe gebracht. Noch unverblümter. Die sympathetische Wärme, mit welcher Hr. Daumer die höllischen Gräuel der Magie, des Zauber- und Herenwesens in Schutz nimmt, die rührende Zärtlichkeit, mit welcher er von den Herenteufeln spricht, und anmuthige Genien des Naturlebens in ihnen schaut, der schwunghafte Enthusiasmus, mit welchem er das entzückende Paradies des Teufels commentirt und zugleich in künstliches Dunkel hüllt: alles dieß ist keine bloße Verirrung des Verstandes, keine auf das äußerste Extrem hingetriebene Theorie, auch kein ordinärer Antagonismus wider das Christenthum, kein alltäglicher Pruritus zur frevelnden Lästerung: es ist volle, freie, bewußte Hingebung an den Satan, mit einem Worte: Satanismus. Hr. Daumer ist begeistert, er schwärmt für den lang verkannten Satan; er hat sich dadurch auch ohne eigentliches Bündniß oder pactum formale ein mystisches Band und ein geistiger Verkehr zwischen Beiden entsponnen. Der Herr und Meister ist seinerseits dem treuen Jünger entgegengekommen; er hat Wohnung aufgeschlagen bei demjenigen, „der ihn mächtig angezogen, an seiner Sphäre lang gesogen;" und wir sind überzeugt, daß jene freundlichen, anmuthigen Genien des Naturlebens mit leichtem lustigem Bewegen und Benehmen ihn umgaukelten, als er sein Werk niederschrieb. Vergeblich wird man uns entgegenhalten, daß ja Hr. Daumer nach unserer eigenen oben ausgesprochenen Ueberzeugung an seine Fictionen nicht glaube, auch weiter nichts Mystisches an sich trage und in vielen Stücken sich wieder ganz so gerire, wie ein Freigeist des vorigen Jahrhunderts. Verschlägt ganz und gar nichts! Freigeisterei und Superstition und dämonische Mystik laufen sehr gut in einem und demselben Individuum nebeneinander her, ohne sich gegenseitig aufzuheben; denn das Reich des Satans ist in sich selbst getheilt, und der Vater der Lüge, der Lügner vom Anfang her, nimmt es bekanntlich mit der Inconsequenz

und mit dem logischen Widerspruche nicht so genau *). Wer einmal durch einen Beschluß seines freien Willens sich gegen Gott entschieden, diese Entscheidung bis zum förmlichen Haß gesteigert, und sich dem möglichsten Gegensatz wider Gott ergeben hat, kann dieß eben nur in Kraft der ihm verliehenen Freiheit thun, und bleibt frei auch während seines Verharrens in diesem Beschlusse; aber er fällt nun auch dem Einwirken der Mächte anheim, denen er sich hingegeben und sympathetisch angeschlossen hat. Diese furchtbaren Mächte schüren in ihm die dunkle Gluth des Hasses, verfinstern seine intellectuellen Kräfte, inspiriren und umspinnen ihn mit ihren Eingebun-

*) Die Mystik von Görres liefert in dieser Beziehung merkwürdige Beispiele. Wir wollen nur eines davon, das auf authentischen und höchst glaubwürdigen Zeugnissen beruht, kurz berühren. In der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts im nördlichen Italien hatte ein gelehrter Doctor der Rechte, auch in der Philosophie und Theologie wohl bewandert, mit Ungläubigen aller Art, meistens mit Atheisten, Umgang gepflogen, auch die Bekanntschaft einiger, manichäischen Grundsätzen ergebenen Leute, die sich mit der Magie abgaben, gemacht, und ließ sich endlich in die Genossenschaft und in das Bündniß mit dem Satan aufnehmen. Es ward an ihn die Anforderung gestellt, den Satan als alleinigen Gott anzuerkennen; als er aber entgegnete, daß diese Anerkennung seiner Vernunft widerspreche, schlug der Oberste der Zunft folgende Vermittlung vor: Wenn du nicht gleich mir glauben willst, es gäbe keinen Gott als den Dämon, so glaube mindestens: es gäbe zwei Götter, einen, den Schöpfer der unsichtbaren und geistigen Dinge; den andern, den Dämon, Gründer alles Körperlichen und Sichtbaren. Diesen Glaubensartikel anzunehmen, fand der gelehrte Doctor keine Schwierigkeit, und ward sofort zum Homagium zugelassen. Vergl. Görres Mystik 4. Bd. 2. Abth. 9. Buch. Uebrigens brauchen wir alle diejenigen, die sich über das Wesen und die Erscheinungen der dämonischen Mystik näher zu unterrichten wünschen, nicht erst auf dieses gründliche, aus den Quellen gearbeitete, scharf- und tiefsinnige Werk zu verweisen.

gen, und wer immer diesen Punkt erreicht hat, vermag nicht mehr zu bestimmen, wie weit er auf intellectuellem und moralischem Gebiete noch kommen kann. Seine Seele wird das Instrument, auf welchen jene Virtuosen des Abgrunds spielen, wie der Tonkünstler auf den Tasten des Claviers, und wo die natürliche magische Anlage vorhanden ist, kann die innerliche Verbindung auch zum eigentlichen Verkehr übergehen. Wunderliche, ganz absonderliche Dinge sind es allerdings, die wir da vorbringen. Wer hätte es sich vor einigen Jahren träumen lassen, daß Jemand und zwar in einem Organe, das für das gebildete Publikum bestimmt ist, und gegen einen Mann, wie Hr. Daumer, einen Homme des lettres, um einen Ausdruck des Wandsbecker Boten zu gebrauchen, Derartiges vorzubringen wagen dürfte. Allein dieß macht Alles die „progressive Lage der Dinge." Daß ein Mann, wie Hr. Daumer, so offen die Existenz des Satans bekennt und nur die Namen verwechselt, ist ja auch ein Fortschritt, und wir versteigen uns fortschreitend sogar bis zu der kühnen Hypothese, daß er, wenn diese Zeilen ihm zu Gesichte kommen sollten, trotz aller Hohnlache ein gewisses unheimliches Gefühl verspüren, daß dieses Gefühl noch öfters wiederkehren, und daß er wahrscheinlich kein besseres Mittel, sich dagegen Ruhe zu verschaffen, auffinden wird, als noch gräulichere Lästerungen auszuwürgen.

(Der Schluß folgt.)

XXI.

Glaubensfreiheit, confessioneller Friede und Parität.

(Ein neues Sendschreiben an einen protestantischen Rechtsgelehrten in Preußen.)

Sie haben, verehrtester Herr! im vorigen Herbste so eindringlich, beweglich und überzeugend für den Frieden zwischen christlich gesinnten Protestanten und Katholiken, in so weit ein solcher möglich und erreichbar ist, zu uns gesprochen, daß Sie es sich selbst zuzuschreiben haben, wenn wir, noch ehe uns eine Antwort auf unsere beiden ersten Sendschreiben zugegangen ist *), Sie durch unsere wiederholte Zuschrift zu behelligen wagen. Handelte es sich in jenen um die Anwendung gewisser Bestimmungen des allgemeinen Landrechts, so lenken wir heute Ihre Aufmerksamkeit auf einige Festsetzungen des neuen Entwurfs eines preußischen Strafgesetzbuches, durch welche, wenn sie je

*) Erst jetzt in diesem Augenblicke erhalten wir in der „Evangelischen Kirchenzeitung" vom 26. Jan. d. J. eine Empfangsbestätigung unsers Herrn Correspondenten für die beiden ersten an ihn gerichteten Sendschreiben. Wir behalten uns die Antwort darauf, so wie auf den Aufsatz über die Unfehlbarkeit der Kirche vor.

Anm. d. Redaction.

Gesetzeskraft erhielten, jenes Ziel der allmähligen Versöhnung und Annäherung der Gemüther „der getrennten Christen“, für welches Sie uns zu begeistern suchten, in weite, nebelgraue Ferne gerückt würde.

Erlauben Sie uns daher offen und ohne Umschweife den Punkt zu bezeichnen, auf den es ankömmt.

Die katholische Kirche ist ein Organismus, der sein eigenes Lebensprincip in sich trägt, seinen eigenen Gesetzen gehorcht, von seinen eigenen Autoritäten seine Leitung und kirchliche Regierung empfängt.

Daß die weltliche Regierung eines Staates wie Preußen, so lange sie protestantisch ist, die dogmatische Grundlage, auf welcher der Bau der katholischen Kirche ruht, nicht zum Ausgangspunkte nehmen, und ohne weiteres als Grundlage ihrer Gesetzgebung behandeln könne, — darüber ist hier kein Streit. Das Gegentheil verlangen, hieße indirect fordern, die protestantische Regierung solle damit beginnen, katholisch zu denken, zu glauben und zu handeln. Dieß würde freilich jeden möglichen, confessionellen Streit zwischen ihr und ihren katholischen Unterthanen in der Wurzel abschneiden, allein davon ist hier überall nicht die Rede. Eine solche Anforderung würde uns begreiflicherweise in denselben confessionellen Disput zurückwerfen, den wir ja eben vermeiden wollen.

Also die protestantische Regierung sei und bleibe protestantisch. Wir verlangen nichts weiter, als daß sie die katholische Kirche in ihrem Lande katholisch bleiben lasse. Sie soll sie, nach dem beliebten diplomatischen Kunstausdrucke heutiger Zeit, „als Factum anerkennen.“

Geschieht dieß, so muß der Anspruch aufgegeben werden: die Grundsätze des protestantischen Territorialsystems auch in der Behandlung der katholischen Kirche geltend zu machen. Die Regierung darf unter keinem Vorwande besagte Kirche regieren wollen. Ist dieß direct oder indirect ihre Absicht, und sucht sie diese, unter welcher Hülle und Verkappung es auch immer

sei, zu erreichen, — so können wir uns gegenseitig mit friedseligen Redensarten und Freundschaftsversicherungen zwar eine Zeitlang hinhalten; im innersten Kerne des Verhältnisses aber haust der grimmige Drache unversöhnlicher Zwietracht, und früher oder später muß er, auf's Neue wieder durch alle künstlichen Umhüllungen von lieblichen Zierpflanzen und Tapeten hervorbrechend, ringsum Schrecken und Verwüstung verbreiten.

Sie würden uns sehr falsch verstehen, verehrter Herr! wenn Sie aus diesem, an die Spitze gestellten Axiom: daß der preußische Staat die katholische Kirche wie einen, von sich selbst verschiedenen, besondern Organismus behandeln solle, — die Folgerung ableiten wollten: als seien wir enthusiastische Freunde und Liebhaber jener völligen Lostrennung und Ablösung von Kirche und Staat, wie Lamennais sie in Europa zuerst gelehrt, wie der Strom der Zeit sie in Nordamerika und Belgien zur Erscheinung gebracht hat. Wir wissen nicht, was der Herr über unser armes deutsches Vaterland verhängt hat. Sollten im Schoße der Zukunft Zustände verborgen liegen, wie die oben bezeichneten, so werden wir sie annehmen, und in und mit ihnen zu leben suchen, so gut oder übel es gelingen mag. Aber wir hätten in der großen Schule der Zeit den Glauben an eine für alle Zustände und Weltalter wirksame, politische Universalmedizin irgend einer Art, die uns Handumkehr die goldene Zeit bringen könnte, nothwendig verlieren müssen, wenn wir auch, wovon unser Bewußtseyn uns frei spricht, solchen Wahn jemals gehegt hätten. Wir halten daher diese absolute Scheidung von Staat und Kirche — die im Wesentlichen darauf hinausläuft: daß beide Gewalten sich gegenseitig ignoriren sollen, — mit nichten für den Stein der Weisen. Daß dieß Princip im Westen des atlantischen Meeres wohlthätig und heilsam wirke, — wollen wir im geringsten nicht bestreiten. Dort hat es sich mit derselben naturgemäßen Nothwendigkeit aus den vorhandenen Zuständen hervorgebildet, wie einst im Mittelalter der damalige christliche Staat aus den Factoren, die in jener Zeit

lagen. Eine ganz andere Frage ist es, ob jene Scheidung von Leib und Seele der Gesellschaft auf unserm europäischen Continent, und namentlich in Deutschland, auch nur möglich wäre, und wie sie, würde sie je durch menschliche Willkühr aus theoretischen Gründen gewaltsam herbeigeführt, sich in der Erscheinung gestalten müßte. Ein solches Experiment könnte leicht alle Jene arg enttäuschen, die sich davon vorher den Himmel auf Erden versprechen. — Genug, von diesen und ähnlichen utopischen Chimären ist bei uns nicht die Rede, und es fällt uns nicht ein: Preußen halsbrechende Experimente dieser oder sonst irgend einer Art vorschlagen zu wollen. Im Gegentheil, was wir verlangen und wünschen, beschränkt sich auf die einfache Bitte: vor dem Factum nicht die Augen zu verschließen und die einfachsten Grundsätze der Gerechtigkeit, der Billigkeit und der christlichen Toleranz zu beherzigen. Mit diesen ist aber die Erneuerung des Versuchs: die katholische Kirche bureaukratisch einzuregimentiren und sie durch ministerielle Rescripte zu regieren, ein für allemal unverträglich. Ein derartiges Bestreben hat, wo es immer auch hervorgetreten ist, noch nie zu einem guten Ziel und Ende geführt.

Sind der Staat und die katholische Kirche in Preußen wie überall gesonderte Organismen, die unter verschiedenen Gewalten stehen, — ist es weder möglich noch wünschenswerth, daß beide einander ignoriren, und ist es endlich und muß es in Preußen wie in ganz Deutschland von der höchsten Wichtigkeit für Staat und Kirche seyn, daß beide Lebenssphären in möglichster Eintracht und gutem Vernehmen leben, so bleibt nach der einfachsten Logik nichts anders übrig, als daß sich beide über die Gränze, welche die Rechte und Befugnisse der Staatsgewalt von der Freiheit und Selbstregierung der Kirche trennt, vereinigen. Wie heute die Dinge stehen, kann diese Gränze nicht durch das einseitige Belieben des einen oder andern Theils gezogen werden. Genau dasselbe, was unsere Bureaukraten sagen würden, wenn die Kirche jura circa rem-

publicam geltend machen wollte, ohne sie näher zu definiren, oder auch nur namhaft zu machen, genau dasselbe kann die Kirche (und mit noch größerem Rechte, denn die materielle Gewalt liegt bekanntlich nicht in ihren Händen!) dem Anspruche entgegensetzen: daß die Kirche ohne Weigerung und Unterscheidung Allem und Jedem Gehorsam und Unterwerfung zu leisten schuldig sei, was es die Bureaukratie jemals unter dem Titel und Vorwande: „jus circa sacra“ in Anspruch zu nehmen gelüsten wird. Sie, verehrtester Herr! werden, wenn Sie bedenken wollen, daß diese Staats-Kirchenhoheit auch in sothanen Zeitläuften leicht einmal in lichtfreundliche Hände gerathen könnte, gewiß mit uns darin einverstanden seyn, daß einer, gar nicht umschriebenen und definirten Befugniß der Staatspolizei gegenüber von Freiheit und rechtlich gesicherter Stellung der Kirche nicht die Rede seyn könne. Die Freiheiten der Unterthanen werden bekanntlich durch Gesetze und Verträge garantirt. — Wenn nun, etwa um die Sehnsucht nach Constitutionen zu stillen, ein Paragraph irgend einer Verfassungsurkunde vorschriebe: die Staatsbürger sollen unweigerlich alles das thun, leisten und unterlassen, was zu befehlen und anzuordnen den Behörden gegenwärtig oder in Zukunft jemals in den Sinn kommen wird, — so wäre dieß freilich ein Gesetz; es disponirte auch in Betreff der staatsbürgerlichen Freiheit. Das Produkt dieser Anordnung wäre aber eben keine Freiheit, sondern eigentliche Sklaverei und strenge Leibeigenschaft für alle Landeseinwohner, die es berührte. Diese Grundsätze scheinen so einfach und klar, daß man sich billig wundern muß, wie Juristen von europäischem Rufe sie in der Anwendung auf die Kirche jemals haben aus den Augen verlieren können.

Verlangen wir unsererseits dagegen, daß Staat und Kirche sich über die Gränze der beiderseitigen Rechte einigen sollen, — so sind wir weit entfernt, die Schwierigkeit einer solchen Concordanz zu verkennen. In vielen Fällen ist sie, gu-

ten Willen und gesunden Menschenverstand auf beiden Seiten vorausgesetzt, ziemlich leicht; in Betreff anderer Punkte wird dagegen zur Zeit eine ausdrückliche Vereinbarung noch nicht zu erreichen seyn. Beide Theile werden vielleicht in Betreff gewisser Materien ausrufen: n'eveillez pas le chat qui dort! — Man wird, wo man sich über die Grundsätze nicht verständigen kann, vielleicht von beiden Seiten desto geflissentlicher den faktischen Anlaß zum Streite vermeiden, oder durch gegenseitige Nachgiebigkeit und Klugheit, — ohne den Principien etwas zu vergeben, — die ausgebrochene Mißhelligkeit schlichten müssen. Dieß ist hier nicht mehr und nicht minder nothwendig, wie in jedem andern Verhältniß unter Gewalten, die von einander unabhängig sind. — Dergleichen Beziehungen auf einem für beide Theile vortheilhaftern Wege zu einem guten Ziele fortzuführen, ist eben das Geschäft und die Kunst echter Staatsmänner. Mit rohem, wüsten, herrischen Dreinfahren sind begreiflicherweise solche Aufgaben nicht zu lösen. — Hat endlich die Erfahrung seit Anfang der Christenheit gezeigt: daß Zerwürfnisse zwischen Staat und Kirche eben so leicht möglich waren, wie unter unabhängigen weltlichen Mächten die ultima ratio des Krieges, — so können wir uns auch für die Zukunft der Hoffnung nicht ergeben, daß durch irgend eine Vorkehrung ein ewiger Friede zu erzielen seyn werde. Das ungeschickteste Mittel zu diesem Ende wäre aber der Versuch: die kirchliche Freiheit jeder Art im Bausch und Bogen zu confisciren, und durch ausdrückliche Erklärung die Kirche in Masse der Polizei zur Regelung und obersten Leitung ihrer Angelegenheiten zu überweisen. Dadurch würde erstens der Zustand des Krieges zwischen Staat und Kirche mit allen seinen verderblichen Folgen permanent gemacht. Und während zweitens in frühern, ausnahmsweise eintretenden Zerwürfnissen solcher Art es doch wenigstens immer noch der Wille des Monarchen selbst war, der den Streit begann und den Frieden schloß, — so wäre, auf dem eben bezeichneten Wege, diese Macht und Befugniß

ein für allemal in die Hände der Bureaukratie gelegt, die davon, nach Ausweis der Erfahrung, keineswegs immer im Interesse der Krone und zum Vortheil des „monarchischen Princips" Gebrauch machen dürfte.

Wir haben durch diese offene Darlegung unserer leitenden Grundsätze, Sie, werthester Herr! in den Stand setzen wollen, darüber selbst zu urtheilen, ob wir irgendwie maßlose, dem Zeitgeist widersprechende, Deutschland und den Frieden der Confessionen bedrohende Ansprüche an die weltliche Macht, und insbesondere an Preußen zu machen beabsichtigen. Lassen Sie uns jetzt auf das unmittelbar praktische Gebiet übergehen und, in soweit selbige unsern Gegenstand betreffen, einige Bestimmungen in den beiden jüngsten Entwürfen eines neuen preußischen Strafgesetzbuches in Erwägung ziehen. Die sonstigen großen Verdienste dieser Projecte wollen wir wahrlich nicht in Schatten stellen, eben so wenig den redlichen Willen ihrer Verfasser bezweifeln. Leider aber können wir es uns eben so wenig verhehlen, daß manche Bestimmungen derselben jenen Frieden der conservativen Protestanten mit glaubenstreuen Katholiken unmöglich befördern können, über den wir so vielfach verhandelt haben. Wir vermissen außer jenem tiefern, praktisch philosophischen Geiste und natürlichem Rechtssinn, mit dessen Pflege die römisch-historische Schule sich wenigstens nicht vorzugsweise befaßt hat, — in eben jenen legislativen Vorschlägen zugleich einen echten staatsmännischen Takt, der das Verhältniß Preußens zur katholischen Kirche nothwendig würdiger und gerechter hätte fassen müssen, als es in beiden Entwürfen geschehen ist.

Der Entwurf von 1843 enthält im 29sten Titel, der von „Verbrechen der Geistlichen" handelt, folgende Bestimmungen.

„§. 621. Geistliche, welche denjenigen landesgesetzlichen Vorschriften, oder landesherrlichen Anordnungen, oder denjenigen von den Staatsbehörden innerhalb ihrer Amtsbefugniß er-

lassenen Verfügungen, welche sich auf die Ausübung des geistlichen Amts beziehen (bürgerliche Amtsvorschriften), entgegenhandeln, haben Geldbusse bis zu fünfhundert Thaler, oder Gefängniß bis zu sechs Monaten, und bei erschwerenden Umständen die Entfernung aus dem Amte (§. 625) verwirkt."

„§. 622. Gleiche Strafe (§. 621) trifft diejenigen Geistlichen, welche sich bei der Ausübung ihres Amts eines Mißbrauchs ihrer geistlichen Amtsbefugnisse schuldig machen. Ein solcher Mißbrauch findet statt, wenn die Ausübung der zeitlichen Amtsbefugnisse in Handlungen, welche das gemeine Wohl gefährden, oder in willkührliche Verletzungen und Bedrückungen Einzelner ausartet."

Diesen Paragraphen liegen, wie der Augenschein lehrt, in Beziehung auf die katholische Kirche, folgende leitende Ideen zum Grunde. Jeder katholische Geistliche ist den Anordnungen und Verfügungen der Staatsbehörden, welche sich auf die Ausübung seines Amtes beziehen, unweigerlich unterworfen. — Dieß gilt, dem Wortlaute des Gesetzes nach, nicht nur in Beziehung auf Regeln, welche die Staatsgewalt ein für allemal und für alle Fälle einer gewissen Gattung gegeben, sondern auch von Verfügungen einzelner Behörden, die bloß einzelne Sachen und Angelegenheiten betreffen. Eine Gränze, bis zu welcher sich diese Regelung und Regierung der Geistlichen in der Ausübung ihrer kirchlichen Aemter möglicherweise erstrecken könnte, und jenseits welcher dann die Selbstständigkeit und Freiheit der Kirche anfangen müßte, ist nicht gezogen. Die Befugniß auf der einen Seite ist absolut, wie auf der andern die Pflicht zum Gehorsam. Auch ist in dem Gesetze, was wohl zu merken, nicht von bereits erlassenen Verfügungen und schon getroffenen Anordnungen die Rede, sondern, ohne Unterschied: von gegenwärtigen und künftigen „landesgesetzlichen Vorschriften", oder „landesherrlichen Anordnungen", denen selbst diejenigen „Verfügungen" gleichgestellt werden, welche die Staatsbehörden erlassen haben, oder ferner noch zu erlassen jemals in den Fall kommen könnten. Zwar ist dieser letztern Classe von

Normen die Beschränkung beigefügt, daß sie von den Behörden „innerhalb ihrer Amtsbefugniß" erlassen seyn müssen. Allein wenn man bedenkt, daß eben diese letztere von nichts weniger als von einer Vereinbarung mit der Kirche abhängt, sondern wieder nur von landesgesetzlichen Vorschriften und landesherrlichen Anordnungen, so leuchtet es ein, daß sich eine Garantie der Freiheit der katholischen Kirche aus diesem beschränkenden Beisatze mit nichten ergibt. Wenn also, um die Sache an einem etwas grellen, aber nichts weniger als widersinnigen oder unmöglichen Beispiele klar zu machen, dereinstige Träger der Staatsgewalt jemals auf den Gedanken kämen, einem katholischen Pfarrer die Austheilung der Communion unter beiderlei Gestalten zu befehlen, oder etwa die „Verfügung" zu treffen, daß derselbe seiner Gemeinde nächsten Sonntag den Papst als Antichrist abzuschildern habe, so würde, da es sonnenklar ist, daß dergleichen Vorschriften „die Ausübung des geistlichen Amtes" betreffen, der in Anspruch genommene Geistliche im Falle der Renitenz, streng gesetzlich, wenn der §. 621 des Entwurfs von 1843 Gesetzeskraft erhalten hätte, mit Geldbuße bis zu fünfhundert Thaler oder Gefängniß bis zu sechs Monaten, und bei erschwerenden Umständen mit Entfernung aus dem Amte haben angesehen werden können.

Eine jedweden Schatten von Freiheit der katholischen Kirche in solchem Grade vernichtende Bestimmung hat Napoleon niemals aufzustellen gewagt, und auch in Rußland dürfte es schwer halten, eine mit so klaren und ausdrücklichen Worten sprechende gesetzliche Disposition ähnlichen Inhalts aufzufinden. — Die Verfasser des Entwurfs hätten sich daran genügen lassen können, allein sie haben in dem unmittelbar darauf folgenden Paragraphen sich selbst noch übertreffen zu müssen geglaubt. — Der Mißbrauch des geistlichen Amts soll an dem Geistlichen, der sich desselben schuldig macht, mit der nämlichen, oben erwähnten Strafe geahndet werden. Was ist aber rechter Gebrauch, was Mißbrauch des geistlichen Amtes? Da-

räber entscheidet, wie natürlich, nicht der Bischof, sondern die weltliche Behörde! Und um nicht mit dürren Worten erklären zu müssen: Mißbrauch ist Alles, was der Bureaukratie als solchen zu bezeichnen beliebt, —ist eine Definition hinzugefügt, die mit einigen Umschweifen auf dasselbe hinausläuft. — Der Mißbrauch der geistlichen Amtsbefugnisse soll nämlich statt finden, „wenn deren Ausübung das gemeine Wohl gefährdet", oder „in willführliche Verletzungen und Bedrückungen Einzelner ausartet." Zum Beispiel also, — ein katholischer Priester hat eindringlich und energisch den Glauben der Kirche gepredigt. — Ist nun etwa die urtheilende Behörde der Ansicht: daß der Protestantismus, oder die Religion der Lichtfreunde das Staatswohl besser befördern als der Kirchenglaube, so leuchtet es ein, daß Jener das „gemeine Wohl" gefährdet hat. — Die weitere Rechnung kann er sich selbst machen. Oder auch: der Priester hat im Beichtstuhl den indifferentistischen Sünder an seine Pflichten, z. B. in Beziehung auf Erziehung der Kinder im katholischen Glauben erinnert, und ihn dadurch, im Sinne der Bureaukratie, „willführlich verletzt und bedrückt." Willführlich im Sinne des Gesetzes ist nämlich augenscheinlich alles das, was den landesgesetzlichen Vorschriften, den landesherrlichen Anordnungen, den Verfügungen der Behörden nicht völlig und durchaus conform ist. Denn das, was gegen die Canones der Kirche läuft, braucht ohnedieß gar nicht in den Bereich des weltlichen Gesetzes gezogen zu werden; für die Verhütung solcher Willführ wird der Bischof sorgen.

Das eben Gesagte war nothwendig, um die geistige Grundlage zu bezeichnen, auf welche sich der nunmehr beseitigte Entwurf von 1843 gestellt hatte. — In wie weit sind dieselben Principien unter veränderter Form in den Entwurf von 1847 — übergegangen? Dieß ist die weitere Frage, die uns im Nachfolgenden beschäftigen wird.

Die beiden oben eingerückten Paragraphen haben in Folge der Bemerkungen, welche dem frühern Entwurfe entgegengesetzt

wurden, eine wesentliche und in mehrfachem Betracht anerkennenswerthe Umgestaltung erlitten. Der §. 622 ist ganz weggefallen; der §. 621 dagegen in den §. 412 des neuen Entwurfs folgendergestalt umgewandelt worden.

§. 412. Wenn Geistliche den in Ausübung der landesherrlichen Rechte circa sacra erlassenen Verfügungen beharrlich entgegenhandeln, so daß die im Verwaltungswege wider sie festgesetzten Ordnungsstrafen erfolglos bleiben, so haben die Gerichte auf Entfernung aus dem Amte zu erkennen."

„Die Untersuchung wegen solcher bürgerlichen Amtsvergehen der Geistlichen kann nur mit Genehmigung des Ministers der geistlichen Angelegenheiten eingeleitet werden."

Die Veränderung, welche die frühere Bestimmung erlitten hat, läuft mithin auf folgende Punkte hinaus:

1) Nach dem Entwurfe von 1843 ist der Geistliche unter den Gehorsam derjenigen „landesgesetzlichen Vorschriften, oder landesherrlichen Anordnungen, oder derjenigen von den Staatsbehörden innerhalb ihrer Amtsbefugniß erlassenen Verfügungen" gestellt, „welche sich auf die Ausübung des geistlichen Amts beziehen." — Der Entwurf von 1847 dagegen unterwirft ihn „der in Ausübung der landesherrlichen Rechte circa sacra erlassenen Verfügungen."

2) Der Entwurf von 1843 läßt aus dem eben genannten Grunde eine gerichtliche Verfolgung der Geistlichen möglicherweise auf die Denuntiation jedweder Behörde irgend einer Art eintreten, der Entwurf von 1847 bindet dieselbe an die Genehmigung des Ministeriums der geistlichen Angelegenheiten.

3) Das Strafmaß ist nach dem Entwurfe von 1843 immer von den Gerichten auszusprechen. In geringeren Fällen werden Geld- oder Gefängnißstrafen bis zu fünfhundert Thalern und sechs Monaten verhängt, als Strafmaximum die Entfernung aus dem Amte. Nach

dem Entwurfe von 1847 ist dagegen den Verwaltungsbehörden ein Recht zu „Ordnungsstrafen“ vorbehalten, und erst wenn auf Entfernung aus dem geistlichen Amte anerkannt werden soll, tritt der Spruch der Gerichte ein.

In beiden Entwürfen ist also das eigentliche Grundprincip dasselbe geblieben: unbedingte Unterordnung der Kirche unter den Befehl der weltlichen Behörde, in Bausch und Bogen, ohne Ausnahme und Vorbehalt! — So wenig nach dem Entwurfe von 1843 die landesherrlichen Anordnungen und Verfügungen der Staatsbehörden, denen die Geistlichen unterworfen seyn sollen, an irgend eine objective Schranke gebunden sind,— so wenig gibt es ein Maß für das landesherrliche jus circa sacra, von welchem der Entwurf von 1847 spricht. Was irgend aus jenem Kunstausdrucke jemals abgeleitet worden ist, oder ferner noch abgeleitet werden könnte, dem hat sich jeder Priester auch nach dem Inhalte der Strafvorschrift des neuen Entwurfs unweigerlich zu unterwerfen. — Nur in Beziehung auf die Anwendung hat der Entwurf von 1847 ohne Zweifel eine bessere Organisation erhalten, als der frühere von 1843. Nicht jede Behörde ohne Unterschied darf nämlich ihre Folgerungen aus dem jus circa sacra ziehen und die Geistlichen, die in dieser Weise nicht geschult werden wollen, zur Strafe denunciren. Die Anwendung jenes angeblichen Rechtes ist vielmehr dem Minister der geistlichen Angelegenheiten ausschließlich vorbehalten. Nur wenn dieser seine Genehmigung ertheilt, kann eine Untersuchung „wegen solcher bürgerlicher Amtsvergehen“ eingeleitet werden. Dafür ist aber auch umgekehrt die Justiz in einer Weise, die sonst dem deutschen Strafrechte unbekannt ist, als ein Werkzeug in der Hand der administrativen Behörde, dem Minister der geistlichen Angelegenheiten untergeordnet. — Wir haben hier den gewiß seltenen Fall eines Verbrechens, von welchem das Gesetz weder eine Definition angibt, noch einen in der üblichen Weise normirten Thatbestand aufstellt. —

„Bürgerliche Amtsvergehen“ sind solche Handlungen der Geistlichen, welche das Ministerium der geistlichen Angelegenheiten, in einem einzelnen Falle dafür erklärt, und von denen es für dieses Mal wünscht, daß sie mit Entfernung aus dem Amte bestraft werden sollen. Die Criminalgerichte treten hier zu dem Ministerium der geistlichen Angelegenheiten in ein ganz analoges Verhältniß, wie die Richter eines französischen Assisenhofes zu den Geschwornen. — Wie diese spricht jene Staatsbehörde den angeschuldigten Geistlichen frei, oder erklärt ihn für schuldig. Das Geschäft des Richters ist hiernach ein rein formelles. Er hat rein und lediglich zu untersuchen, ob 1) von der weltlichen Behörde, angeblich in Ausübung jener nicht definirten und nicht definirbaren landesherrlichen Rechte circa sacra, eine Verfügung an den angeschuldigten Geistlichen erlassen ist; 2) ob dieser derselben beharrlich entgegenhandelte; 3) ob die „im Verwaltungswege“ wider ihn festgesetzten Ordnungsstrafen erfolglos geblieben sind, und 4) ob der Herr Minister der geistlichen Angelegenheiten zu der weitern Finalprocedur seine Genehmigung ertheilte. Sind diese vier Factoren vorhanden, die sammt und sonders nur durch den Willen und das Belieben des Ministers der geistlichen Angelegenheiten Bewegung und Anstoß erhalten, — so ist das Geschäft des Criminalrichters in dem Grade einfach, daß, um es zu verrichten, selbst eine Maschine vollkommen genügen würde. Das Facit kann nicht ausbleiben; — der Geistliche ist verurtheilt, d. h. aus seinem Amte entfernt, so oft und jedesmal, als der Minister, aus was immer für einer denkbaren oder undenkbaren Ursache, es für wünschenswerth und zweckdienlich hält. — Der letzte entscheidende Spruch könnte eben so gut auch der Verwaltungsbehörde überwiesen seyn; und wenn dieß *nicht* geschehen, wenn die Vorkehrung getroffen ist, daß die Gerichte in solchen Fällen immer noch pro forma figuriren sollen, — so ist das eben eine, die rohe, krasse Willkühr schlecht versteckende, völlig leere Form und bloße Illusion, die den *Schein* eines rechtlichen Gehörs ge-

währen soll, in Wahrheit aber weder der zertretenen Freiheit der Kirche zum Schutze, noch dem Angeschuldigten zum Troste dienen kann.

Fragen wir umgekehrt: was würde unter denselben thatsächlichen Umständen geschehen, wenn diese Vorschriften nicht beständen? so muß die Antwort darauf einfach dahin lauten: allenthalben, wo es zwischen zwei unabhängigen Gewalten (hier: katholische Kirche und protestantischer Staat) zum Streite kommt, muß die Natur der Dinge ihr Recht behaupten. — Beide Theile werden, Jeder von den Mitteln, welche die Vorsehung in seine Hand gelegt, Gebrauch machen; — beide werden, nachdem sie eine Zeitlang gekriegt, das Bedürfniß des Friedens fühlen, und beide werden entweder Auswege suchen und finden, die den Stein des Anstoßes umgehen, oder durch einseitiges oder gegenseitiges Nachgeben das Zerwürfniß zu heilen trachten. — Allein in solchem Falle ist es immer, wie oben schon bemerkt, der Wille des Monarchen, der den Krieg erklärt und den Frieden schließt, und wir Katholiken haben hier, wie in vielen andern Fällen, alle Ursache, unsere Sache lieber in die Hände eines Königs, als in die einer nur gar zu oft eben so geist- als herzlosen Bureaukratie zu legen.

Uebrigens gibt es für alle möglichen Zerwürfnisse keinen andern Weg des Heils, als den eben bezeichneten, der friedlichen Einigung, und daß zwar, weil es keinen von beiden Theilen anerkannten, höhern Richter gibt. — Wenn die Verfasser des Entwurfs von 1847 ein Simulakrum eines solchen Rechtsspruches herzustellen suchen, so läuft dieß Bemühen auf eine offenbare und handgreifliche Täuschung hinaus. Die Gerichte werden allerdings herbeigezogen, aber nicht zu einem unparteiischen Spruche, sondern nur zu dem keineswegs ehrenvollen Geschäft, ihr Fiat! unter das Urtheil zu setzen, welches eine der Parteien (der Staat) schon vorher in der Person des Ministers der geistlichen Angelegenheiten, als Richter in eigener Sache, gefällt hat.

Der Zweck, auf welchen alle diese Bestimmungen hinzielen, ist klar; die Motive zum Entwurf von 1847 selbst haben ihn verrathen. „Bei der Behandlung der Verbrechen der Geistlichen mußte vor Allem darauf Bedacht genommen werden, eine Unterscheidung der verschiedenen Confessionen, welche auf der einen oder anderen Seite sehr leicht Klagen über Zurücksetzung hervorrufen würde, zu vermeiden." — Daher die ungemein einfache Lösung des Problems — für die Behandlung der protestantischen Kirchensachen gilt in Preußen das Territorialprincip; wenden wir dasselbe, der beliebten Gleichförmigkeit halber und damit sich keine Confession zurückgesetzt fühle, auch auf die katholische Kirche in Preußen an! — Wer diesen Vorschlag gemacht, hat den Mangel seines Berufs zur Gesetzgebung für unsre Zeit und für alle Zukunft schlagend dargethan.

Was sonst noch über diesen Gegenstand gesagt werden kann, hat eine Broschüre des Professor Ferdinand Walter in Bonn (Ueber die Verbrechen der Geistlichen nach dem neuen Entwurfe des preußischen Strafgesetzbuchs, Bonn bei A. Marcus 1848) mit eben so viel Klarheit als Mäßigung entwickelt. Ehre dem Könige, dessen erhabener Wille in seinem Lande auch den Katholiken das Wort gegönnt und es auch ihnen möglich gemacht hat, Antheil an der Discussion über ihre heiligsten Rechte zu nehmen. — Sein Wille kann es nicht seyn, daß eine subtile, gelegentlich und gleichsam im Vorübergehen hingeworfene Disposition im Strafgesetzbuche die katholische Hälfte seiner Unterthanen mit einem Federzuge ihrer kirchlichen Freiheit beraube, und sie wie gebundene Opferthiere unter das Messer der Bureaukraten werfe. Friedrich Wilhelm IV. weiß, daß die Katholiken seines Landes, richtig behandelt und in ihrer sich von selbst verstehenden Glaubens- und Kirchenfreiheit geschützt, unangesehen die Verschiedenheit des Bekenntnisses, in dem Sturme der Zeit, dem wir entgegen sehen, die treuesten Stützen des Thrones und der Krone seyn werden.

Er weiß daß weder diejenigen die Freunde des monarchischen Princips sind, welche vor vier Jahren durch Begünstigung des Ronge'schen Unwesens den Keim der monarchischen Revolution in die katholischen Provinzen Preußens werfen wollten, noch Jene, die heute, bei Gelegenheit der Abfassung eines neuen Strafgesetzbuches, die Verfassung der katholischen Kirche lautlos und unmerklich im despotisch bureaukratischen Sinne umzuwälzen suchen. Sie, verehrter Herr! haben mündlich so freimüthig und edel unsere von der Bureaukratie bedrohten Rechte und Freiheiten anerkannt, daß wir Sie heute nur bitten können, das uns vorgeschlagene politische Bündniß jetzt auch durch öffentliche Aeußerungen im Sinne unserer gemeinsamen Interessen bethätigen zu wollen. Ihnen und Ihren Gesinnungsgenossen fehlt es weder an Muth noch an Talent zur Vertheidigung der gemeinschaftlichen Freiheit die Stimme zu erheben. Lassen Sie daher jetzt die so oft in Vorschlag gebrachte gemeinschaftliche Wirksamkeit der Gläubigen innerhalb beider Confessionen gegen die gemeinschaftlichen Gegner eine Wahrheit werden! Dieß wird Ihnen um so leichter werden, wenn Sie sich etwa die nämlichen Bestimmungen, welche jetzt der neue preußische Entwurf eines Strafgesetzbuches enthält, in den Händen der durch solchen Vorgang ermuthigten waadtländischen Regierung denken.

XXII.

Von einzelnen Wallfahrtsörtern in Frankreich.

II.

Notre-Dame des Grâces auf der Saône-Insel Barbe.

Die Saôneufer zwischen Montmerle und Lyon sind eine Art Comersee. Auch hier zeigt sich eine Reihe zierlicher Landhäuser, bald als Mignonne, Jolivette oder Sauvagère, bald als petite Claire, Paisible u. s. w. benannt. Sprichwörtlich heißt es:

De Villefranche à Anse
La plus belle lieue de France.

Von Villfranche und seinen römischen Wasserleitungen weg, behält man zur Rechten stets die Gebirge des Puy-de Dôme, des Cantal und der Ober-Loire, die bei günstiger Beleuchtung einen reizenden Hintergrund bilden; zur Linken öffnet sich das Saône-Thal, und läßt die Flächen von Trévoux, reiche Wiesengründe und eine Menge von Dörfern auf fruchtbarem Gelände hervortreten, bis man sich Fontaine nähert mit seinem Hafen, seinen Mühlen, seinen Landhäusern, großen Manufakturen und seinem von vier Thürmen umgebenen Schloße des Tourelles. Für den deut-

schen Reisenden haben zwei hier sich erhebende Felsgruppen ein besonderes Interesse: die eine trägt den „Thurm der schönen Deutschen" (Le tour de la belle Allemande), die andere eine Bildsäule „des guten Deutschen" (du bon Allemand), d. h. des aus Nürnberg abstammenden Johannes Kleeberger, welcher dem König Franz I. das Leben gerettet, und sich späterhin als Kaufmann in Lyon niedergelassen hatte, wo er seine Reichthümer zur Milderung des Volkselendes verwandte, und deßhalb noch heut bei Jung und Alt in gesegnetem und gefeierten Andenken steht *).

*) Kleeberger wurde im Jahre 1486 zu Nürnberg von Johannes Kleeberger und Agathe Zeidler geboren. Sein Vater war Kaufmann und brachte ihn anfänglich in dem reichen Nürnbergischen Handlungshause Imhof unter, das gleichfalls in Lyon ein Comptoir besaß. Später trat er als Krieger in den Dienst König Franz I. von Frankreich, dem er am 24. Februar 1525 in der Schlacht bei Pavia das Leben rettete, was dieser Fürst stets dankbar anerkannte. Ein Jahr darauf malte Albrecht Dürer, mit dem er innig befreundet blieb, sein Brustbild auf Holz, das in den Besitz des Kaiser Rudolphs II. kam, um nach Prag und dann nach Wien versetzt zu werden, wo es sich jetzt in der kaiserlichen Gallerie des Belvedere, Saal I. Num. 30, befindet. Den 23. Sept. 1528 vermählte sich Kleeberger mit Felicitas Pirkheimer, Tochter des berühmten Willibald; auch hatten ihm Maximilian I. und Karl V. die kaiserliche Rathswürde verliehen, eine Auszeichnung, die er sowohl persönlichem Verdienst als großen Reichthümern zu verdanken hatte. Der Tod seiner Gattin und die Uebernahme des Imhofischen Bankhauses bewogen ihn, sich 1552 in Lyon niederzulassen, wo er nach drei Jahren ein zweites Ehebündniß mit Pelonne von Borzin schloß, die seit dieser Zeit den, noch heut volksthümlichen Beinamen der schönen Deutschen erhielt. Er bekleidete eine bedeutende Ehrenstelle in Lyons Magistratur, stattete jährlich sieben Ehepaare reichlich aus, gründete das große Spital der Stadt, und starb, 61 Jahre alt, am 6. September 1546, seinem einzigen Sohne David vierzehn Herrschaften hinterlassend. Auch in Genf ist Kleeberger seines Wohlthätigkeitssinnes wegen in gesegnetem Andenken geblieben, und der heutige so glänzende Stadtbezirk des Bergues wurde nach ihm benannt. Zu Anfang Mai 1843 erneuerte man

Die, eine halbe Stunde von Lyon entfernte Ile Barbe ist für jeden Einwohner dieser Stadt, was der Park der Tuillerien, oder das Gehölz von Boulogne, was Romain-Ville und Saint-Cloud für den Pariser sind, was der Wiener in seinem Prater, der Berliner in seinem Thiergarten findet; mit dem Unterschied jedoch, daß sich an die Saôneinsel zugleich geschichtliche und vor Allem religiöse Erinnerungen knüpfen, welche so vielen andern Lustorten und öffentlichen Spaziergängen fehlen. In frühen Tagen hieß Ile Barbe die „barbarische Insel“, ein Name, den sie ihren Felsen, ihrer Waldnacht und zahlreichem hier hausenden Gewürm zu verdanken hatte. Uebrigens verliert sich der Ursprung der ersten Ansiedlung in das Dunkel der Vorzeit. So viel ist gewiß, daß sie dem Druidencultus gedient hatte, ehe sich die ersten Lyonesischen Christen vor den Verfolgungen von Antonin und Septimus Severus auf das Eiland flüchteten. Die Schreckenszeit führte sie herbei, Liebe zur Einsamkeit und zum beschaulichen Leben hielt sie fest, und zahlreiche Schüler strömten ihnen von allen Seiten zu, um die Klause zu bevölkern. Man erbaute an der Nordspitze der Insel eine Kirche, und es verwandelte sich die anfänglich kleine Behausung in ein stattliches Kloster, welches schnelle Berühmtheit erhielt und die bisherige Wildniß in Gartenland umwandelte. Die Heiligen Andreas, Martin und Benedikt waren die Schutzpatrone der Abtei, welche unter ausgezeichneten Prälaten die Namen eines Atterius, eines Ambrosius und St. Loup nennt, von denen der Letztere als Lyons Erzbischof starb.

König Dagobert und sein Nachfolger Clodewig verliehen dem Kloster reiche Ländereien an den Saôneufern; doch wurde es späterhin durch die Sarazenen in Brand gesteckt, und unter Leitung des gelehrten Leyderad, auf Geheiß Karls des Großen, wieder hergestellt. Der Sage nach hatte der Kaiser solches Gefallen an dieser Insel gefunden, daß er sie von Zeit zu Zeit zu besuchen

---

zu Lyon, und zwar dießmal aus Marmor, seine seit Jahrhunderten stets aus Holz geschnitzte Statue auf einem Felsensprunge der Vorstadt Bourgneuf; dieser heutige „Homme de Roche“ ist das Werk des Bildhauers Lepind, und gehört zu den Wahrzeichen der Stadt.

versprach, und ihrem Kloster eine merkwürdige Handschriftensammlung zum Geschenk machte, bekannt in Frankreichs Literaturgeschichte als „Bibliothek Karls des Großen.“ Auch behauptete man, in dieser Benediktinerabtei die Hirnschale Rolands zu besitzen, die jedesmal am Himmelfahrtstage den zahlreich herbeigeströmten Pilgern vorgezeigt wurde, bei welcher Gelegenheit man so viele Silberstücke unter die Menge auswarf, als mit zwei Händen zusammenzufassen sind. Dieser Gebrauch fand bis zum Jahre 1562 statt, wo die Protestanten das Kloster plünderten, und der bereits erwähnte Baron des Adrets, diese damalige Geißel des französischen Südens, arge Gräuel verübte. Wie Expilly in seinem geographischen Wörterbuche versichert, zwang er damals seine beiden Söhne, sich in dem Blute der Ermordeten zu baden, um, gleich dem Vater, hartherzig zu werden.

Einer der frühesten Aebte des Klosters, Hogier genannt, ließ im Jahre 1030 eine Marienkapelle aufführen, die sich bald mit Votivgeschenken anfüllte. P. Bullioud, im Jahre 1588 zu Lyon geboren und ein Geschichtsschreiber von ausgedehnter Gelehrsamkeit, bemerkt in seiner handschriftlichen Notiz über die Collegialkirche der Stadt, daß die Feier des Mariendienstes auf Ile Barbe für einige Zeit den Cultus auf Fourvière verdunkelt habe, was durch die Lage dieser Insel, durch ihre reizende Einsamkeit und das musterhafte Leben der Cenobiten bedingt wurde.

In den Ueberlieferungen, welche die Geschichte uns von der Kapelle des Abtes Hogier erhalten hat, liegt viel Gemüthliches. Wenn die Schiffleute die Saône herabkamen, so forderte man alle im Fahrzeuge Anwesenden auf, tiefes Schweigen zu beobachten, sobald sie den Glockenthurm von Ile Barbe in's Auge faßten. Die Ruder wurden eingezogen, oder im Augenblicke, wo die Strömung das Fahrzeug bis vor die Kapelle von Notre-Dame-des-Graces geführt hatte, trat der Schiffsherr vor und rief mit lauter Stimme: „Benhoïa! Insel, Heil und Gruß!“ Alle Uebrigen empfahlen dann sich und ihre Reiseabsicht dem Schutze der heiligen Jungfrau. Hoïa, ein celtisches Wort, bezeichnet eine Gans oder wilde Ente; und dieser Name wurde der Insel von den Schiffleuten deßhalb beigelegt, weil sie in ihrer Form Aehnlichkeit mit jenem Wasservogel

finden wollten. Sei dem wie ihm wolle, so viel ist gewiß, daß noch während des siebenzehnten Jahrhunderts die benachbarten Hügel von dem gallischen Zurufe Ben-hoïa! wiederhallten.

P. Benedikt Gonon, ein Mönch des Cölestinerordens von Lyon, verfaßte nachstehende Verse, welche unter das Abbild dieser hauptsächlich von den Saôneschiffern gefeierten Madonna gesetzt wurden:

Vierge, vous plaisant en cette isle
Qu'auez choisié sur un mille,
C'est pour instruire les humains
Que si leur abattu courage
Se void menacé de naufrage,
Ils doiuent haurer en vos mains.

III.

Wallfahrt zur Kirche von Tremblevif in der Sologne.

Der Marktflecken Tremblevif gehört dem Departement des Loire und Chair an, und liegt zunächst im Gebiete der Stadt Blois. Er bleibt mitten in den Steppen der Sologne das ganze Jahr hindurch wie verödet, drei Sonntage ausgenommen, von denen die ersten beiden dem Schutzpatron des Marktes und der dritte dem heil. Loup gewidmet ist, welcher in diesen Gegenden Frankreichs große Verehrung genießt.

Hier sei jedoch nur des heil. Viatre oder Viator gedacht, unter dessen Obhut die Kirche von Tremblevif gestellt wurde. Einer sehr alten Legende zufolge, ob zwar die Bollandisten sie nicht erwähnen, kam St. Viatre am Schluße des fünften Jahrhunderts zur Welt, und lebte als Mönch in der Abtei von Micy bei Orleans; bald jedoch das Einsiedlerleben vorziehend, weil es seinem Berufe für die Beschaulichkeit mehr entsprach. In einem abgele-

genen, noch heute Viatrie genannten Orte baute er sich bei krystallheller Quelle eine Hütte, um sich hier von Wurzeln und sonstigen Erzeugnissen des Waldes zu nähren. Als er sich dem Tode nahe sah, fällte er eine Espe (Tremble), höhlte ihren Stamm aus, und bat seinen ehemaligen Abt, ihn darin beerdigen zu lassen, was auch geschah.

Dieß gab dem heutigen Marktflecken den Namen Tremblevif, oder vielmehr Tremblevic, nach dem mittelalterlichen Latein aus trembli-vicus gebildet. Die Wurzeln des Baumstammes sind natürlich längst abgestorben, aber ihre Sprößlinge haben sich erhalten, und noch heute sieht man mehrere davon in der Kirche selbst, deren Zweige an dem Festtage abgeschnitten und als Weihgeschenke unter die Pilger vertheilt werden, weil sie die Kraft besitzen sollen, gegen jene Fieberschauer zu dienen, die in den Sumpfgebieten der Sologne so häufig vorkommen.

Der erste Augustsonntag ist der Jahrestag des Heiligen, und der Gottesdienst findet dann mit großer Feierlichkeit statt. Die weite Kirche vermag alle Herbeigeströmten nicht zu fassen, viele Tausende sind außerhalb derselben auf dem Anger und in den Baumgängen gelagert, und man sammelt von ihnen reiche Almosen, dabei folgende herkömmliche Formel sprechend:

„N'oubliez pas le bon Saint Viatre; car si vous l'oublissez (sic) il vous oublissera; oh! mon Dieu oui!“

XXIII.

Erinnerung an Joseph von Görres.

Eine Rede, gehalten bei dem feierlichen Gottesdienste für den Verewigten den 3. Februar 1848 von Professor Dan. Haneberg.

Wir halten hier in zahlreicher Versammlung die Todesfeier vom hohen, edlen, theuern Vater Görres, aber wir halten sie nicht allein; Tausende halten sie im Geiste schon jetzt mit uns; Tausende und aber Tausende werden sie halten, sobald die schwere Todesbotschaft zu ihnen kommt. Ich irre nicht, es gibt keinen Gau im weiten deutschen Vaterlande, wo die Kunde: „Görres ist gestorben!" nicht wichtig schiene. Wohl ist Deutschland leider wie in zwei von Grund aus abweichende Zungen getheilt, und schwer verstehen sich die Völker beider Zungen, selbst in den einfachsten Sachen, aber wenn es hieß: „Jetzt ist Görres todt!" da ward und wird es allenthalben wohl verstanden, daß ein denkwürdiger, ungewöhnlicher Geist von der Erde weggenommen sei. Auch weit hinaus über Deutschlands Gränzen werden einflußreiche Männer diese Kunde mit hohem Ernst empfangen. Und die in Pallästen wohnen, brauchen, wenn ihnen gesagt wird: „Görres ist gestorben", nicht erst zu fragen: „Wer war dieser Görres?" Unser Monarch weiß es, und hat's einst, für Deutschlands Ehre eifernd, glänzend gezeigt, daß er's wisse; man weiß es in der Kaiserburg zu Wien, man weiß es in der nordischen, deutschen Königsstadt gar

wohl, und auch an der Tiber bei St. Peters Dome ist's nicht unbekannt.

Dieß ist nicht die Theilnahme, wie sie dem Gelehrten, auch wenn er ausgezeichnet ist, gezollt zu werden pflegt, und wir würden in der That irren, wenn wir lediglich in den wissenschaftlichen Leistungen von Görres, so groß sie sind, den Grund dieses weithin reichenden Ruhmes suchen wollten. Es ist wahr, er gehört zu jenen höchst seltenen Geistern, welche das ganze Reich des Wissens umspannten; er hat in mehreren, sehr weit auseinander liegenden Wissenschaften nach dem Urtheile von Meistern der betreffenden Fächer Unübertroffenes, in andern Vorzügliches geleistet. Aber nicht das ist's, was den mächtigen Klang erklärt, mit welchem der Name Görres weithin durch mannigfache Regionen der menschlichen Gesellschaft herrscht. Nicht auf den Hörsaal, der mit vier Wänden umgeben ist, war sein Wirken eingeschränkt, — sein Hörsaal war oft die laute, weite Welt. Sein Wort war nicht allein bestimmt, von studirten Hörern eingelernt und dann wieder vergessen zu werden — sein Wort war durch Gottes Fügung eine lebendige Macht, die Thaten schuf. Sein Wort war ein leuchtendes Panier, und öfters ist's vom Anfang dieses Jahrhunderts bis jetzt geschehen, daß im Gewühle der gewaltigsten Bewegungen Tausende und Tausende aufblickten, wenn sie hoch über dem Gedränge der Einzelbestrebungen dieses leuchtende Panier erhoben sahen und nun mit festen Schritten in klarer Richtung vorwärts bringen konnten.

Wir feiern also das Andenken eines großen Mannes. Wenn ein Mann für groß gilt, den die Vorsehung in ereignißvollen Zeiten mit ungewöhnlichen Gaben ausgerüstet und mitten in erfolgreiche Bewegungen gestellt hat und welcher in rüstigem Gebrauche der ihm verliehenen Kräfte mächtigen Einfluß auf die Zeitgenossen übte, so muß Jedermann, auch ein Gegner, anerkennen, daß Görres ein großer Mann gewesen sei.

Doch es gibt auch eine Größe in der außerordentlichen

Kraft des Zerstörens, und wieder eine in Seltenheiten, die dem unvergänglichen Wesen des Menschen fremd sind und darum nur kaltes Erstaunen erregen können, nicht Liebe, nicht Begeisterung. War etwa die Größe des von uns Gefeierten von dieser Art? Nein, Alles, worin Görres mächtig war, ruhte auf einer schönen, reinen, reichen Menschlichkeit. Darum blieb er an der Seele immer jung, und was Rückert ihm einst zugesungen:

„daß einem ewig grünen Baume gleich sei Görres,
woran kein einzig Blättlein sei ein dörres,"

das ist wahr geblieben bis in's hohe Alter. Darum ist er's werth, daß sein Andenken ohne Rücksicht des Standes, der Beschäftigung, des Alters und des Geschlechtes Allen theuer werde, deren Sinn für reine, freie, reiche Menschlichkeit nicht erstorben oder verkümmert ist. Ja wäre in dem Einen oder Andern dieser Sinn ermattet oder erkrankt, das Andenken an Görres wäre eine Arznei, ihn wieder frischer und gesünder zu machen.

Auf so mannigfaltige Weise nämlich Görres auch thätig war, so geht doch als klare Einheit durch sein ganzes Leben ein muthiges, immer gründlicheres Streben, schöne, reiche Menschlichkeit zu fördern. Das ist die Seele seines öffentlich beurkundeten Wirkens auf dem politischen, poetischen und religiösen Felde, das offenbart sich in seinem stillen Wirken, namentlich als Lehrer, dann in seinem Umgange und sogar in seinen Kämpfen.

Ich nehme hievon sein politisches Wirken in der Jugend nicht aus, obwohl ich weiß, wie oft es Gegenstand der herbesten Anklagen geworden ist. Man denke sich in jene Zeit hinein! Unläugbar hatte sich im deutschen Reiche ein Wust des Unverstandes angehäuft, den ein unbefangenes Auge als Hinderniß eines gesunden Lebens erkennen mußte. Die Männer der französischen Republik verhießen Befreiung von allen jenen Banden, welche die Ausbildung und natürliche Bewegung des Men-

schen im Zusammenleben im Staate hemmten. Auf der andern Seite wollten Jene, welche als Retter der Zeit sich benahmen und der neuen Bewegung entgegentraten, alles Alte eigensinnig bewahren, nicht weil es gut, sondern weil es alt war, und ihnen, die zum Theil selbst von der seichtesten Aufklärung angesteckt waren, Ehre und Vortheil brachte. Görres sah sich also im Jünglingsalter von zwei großen Irrthümern umgeben: auf der einen Seite stand unbeweglich, in abschreckender Gestalt, der starreste Erhaltungseifer, auf der andern die Freiheitsschwärmerei mit lockenden Verheißungen neuen Menschenglückes, freilich ohne die sittliche und religiöse Kraft dasselbe herbeizuführen. Was Wunder, wenn Görres von jener, dem Leben feindlichen Starrheit absprang und sich mit Begeisterung der neuen Richtung hingab, deren sittliche Leere er nicht erkannte? Er widmete der neuen Bewegung sein Herz aus den reinsten Absichten; er glaubte in der That, daß in ihr etwas von dem Geiste des göttlichen Todtenerweckers sei, der neues Leben in die erstorbene Menschheit hauchen und dann Befehl ertheilen werde, die Binden und Bänder zu entfernen, welche die freie Bewegung hinderten. Er überzeugte sich allerdings bald, daß diese Erwartung eine jugendliche Täuschung gewesen sei; aber er hatte dann falsche Voraussetzungen zu berichtigen, jedoch nie das Grundstreben seines Herzens, seines Muthes zu bereuen, oder zu ändern.

Weil ihn lediglich die Hoffnung, reine, freie Menschlichkeit fördern zu können, zum Republikaner machten und weil ihn dabei die lauterste, aufrichtigste Begeisterung beseelte, konnte er sich unmöglich mit jenen Makeln beflecken, welche sonst so gern im Gefolge der neuen Richtung sich zeigten, vielmehr mußte er sich jeder Gemeinheit entgegenstemmen. Wie wahr dieß sei, beweist jenes Blatt, das Görres als einundzwanzigjähriger Jüngling in Coblenz im Jahre 1797 (i. J. 6 der Republik) herauszugeben anfing, und das des größten Beifalls und eines in unseren von Zeitschriften überfüllten Tagen kaum vorstellbaren Erfolges sich erfreute. Nämlich im „rothen Blatte“, das

er fast ausschließlich allein versah, spricht er den Grundsatz aus, daß alle Unternehmungen auf dem Gebiete der Politik, um nicht in's Ungewisse, oder in's sichere Verderben zu führen, einer leitenden Idee bedürfen. Ein Leitstern müsse den Männern vorschweben, welche durch stürmische Zeiten die öffentlichen Angelegenheiten zu führen gedenken: „Dieser Fixstern ist das Ideal der veredelten Menschheit. Nur der Glaube an die allmählige Annäherung zu diesem Ideale vermag den Beobachter zu einer Zeit aufrecht zu erhalten, wo alle Leidenschaften, von ihren Ketten entbunden, umhertoben.... Nur die Hoffnung — es wird besser in der Zukunft, hilft ihm die Leiden mittragen, unter denen die gegenwärtige Generation beinahe erlag.... Nie werde ich mir eine Hoffnung rauben lassen, ohne die wir besser Thiere und Barbaren geblieben wären. Ich glaube an ein immerwährendes Fortschreiten der Menschheit zum Ideale der Kultur und Humanität *).“

Dieses politische Glaubensbekenntniß des Jünglings rechtfertigt mich, wenn ich sage, daß die Jugend von Görres nicht bloß entschuldigt, sondern daß sie als der erste Zeuge jenes begeisterten Strebens nach Förderung edler Menschlichkeit anerkannt werden müsse, das die Seele seines ganzen Lebens war.

Wie ernst es ihm schon damals mit diesem Streben war, das beurkundet dasselbe Blatt, das so oft schon benützt worden ist, ihn anzuklagen. Er tritt nämlich hier mit der größten Entschiedenheit Männern entgegen, welche die neue Bewegung als Mittel zu selbstsüchtigen Zwecken gebrauchten. Er züchtigte hier die Bestechlichkeit, die Erpressungen und Unredlichkeit von Gewaltträgern der neuen, freien Staatsordnung und nannte die Schuldigen öffentlich mit scharfer Bezeichnung ihres Unrechts; und statt sich von den dadurch aufgeregten Drohungen,

*) Das rothe Blatt, eine Monatsschrift. Erster Jahrgang, zweites Trimester. Sechstes Jahr der Republik. Koblenz bei Fr. Lasaulx. S. 39 ff.

Gefahren und Verfolgungen einschüchtern zu lassen, kündete er aller selbstsüchtigen Gemeinheit den Krieg an, in Worten, die keine zärtliche Umschreibung wiedergeben kann: „Ewiger Krieg allen Spitzbuben; die Hand dem tugendhaften Manne *).“

Je ungünstiger die Verhältnisse jener stürmisch bewegten Zeit auf Reinerhaltung eines makellosen Charakters wirken mußten, desto mehr muß es anerkannt werden, daß die sittliche Triebkraft, von welcher Görres damals getragen wurde, etwas Höheres war, als eine schnell auflodernde Anwandlung; denn eine solche gibt nicht den Sieg über so lockende Versuchungen. Wäre er nur von der gewöhnlichen Schwärmerei der Freiheitsträumer getrieben worden, so hätte er nicht so rein sich bewahren können, daß er später, im Jahre 1819, im Angesichte seiner Feinde von dieser Zeit sagen durfte: „Meine Jugend hat manche Irrthümer der Zeit getheilt; der stärkste, der mich jetzt noch nicht ganz verlassen, war immer der, daß ich meinen Zeitgenossen mehr zugetraut, als sie zu leisten im Stande waren. Wenn ich mich in dieser Weise bisweilen betrogen, so habe ich wenigstens das Glück gehabt, durch keine schlechte Handlung mein Leben zu beflecken **).“ Noch weniger hätte er neunzehn Jahre später, angegriffen von viel heftigern Gegnern in Beziehung auf diese Zeit, die nun grau gewordenen Zeitgenossen am Rheine zur Zeugenschaft über sein Leben aufrufen können: „Dieß Volk (am Rhein) hat mich von Jugend auf in seiner Mitte wandeln gesehen und ist Zeuge gewesen, wie ich durch Revolution, Krieg, Despotismus und vielfache Schicksalswechsel, ohne mich irgend zu beschmutzen, hindurchgegangen. Es weiß, daß ich, wie jeder Andere, dem

*) Das rothe Blatt. Erster Jahrgang. Erstes Trimester. Koblenz J. R. S. 18 des Anzeigers zum Monat Germinal (d. i. 1797). Diese Stelle und einige andere hier im Drucke mitgetheilten, kamen beim öffentlichen Vortrage der Rede von der Kanzel nicht vor.

**) In Sachen der Rheinprovinzen S. 192.

Irrthum verfallen und Thorheiten begehen konnte; aber es hat auch selbst dann die aufrichtige Ueberzeugung und ein, wenn auch irrendes, Streben nach dem Guten ehrend anerkannt, weil es gesehen, daß ich in Allem nie meinen Vortheil gesucht, und Einfluß und Gewalt nie zum Nachtheile irgend eines Menschen mißbraucht *)."

Die Bewahrung makelloser Sittlichkeit, welcher die erbittertsten Gegner aller Farben ihr Zeugniß nicht versagen können, würde von selbst eine tiefe Grundrichtung reinen Strebens voraussetzen, wenn dieses sich nicht sonst deutlich genug selbst im Jünglingsalter offenbaren würde. Es war ihm mit der Kraft einer höheren Weihe der Lebensberuf in die Seele gelegt, sich der Förderung reiner Menschlichkeit zu opfern, und weil er selbst in Irrthümern, umgeben von den gefährlichsten Beispielen des Mißbrauches, doch in seinem Willen nie von diesem höheren Berufe wich, war er werth, denselben in den erstarkenden Jahren auch mit stärkern Mitteln, entfernter von gutmüthig irrenden Voraussetzungen, auszuüben.

Es ist von Allen, welche Deutschlands Geschichte vom Anfange dieses Jahrhunderts verfolgt haben, anerkannt, daß Görres unter jenen Männern, welche seit der Entstehung des Despotismus aus der Republik, den Unwillen freigesinnter Menschen gegen entehrende Gewalt weckten und zur That ermuthigten, in erster Reihe gewirkt habe.

Geläutert mit den reifenden Jahren, aber im Wesentlichen immer sich selbst gleich, ging seine Vorstellung, nämlich daß es die freie Menschlichkeit vernichte, wenn die Menschen als Soldatenpuppen behandelt werden, auf Tausende über und wurde eine Gewalt im Großen.

Durch die Ueberzeugung, daß der vollkommene Staatszustand einem gesunden Leibe in seiner Mannigfaltigkeit und Einheit, in seiner Ueber- und Unterordnung der Kräfte, nicht aber einer Maschine gleichen müsse, und durch den Glauben an die Güte der deutschen Nation, welche mehr verdiene als das Loos,

*) Triarier, 1838. S. 168.

eine Maschine zu seyn, erhob er sich zu jener Gewalt der männlich kräftigen Begeisterung, die namentlich in den Jahren 1814 und 1815 weithin aus dem rheinischen Merkur auf Tausende wirkte. Er wurde dadurch zum Sturmengel, der Deutschland weckte zum letzten und entscheidenden, wenn auch schweren Versuche, die fremde Tyrannei siegreich abzuweisen.

Im Vertrauen auf die Ehrlichkeit, Billigkeit und Wahrhaftigkeit der deutschen Völker und ihrer Fürsten hoffte er, daß durch Vertreibung der fremden starren Gewalt im Vaterlande freier Raum gewonnen werden müsse, zu schöner Entfaltung edler, mannigfach und doch in schöner Einheit thätiger Menschlichkeit. Darum hatte er sein ganzes Herz der Freiheit des Vaterlandes geweiht.

Freilich gewahrte er bald, daß die errungene Freiheit da und dort nur gebraucht werde, um an die Stelle der ausländischen Gemeinheit und Eigensucht die einheimische treten zu lassen.

Aber gerade da offenbarte sich erst recht, wie lauter und rein sein bisheriges Streben gewesen sei; daß kein Sold, nicht einmal Ehrensold ihn bestechen könne. Er warf denen, welchen er Schuld gab, daß sie den Erfolg des schweren Kampfes hemmten und eigennützig verkümmerten, alle Ehre, die sie ihm gegeben hatten und noch geben konnten, zürnend vor die Füße, und versuchte es, ob er mit der Gewalt des rügenden Wortes den Untergang seiner Ideale auf dem politischen Felde hemmen könne. Er konnte ihn nicht hemmen; aber er bewährte hier jene Prophetennatur, die auch sonst in ihm sich öfters zeigte. Wie die Propheten des Alterthums ohne alle Rücksicht auf Verluste, auf Hohn und Verfolgung vor das Volk, vor die Priester und Fürsten hintraten und ihnen die Sünde gegen die Wahrheit vorhielten, so that es damals Görres, nicht im schwärmerischen, sondern im wohlgereiften Eifer für Durchführung des Ideals freier Menschlichkeit im Staatsverbande; er that es mit dem Ernste eines Propheten, erhielt aber auch Prophetenlohn, indem er aus dem Vaterlande nicht ohne Gefahr flüchtig werden mußte.

So haben die Deutschen Dem vergolten, der mit der uneigennützigsten Begeisterung für Deutschlands Freiheit, Ehre und menschenwürdige Neugestaltung geeifert und mit dem ganzen Reichthum seines deutschen Gemüthes die Größe, die schöne Wiederbelebung des Vaterlandes hoffen gelehrt hatte.

Eine solche Behandlung mußte ein nicht geringer Schmerz für ihn seyn. Am meisten schmerzen mußte es ihn, daß seine Verbannung das Zeichen war, es wolle Deutschland auch das von Görres verfolgte Ideal eines schön menschlichen Zusammenlebens im Staate aus seiner Mitte ausgestoßen wissen.

Tausende wären unter solcher Kränkung, bei solchem Mißlingen des edelsten Ringens, wenigstens geistig erlegen und zur schlaffen Gleichgültigkeit und Theilnahmslosigkeit herabgesunken. Görres aber ward hierdurch nur getrieben, sein Ziel, das durch die Mittel politischer Thätigkeit unerreichbar schien, mit andern bessern, weil mehr geistigen, zu verfolgen. Der Uebergang zur wissenschaftlichen Förderung der höchsten geistigen Interessen der Menschheit war ihm dadurch erleichtert, daß er seit mehr als einem Decennium die Erweckung poetischen Sinnes in der Nation mit der Belebung patriotischer Gesinnung zu verbinden gewußt hatte.

Die Thätigkeit auf dem Gebiete der Dichtkunst ist allerdings weit entfernt von politischer Wirksamkeit, so wie dieselbe uns gewöhnlich vor die Augen tritt, nämlich ohne innige Theilnahme an der sittlichen Hebung und Belebung der Völker. So aber, wie Görres auf das Zusammenleben der Menschen im Staate wirkte, mußte er in der Dichtkunst eine Macht sehen, welche seinem Streben in mancher Hinsicht Bahn brechen, demselben hülfreich zur Seite stehen konnte.

Die reine, edlere Dichtkunst ist ein mächtiges Mittel, um das Gemüth und durch dieses das ganze geistige Wesen des Menschen zu läutern, zu wecken, zu veredeln. Wenn das Gemüth von Tausenden sich in die Quellen reiner Poesie getaucht hat, muß die Gemeinheit abgewaschen werden; wenn durch

Sagen und Gesänge die Gestalten der Helden und hoher, reiner Frauen im Herzen gastliche Aufnahme gefunden haben, dann kann Sklavensinn und knechtische Unnatur nicht zugleich im Herzen heimisch seyn, es regt sich mit freudiger Gewalt die Freiheit im Innern des Menschen; aber es wird auch das schmutzige, gemeine Thun pöbelhafter Leidenschaften ausgeschlossen, was den Menschen der Freiheit unwürdig macht; denn ächte reine Dichtkunst ist die Amme jener schönen Menschlichkeit, deren Priester Görres war.

Darum wendete er sich kurz vor seiner Verbannung, als bereits eine düstere Wirklichkeit seine politischen Hoffnungen in Deutschland zu vernichten schien, zur Verdeutschung einer der großartigsten und reichsten Schöpfungen, welche der dichtende Menschengeist in allen Zeiten und Völkern hervorgebracht hat, nämlich des Heldenbuches von Iran. Hier beherrscht die Dichtung Alles, was sie je durch Phantasie, durch Empfindung des Gemüthes, durch ruhige Verklärung der irdischen Wirklichkeit unter ihre Macht bringen kann. „Was in der Erde Grüften, von Sternenschein getränkt, Glanzreiches in stiller Verborgenheit gekeimt, was schimmernd von fallenden Tropfen wiederstrahlt, was von Tönen schläft in der Brust des Leblosen und Lebendigen; was geistergleich in den Düften durch die Räume zieht;“ was als treue Liebe in zarter Seele blüht und scheint, was streitbare Männer im Kampfe wagen, was weise Rathgeber lehren im Rathe, was Verrath im Geheimen sinnt, das ist alles in diesem unsterblichen Werke in hellen, lauten Worten ausgesprochen in blumenreicher Rede voll morgenländischer Bilderpracht, doch so, daß nie die Einheit im Gewimmel der Mannigfaltigkeit verloren geht, daß Ein großes Bild des Heldenlebens aus den unzähligen Bildern sich gestaltet, größer zwar, als die Wirklichkeit, doch nie „aus der kühngeschwungenen Schönheitslinie der Dichtung tretend*).“ Dem Dichter dieses weltgeschichtlichen Epos

*) Siehe das Heldenbuch von Iran. Erster Band. Berlin 1820. S. CCXLI.

hat Görres zur nämlichen Zeit das Bürgerrecht in Deutschland verschafft, als er sein eigenes ungerecht verlor, ohne Hoffnung, es wieder zu erhalten. Es war ein kühnes Unternehmen, ein Epos von 60,000 Doppelversen aus einer morgenländischen Sprache in gedrängter Fassung so zu übertragen, daß alle wesentlichen Bilder und Gedanken desselben im Boden des deutschen Gemüthes Wurzel schlagen konnten. Es ist ihm in unglaublich kurzer Frist gelungen, und Europa besitzt zur Stunde noch nichts, was einen so vollgültigen Ersatz für das persische Original bieten würde, als die dichterisch frische Bearbeitung von Görres, wie auch der neueste Herausgeber und Uebersetzer des Schah-nameh, — denn dieß ist der einheimische Name des Heldenbuches von Iran, — anerkennt *). Die Einführung dieses Gedichtes in den Kreis der deutschen Freunde der schönen Redekunst würde jedenfalls von Bedeutung seyn, wenn auch nicht ein besonderer Umstand die Bedeutsamkeit erhöhen würde; dieser darf jedoch nicht übersehen werden.

Indem nämlich Görres das Werk eines persischen Dichters in Deutschland geltend machte, welcher durch Raum, Zeit und Culturverhältnisse weit von uns getrennt ist, beschämte er jenen beschränkten Dünkel, welcher nichts will gelten lassen, als was im eigenen Vaterlande entstanden ist. Es gibt eine Art der Begeisterung für alte, einheimische Dichtkunst, welche mit der Engherzigkeit des kleinlichsten Glöcknerpatriotismus den Werth aller Erscheinungen, die nicht im eignen Gärtchen gewachsen sind, bezweifelt, ja verwirft. Dadurch wird die schönste Frucht der Poesie, wäre sie auch halb gereift, wieder zerstört, nämlich die Erweiterung, Lösung des menschlichen Gefühles. Was die Dichtkunst im Gemüthe frei und groß gemacht hat, das wird so durch kleinlichen Eigensinn wieder verkümmert; die Menschlichkeit wird mit barbarischer Ausschließung alles Auswärtigen, als Alleinbesitz des Vater-

*) **Le livre des Rois publié par Jules Mohl. T. I. Paris 1838 Préface. p. LXXXIII.**

landes gepriesen, in der That aber eingegittert. Von diesem kümmerlichen Wesen sagte sich Görres durch dieses Werk los und bekannte, daß Deutschland, obwohl ein schöner, saftiger Zweig am Baume der Menschheit, doch gleichwohl nicht der ganze Baum sei.

Dadurch half er auf dem Gebiete der Kunst jenen Sieg über die kleinliche Ausschließlichkeit einzelner Richtungen vollenden, den er, im Vereine mit tüchtigen Männern Deutschlands, früher schon angebahnt hatte, — ein Sieg, der für die Menschheit wenigstens eben so viel werth ist, als der zu Leipzig 1813. Rückert, Jos. v. Hammer u. A. sind rühmliche Genossen dieses Sieges, welcher durch die Neubelebung der Poesie des deutschen Mittelalters allein nicht hätte erreicht werden können, obwohl dieses patriotische Dichterstreben in der Art, wie Görres sich ihm widmete, zum höhern, allgemeinen führen mußte. Es galt nämlich am Anfange dieses Jahrhunderts zunächst, die deutsche Nation durch Wiederbelebung ihrer alten Poesie zum patriotischen Bewußtseyn der lebendigen Gemüthsgewalt zu bringen, deren ihr Stamm fähig sei. Das war ein edler Zweck, und Görres half hiezu durch Herbeischaffung von Handschriften, durch Beleuchtung und Neubelebung der Sagen alter Lieder und in jeder Art, wie er's vermochte. Doch nicht auf Gerathewohl und lediglich im Dienste des Patriotismus durften mittelalterliche Poesien geweckt, es sollte dem geistigen Bedürfnisse des Volkes ein Quell eröffnet werden, der überhaupt seine Anschauungen, seine Ahnungen und sein Gefühl erweitern mußte. Es wurde nicht nur jener Langeweile und Windstille abgeholfen, welche, nach dem eigenen Ausdrucke von Görres, die unmittelbar vorangehende Zeit unserer Nationalpoesie charakterisirte, sondern es wurde auch der antiken Humanität jene Alleinherrschaft entzogen, welche ihr schon darum nicht gebührt, weil ihre wärmsten Freunde uns so selten zeigen, was denn an ihr das allgemein Bedeutsame sei. So war die Neubelebung der altdeutschen Poesie werth, daß sich Männer von ausgezeichneten Gaben ihr widmeten. Görres, früher schon die Befangenheit

Einzelnen fliehend, überraschte die Nation mit seinen „deutschen Volksbüchern", wo er die Weisheit der dichtenden Kunst in ihrem Adel auch dann anerkennen lehrte, wenn sie auf der Gasse, in der Werkstätte, hinter dem Pfluge ihr schönes Amt übt. Er wollte wohl durch Beleuchtung der derben und doch nicht niedrigen Gemüthlichkeit dem poetischen Treiben gleichsam einen festen Boden unterlegen, damit es nicht in lyrischer Wehmuth zu tief versinke; andererseits hat er im Lohengrin die Heldensage, durch die Wirklichkeit des Volkslebens in höheren Ständen begränzt, zur Anschauung gebracht, um der maßlosen Ueberschwenglichkeit zu wehren. Also nicht auf Gerathewohl war er in Förderung altdeutscher Dichtkunst thätig gewesen, sondern so, daß der ganze Umkreis der Dichtkunst wie durch zwei Gränzsäulen bezeichnet wurde; als wollte er sagen: „So weit und breit ist die Welt des schaffenden Gemüthes, sinnet selber nach, welch mannigfaltiger Reichthum in der Mitte liege!" Obwohl also der Eifer für Auffrischung altdeutscher Dichtungen vorherrschend ein patriotischer gewesen, ließ Görres in dieser einseitigen Richtung sich nicht gefangen nehmen; er verlor das allgemeine Ziel der Förderung schöner Menschlichkeit nicht aus dem Auge; oder vielmehr eine höhere Lenkung führte ihn so, daß er im Einzelnen nie das Ganze vergaß.

So war schon in der Art, wie er altdeutsche Dichtkunst förderte, der Anfang zu jener großartigen Schätzung und Würdigung des Schönen aller Völker gemacht, wovon später im Heldenbuche ein so glänzendes Beispiel gegeben ist. Das nämliche Streben, alles menschlich Bedeutsame aller Nationen, ohne irgend ein Vorurtheil zum Bewußtseyn zu bringen, und dadurch sich selbst erfrischend anzuregen, liegt dem ideenreichen Buche: „Mythengeschichte der asiatischen Welt" (1810) zu Grunde. Görres hat hier die in Sagen schaffende Plastik der Poesie der alten Völker mit tiefem Blicke beurtheilt.

So umfassend wirkte er auf dem Felde der Poesie. Er wendete sich vorzugsweise jener Kunst zu, welche im Worte wirkt, nicht als wenn er die bildende Kunst oder die Musik in ihrem Werthe

verkannt hätte, sondern weil die dichtende Kunst die dem geistigen Wesen des Menschen am nächsten verwandte ist. Er regte indeß einer der Ersten die erfolgreiche Liebe zur gothischen Baukunst an, indem er 1814 den Ausbau des Kölner Doms als Ehrensache der deutschen Nation geltend machte. Er konnte später, als er über den Kölner Dom und jenen von Straßburg ein eigenes Buch schrieb (1842), auf das seitdem in gothischer Baukunst Geförderte mit jenem schönen Bewußtseyn blicken, das ein guter Rathgeber über die Befolgung und das Gelingen seines Rathes hat. Der einsichtsvolle Eifer für die schöne Baukunst, die unter den Künsten dem geistigen Wesen des Menschen am fernsten steht, läßt auf die Achtung schließen, die er den in der Mitte liegenden Künsten zollte, für welche er nicht unmittelbar wirkte, wie für die Poesie. Groß sind jedenfalls die Verdienste um Förderung edler Dichtkunst, und dadurch um Erweckung schöner Menschlichkeit.

Doch die Führung, welche ihn beinahe sichtbar lenkte auf seinen Wegen, konnte ihn hiebei nicht stehen lassen; denn so belebend auch die schöne, reine Dichtkunst auf die Gemüther wirken kann, welche erstarrt, versumpft und dadurch ihrer höheren Bestimmung entfremdet sind, so ist diese Belebung doch nur eine Wassertaufe. Ueberdieß wirkt neben der reinen, läuternden Dichtkunst eine für das ungeübte Auge nicht immer leicht zu unterscheidende Art der Poesie, welche eben aus der Versumpfung des Gemüthes ihren Ursprung hat, also nicht ihr steuern kann. Daß diese niedere Art der Dichtkunst, mit wuchernder Fruchtbarkeit begabt, über die Pflanzungen der edlern sich vielfältig erhoben hat, zeigt die Erfahrung.

Darum trieb es den edlen Görres, besonders seit seiner Verbannung, in einem höhern, dem Mißbrauche nicht so nahe liegenden und mit Feuerkraft begabten Gebiete die Mittel zur Förderung schöner, reicher Menschlichkeit zu suchen, nämlich im Gebiete der Religion.

Viele haben geglaubt, Görres sei mit dem Eintritte in das Gebiet der Religion seinem frühern politischen und dichte-

rischen Streben untreu geworden; wer aber unbefangen urtheilt, wird es anders finden.

Nein, nicht untreu ist er hierin dem Grundtriebe seines Lebens geworden, sondern eben hier hat er ihm volle Genüge geleistet. Ohne sein Wirken auf diesem dritten Gebiete würde er zwar immer denkwürdig seyn als einer der bedeutendsten Förderer edler Menschlichkeit — aber sein Werk würde einem halbausgebauten Münster gleichen, welches weder einen Thurm, noch Altäre hätte.

Unsere Religion ist die des menschgewordenen Gottes. Der erhabene Sohn Gottes ist nicht dazu Mensch geworden, um der Menschheit irgend eine Kraft, oder einen Vorzug zu rauben, oder zu verkümmern, sondern um alle Kräfte, alle Vorzüge, welche durch Wort und Gesang, durch Arbeit und Kampf bis zu einem gewissen Grade gepflegt werden können, gänzlich zur Vollendung zu führen, und überließ jene Kräfte, welche ein altes Erbtheil allgemeinen Menschenleidens gefangen hält, zu befreien und den erweckten, belebten Menschen mit einem Reiche der Gnade in Verbindung zu setzen, durch welches er der Erbe unermeßlicher Kräfte werden sollte.

In der Menschheit Christi selbst ist dem Gläubigen das erhabenste Vorbild der reinsten, reichsten, schönsten Menschlichkeit gegeben. In seinem Wissen ist das Ziel alles denkenden Strebens erreicht, in ihm ist die Fülle der Erkenntniß und die Meisterschaft über das Wissen. In seinem Gemüthe lebt alles Zarte und alles Starke, alles Weh und Wohl, alles Ringen und Finden, was sich der Mensch im höchsten Umfange reicher Gemüthsausbildung möglich denkt. In seinem Thun fehlt keine Offenbarung schönen menschlichen Wollens, und findet sich eine Macht über die Natur, die der Mensch, wenn er sich bewußt ist, die Natur nicht und nie mißbrauchen zu wollen, nur ungerne und mit dem Gefühle eines Mangels seiner Kräfte vermißt.

Zu diesem Ideale der erhabensten reichsten Menschlichkeit

trat Görres hinzu, als er auf dem religiösen Gebiete thätig zu seyn begann.

Ist er nun seinem großen Lebensberufe untreu geworden, indem er sein Wort dem Preise des Erlösers weihte?

Nein, vielmehr hat er hier seinem Streben die Palme verdient, zumal da er zur Verherrlichung des Christenthums einen Weg einschlug, der seines außerordentlichen Berufes würdig war. Dieser Weg war zwar nicht ganz unbekannt, aber von Manchen, welche sich als Freunde Christi am lautesten geltend machen, verschmäht, von Andern nur furchtsam betreten; aber doch der einzige, welcher durch Naturwahrheit zu Christus führt.

Während nämlich anderwärts Schwärme von Zweiflern wie fressende Motten zerstörend in jenem Buche wühlten, welches uns die ursprünglichste Nachricht von Christus gibt, hat Görres ein Buch aufgeschlagen, dessen Blätter unzerstörbar sind, er hat das Zeugniß neu belebt, welches durch das Leben der Heiligen vom Leben Christi abgelegt wird. Zwar kann kein Heiliger Alles darstellen, was in Christo, als dem höchsten und allumfassenden Ideale reiner, reicher Menschlichkeit enthalten ist, aber in jedem kommt wenigstens irgend eine bestimmte Kraft zur schönsten Verklärung. Welche Fähigkeit, die den Menschen adelt, würde hier vermißt, welche den Menschen verherrlichende Offenbarung des Denkens, Wollens, Thuns? Hier, im Gebiete der Heiligkeit, ist der Mensch überdieß wahrhaft frei und der Freiheit wahrhaft würdig; hier herrscht der Geist über den Leib, der Mensch über die Natur; hier offenbart die edle Menschlichkeit sich als höchste Harmonie der sichtbaren Welt. Daher verhält sich das, was selbst die Tüchtigsten auf andern Gebieten für Darstellung und Herstellung schöner, reicher Menschlichkeit gethan haben, zu dem, was Görres hier leistete, wie ein niedliches Sommerhaus zu einem hohen, reichgezierten gothischen Dome.

Wenn es kein leerer, gutmüthiger Traum von mir ist, daß manche Vorurtheile über Görres nach seinem Tod-

schwinden und daß dann Männer, welche sich mit wissenschaftlicher Darstellung des Umfanges der menschlichen Kräfte befassen, das von Görres Gesagte beachten werden, so wird es zur Anerkennung kommen, er habe die christliche Religion als die fähigste Erzieherin zur schönsten und reichsten Menschlichkeit, glücklicher als alle Früheren, dargestellt, indem er ihren vielgestaltig, aber immer lebendig und schön bildsamen Geist durch die Geschichte der Heiligen verfolgte.

Vielleicht steht aber einst ein großer Dichter auf, und gibt dem großen Denker seine Ehre. Ja, wenn irgend einmal ein kühner Dichter riesenstark genug ist, eine wahre Messiade zu dichten, nicht in matten, kränkelnden Bildern aus der Mondregion, sondern eingetragen in die reiche, millionenförmige Wirklichkeit des Menschenlebens, in all sein Ringen und Kämpfen, in all seine Höhen und Tiefen, ein Dichter, der Christi Gang durch die Weltgeschichte singt, dann wird es erkannt werden, welche Glorie hoher, reichster Menschlichkeit Görres als Vorläufer der wahrsten Messiade, aus dem vielfach vergessenen Leben der Heiligen erweckt habe, indem er dasselbe mit allen Maßen des menschlichen Wissens maß, sichtete, beurtheilte und ordnete und so auch unter den Denkern zu Ehren brachte.

Jedenfalls war Görres tief davon überzeugt, daß zur Förderung reicher Menschlichkeit kaum ein höheres Mittel gefunden werden könne, als das Studium der Wege, auf welchen die Heiligen zum höchsten Gipfel menschlicher Ausbildung gelangt sind. So wichtig schien ihm dieß für die Menschlichkeit zu seyn, daß er durch keinen Hohn sich abschrecken ließ. Selbst der Spott von Männern, denen er früher achtungswürdig gewesen, und unter welchen Manche einen Namen, und was mehr ist, natürliche Tugenden hatten, konnte ihm den Muth zu diesem Beginnen nicht rauben; auch nicht die Gewißheit, daß das von ihm Gelehrte erst langsam, vielleicht erst nach seinem Tode, Wurzeln schlagen werde. Görres hat alles Wissen, was bis zur Stunde der Menschengeist über den wunderbaren Bau des menschlichen Leibes, über die Geschichte der Völker im Ganzen

und der Seele im Besondern; wie über die Gesetze der den Menschen umgebenden Natur errungen hat, zusammen aufgeboten, um dem Geheimnisse der heiligenden Erziehung des Christenthums auf Naturwegen nahe zu kommen und es so mit der Wahrheit der Natur in der Ueberzeugung Aller, die nicht unnatürlich geworden, zu befestigen. Das kann hinlänglich Zeugniß dafür geben, welch mächtige Ueberzeugung in ihm lebte, von der Fähigkeit des Christenthums, edle, reiche Menschlichkeit zu pflegen.

Nur solche Ueberzeugung konnte diese große Seele, die schon in der Jugend nach Förderung schöner Menschlichkeit voll Begeisterung strebte und in diesem Streben später, wenn auch ruhiger doch zugleich auch tiefer, sicherer und mächtiger vorwärts ging, bestimmen, eine auf Erden so wenig dankbare Riesenarbeit zu beginnen.

Diese Ueberzeugung war es auch, die ihn in den letzten zehn Jahren zweimal trieb, nicht bloß in langsam verstandener Lehre, sondern in allverständlichen Worten der strengsten Rüge sein ernstes Prophetenamt zu üben. Er sah durch fremdartige Gewaltsangriffe den Hort gekränkt, in welchem die heiligenden Erziehungsmittel des Christenthums mit freier, geistiger Macht bewahrt werden; er sah später durch ähnliche Störungen den natürlichen Pulsschlag der Andacht von Tausenden unnatürlich und anmaßend gehemmt — darum flog sein mächtiges Wort, Freiheit wahrend, im „Athanasius" um die bedrohten Höhen und in der „Wallfahrt nach Trier" über die weitumher sich ausbreitenden Niederungen der Kirchengemeinschaft.

Es ist, als sollte er in den letzten Kämpfen für die ungehemmte Freiheit der Kirche weithin durch die Welt verkünden: Lernt es an meinem Lebenslaufe, lernt es von meinem Geiste, nachdem er in allem edleren Ringen des Wissens und Wollens sich zwei Menschenalter hindurch geübt hat, daß auch die reinste, aufopferndste Bemühung für Herbeiführung schön harmonischen Zusammenlebens im Staate, für Verbreitung schöner Gemüthserhebung dankos ist, wenn nicht von der

Höhe her, mit den geistigen Mitteln des Glaubens und göttlicher Weihung im Innersten die Gemeinheit überwunden, edle Kraft erweckt, schöne Uebung gepflegt wird. Welch schöner Schluß für alle frühern Unternehmungen!

So steht also das öffentlich beurkundete Leben von Görres trotz aller Mannigfaltigkeit von Erlebnissen und von Thätigkeit doch als ein großes Ganze aus Einem Guße da; so mannigfaltig seine Seele sich hebt und senkt in den genannten drei Gebieten, immer gilt ihr ganzes Dringen und Streben Einem Ziele, kommt die Triebkraft ihres Lebens aus Einer Quelle.

Ich möchte darum sein Leben vergleichen dem schönen deutschen Strome, an welchem er geboren ist. Ja, wie der Rhein hervorbricht aus Gletschern und hohen Felsenklüften und anfangs wohl oft über Abgründe stürzt, von starren Wänden weg seitwärts in freie Ebenen springt, so daß es scheinen möchte, er wolle die ihm bestimmte Richtung eher fliehen, als suchen, dann wieder durch Steinmassen sich ein Rinnsal erstürmt, aber immer dasselbe frische Alpenwasser bleibt: so braust die Jugend von Görres voll drangreicher Ursprünglichkeit wohl über manchen Abgrund weg, springt, von starren Mauern unlebendigen Wesens abgeschreckt, scheinbar von dem späteren Ziele ab, kommt aber bald mit Durchbrechung gewaltiger Hindernisse in's feste Geleis, ohne jemals im innersten Wesen, reinen, uneigennützigen Wollens sich zu ändern. Wie dann der Rhein sanft und still durch's Rheinthal in den Bodensee fließt, und dort in seinem Spiegel die lachende Mannigfaltigkeit der Uferlandschaften spielend wiegt, so nimmt Görres später in stiller Sammlung die reichen Gestaltungen der Dichterwelt in seine glanzvolle Seele auf, damit am Wiederscheine sich Tausende erquicken.

Wie endlich der Rhein nach einem nochmaligen brausenden Sturze jenseits des Sees sich breit und mächtig, tief und voll hinabzieht ein Segen vieler Lande vorüber an Burgen und Städten, und das Bild vieler prächtigen Dome und Klöster in seinen Wellen sich erfrischen läßt, gegen keinen Widerstand mehr

aufbrausend, es wäre denn irgendwo ein künstlicher hingebaut: so geht das spätere Leben von Görres, gereift und mit allen Erfahrungen und Forschungen der frühern Jahre erfüllt jenen uns wohlbekannten ruhigen, schönen Gang der Förderung christkatholischen Lebens in aller Fülle der Natur und Gnade. So ist sein öffentlich beurkundetes Wirken.

Das stillere Wirken von Görres als Lehrer, sowie sein häusliches Leben war ganz dieser großartigen, öffentlichen Thätigkeit entsprechend; ersteres durch seine reich anregende Fülle und begeisternde Kraft, letzteres durch patriarchalische Einfachheit. Die ihn gehört haben und mit der Seele gehört haben, wissen es, wie wenig ich sage, wenn ich sein Leben unter uns unvergeßlich nenne. War es nicht, wenn er in den Vorträgen über Geschichte die Einheit in dem Gewimmel der Thatsachen, die leitenden Gesetze in den vielgestaltigen Erscheinungen uns zeigen wollte, als wären wir von einem mächtigen Arme auf eine allesüberragende Bergeshöhe geführt, und könnten von dort die Zuglinien der Völker, der Cultursysteme wie Stromes- und Gebirgszüge überblicken! Und wenn er herabstieg aus den Höhen der ordnenden Einheit in die Musterung der Einzelheiten, welch reich gefüllter Markt von lebendiger Wirklichkeit zog da an uns vorüber! Und wenn er neben dem scheinbar Zufälligen die Zeichen einer bewußten Gottesführung in der Geschichte deutete, welche Ehrfurcht vor dem Göttlichen wandelte die Hörer an?

Hat auch hie und da die Höhe der Begründung und die Tiefe der Durchführung manchem das Verständniß des Ganzen erschwert, so wurde doch Jeder, der ihn mit der Seele hörte, zum Vertrauen auf die Menschheit und auf ein edles Vermögen in sich selbst ermuthigt. Weil alle Einseitigkeit ihm fremd war und jede, selbst die untergeordnetste Tüchtigkeit im Allerkleinsten von ihm gewürdigt wurde, fühlte auch der weniger reich Begabte Muth für die eigene Zukunft. Alles Bessere mußte sich tief im Innersten rühren, mußte keimen, mußte Blüthen treiben, wenn er sprach.

Aus dieser Quelle entsprang jene begeisterte Liebe, welche

seine Schüler zu ihm trugen und tragen werden, so lange ein grüner Zweig von Menschlichkeit an ihnen lebt. Sie erkannten an ihm einen Mann der Liebe, der starken, mächtigen Liebe zu allem Edlen und Schönen in der ganzen Menschheit. Sie wissen es, wie ungerecht die Vorstellung ist, welche da und dort herrscht, als wenn das Herz von Görres der Liebe entfremdet gewesen sei. Es ist wahr, spielende Zärtlichkeit war ihm fremd; wir haben nur eine kleine Arbeit von ihm, vom Jahre 1802, welche beweist, daß er die Fähigkeit in sich trug, Empfindungen einer mädchenhaften Zartheit um das Christbäumchen schweben zu lassen. Sonst war er immer von dem Ernste beseelt, den die Theilnahme am allgemeinen Leben der Menschheit gebot. Das Menschenleben war ihm kein Knabenspiel, worin man im Scherze Rollen tauscht; die Wahrheit galt ihm als des Lebens Seele, ohne sie das Leben nicht seiner Mühen werth; Ueberzeugungslosigkeit der Verwesung gleich. Auch schien ihm nicht gleichgültig, ob Andere dem Irrthum oder sonst einem Geistesunglücke verfallen. War er nun lieblos, wenn er Kampf führte gegen hochmüthige Einseitigkeit, gegen Unwahrheit oder Unnatur? Nein, die Liebe zur Wahrheit und zur Förderung unverkümmerter Menschlichkeit gebot ihm den Kampf, wo er kämpfte und machte ihn zum Manne des Widerspruchs in Nachahmung Dessen, der zum Widerspruche Vielen gesetzt ward, obwohl er das höchste Gesetz und Beispiel der Liebe gegeben hat.

Auch in der Art, wie er irgend welche Kämpfe führte, verläugnete er nie den guten Grund von Wahrheit, auf welchem er in seiner Ueberzeugung stand. Darum verschmähte er lichtscheue Heimlichkeit, darum brauchte er seinen Namen nicht zu verschweigen, wenn er irgend kämpfend auftrat; später konnte er ihn nicht verschweigen; denn wer zwei Zeilen von ihm las, wußte: das hat Görres geschrieben. Wer einmal die Stimme des Löwen im Walde gehört hat, wird sie das zweitemal ohne Verwechselung wieder erkennen. Er kämpfte offen, [illegible] er mit Ehren und nur aus Ueberzeugung kämpfte. Manch-

mal wendete er allerdings tiefschneidenden Spott an; aber es war ein heilender Spott. Wie der Held Simson, eingeschlossen in die Philisterstadt Gaza, die Stadtthore aus den Angeln hob und siegreich höhnend auf freie Höhen trug, um die Abgeschlossenen zur Freiheit heraus zu spotten, so greift Görres wohl manchmal in den klug gefügten Zusammenhang der Gründe seiner Gegner ein, reißt mit der Windsbraut seiner Beredsamkeit die feinen Schlüsse aus den Angeln und schwingt sich mit adlergleicher Leichtigkeit der scharfblickenden Rede in die Höhe, aber er will damit nichts, als die Angegriffenen von dem Uebel befreien, das ihnen selbst am wehesten thut; er will sie wach spotten, damit der Alp der Vorurtheile von ihnen abspringe.

Dieß können nicht nur seine Schüler wissen, vielmehr wird Jeder, der aus Görres Schriften ein Bild vom Verfasser mit einiger Billigkeit sich gestaltet, das Gesagte wahr finden.

Am leichtesten werden es Jene anerkennen, welche dem großen Manne durch engern Umgang nahe gekommen sind. Sie wissen es, wie arglos, wie ruhig, offen und einfach seine Seele war. Wie er in der Literatur nicht bloß das Erhabene zu schätzen wußte, sondern auch das Tüchtige in Meisterliedern und Volkssagen, so konnte er mit dem einfachsten Menschen brüderlich einig werden, sobald er Wahrheit und Natur an ihm fand; freilich wenn er diese vermißte, konnte ihn kein Rang, keine Berühmtheit zu irgend einem Zeichen lebendiger Theilnahme verführen. Der Falschheit hatte er nie gehuldigt.

Dürfen wir nun das Andenken eines solchen Mannes bloß damit feiern, daß wir seine Vorzüge uns in's Gedächtniß rufen, sie anerkennen, oder fordert dieser Tag mehr von uns?

Anerkennung kann sich das Große erzwingen, auch vom Feinde. Wenn die Sarazenen Gottfrieds von Bouillon Tod vernahmen, so mußten sie der Größe des Hingeschiedenen ihre Achtung zollen. Ist aber das Alles, was wir hier dem Hingeschiedenen zu bringen haben?

Ist das Alles, was Sie, meine akademischen Freunde, dem großen Görres zu weihen haben? Sie haben seinen Leichnam

auf Ihren Schultern in's Grab getragen. Sie haben damit laut und offen eine Gesinnung gegen den verehrten Lehrer ausgesprochen, welche ebenso ehrenvoll für Sie selbst ist, wie Sie dadurch den Hingeschiedenen zu ehren gedachten. Und doch, wenn Sie nicht etwas von seinem Geiste in Ihrem Herzen trügen, so hätten Sie ihm nur ein artiges Compliment am Grabe gemacht. Complimente waren ihm im Leben gleichgültig, was werden sie ihm im Tode seyn?

Nur Eines könnte ihn von Ihnen freuen, wenn er lebend noch in unserer Mitte wäre, nur Eines kann ihn wahrhaft ehren, nachdem er von uns geschieden ist, nämlich daß Sie seinem Geiste wenigstens im Erreichbaren nachstreben.

Vor Allem fordert er von Ihnen Liebe zur Wahrheit; wer das Heiligthum seiner eigenen Ueberzeugung entweiht, wer schwarz nennt, was er für weiß hält, wer die Wahrheit und das Recht beugt mit Wissen, der hat nichts gemein mit Görres.

Aber er fordert noch mehr: du mußt auch bereit sein, für die Wahrheit Opfer zu bringen; eine Wahrheit, von welcher die Veredlung der Menschheit bedingt ist, muß dir mehr werth sein, als alle Bequemlichkeit des Lebens, als Fürstenhuld und Volksgunst. Und die Zahl derjenigen, welche wider die Wahrheit stehen, darf höchstens den Einfluß auf dich üben, daß du in deinem Herzen das Mitleid mit vielen Irrenden erweiterst, aber nimmermehr darf die Zahl der Feinde einer großen Wahrheit dich schüchtern machen im Bekenntniß, sonst bist du unwürdig, am Grabe des furchtlosen Bekenners Görres gestanden zu sein.

Auch darf dein Wesen nicht im Widerspruche mit jener Einfachheit und Natürlichkeit stehen, die den von uns Gefeierten schmückte. Alle Ziererei, alle Nachäffung ausländischer Thorheiten, alle Unnatur muß ferne bleiben, wenn du des Andenkens an Görres willst nicht unwerth sein.

Noch dringender verlangt sein Andenken von dir Duldung von allem, was auf schönem wahrem Lebensgrunde ruht. „Wir [illegible]eln ja auch die Biene nicht, daß sie im Sechseck baue, und [illegible]idenraupe nicht, daß sie nur Seide und nicht Tressen

und Purpurkleider webe.“ Nichts ist so klein, was in sich selbst vollendet und frei von selbstischer Abschließung, nicht im Zusammenhange mit dem großen Ganzen Bedeutung erhielte. Nichts aber ist im Einzelnen so tüchtig, daß es nicht unnütz würde, sobald es sich auf Kosten des neben ihm stehenden Tüchtigen, oder gar des Ganzen will geltend machen. Wer altklassische Studien treibt, der treibe sie und lebe für sie, denn sie sind es werth; aber er vergesse nicht, daß die Cultur der Hellenen nur Ein Zweig am großen Baum der Menschheit sei. Wer das Studium der äußern uns umgebenden Natur erkoren hat, der freue sich seiner Wahl, aber er vergesse nicht, daß dieses Naturgebiet nur Eine Stufe im großen, schönen Reiche der Wahrheit ist. Alle kleinliche Ausschließlichkeit ist im Widerspruche mit jener alle Gebiete des Daseins umspannenden Anschauung und mit jener aus wissender Ueberzeugung hervorgegangenen Duldung von Görres: „Lassen wir leben, was athmen mag, weil es sich nicht geziemt des Herren Werke zu vernichten.“ Gleiche Duldung in der Wissenschaft fordert er von Jedem, der ihn ehren will.

Endlich aber fordert er noch Eines. Wenn du in diesem Augenblicke nicht jene volle religiöse Ueberzeugung in dir trägst, welcher Görres alle Kraft seines gereifteren Geistes geweiht hat und worin er den tiefsten Grund seiner umfassenden Freude über alles Schöne und Wahre fand mit Beseligung, so mußt du doch diesem kühnen, freien, reichbegabten Manne zutrauen, daß er nicht ganz Unwürdigem gedient habe und mußt vor allzueiligem Verdammungsurtheile dich hüten. So viel muß die Achtung gegen seine Wahrheitsliebe und Geistigkeit über dich vermögen, daß du ohne Prüfung, ohne genauere Kenntnißnahme nicht zum Voraus jenes in der Religion verklärte Ideal der Menschlichkeit verwirfst, welchem Görres bis an's Lebensende nachstrebte. Wenn selbst ein millionenstimmiger Ruf des Pöbels: „An's Kreuz mit dieser Menschlichkeit“, dich verführen könnte, daß du in die Verdammung des Ideals der christlichen Religion einstimmtest, ehe du kennen gelernt hast, was du verdammest, dann bist du nicht werth, diese Todesfeier mi

Die aber schon jetzt gleichen Glaubens mit dem Verstorbenen sich erfreuen, mögen die Liebespflicht nicht vergessen, welche der Christ dem hingeschiedenen Freunde auch über das Grab hinaus weihet. Er hat an einen geistigen Zusammenhang der Hingeschiedenen und der Zurückgebliebenen und an die von Gott gegründete Wirksamkeit jenes geheimnißvollen Opfers geglaubt, das eben jetzt für ihn gefeiert werden wird und hat diesen Glauben oft und auch in den letzten Tagen seines Lebens kund gegeben. Betet also für ihn! Wohl steht sein Andenken rein vor uns, wohl hat er seine Seele in die Hände des Erlösers gelegt, wohl hat er die Leiden seiner Krankheit willig getragen und auch Gott zum Opfer gebracht, wohl hat er in den wenigen Tagen seiner letzten Krankheit die heilige Communion zweimal voll ruhiger Seelenfreude empfangen, wohl betet die Stimme manches Armen, besonders jener Armen für ihn, die er durch den Hülfsverein von Coblenz 1817 und fortan in Verbindung mit andern edlen Männern trösten half, diese Stimme betet dringlicher für ihn, als manches ruhmvolle Werk; aber er ist dorthin gegangen, wo jedes unnütze Wort gerichtet wird. Er ist durch ein sturmvolles Leben gegangen, an vielen Klippen und Gefahren vorüber. Könnte nicht eine Wolke menschlicher Mangelhaftigkeit ihn noch von jener Anschauung trennen, welche seinen Wissensdurst vollkommen stillen wird? Vielleicht hat er im [illegible]stigenden Streben seines Lebens da und dort der Schöpfung mehr Seele geliehen, mehr Göttliches zugetheilt, als billig war; vielleicht hat er noch im Reiche der übernatürlichen, rein geistigen Gnade an sich selbst etwas von dem hohen Werke vollendeter Menschlichkeit auszubauen, das er in der Lehre durch alle Regionen der Natur hinaufgeführt hat.

Helft ihm diesen geistigen Bau im Glaubensreiche vollenden mit Werken der Gnade, vertrauend auf den Zusammenhang, welchen Gott mit unsichtbaren Banden zwischen der leidenden und noch auf Erden streitenden Kirche geknüpft hat. Betet für ihn und bleibt seiner würdig. Es geschehe!



XXIV.

Aus Italien.

Mazzuttini in Padua. — Der wälsche Pauperismus. — Plan zu Armen-Kolonien. — Deutsche Grillen dagegen. — Professor Gaiter in Verona. — Musterwirthschaften der Geistlichen. — Ackerbaulehrstelle in Verona für Priester. — Die katholische Kirche und das italienische Volk. — Koncerte für Mazza in Verona. — Rossini's Hymne auf Pio nono. — Gioberti, Rom und die kaiserlich-königlichen Proconsuln. — Der Generalvicar von Sarsina und die Monsterverschwörung in Rom. — Das Institut der V[illegible]echini in Vicenza. — Luigi Fabris. — Die frommen Schulen in Venedig. — Die Grafen Cabanis. — Die Gesellschaft des heil. Vincenz von Paulus in Rom. — Das fromme Werk des heil. Rafael daselbst. — Kleinkinderwartanstalten in Italien. — Intermezzo von der italienischen Sprachgränze. — Almosenämter zu Soligo und Torreselle. — Ciceruacchio und der Agro romano. — Gaism[illegible] und die Etschsümpfe.

So verschiedenartig die Ansichten über den gegenwärtigen Zustand Italiens seyn mögen, dahin vereinigen sich alle Stimmfähigen, daß sich die krampfhaften Zuckungen der Halbinsel nicht sobald zum Frieden legen werden. Um so nothwendiger ist es für den unbetheiligten Zuschauer, sich bei Zeiten eine feste Grundlage für sein Urtheil über italienische Zustände und Hoffnungen zu bilden, und dieß geschieht am besten durch nüchterne Erwägung gesellschaftlicher Momente, welche im Geschrei des Tages wenig beachtet, doch wesentlichen Einfluß

üben werden auf die zukünftige Gestaltung dieses schönen Landes. Ich will daher für die Leser der historisch-politischen Blätter einige derselben vom letzten Halbenjahre zusammenstellen, die meines Wissens in der deutschen Presse noch wenig oder gar keine Beachtung gefunden haben. Als ich Ihnen im October von der Brenta schrieb, daß jedes deutsche Gemüth sich unsanft berührt fühle, daß im ungemessenen Reformjubel der Italiener kein leises Wort laut werde für einen wohlhabenden Bauernstand, als Gewicht gegen das Proletariat und Grundlage aller bürgerlichen Freiheit und nationalen Kräftigung, dachte ich nicht daran, daß mir sobald aus den Reihen der Italiener selbst ein wichtiger Zeuge für meine, in dem lombardisch-venetianischen Königreiche gesammelten Beobachtungen zu Hülfe kommen würde, und es gereicht der österreichischen Regierung zur Ehre, daß sie unsern wälschen Nachbarn so viel praktischen Sinn für gesellschaftliches Wohl einzupflanzen verstand, daß er selbst im betäubenden Lärm politischer Demonstrationen nicht unterdrückt werden konnte. Mein Hülfsgenosse ist der gelehrte Giuseppe Onorio Marzuttini aus Friaul gebürtig, wo sich in älterer Zeit das deutsche und wälsche Element wechselseitig durchdrungen und ein kräftiges Geschlecht gebildet hat, welches mit der italienischen Lebhaftigkeit die deutsche Besonnenheit des Urtheils vortheilhaft zu verbinden weiß. Er ist ein noch junger Mann im kräftigsten Alter, eben so gewandt im Leben als mit der Feder, gegenwärtig Professor der Pastoraltheologie an der Hochschule zu Padua und Herausgeber des vielgelesenen Blattes: Giornale dei Parrochi ed altri Sacerdoti. Das letztere verfolgt, trotz aller Vorliebe für italienische Interessen, eine universelle Tendenz, um die Theologie mit allem Wissenswerthen im Leben zu verbinden, und besonders sind es die deutschen gelehrten Arbeiten, denen die Zeitschrift die emsigste Aufmerksamkeit widmet. Selbst aus den historisch-politischen Blättern bringt sie öfter interessante Auszüge. Diese Unparteilichkeit und Umschau im Gebiete des theologischen Wissens verdient um so mehr unsere ganze Aner-

kennung, da Marzuttini die antiken Welträume Gioberti's über die ewige Roma größtentheils zu theilen scheint, und in unseren Tagen in Italien einiger Muth dazu gehört, der Deutschen zu gedenken mit Liebe im gehässigsten Sturm der überschäumenden Hitzköpfe gegen die Barbaren. Nach einer Denkschrift, die Marzuttini unlängst veröffentlicht hat, nimmt in Italien, dem fruchtbarsten Lande von Europa, durch die unnatürliche Kluft zwischen reichen Besitzern und habelosen Bauern der Pauperismus dergestalt überhand, daß man nicht weiß, wie demselben unter den obwaltenden Umständen abgeholfen werden soll. „Eine Unzahl Menschen, durch die Bewegungen der Zeit vorwärts getrieben, finden keine Gelegenheit, ihre Arbeit nützlich anzulegen, und sind gezwungen, als Schmarotzerpflanzen auf Kosten der Gesellschaft zu leben. Daraus entwickeln sich höchst verderbliche Samen, welche unseren ganzen gesellschaftlichen Zustand reißend zu zerstören drohen. Es ist daher die Pflicht jedes ehrlichen Mannes, auf Mittel zu denken gegen diese umwälzende Krankheit, die in unserem schönen Vaterlande schnell um sich greift. Es liegt in Italien allenthalben viel unangebautes, unbenutzets und verlassenes Land, welches auf die urbarmachende Menschenhand wartet. Selbst die Regierungen haben wiederholt auf diesen Schatz aufmerksam gemacht und dessen Ausbeutung empfohlen. Es ist daher höchste Zeit, daß reiche Besitzer, Gesellschaften und besonders ganze Gemeinden mit ihren Kapitalien sich diesen weitgedehnten Oeden zuwenden, und sie für den Ackerbau und die Viehzucht ausgiebig machen. Als Bauleute dienen Arbeitlose, Ueberzählige, Umherschweifende aus den gemeinen Ständen, die man durch Versagung des Almosens dazu zwingen muß. Um sie festzuhalten, weise man sie nach ihrer Arbeitsfähigkeit in verschiedene Arbeitszweige, und binde sie durch Ehe und Familie, wenn sie nicht schon verheurathet sind. Wo eine ungesunde Gegend dieselben abschreckt, beginne der Anbau von gesunden, bereits angebauten Stellen aus, und rücke allmählig mit der Landesreinigung in die Sumpfluft hinein, welche sich nach allgemeiner Erfahrung vor dem Ackerbaue

scheu zurückzieht. Die Ansiedelung wird desto bleibender seyn, je vorsichtiger das Land Fuß für Fuß gewonnen und mit den bebauten Strecken verbunden wird. Durch ein Kapital der Unternehmer werden die Wohnungen, die Ackerwerkzeuge, das nothwendige Zug- und Weidvieh, und alle übrigen Bedürfnisse der Pflanzer angeschafft und den letztern gegen mäßige Zinse, welche mit der Verbesserung des Gutes steigen, eingehändigt. Die aus den Jahreszinsen fließenden Gelder dienen zunächst zur Verwaltung der Kolonie, sodann zur Gründung von Spitälern für Kranke und Arbeitsunfähige, zum Ersatze unvermeidlicher Schäden und Unglücksfälle, zur Erweiterung der Ansiedelung und Anlegung von Straßen, zuletzt zur Erziehung und zu andern gemeinnützigen Anstalten. Was nach allen diesen Auslagen übrig bleibt, können sich die Unternehmer als Gewinn zueignen. Der Nutzen solcher Armenkolonien springt in die Augen. Wir werden die Bettler los, die uns jetzt überschwemmen, die durch Maschinen überflüssig gewordene Menschenkraft findet angemessene Verwendung, der übermäßige Zudrang zu den städtischen Gewerben hört auf, das Land wird gesünder, schöner und einträglicher, Ströme regeln sich und die Lagunen werden zurückgedrängt. Dann erst ist Italien der Garten Europas! Wir haben bereits nachahmungswürdige Beispiele in Padua, wenn auch in kleinem Maßstabe. Die edlen Brüder Mainardi Giannantonio und Lauro, die Herren Zara und Gritti, und zum Theil auch Freiherr Testa haben auf diese Weise weite Strecken der venetianischen Sumpflandschaft einträglich gemacht. Das italische Land, das erstgeborne der Ceres und des Lyäus, sollte auf diesem Wege Mittel genug in sich finden, den fürchterlichen Folgen des einreißenden Pauperismus zu begegnen."

So weit der menschenfreundliche Professor von Padua! Dieser Vorschlag zur Verbesserung des Looses der Arbeiter, ausgegangen von einem wohldenkenden und genau unterrichteten Italiener, ist einerseits ein vollgültiges Zeugniß gegen die Schönfärber italienischer Volkszustände, welche im Schmutze

der dortigen Landleute die Augen mit ihren Fingern so fest zudrücken, daß ein wundersam funkelndes Farbenspiel von Bauernseligkeit sie umgaukelt, andererseits leider auch ein Beweis, daß in Italien der gute Wille der Edelsten und Besten noch immer nicht hinanreichen will zur einzig wirksamen Verbesserung italischer Volkszustände, einem freien Bauernstande auf eigener Scholle, dem fruchtbarsten Boden echter, thatkräftiger Vaterlandsliebe. Denn Marzuttini hält am bisherigen Zustande italienischer Bauern selbst in den Armencolonien fest, und erklärt die Unternehmer solcher Anlagen für die Eigenthümer des dadurch gewonnenen und angebauten Landes. Ja durch die angedeutete Steigerung des Pachtzinses mit der steigenden Wohlfahrt der Ansiedelung nimmt er die in Italien für's Volk so verderblichen prekären Pachtkontrakte offen in Schutz, und leitet die Frucht der Arbeit und des Fleißes auf ganz willkührlichem Wege in den Säckel der Kapitalisten, so daß der arme Pflanzer wenig mehr davon hat, als die kümmerlichste Fristung seines mühevollen Daseyns. Dadurch bekommt der an sich höchst vernünftige und wünschenswerthe Plan eine Fassung, welche seine Nützlichkeit und Ausführbarkeit im Großen wieder zerstört. Der Anbau des Landes wird so lange im Argen liegen bleiben, als es nur arbeitende, und nicht besitzende Bauern gibt. Denn die Kapitalisten wagen ihr Geld nur, wenn Aussicht zu reichen Zinsen vorhanden ist, und der Menschenfleiß leistet nur dann das Unglaubliche, wenn er für sich und seine Kinder den eigenen Grund anbaut. Ein Bauer an der Brenta, den ich einst beim schönsten Tage nachlässig unter einer weißen Pappel liegen fand, antwortete auf meine Verwunderung über sein Nichtsthun: „Warum soll ich mir das Bein müde treten, das Jahr geht doch wie es will ohne Rücksicht für mich und die Meinigen. Ich habe alle Jahre gleichviel; das Mehr fällt jedenfalls in den Sack eines Andern!“ Und Joseph Freiherr von Dipauli, der Ihnen als vieljähriger Delegat von Verona und Padua bekannt ist, ein eben so feiner Beobachter als entschiedener Feind aller Uebertreibung, erzählte mir einst, er habe

im Amtswege mit einem Bauer verkehrend, ihn freundlich zur Nachgiebigkeit gegen seinen klagenden Herrn ermahnt, und von ihm die merkwürdige Antwort erhalten: „Lieber deutscher Herr! euer gutes Herz weiß nicht, was wir leiden müssen. Zwanzig Jahre sitze ich auf dem magern Gute und habe mir mit aller Sparsamkeit nie so viel erobert, daß ich meine armen Würmer hätte sogleich taufen lassen können. Die liebste kleine Maus Marietta hat noch dieses Jahr vier Tage ungetauft liegen müssen, bis sich eine alte Base erbarmte und mir das Taufgeld schenkte. Weil man bei uns so schwer zum Sacramente kommt, kann auch die Geduld nicht weit her seyn." Aus diesem Grunde liegt auch so viel Boden im schönen Italien wüste. Keine Regierung, selbst kein großmüthiger Fürst mit reichen Kapitalien, kann den Reiz des Eigenthums und die wunderbaren Folgen des Besitzes im freien Bauer zur Urbarmachung des Landes entbehren, und wenn so viele Unternehmungen dieser Art gänzlich mißlingen, so ist die Ursache davon größtentheils im Mißstande besitzloser Arbeiter zu suchen.

Eben so mißlich steht es unter diesen Umständen mit der Verbesserung des Landbaus trotz der unzähligen Ackerbauakademien in jeder Stadt und jedem Städtlein. Die Theilnehmer derselben gestehen es selbst ein, daß ihre Bemühungen nicht mit dem wünschenswerthen Erfolge gekrönt werden. Deßhalb verfiel vor einigen Monaten Professor Gaiter, ein junger strebender Priester in Verona, bei seiner Aufnahme in die Ackerbau-Akademie auf einen für uns Deutsche wunderlichen Gedanken, den er ungefähr in folgenden Worten formulirt: „Die Bildung des Menschengeschlechts ging in ältester Zeit vorzugsweise von Priestern aus, welche den Ackerbau zur Grundlage humaner Sitten machten. Auf diesem Wege verschafften sich die älteren Orden Eingang bei den Völkern, und erzogen ihre Anvertrauten im fleißigen Anbau der Erde zu frommen Mitgliedern des Staats und der Kirche. Sittlichkeit und Ackerbau erschienen so innig vereinigt, daß ihre Trennung für unmöglich galt. Erst als die Geistlichen vom Ackerbau abließen, als

die Mönchsorden sich nicht mehr auf Musterwirthschaften verlegten, erhob sich Abneigung und Widerspruch gegen diese Institute, und der Unsinn von heute gegen sie findet seinen Grund oder seine Beschönigung vorzüglich in dieser Ausartung der Clerisei von ihrer ursprünglichen ackerbaulichen Bestimmung." Der gutmüthige Redner appellirt sofort an den Papst, von dessen weltreformirenden Bewegungen er auch die Zurückführung der Geistlichen zum Ackerbau und zu Musterwirthschaften erwartet, weil Pius dem Neunten alles am Herzen liege, was Menschenbildung heißt. Er schließt mit dem Satze: „Wie die Pfarrer Organe der Sittlichkeit in ihrer Gemeinde sind, so müssen sie für dieselbe auch ein Beispiel werden durch die Bewirthschaftung ihrer Güter, um Alles in Allem zu seyn. Daher verdient der Kaiser unsern besondern Dank, daß er in Verona eine Lehrstelle für Ackerbau gegründet hat, welche gewiß kein Student der Theologie unbesucht lassen wird." Fast möchte man aus dieser warmen Theilnahme für die ackerbaulichen Interessen vermuthen, der Herr Professor sei zum Lehrer des Ackerbaus ernannt, und habe von Amtswegen sein Fach so ernstlich in Schutz zu nehmen. Aber mit nichten! Gaiter ist Professor der Philologie und Weltgeschichte, und trotz dieses engen Verkehrs mit den edleren Musen nüchtern genug, der Erwerbseite des Lebens so begeistert das Wort zu reden. Leider erinnert seine Ansicht, die allerdings ein Weizenkorn von Weisheit enthält, in der unpraktischen Fassung an Cola Rienzi's und Gioberti's Versuche, das klassische Alterthum mit seiner Weltherrschaft in den Adern der heiligen Weltstadt Rom pulsiren zu lassen, und aus dieser barocken Vorstellung die Grundsätze der Gegenwart abzuleiten.

Zuvörderst ist die Geistlichkeit, besonders in der Lombardie, seit der Spoliation durch die Franzosen, keineswegs so reich an Land und Gut, um mit ihren Musterwirthschaften an die Spitze der ackerbaulichen Bewegung zu treten. Sodann leidet sie unter den nämlichen Mißständen, welche den Ackerbau in Italien aus Ermangelung eines wohlhabenden und freien

Bauernstandes niederhalten. Selbst wenn der Herr Professor den einzig vernünftigen Ausweg eingeschlagen hätte, der Geistlichkeit anzumuthen, daß sie mit dem ewigen Baurecht ihrer Arbeiter als Beispiel für die übrige Welt vorausgehe, wäre, falls sein Vorschlag angenommen würde, nur ein kleiner Anfang gemacht, wofern die reichen Besitzer, Fürsten und Corporationen, besonders die wohlthätigen Stiftungen zögerten, die nämliche Bahn zu betreten. Ja wir zweifeln mit Grund, ob sich die überschwänglichen Hoffnungen auf Pius. des Neunten in dieser Hinsicht verwirklichen werden, weil es kaum glaublich ist, daß es in seinen Absichten liegen könne, die Geistlichen zu Ackerbauern und Musterwirthschaftern zu machen, in vielen Fällen gewiß zum Nachtheil ihrer geistigen Lebensaufgabe. Indeß beweisen alle diese Vorschläge, welche ruhige Italiener Utopien zu nennen pflegen, das Mißgefühl, welches die in sich kräftige, nach Verbesserung ihrer Zustände ringende Nation gegenüber der Ungleichheit zwischen Besitzenden und Habelosen empfindet, um so mehr, da Marzuttini unverholen eingesteht, daß der Proletarier sich mit echtkommunistischer Gelehrigkeit über alle Gewissenszweifel bereits hinausgesetzt hat, und in scheinbarer Berechtigung als Schmarotzerpflanze wuchert.

Den Folgen dieses uralten Mißstandes im fruchtbarsten und bodenreichsten Theile Europas zu steuern, ist nur die Kirche mit ihren menschenfreundlichen Lehren und Beispielen thätig auf eine so konsequente und unermüdliche Weise, wie wir es kaum in einem andern Lande wahrnehmen. Popularität, priesterliche Amtstreue, Fürstenachtung wird in Italien vorzugsweise und oft fast ausschließlich nach der Stellung bemessen, welche die Höhergestellten zum armen Volke einnehmen, und einer gewissen Schaustellung in dieser Hinsicht oft im scheinbaren Widerspruch mit der christlichen Bescheidenheit kann Niemand ausweichen, der im Volke wurzeln und gedeihen will. Unter hundert Predigten, Hirtenbriefen, Erbauungsschriften findet sich kaum eine, wo das Kapitel von der nothwendigen Barmherzigkeit gegen die Armen nicht dringend besprochen würde.

Selbst der Ruf der Heiligkeit hängt von diesem Herabsteigen zum Volke weit mehr ab, als von scharfer Erwägung der übrigen Erfordernisse eines heiligen Lebens. Daher stammen die unermeßlichen Stiftungen, die Mittermeier so bewundert hat, ohne sie als Schuld der Besitzer an die Arbeiter in kirchlicher Nöthigung aufzufassen. Dadurch wurde es möglich, daß in Italien, wo die Masse der Besitzer klein ist, im Vergleiche mit den endlosen Reihen habeloser Menschen, bisher so wenig eigentliche Volksaufstände gegen die Reichen als solche vorgekommen sind. Es lohnt sich der Mühe, einige dieser lobenswürdigen Bestrebungen in letzter Zeit Ihren Lesern vorzuführen. Es war in der ersten Hälfte des Mais des Jahres 1847, wo die Bevölkerung von Verona in eine Bewegung gerieth, wie sie sonst kaum einzutreten pflegt, wenn vor dem südlich lebhaften Volke eine Sängerin Furore macht. Nicola Mazza stand im Hintergrund als Flehender für seine menschenfreundlichen Institute, ein freiwillig armer Priester, welcher sogar seinen geringen Professorgehalt freudig dem schönen Zwecke aufopfert. Dadurch erhielt der Ruf: „Misericordia per amor di Dio!" erst den rechten Nachdruck für die Herzen der Veroneser. Am 7. und 14. Mai traten mehr als zweitausend Sänger und Tonkünstler unentgeltlich im großen Bürgerpallaste Bra zu musikalischen Abendunterhaltungen zusammen, um die Eintrittsgelder den Instituten des Mazza zuzuwenden. Tausende von Gulden gingen ein, indem die Einwohner der reichen Stadt wetteiferten, die Einnahme ausgiebig zu machen theils durch persönliches Erscheinen, theils durch Abnahme von Eintrittskarten. „Daraus sieht man in der That, daß Verona eine wahrhaft königliche Stadt ist!" bemerkte wohlgefällig ein anwesender Italiener.

Am Ende erscholl unter ungeheuerm Jubel die berühmte Hymne von Rossini auf den Papst als Beweis des Gegentheils für gewisse Blätter, welche den Oesterreichern in der Lombardie die Rolle zutheilen, den Enthusiasmus für den Papst zu dämpfen. Auf allen Briefblättern prangt noch zur Stunde das

Bildniß des Papstes, die Sacktücher tragen sein Porträt mit langen Zeilen seines Ruhmes, die Bettler auf den Straßen singen unbeirrt Nachklänge der Musik, die den Reformator Italiens rauschend begrüßt. Nur wenn Schüler statt den Cornelius Nepos zu studiren Weltgeschichte machen wollen, meint die österreichische Polizei, es sei nicht ganz zweckmäßig, und verfährt dabei mit einer Milde, vor der die klatschhaften Correspondenzen nur selten zu reden sich bewogen fühlen. Ueberhaupt gestattet die Regierung selbst der Uebertreibung eine größere Freiheit, als man jenseits der Berge zu glauben geneigt ist. Man erstaunt in der That, in einem censurirten Zeitblatte unbeschnitten folgende Tiraden Gioberti's zu lesen: „Mein Rom begreift nicht bloß das christliche neue Rom, sondern auch das antike mit seinem gemäßigten Heidenthum, welches ein Abriß, oder besser die Maske (larva) des Christenthums war, Fußgestell und Vorrichtung der neuen Roma. Das Kapitol ist noch immer die Feste der Nationen, die Kaiser und Könige der Welt sind die Prokonsuln des lateinischen Volkes und Senates, und das Genie des Julius Cäsar regiert bis auf den heutigen Tag von Rom aus die Loose der Welt!“ Nicht minder bedenklich würde die Censur einiger deutscher Länder die formlose Rede des Generalvikars von Sarsina über die Monsterverschwörung in Rom gefunden haben, und doch ist sie in ihrer ganzen Ausdehnung zu lesen im Giornale dei Parrochi und andern Zeitungen der Lombardie. Darin herrscht fast durchgängig eine maßlose Uebertreibung, die in allgemeinster Fassung und Verdächtigung selbst dem guten Geschmacke anstößig erscheinen muß. „Gegen die schönsten und unschuldigsten Hoffnungen Italiens“, heißt es unter anderem, „wurde eine gotteslästerliche Bosheit angezettelt. Stimmen wurden in Rom laut von Verrath, Metzelei, Trauer, Mord. Selbst das theuerste Leben des Papstes schwebte in Gefahr, die Wonne des Menschengeschlechts. Die ruchlosen Verschwörer eiferten gegen das Wort „„Verzeiht““ aus dem

Wunde Christi am Kreuz in der Amnestie des Papstes, dieses zweiten Jeremias nach der traurigsten babylonischen Gefangenschaft. Anathema gegen Jeden, der die Waffen der Ehre kehrt gegen Pius den Neunten. Gott hat unseren Fürsten und Vater erlöst aus den Pfeilen der Diener der Hölle die gegen uns bewaffnet sind!" So ging es in der ganzen Rede fort mit unverkennbarem Anspiel auf Oesterreich, welches damals als eingebildetes Hinderniß italienischer Freiheit in erster Reihe gegen Pius aufgestellt wurde. Wir können der österreichischen Regierung nur Glück wünschen zu dieser Mäßigung, dem sichersten Zeichen von Kraft und Rechtsgefühl, denn solche Vorkommnisse, weise geduldet, verwandeln sich nachgerade in die schönsten Beweise redlicher deutscher Herrschaft an den Ufern des Po.

Von diesem kurzen Abschweife kehren wir wieder zu den schönen Erscheinungen italienischer Wohlthätigkeit zurück. Die freundliche Stadt Vicenza inmitten ihrer grünen Hügel und Waldungen genoß seit langer Zeit durch die vereinte Großmuth von Priestern und Laien treffliche Anstalten für Arme, Kranke, Verwaisete, herabgekommene Edelleute und für die erste Bildung der Kinder. Nur gewisse verlassene Knaben wanderten noch durch die Stadt, Berechini genannt, im ekelsten Schmutz, insolent und dreist, ohne besondere Theilnahme von irgendwem zu genießen, lebend von Almosen, das sie durch Schreien erobert, mit süßen Worten erschwätzt, oder von minder vorsichtigen Wanderern erpreßt oder durch Diebstahl gewonnen hatten; dabei gewissen Lastern unterthan ohne Scham und Scheu. Der Kanonikus Luigi Fabris, ein stiller Menschenfreund aus einem achtbaren Hause, nahm sich dieser Umschweiflinge an als Vater und Freund, öffnete aus seinem väterlichen Erbe ein schönes Haus zu ihrer Unterkunft, und erzog sie in demselben mit aufopfernder Liebe, bis sie in seiner Pflege taugliche Mitglieder der Gesellschaft geworden waren. Das Institut besteht nun schon seit zehn Jahren, und gewinnt mit jedem Jahre

größere Ausdehnung, und auch andere unverbesserliche Knaben, die eine Last der Familien sind, finden darin Aufnahme. Sie lernen daselbst christliche Sitte, im Falle der Fähigkeit die Anfänge der Wissenschaft, je nach Anlage und Bedürfniß Handwerke und andere Arbeiten. Der Stifter weiß mit wundersamem Zauber selbst die widerspenstigsten Knaben in kurzer Frist zahm zu machen. Die Anstalt erhielt im Jahre 1840 die landesfürstliche Bestätigung, und Erzherzog Rainer übernahm den Schutz derselben. Die große goldene Ehrenmünze belohnte den Stifter von Seiten des Kaisers, und Pius der Neunte erklärte sich mit einem eigenen Schreiben lebhaft für den Zweck der Anstalt.

Eine ähnliche Richtung schlugen die edlen Grafen Antonio Angelo und Marcantonio Cabanis ein, von Haus aus eben so bemittelt als edelsinnig, jetzt arm um Christi willen. Ihr ganzes Vermögen widmeten sie dem von ihnen gegründeten Institute der frommen Schulen, fast durch fünfzig Jahre im Stillen wirkend für die gefährdete und verwahrloste Jugend. Erst in unsern Tagen, nämlich im Jahre 1838, wurde ihr Unternehmen von der weltlichen und geistlichen Obrigkeit anerkannt und gewann größere Ausdehnung. Die genannten Grafen traten mit gleichgesinnten Freunden, die sämmtlich Priester sind, in ein freiwilliges Bündniß mit einfachen Gelübden zusammen zum unentgeltlichen Unterrichte der Jugend, die in Venedig mehr, als in jeder andern Stadt des lombardisch-venetianischen Königreiches der sorgsamsten Pflege bedarf, wenn sie in den schmutzigen Winkeln, die sämmtlich an großer Uebervölkerung und allen sie begleitenden Lastern leiden, nicht verkümmern soll. Die Priester der frommen Schulen leben gemeinschaftlich nach eigenen Regeln, die der Papst bestätigt hat. Ihre Thätigkeit beschränkt sich nicht bloß auf Unterricht, sondern auf die gesammte Erziehung, und besonders auf liebevolle Einhülfe verwahrloster Kinder in einen bestimmten Lebensberuf. Knaben von zartestem Alter werden in Pflege genommen, jetzt ungefähr dreihundert, welche theils im Hause der

Lehrer wohnen, theils den Tag daselbst zubringen. Man begleitet sie auf allen Wegen, überwacht ihre Unterhaltungen, ihren Gottesdienst, selbst ihre häuslichen Verhältnisse. Almosen und jede Art der Unterstützung macht es Talentvollen möglich, in höhere Studien einzutreten. Selbst Mädchen sind vom Unterrichte nicht ausgeschlossen. Papst Pius der Neunte nahm sich auch dieser zarten Pflanze mit der schönen Begeisterung seines für's Menschenwohl glühenden Herzens an, und ermuthigte die frommen Priester zur Ausdehnung ihres Institutes, und der Kardinalpatriarch von Venedig wendete demselben die werkthätigste Sorgfalt zu. So blüht es jetzt vielversprechend auf, und die in freiwilliger Armuth lebenden Priester erbauen selbst solche, welche in der Regel keine Freunde geistlicher Genossenschaften sind. Wer sich über das Institut der frommen Schulen zu Venedig genauer unterrichten will, findet vollständige Belehrung im Büchlein, welches den Titel führt: Notizie intorno alla fondazione della congregazione della Scuole di carità. Venezia."

Ein anderer Wohlthätigkeitszweig ganz eigenthümlicher Art verdankt seine Entstehung der steigenden Noth des armen Volkes in unseren Tagen, wo die Theurung der Lebensmittel die dürftigen Zustände doppelt drückend macht. Im Jahre 1833 standen in Paris drei Studenten auf mit dem Vorsatze, den Leiden des gemeinen verlassenen Volkes Erleichterung zu verschaffen. Andere Schüler schlossen sich ihnen mit dem schönen Eifer der Jugend an, Arzneikundebestudirende, Juristen, polytechnische Zöglinge, Kadetten, junge Offiziere, und zogen Beamte, Deputirte, Generale nach, welche alle, vom Geist der Liebe und der Religion beseelt, in die Wege der Armen eingingen. Sie geben Almosen nach Vermögen, besuchten die verlassenen Mitmenschen in ihren faulen Löchern, trösteten die Familien, nahmen sich der Gefangenen, der Kranken, der älternlosen Kinder an mit Zuspruch und Geld, und suchten für müssige Kräfte Arbeit und Unterkunft. Daraus erwuchs allmählig eine geordnete [illegible]schaft unter einem vorsitzenden Geistlichen nach der [illegible]

Bischofs. Die Mitglieder theilten sich in werkthätige Arbeiter und geldbeisteuernde Mitgenossen, welche sich von Zeit zu Zeit in eigene Conferenzen vereinigten, um die Geschäfte der Versammlung zu berathen, und zum Besten der Hülfsbedürftigen in's Leben treten zu lassen. Im Jahre 1841 wurde auch zu Rom eine solche Congregation gebildet nach dem Muster der Pariser zum unberechenbaren Vortheile des ärmsten Volkes in der Stadt. Die Theilnehmer an derselben versammeln sich allwöchentlich einmal im bereitwillig zu diesem schönen Zwecke eingeräumten Pallaste des Herzogs von Bracciano, und bestehen größtentheils aus Laien, deren vorherrschender Grundsatz es ist, dem Elende an Ort und Stelle zu begegnen, und nach genau erhobenen Verhältnissen der Armen Unterstützung, Lehre, Trost zu spenden. Deßhalb wandern eigene Mitglieder in den Hütten der Armuth umher, und jedes Geldgeschenk wird eigenhändig überreicht, um dadurch Einfluß auf das Leben zu gewinnen. Eine freundliche Zusprache über Religion, Sittlichkeit, Menschengüte und wahres Familienglück darf dabei nie fehlen. Die Mitglieder des Bündnisses selbst zeigen sich besonders eifrig in allen christlichen und gottesdienstlichen Uebungen, um das Feuer der christlichen Liebe auf sich herabzuflehen, und die reinste Theilnahme für fremdes Unglück recht lebendig zu erhalten. Selbst die ersten Kardinäle der Kirche und die Fürsten der Stadt Rom senden ihre Geldbeiträge an den Verein. So war es ihm möglich, im abgelaufenen Jahre zur Zeit der grimmigsten Theurung und Noth namenlose Leiden zu mildern. Er führt im Andenken an den großen Wohlthäter Frankreichs den Titel: „Gesellschaft des heiligen Vincenz von Paulus."

Ihm zur Seite geht das sogenannte fromme Werk des heiligen Rafael, welches von den berühmten Brüdern Grafen Passi von Bergamo in vielen Städten Italiens gegründet, auch in Rom unter dem besonderen Schutze des bekannten Kardinals Mezzofanti Eingang fand. Die Theilnehmer nehmen sich der verwahrlosten Knaben des armen Volkes an, die ohne fremde Hülfe, ohne Zucht und religiöse Bildung aufwachsen. Die

letztern werden nach den Bezirken in bestimmte Abtheilungen gesondert, und von eigens hiezu bestellten Mitgliedern überwacht, daß sie sich auf die Schule, auf Arbeit und Handwerk, und besonders auf fleißige Theilnahme am christlichen Unterricht verlegen, und durch geeignete Unterstützung dafür gewonnen werden. Im August 1847 hielt der sprachenkundige Schutzherr eine feierliche Versammlung aller Mitglieder am Feste des des heiligen Rafael, wobei hundert und dreißig Knaben erschienen, und durch ihre gute Haltung die segenreiche Wirkung des Vereins beurkundeten.

Auch die Kleinkinderwartanstalten finden in Italien immer größere Verbreitung, so sehr sich anfangs die Abgeschlossenheit der italienischen Familie dagegen sträubte. Der höchst achtungswerthe Menschenfreund, Ritter Ferrante Aporti, hat darüber einen Nachweis geliefert, den ich Ihnen im Auszuge mittheile. Demselben zufolge bestehen gegenwärtig auf der Halbinsel hundert und neunundsechszig Kleinkinderwartanstalten (asili infantili), neunundfünfzig in der Lombardie, zweiundzwanzig im Gebiete Venedigs, zweiundvierzig in Piemont, neun in Parma, zwei in Luca, zweiundzwanzig in Toscana, einundzwanzig im Kirchenstaat, zwei in Neapel, vier in Triest und dem angränzenden Küstenstrich, drei im Schweizerantheil wälscher Zunge, zwei im wälschen Tirol. Aus dieser Ausdehnung Italiens geht eine stillschweigende Berechnung der wälschen Sprachgränze hervor, die mitunter als Zeichen der Zeit nicht unbeachtet bleiben darf. Denn sie könnte leicht eine merkwürdige Bedeutung bekommen, wenn der in der Schweiz obsiegende Radikalismus auch in Italien zur günstigen Gelegenheit seine unbehinderten Ansätze machen kann: In den obgenannten Kleinkinderwartanstalten finden 19,000 Kinder Unterkunft unter 319 Lehrerinnen und 800 besuchenden Frauen, so daß 59 Kinder unter einer Lehrerin zu stehen kommen.

Durch diese, fast durchgängig vom kirchlichen Geiste getragenen Anstalten ist es bisher in Städten gelungen, dem

Andrang der äußersten Armuth und ihren verderblichen Folgen zu wehren. Sogar auf dem Lande zwingt die Noth zu Stiftungen, deren Absicht eben so klug berechnet als heilsam verwirklicht ist. Man fängt an, sogenannte Almosenämter zu gründen, um der Verwilderung vorzubeugen, welche stets im Gefolge tiefer Armuth zu seyn pflegt. So hat ein reicher Mann, welcher im Jahre 1840 zu Soligo in der Nachbarschaft von Leneda starb, im ersteren Orte ein Kapital niedergelegt, das sich durch fortwährende Beiträge mehrt, um den Kranken der Gemeinde, welche ganz hülfelos sind, alle nöthigen Bedürfnisse zu bestreiten, und insbesonders den dürftigen Familiengliedern eine warme Wollbekleidung für den Winter anzuschaffen. In Torreselle machte der Priester Coppetti eine Stiftung von jährlichen 336 Zwanzigern, damit der Pfarrer des Ortes sie unter die dürftigsten Armen austheilen kann. Im Ganzen sind jedoch solche Erscheinungen auf dem Lande viel seltener, als in den reichen Städten, und mit jedem Jahre drängt sich dem unbetheiligten Menschenfreunde die Ueberzeugung immer mehr auf, daß der ohne alle Frage große Wohlthätigkeitssinn auf die Länge nicht mehr ausreichen kann gegen die steigende Fluth der besitzlosen Bevölkerung, und daß diesem Uebel einzig und allein durch die Gründung eines festen und verläßlichen Bauernstandes abgeholfen werden kann. Es liegt daher ein Funke von Gefühl der Zeitbedürfnisse in der Forderung des radikalen Volkstribuns an den Papst, daß der Agro romano kolonisirt werden sollte. Ciceruacchio hat hierin ein Parallele im deutschen Bauernkriege, an die er sicherlich nicht gedacht hat. Hormayr erzählt nämlich in seiner goldenen Chronik von Hohenschwangau, daß Gaismayr, das Haupt der aufständischen Tiroler, vom damaligen Landesfürsten, Erzherzog Ferdinand, nachherigen deutschen Kaiser, forderte, daß er die Etschsümpfe austrocknen lasse, die jedoch, wie die Moore um Rom, bis auf dem heutigen Tage öde liegen. Denn auch die willigste Regierung kann Unternehmungen dieser Art nur dann an's glückliche Ende führen, wenn die reichen Besitzer und

Corporationen, denen die öden Gründe gehören, ernstlich mitwirken. Aber nach der allgemeinen Erfahrung wollen diese nur allzu gern den reichen Eierstock ohne Henne genießen, die freilich nur austragen kann, und machen die Regierung für ihre eigene Habsucht verantwortlich. Ist die wälsche Nation entschlossen, einen wahrhaften Bauernstand auf eigener Scholle zu gründen, so wird die Urbarmachung des Agro romano und der Maremmen unter einer so wohlwollenden Regierung, wie die Pius des Neunten ist, nicht mehr lange auf sich warten.

XXV.

Ein neues Buch und ein Blick in die neue Zeit und ihre Zukunft.

Erster Artikel.

Der Blick in die Gegenwart.

(Schluß.)

Die Mystik ist, wie die Natur der Sache lehrt, mit der Kunst, und insbesondere mit der Poesie nahe verwandt. Der Gegensatz zur klaren, dialektischen Erkenntniß, daß Intuitive, Bildliche und Symbolische, die Bekleidung der Ideen mit dem Gewande des Lebens ist beiden eigen. Der wesentliche Unterschied besteht darin, daß die anschauliche Ideenwelt des Mystikers sein eigenes, innerstes Leben ist, und in weiteren Stufen der Entfaltung zum realen Verkehre mit geistigen Mächten außer ihm führt; während der Dichter seine Welt mittelst der Phantasie sich willkührlich aufbaut, und das nicht unmittelbar

erfährt, was er im Geiste schaut und schafft. Wo immer in einer Zeit eine bestimmte geistige Richtung sich geltend gemacht und ihre Ideen in Umlauf gesetzt hat, nimmt auch die Poesie mehr oder weniger an der Bewegung Theil: wir haben daher auch den Einfluß zu berühren, welchen sie in unserer Zeit auf die Verbreitung antichristlicher Gesinnung genommen hat. Die Poesie hat es, was die Darstellung der Ideen betrifft, eben so wie die Mystik viel leichter, als die Philosophie. Da sie sich durch die Irrgänge der Dialektik nicht durchzuwinden braucht, und das furchtbare Veto des logischen Widerspruches nicht so zu fürchten hat, so ist sie in der Freiheit ihrer Bewegungen viel weniger beengt, als die Philosophie und die wissenschaftliche Darstellung überhaupt. Sie greift ihre Ideen nicht aus der Verkettung eines Systems, sondern unmittelbar aus den Beziehungen des Lebens heraus, wo Irrthum und Wahrheit tausendfältig ineinander fließen, und dadurch ist ihr die Freiheit gegeben, dieselben mit fremdartigen, ja entgegengesetzten Ideen zu verbinden, und dagegen aber eben so willkührlich den nothwendigen Zusammenhang einer universellen Auffassung zu zerreißen, alle Lücken und Klüfte aber mit dem Laub- und Blüthengewinde der schaffenden Phantasie zu überranken, ohne deßhalb in sich selbst sich aufzulösen oder aufzuhören, Poesie zu seyn. Es ist daher leicht erklärlich und ganz natürlich, daß die Belletristen, nachdem sie den Unglauben und Haß wider das Christenthum aus den wissenschaftlichen Bestrebungen ihrer Zeit in sich gesaugt hatten, dem mühsamen Gange der Wissenschaft voraneilten und die Consequenzen derselben lange vorher anticipirten. Was aber in der That unser Erstaunen erwecken muß, ist: daß bereits vor dreißig Jahren ein Dichter außerhalb Deutschland da sich aufgestellt, wo heut zu Tage die deutsche Philosophie angelangt ist. Jene merkwürdige Nation, die in politischer Beziehung bereits im Jahre 1649 ihren Königsmord und darauf ihre Republik hatte; die in literarischer Beziehung schon im siebenzehnten und zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts ihre Kritiker und Skeptiker, ihre alte Theologie

auflösenden Theologen hatte; und alle diese zerstörenden Elemente durch eine unversiegbare Lebenskraft wieder aus ihrem Organismus ausathmete und ausschied: diese Nation hat auch einen Byron hervorgebracht. Byron hatte schon vor dreißig Jahren den Gedanken gefaßt, und in einigen seiner Dichtungen, namentlich in den so von ihm genannten Mysterien: „Kain“ und „Himmel und Erde“ durchgeführt, daß Jehovah und der Gott der Christen ein selbstsüchtiger, Alles zertretender Tyrann sei, dem unter den Geistern und Menschen nur die Schwachen, Elenden, Feigen dienen, während die edlen, schönen, kräftigen Naturen diejenigen sind,

— — die ihr ewig Seyn gebrauchen,
Keck dem allmächtigen Tyrannen schaun
In's Angesicht, um es ihm kühn zu sagen:
Sein Uebel sei nicht gut. *)

Ja sogar zum Dualismus hat er sich schon aufgeschwungen und sein Glaubensbekenntniß nicht bloß in poetischen Nebelbildern, sondern mit einer Deutlichkeit und Bestimmtheit ausgesprochen, die jeden Zweifel hierüber entfernen muß. Auf die Bitte Kains, daß Lucifer ihm seine oder Jehovahs Wohnung zeigen möge, antwortet Lucifer:

Kaum kann dein Menschengeist das Wenige,
Was ich dir zeigte, ruhig und in klare
Gedanken fassen, und du suchst das große
Zwiefache Räthsel? Die zwei Urgewalten? **)
Willst sie auf den geheimen Thronen sehn?
Staub! Zügle deinen Ehrgeiz! Denn das Schaun
Nur Ein's von jenen brächte dir den Tod!

---

*) Kain. Erster Aufzug. Erste Scene. Nach A. Böttger's Uebersetzung.

**) Im Original noch bezeichnender: „Two principles.“ Zweiter Aufzug. Zweite Scene. In der Vorrede bemerkt Byron mit der ihm eigenen Ironie: „Was die Sprache Lucifers betrifft, so konnte ich ihn unmöglich wie einen Prediger über diese Gegenstände (das künftige Leben) sprechen lassen; doch that ich, was ich konnte, ihn in den Gränzen geistiger Höflichkeit zu halten.“

erfährt, was er im Geiste schaut und schafft. Wo immer in einer Zeit eine bestimmte geistige Richtung sich geltend gemacht und ihre Ideen in Umlauf gesetzt hat, nimmt auch die Poesie mehr oder weniger an der Bewegung Theil: wir haben daher auch den Einfluß zu berühren, welchen sie in unserer Zeit auf die Verbreitung antichristlicher Gesinnung genommen hat. Die Poesie hat es, was die Darstellung der Ideen betrifft, eben so wie die Mystik viel leichter, als die Philosophie. Da sie sich durch die Irrgänge der Dialektik nicht durchzuwinden braucht, und das furchtbare Veto des logischen Widerspruches nicht so zu fürchten hat, so ist sie in der Freiheit ihrer Bewegungen viel weniger beengt, als die Philosophie und die wissenschaftliche Darstellung überhaupt. Sie greift ihre Ideen nicht aus der Verkettung eines Systems, sondern unmittelbar aus den Beziehungen des Lebens heraus, wo Irrthum und Wahrheit tausendfältig ineinander fließen, und dadurch ist ihr die Freiheit gegeben, dieselben mit fremdartigen, ja entgegengesetzten Ideen zu verbinden, und dagegen aber eben so willführlich den nothwendigen Zusammenhang einer universellen Auffassung zu zerreißen, alle Lücken und Klüfte aber mit dem Laub- und Blüthengewinde der schaffenden Phantasie zu überranken, ohne deßhalb in sich selbst sich aufzulösen oder aufzuhören, Poesie zu seyn. Es ist daher leicht erklärlich und ganz natürlich, daß die Belletristen, nachdem sie den Unglauben und Haß wider das Christenthum aus den wissenschaftlichen Bestrebungen ihrer Zeit in sich gesaugt hatten, dem mühsamen Gange der Wissenschaft voraneilten und die Consequenzen derselben lange vorher anticipirten. Was aber in der That unser Erstaunen erwecken muß, ist: daß bereits vor dreißig Jahren ein Dichter außerhalb Deutschland da sich aufgestellt, wo heut zu Tage die deutsche Philosophie angelangt ist. Jene merkwürdige Nation, die in politischer Beziehung bereits im Jahre 1649 ihren Königsmord und darauf ihre Republik hatte; die in literarischer Beziehung schon im siebenzehnten und zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts ihre Kritiker und Skeptiker, ihre alte Theologie

auflösenden Theologen hatte; und alle diese zerstörenden Elemente durch eine unversiegbare Lebenskraft wieder aus ihrem Organismus ausathmete und ausschied: diese Nation hat auch einen Byron hervorgebracht. Byron hatte schon vor dreißig Jahren den Gedanken gefaßt, und in einigen seiner Dichtungen, namentlich in den so von ihm genannten Mysterien: „Kain“ und „Himmel und Erde“ durchgeführt, daß Jehovah und der Gott der Christen ein selbstsüchtiger, Alles zertretender Tyrann sei, dem unter den Geistern und Menschen nur die Schwachen, Elenden, Feigen dienen, während die edlen, schönen, kräftigen Naturen diejenigen sind,

— — die ihr ewig Seyn gebrauchen,
Keck dem allmächtigen Tyrannen schaun
In's Angesicht, um es ihm kühn zu sagen:
Sein Uebel sei nicht gut. *)

Ja sogar zum Dualismus hat er sich schon aufgeschwungen und sein Glaubensbekenntniß nicht bloß in poetischen Nebelbildern, sondern mit einer Deutlichkeit und Bestimmtheit ausgesprochen, die jeden Zweifel hierüber entfernen muß. Auf die Bitte Kains, daß Lucifer ihm seine oder Jehovahs Wohnung zeigen möge, antwortet Lucifer:

Kaum kann dein Menschengeist das Wenige,
Was ich dir zeigte, ruhig und in klare
Gedanken fassen, und du suchst das große
Zwiefache Räthsel? Die zwei Urgewalten? **)
Willst sie auf den geheimen Thronen sehn?
Staub! Zügle deinen Ehrgeiz! Denn das Schaun
Nur Ein's von jenen brächte dir den Tod!

*) Kain. Erster Aufzug. Erste Scene. Nach A. Böttger's Uebersetzung.

**) Im Original noch bezeichnender: „Two principles.“ Zweiter Aufzug. Zweite Scene. In der Vorrede bemerkt Byron mit der ihm eigenen Ironie: „Was die Sprache Lucifers betrifft, so konnte ich ihn unmöglich wie einen Prediger über diese Gegenstände (das künftige Leben) sprechen lassen; doch that ich, was ich konnte, ihn in den Gränzen geistiger Höflichkeit zu halten.“

Byron war seiner natürlichen Anlage nach ein poetisches Genie ersten Ranges, und der moralischen Entwickelung nach, die er sich selbst gegeben hatte, ein vollendeter dämonischer Mystiker. Sein Haß gegen Gott und seine Neigung für den von ihm gefeierten Lucifer war nicht bloß von Außen angeeignet, nicht bloß ein poetischer Griff oder eine einstudierte Attitüde, sondern etwas in seiner Seele Wurzelndes und sein innerstes Wesen Erfüllendes. Seine literarischen Produkte sind nur der Ausdruck und Erguß dieses Wesens, in welchen dichterische Anschauung und dämonische Inspiration sich mit einander verschmelzen. Wir wissen nicht, in wie ferne es begründet ist, was von ihm erzählt wird, daß er sich für eine Emanation des Satans hielt; indessen widerspricht dieser Sage weder seine Lebensweise noch das Bild, das uns aus seinen Werken entgegentritt. Die deutsche Belletristik unserer Tage schlägt dieselbe Bahn ein, jedoch in verschiedenem Ausgang und mit ungleichen Kräften. Die deutschen Poeten empfingen ihre Weihe unmittelbar aus den Händen der Philosophen. Die Philosophie Hegels war es, welche die Muse des Hasses in ihnen wach rief, und nur der kürzere und leichtere Weg der Dichtung war die Ursache, daß sie der Lehrmeisterin bald voranliefen, und in wohlklingenden Versen und wohlgestellter Prosa das Geheimniß verkündigten, das jene noch in ihrem Busen verbarg und nur schüchtern andeutete. Nachdem die echten Schüler Hegels das philosophische Meeting gereinigt und Jeden, der sich ihnen zu widersetzen wagte, von den Hustings herabgehöhnt hatten, dehnten sie ihren Terrorismus auch auf das ästhetische Gebiet aus. Die christliche Poesie war schon längst vogelfrei erklärt; aber auch der Romantik, weil sie noch so vielen christlichen Stoff in sich trug, ward nun gleiches Schicksal bereitet, und jeder Dichter, der nur von fern eine romantische Tonart anschlug, war sicher, entweder völlig ignorirt, oder nach Umständen geächtet zu werden *). Wer immer

*) Feuerbach erklärte in Verhinein jeden Dichter für ehrlos, der es

vor dem Areopag der tonangebenden Kritik Gnade finden wollte, mußte einige Stanzen gegen das Christenthum, oder doch gegen den Katholicismus losgelassen, oder wenigstens durch einige Reime, wie die bekannten Herwegh'schen „Peter" und „Zeter" sich als Dichter der Neuzeit legitimirt haben. Hatte er aber diese Legitimation beigebracht, so konnte er bei aller Mittelmäßigkeit seines Talentes oder seiner Leistung mit Zuversicht auf den tröstlichsten und ermunterndsten Beifall rechnen. So kam es, daß zur Stunde fast unsere ganze deutsche Poesie dem Antichristianismus verfallen ist. Mancher jugendliche Musenjünger stimmt nur deßhalb die Weise des Tages an, weil er beachtet und gelesen seyn will; denn welche schrecklichere Versuchung kann über einen jungen Dichter kommen, als die Gefahr, daß Niemand seinen Liedern und Gesängen zuhorche. Mancher folgt gedankenlos dem Zuge der großen Menge und bleibt dabei im Herzen dem plattesten, aller Poesie tödtlichsten Rationalismus so sehr ergeben, als es nur immer ein Klassiker der Zopfperiode seyn konnte. Mancher Andere findet in der Irreligiosität das bequeme Feigenblatt, die Blöße seiner ganz gemeinen Liederlichkeit zu bedecken. Es gibt aber auch Manchen darunter, der es mit der Poesie der Empörung wider Gott ganz ernst und innerlich nimmt, und mit aller Entschiedenheit der Gesinnung in jene dämonisch-mystische Strömung hineinsteuert, die der große brittische Vorläufer vorgezeichnet

---

in Zukunft wagen würde, christliche Ideen auch nur als poetischen Apparat oder um der Form willen anzuwenden, und spricht in seiner Vorrede zu dem „Wesen des Christenthums" diesen Verruf in den schnödesten und maßlosesten Ausdrücken aus: „So ist vor Allem incurabel die Venerie, die Lustseuche der modernen Frömmler, Dichter und Schöngeistler, welche, den Werth der Dinge nur nach ihrem poetischen Werthe bemessend, so ehr- und schamlos sind, daß selbst auch die als Illusion erkannte Illusion, weil sie schön und wohlthätig sei, in Schutz nehmen, so wesen- und wahrheitlos, [illegible] sie nicht einmal mehr fühlen, daß eine Illusion nur so lange ist, so lange sie für keine Illusion, sondern für Wahrheit gilt.

hatte. Wir können hier in keine nähere Scheidung und Charakteristik dieser verschiedenen Klassen eingehen, auch keine Namensliste entwerfen. Der bei weitem größte Theil der jetzt lebenden deutschen Dichter, deren Namen Klang und Cours hat bei dem großen Publikum, zählt dazu, und — was noch keine Zeit erlebte — es finden sich darunter sogar Frauen, welche, die heiligsten Vorrechte und Vorzüge der Weiblichkeit mit Füßen tretend, gleich schamlosen Mänaden in den von Wollust oder Lästerung trunkenen Chorus sich mengen. Nur Einen wollen wir hier nennen, der wenigstens moralisch schon zu den Todten zu rechnen ist. Wir meinen den unglücklichen, bedauernswerthen Lenau. Ursprünglich eine edle, tiefe, strebende Natur, hatte er längst Compaß und Steuerruder verloren, und trieb sich lange auf den schaukelnden Wogen der Unentschiedenheit umher. Er suchte, forschte, tastete nach allen Seiten, zweifelte und wollte doch des Zweifels los seyn, höhnte den Glauben und fühlte sich doch zum Glauben hingezogen, neigte sich aber immer mehr zu einer dem Glauben feindlichen Stimmung hin. Da schlug endlich die Stunde der Erlösung: er lief endlich in den Hafen ein, wo jeder forschende Geist und jedes müde Herz Ruhe, Trost und volle Befriedigung findet: er ward der Gesinnung nach, was er schon der äußerlichen Confession nach gewesen war: ein katholischer Christ. Doch es genügt nicht, sich einmal entschieden zu haben; es bedarf der Beharrlichkeit, damit das Samenkorn zur Frucht reife. An welcher Versuchung Lenau gescheitert ist, wissen wir nicht: wir vermuthen nur, daß es diejenige war, an welcher in ähnlichen Lagen und Verhältnissen die Meisten scheitern: die Furcht vor Demüthigungen. Damit mag es sich aber wie immer verhalten: genug; er fiel wieder ab, und die Frucht dieses Abfalles liegt in einer Dichtung, die von dem bittersten, ingrimmigsten Hasse gegen den Katholicismus überschäumt, aller Welt vor Augen. Es sind dieß: „Die Albigenser." Schon die Wahl des Stoffes ist bedeutsam. Wie er diese furchtbaren,

wahrhaft dämonischen Mystiker betrachtet, faßt er in dem Schlußgesange in folgende Worte zusammen:

> Wofür sie muthig alle Waffen schwangen,
> Und singend in die Todesfeuer sprangen,
> Was war es? trotzte hier ein klarer Blick
> In's Herz der Freiheit jedem Mißgeschick?
> War's Liebe für die heilige, erkannte,
> Die heißer als die Scheiterhaufen brannte?
> War's von der Freiheit nur ein dunkles Ahnen,
> Dem sie gefolgt auf allen Schreckensbahnen?
> Mehr nicht! — Doch soll die Edlen darum eben
> Bewunderung und Wehmuth überleben.

Allein nicht bloß den katholischen Glauben, allen Glauben, auch an die persönliche Unsterblichkeit hatte er jetzt weggeworfen. Dieß beweisen die nachfolgenden Verse, die zwar als Urtheil über Fulco, einem Freunde Rogers von Beziers, in den Mund gelegt sind, die aber ohne Zweifel die Gesinnung des Dichters selbst aussprechen:

> Er haßt uns Andern, weil wir meinen,
> Wer einen Todten liebt, soll weinen,
> Denn Sterben ist im Geist verschwinden,
> Wir glauben an kein Wiederfinden.
> Er hält am Wahn der frommen Thoren,
> Daß uns die Todten unverloren,
> Und grollt der Wahrheit kühnen Freiern,
> Die sich das Menschenloos entschleiern,
> Und keck den Blick durch heilige Nebel tauchen,
> Die hüllend über'm Abgrund rauchen.

Wie er aber zu diesen Ansichten gekommen, wie er, von entgegengesetzten Gewalten angezogen, schwankte zwischen der Liebe und dem Hasse, und endlich für den Haß, für den Cultus der Natur im Gegensatze des Christenthums sich entschied, schildert uns der Dichter in dem einleitenden Nachtgesange. Nachdem er sich lange mit Gedanken des Hasses unter dem Bilde eines blutdürstigen Tigers beschäftigt hat, und schon Hauch des Tigers in seinem Geiste spürt und schon fühlt

des Tigers wildes Blut sich durch sein Herz ergießt, schlummert er endlich ein, und träumt und irrt im Traume trüb und einsam durch eine weite Wüste. Da ertönt eine Stimme so liebevoll und vertraulich und tröstend, wie ihm noch nie ein Erdenlaut erklang; und warnt ihn, nicht den wilden Geist des Tigers zu beschwören, nicht zu seiner Herzensbraut die Natur zu wählen: denn auch ihr ist das Eden verloren; und weist ihn auf Golgotha hin:

Weltbefreien kann die Liebe nur,
Nicht der Haß, der Sklave der Natur,
Dem Dämonen in den finstern Stätten,
Mit den Waffen schmieden seine Ketten.

Der Unsichtbare hatte ausgesprochen, und:

Wieder stille war es in der Wüste,
Bis mich eine zweite Stimme grüßte,
Stark und voll und dringend klang die zweite:
„Hasse herzhaft! rüste dich zum Streite!
Liebe die Natur, die, treu und wahr,
Ringt nach Licht und Freiheit immerdar,
Wenn auch unter ihren heil'gen Füßen
Grau'n und Schmerz und Tod aufwirbeln müssen.

Waffen braucht die Welt; kein Liebeslächeln
Kann das Elend ihr von dannen fächeln,
Wär's ein Lächeln auch wie das vordem
Auf dem Kreuze zu Jerusalem.
Jener Tod hat nicht verfangen wollen,
Gott soll wieder in Gewittern grollen,
Blitze müssen in die Dächer fahren,
Schlachtgetümmel muß ihn offenbaren.

Wie die Faust einst Brand und Eisenruthen,
Muß der Geist sein Schwert, sein Feuer brauchen,
Bis die Herzen der Despoten bluten,
Und zerfallend ihre Burgen rauchen.

Ein Sturmwind rauschte, als die zweite Stimme ausgesprochen hatte; der Dichter erwacht aus seinem Traum:

Und zu singen in der stillen Nacht
Hob ich an die Albigenserschlacht.

Der geistige Kampf, den er in seinem Innern gekämpft, ist hier trotz der poetischen Einkleidung klar, lebendig und für den Psychologen ganz bezeichnet dargestellt. Der geistige Proceß hätte jetzt seinen weitern Verlauf nehmen, und von Stufe zu Stufe bis zur Verhärtung und Verstockung, und endlich zur vollendeten dämonischen Mystik fortschreiten sollen. Allein die edle Natur des Dichters vermochte sich an die Sklavenkette des Hasses und an das schwere Joch des Fluches, womit er jetzt beladen war, nicht zu gewöhnen; die mächtigen Gestalten, die er aus dem Abgrunde herbeigerufen hatte und die jetzt seine Seele umgarnten, erfüllten ihn mit Schauder und Entsetzen. Offenbar wollte er sich davon loswinden, als er ein Verhältniß anknüpfte, das mit einer ehelichen Verbindung enden sollte. Er sah ja so viele seiner Freunde und Gesinnungsgenossen wider die Kirche und den christlichen Glauben wüthen, und dabei ganz behaglich den Genüßen des Lebens sich ergeben, und Blasphemie treiben, wie man irgend eine bürgerliche Handthierung betreibt. Warum sollte er es nicht eben so gut haben? Warum sollte er dabei das Mark seines Lebens einsetzen? Sein letztes Gedicht, das in Wien in einem belletristischen Blatte erschien, war ein erotisches, und besang das Glück der Liebe, dem er sich nun ganz hingeben wolle. Aber dazu war es zu spät; sein geistiger und körperlicher Organismus war bereits untergraben. Schon nahte die Vermählung heran: da zuckte ein Blitz sengend und verzehrend durch Gehirn und Nerven, — und er war dem Wahnsinn verfallen. Die Aerzte mögen vollkommen Recht haben, wenn ihre Diagnose auf Gehirnerweichung lautet; allein dieß hindert nicht, auf den tiefer liegenden psychischen Grund, welcher diese Erweichung in ihm allmählig erzeugte, zurückzugehen. Wir weihen ihm das aufrichtigste und herzlichste Mitleiden; wie denn jede edle, schöne, von dem Schöpfer reich begabte Seele, die in dem Kampfe dieses Lebens erliegt, unser schmerzlichstes Mitgefühl erweckt. Wir richten ihn auch nicht. Nur Einer ist der Herr und Richter, und wer darf sich erkühnen, in seine verborgenen Ur-

theile einzugreifen. Was wir aber von Herzen wünschen, ist: daß vor seinem Tode — wie dieß häufig in ähnlichen Fällen geschieht — die Flamme des Geistes noch einmal in ihm auflodern, das volle Bewußtseyn noch einmal zurückkehre, und daß er in diesem lichten Zwischenraume in reuiger Erkenntniß den Anker wieder ergreife, den er von sich geschleudert hatte. Dann wäre der Wahnsinn für ihn die größte Gnade und eine wahrhaft väterliche Heimsuchung gewesen.

Was aber den Einfluß dieser Belletristik betrifft, so brauchen wir nur wieder in Kürze zwischen der gebildeten Klasse und dem gemeinen Mann zu unterscheiden. Auf die erstere, und zwar insbesondere auf die Jugend, hat sie allerdings mächtig eingewirkt. Was ist empfänglicher für Poesie, als das jugendliche Herz; und was prägt sich tiefer ein, als Ideen in dem Gewande poetischer Anschauung? Was haben wir daher von einer Generation zu erwarten, die in jenem Stadium der Bildungsfähigkeit, wo die Eindrücke am nachhaltigsten sind, fanatischen Haß wider das Christenthum in sich geschlürft hat? Und welch ein Familienleben wird die Zukunft da bringen, wo selbst schon Frauen in den dämonischen Wirbel hineingezogen wurden? Der Einfluß auf das eigentliche Volk dagegen ist bis jetzt so viel als null; denn die moderne Poesie ist ein tropisches Gewächs, das nur unter der Mittagslinie intellectueller Verfeinerung zum Gedeihen kommen konnte. Ihr größter Reiz liegt in der technischen Vollendung, in der Durchfühlung und Durchwühlung der Sprache, um sie für den musikalischen Wohllaut zu schmeidigen und ihr neue Wendungen zu entlocken. Schönheiten, die zu fein sind, als daß sie ein anderes, als ein feingebildetes Ohr vernehmen könnte, und die überdieß immer etwas von blasirter Erschöpfung an sich tragen. Eine Ausnahme davon macht Hr. Heine, — von seinen Nachahmern brauchen wir nicht zu reden — der sich gerade in entgegengesetzter Weise in der Vernachlässigung aller Form gefällt. Sein Geheimniß beruht auf der genialen Präcision, mit welcher er den anschaulichen, körnigen und prägnanten Ausdruck zu wäh-

len und dadurch die Sache abzurunden weiß, ferner in der mit Allem spielenden Ironie des Skeptikers, die in demselben Augenblicke vom Ernst zum Scherz, vom Hohen zum Niederen umschlägt und umgekehrt; während nur dann und wann, wie aus dem Krater eines Vulkans, die blutrothe Flammensäule des Hasses aufsteigt. Auch diese Reize aber liegen weder dem Verständnisse, noch dem Geschmacke des Volkes nahe. Von den rein politischen Gedichten und den Romanen, die sich im Dufte des Salons bewegen, oder durch die reine Unnatur sich auszeichnen, auch nur eine Erwähnung zu thun, wäre überflüssig; denn es bedarf keines Beweises, daß dergleichen im Volke nicht anklingt. Kurz: die antichristlichen Volksdichter sind bis zur Stunde noch nicht erschienen.

Da wir von dem Voraneilen der Belletristik gesprochen und den Namen Heine genannt haben, so können wir nicht umhin, das Zeugniß abzulegen, daß insbesondere und vorzugsweise Heine es war, der schon lange vorher den Philosophen ihren Gang theils vorgezeichnet, theils denselben vorgefühlt hatte. Der kluge, scharfsichtige Practicus hatte mit seinem Falkenblicke schon vor dreizehn Jahren gemerkt, daß es bald an der Zeit seyn werde, mit dem Philosophiren ein Ende zu machen, wenn nicht ein gefährlicher Rückschlag erfolgen und die fortgesetzte Spekulation nicht zu einem ganz andern Resultate, als zu der Vernichtung des Christenthums führen sollte. In seiner zu Paris verfaßten Abhandlung: „Zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland" beglückwünscht er die Franzosen wegen ihrer Unkenntniß der deutschen Philosophie, und ermahnt sie, sich auch in Zukunft nicht damit zu befassen, weil dieselbe in einigen Regionen des Wissens die herrlichsten Früchte gebracht, in andern aber das verderblichste Unkraut erzeugt, und namentlich sogar eine Wiederbelebung des mittelalterlichen Obscurantismus veranlaßt hat. Er schließt mit den Worten: „Wenn man solche betrübende Thorheiten aus der Philosophie emporsprossen und zu schädlichster Blüthe gedeihen sah; wenn man überhaupt bemerkte, daß die deutsche

Jugend, versenkt in methaphysischen Abstractionen, der nächsten Zeitinteressen vergaß und untauglich wurde für das praktische Leben: so mußten wohl die Patrioten und Freiheitfreunde einen gerechten Unmuth gegen die Philosophie empfinden, und Einige gingen so weit, ihr als einer müssigen, nutzlosen Luftfechterei ganz den Stab zu brechen *)." Auch den dualistischen Gegensatz zwischen dem christlichen Cultus des Geistes und dem Cultus der Natur, wie die neueste Entwickelung des Antichristianismus ihn empfiehlt, finden wir bei ihm schon sehr bestimmt angedeutet. Er unterscheidet einen Spiritualismus und einen Sensualismus, und versteht darunter jene beiden verschiedenen Denkweisen, wovon die eine den Geist dadurch verherrlichen will, daß sie die Materie zu zerstören strebt; während die andere die natürlichen Rechte der Materie gegen die Usurpationen des Geistes zu vindiciren sucht. Der nächste Zweck aller neuen Institutionen aber ist ihm die Rehabilitation der Materie, die Wiedereinsetzung derselben in ihre Würde, ihre moralische Anerkennung, ihre religiöse Heiligung, ihre Versöhnung mit dem Geiste.

Also kein Materialismus im Sinne der alten Schule, gegen welchen er auch ausdrücklich sich verwahrt; keine Läugnung des Geistes, sondern eine Versöhnung mit dem Geiste. Eine die Materie rehabilitirende Geistigkeit, welche der falschen christlichen Geistigkeit entgegengesetzt ist, und ein religiöser Cultus dieses wahren Geistes. Noch näher kömmt er der neuesten Ansicht, indem er die Grundidee des Christenthums als gnostischen Dualismus darstellt. Obgleich von der Kirche verdammt, habe der Gnosticismus dennoch auf das kirchliche Dogma einen entscheidenden Einfluß genommen. Die Gnostiker hätten nicht wie die Manichäer zwei Urwesen angenommen, sondern an die Präexistenz des guten Princips geglaubt, und die Entstehung des bösen Princips durch Emanation, durch Generationen von Aeonen erklärt, die durch die immer größere

*) S. „Der Salon von Heinrich Heine.“ Hamburg 1835. II. Band.

Entfernung von ihrem Ursprunge sich immer mehr verschlechterten. Diese Idee habe sich in der Dogmatik nur verworren, und im Cultus trübe aussprechen können; doch trete überall die Lehre von den beiden Principien hervor; dem guten Christus stehe der böse Satan entgegen; die Welt des Geistes werde durch Christus, die Welt der Materie durch Satan repräsentirt. Selbst für die Daumer'sche Apologie des Herenthums ließe sich Anregendes und Vorbereitendes nachweisen. So sagt er: „Der Nationalglaube in Europa, im Norden noch viel mehr als im Süden, war pantheistisch, seine Mysterien und Symbole bezogen sich auf den Naturdienst; in jedem Elemente verehrte man wunderbare Wesen, in jedem Baume athmete eine Gottheit, die ganze Erscheinungswelt war durchgöttert; das Christenthum verkehrte diese Ansicht, und an die Stelle einer durchgötterten Natur trat eine durchteufelte." Und später in Beziehung auf die Herenprocesse: „Diese Greuel entstanden nicht direkt durch die christliche Kirche, sondern indirekt dadurch, daß diese die altgermanische Nationalreligion so tückisch verkehrt, daß sie die pantheistische Weltansicht der Deutschen in eine pandämonische umgebildet, daß sie die früheren Heiligthümer des Volks in häßliche Teufelei verwandelt hatte." Jedoch ist alles dieß noch im pantheistischen Sinne gemeint; wie er denn überhaupt damals, seiner eigentlichen Confession nach, noch ganz Jünger Hegels war, auch was die Anerkennung des Christenthums für die Vergangenheit betrifft. Unter vielen malitiösen Hieben und Stichen kommen auch Stellen, wie die nachfolgende vor: „Das endliche Schicksal des Christenthums ist also davon abhängig, ob wir dessen noch bedürfen. Diese Religion war eine Wohlthat für die leidende Menschheit während achtzehn Jahrhunderten, sie war providentiell, göttlich, heilig. Alles, was sie der Civilisation genutzt, indem sie die Starken zähmte und die Zahmen stärkte, die Völker verband durch gleiches Gefühl und gleiche Sprache, und was sonst noch von ihren Apologeten hervorgerühmt wird, das ist sogar noch unbedeutend in Vergleichung mit jener großen Tröstung,

die sie durch sich selbst den Menschen angedeihen lassen. Ewiger Ruhm gebührt dem Symbol jenes leidenden Gottes, des Heilands mit der Dornenkrone, des gekreuzigten Christus, dessen Blut gleichsam der lindernde Balsam war, der in die Wunden der Menschheit herabrann. Besonders der Dichter wird die schauerliche Erhabenheit dieses Symbols mit Ehrfurcht anerkennen. Das ganze System von Symbolen, die sich ausgesprochen in der Kunst und im Leben des Mittelalters, wird zu allen Zeiten die Bewunderung der Dichter erregen. In der That, welche colossale Consequenz in der christlichen Kunst, namentlich in der Architektur! Diese gothischen Dome, wie stehen sie im Einklange mit dem Cultus, und wie offenbart sich in ihnen die Idee der Kirche selber! Alles strebt da empor, Alles transsubstanzirt sich: der Stein sprost aus in Aesten und Laubwerk und wird Baum; die Frucht der Aehre wird Blut und Fleisch; der Mensch wird Gott; Gott wird reiner Geist!" Freilich nennt auch Feuerbach noch die Passionsgeschichte die ergreifendste für das menschliche Herz; denn was könne auf das Herz einen größeren Eindruck machen, als das Leiden überhaupt, und insbesondere das Leiden eines Reinen und Unschuldigen lediglich zum Besten Anderer, das freiwillige, sich selbst aufopfernde Leiden der Liebe, wie denn im Allgemeinen der bessere Theil des Christenthums aus dem menschlichen Wesen, welches sich als Herz und durch das Herz offenbart, entsprungen sei. Auch ist Heine seitdem nicht stehen geblieben; sondern mit denen, welchen er den Weg zum Fortschritte anwies, selbst fortgeschritten *). Indessen offenbart sich in jener

*) In der bekannten, am Charfreitag des letztverflossenen Jahres geschriebenen Vorrede spricht er von den freudigen Götterversammlungen, welche die des Christenthums völlig entkleidete Menschheit einst feiern, und wobei vielleicht einer der Greise den schönen Enkeln erzählen werde, daß es ein Zeitalter gab, in welchem ein Todter als Gott angebetet und durch ein schauerliches Leichenmahl gefeiert wurde; wo man sich einbildete, das Brod, welches man esse, sei sein Fleisch, und der Wein, den man trinke, sei sein Blut. Es ist

Stelle noch eine solche Wahrheit und Wärme des Gefühles, ein solcher Adel des Ausdrucks, eine so echt poetische Anschauung, daß wir uns zu dem Schluße berechtigt glauben, es sei damals in demjenigen, der diese Zeilen niederschreiben konnte, noch nicht jeder Sinn und jede Empfänglichkeit für die Geheimnisse der ewigen Liebe erloschen gewesen. Jedenfalls ist diese Stelle deßhalb merkwürdig und interessant, weil sie auf das anschaulichste zeigt, wo die antichristliche Partei vor dreizehn Jahren stand, und bis wohin sie in diesem verhältnißmäßig kurzen Zeitraum gekommen ist. Welch ein Kontrast zwischen einer Ansicht, die in dem vornehmsten Geheimnisse der christlichen Religion zwar nur ein Symbol, aber doch ein Symbol erblickt, welchem ewiger Ruhm und ewige Bewunderung gebührt, und durch welches der leidenden Menschheit unzählige und unsägliche Tröstungen zu Theil wurden: und einer Ansicht, die in dem Geiste des Christenthums ein fürchterliches kakodämonisches Ungeheuer erblickt; die den Heiland, der in unendlicher Liebe sich selbst für die Menschen in den Tod gab, unschuldige Kinder dem Tode weihen, ja sogar — was zwar mit einer klugen Reservation, aber doch deutlich genug ausgesprochen ist — das Fleisch solcher gemordeter Kinder beim letzten Abendmahl verzehren läßt.

Am Schluße dieses Blickes in die Gegenwart sei es uns noch gestattet, unsern Lesern als Anhang einen kleinen Beitrag zu der Geschichte des besprochenen Buches und zugleich zur Charakteristik unserer literarischen Zustände zu liefern. Das von Wolfgang Menzel redigirte Literaturblatt des Morgenblattes brachte im September vorigen Jahrs kurz nach dem Erscheinen des Daumer'schen Buches eine Anzeige davon, die in einem fortlaufenden Auszuge bestand, und am Schluße nur das kurzgefaßte

ihm denn das ruhmwürdige, für die Menschheit so trostreiche Symbol unvermerkt zu einem schauerlichen Opfermahle geworden. Aber selbst hiebei muß man dem gebornen Juden im Vergleiche mit abtrünnigen Christen immer noch einige Rechnung tragen.

Urtheil aussprach: „Wenn das Buch wahnsinnig ist, so ist in dem Wahnsinn doch, wie man sieht, Methode, und seine Lächerlichkeit schließt etwas Entsetzenerregendes nicht aus.“ Der Auszug gibt die Hauptstellen im Eingange und Schluße des Buches wörtlich, citirt auch im Verlaufe öfters den Text des Autors wörtlich, und der Berichterstatter hat es nur darin versehen, daß er ohne nähere Erklärung einige Aeußerungen, die Hr. Daumer mit auffallender Absichtlichkeit und mit erkünstelten Wendungen im Unbestimmten läßt, aus dem Kontext und Zusammenhang des Ganzen und aus andern Stellen ergänzt und als die Meinung des Autors hinstellt; ferner daß er Einiges, was erst in einem folgenden Abschnitte vorkömmt, schon in den Abschnitt, den er eben behandelt, hinüberzieht. Hierüber hat nun Hr. Daumer in den Hamburger „Telegraphen für Deutschland“ eine wüthende Philippica einrücken lassen. Er beschuldigte Menzel, daß er das Publikum mit den schamlosesten, unglaublichsten Lügen über sein Buch bedient habe, um sich als Calumniant, Denunciant und Meister im Schlechten zu bewähren, und sich dafür zu rächen, daß er, Daumer, ihn schon im Jahre 1836 einen Buben genannt habe. Menzel habe wieder einmal gezeigt, daß er ein aller Wahrhaftigkeit, Redlichkeit und Gewissenhaftigkeit entbehrendes, schlechtes Subject, daß er der Schandfleck der deutschen Literatur sei und nicht den mindesten Anspruch auf einen Platz unter ehrlichen, unbescholtenen Leuten habe. Sollte er vielleicht erklären, daß er diese schändliche Kritik nicht verfaßt habe, so wäre dieß noch nicht genug; denn auch das könnte wieder eine Lüge seyn: er müßte eine bestimmte Person nennen, und dann erst würde allerdings diese, und nicht Menzel der in dieser Angelegenheit am Pranger stehende Schurke seyn *). Man staunt

*) Wie Hr. Daumer seine Anklage auf Lügenhaftigkeit und Verläumdung motivirt, möge aus nachfolgenden Punkten erhellen, auf welchen er besonderes Gewicht zu legen scheint, und der auch in der That der einzige ist: der eine Sache von Wichtigkeit und Wesenheit

und traut kaum seinen Augen, wenn man einen der ehrenhaftesten Charaktere unter den deutschen Schriftstellern, der gleich

---

betrifft. Er sagt: „Daß ich I. Band, Seite 121 Christum wegen unzähliger, von Christen begangener Gräuel eine furchtbar diabolische Macht genannt habe, ist erlogen; ich sage nur, daß er als solcher in gewissen, grauenhaften Legenden erschien, nur also die Darstellungsweise dieser Legenden wird in Anspruch genommen; von der Persönlichkeit und Wesenheit Christi an sich ist keine Rede.“ Nun ist es zwar richtig, Hr. Daumer sagt an der angeführten Stelle: Christus erscheint in katholischen Legenden als eine furchtbar diabolische Macht, die gegen die ihr sich weihenden Individuen die grausamsten Gewaltthätigkeiten übt; allein hiebei ist Mehreres in weiteren Anbetracht zu ziehen. Vorerst lautet die diesen Worten unmittelbar vorangehende Ueberschrift des Abschnittes: „Wie Christus seine Heiligen mißhandelt.“ Ferner läßt er es in eben diesem Abschnitte unentschieden, ob sich diese Vorfälle nicht so, wie sie dargestellt werden, wunderbarlich ereignet haben, wie wir schon oben bemerkt haben. Endlich ist von der Persönlichkeit Christi und seinen Thaten zwar nicht an diesem, wohl aber an andern Orten die Rede; und wenn auch Hr. Daumer Christum nicht mit ausdrücklichen Worten als jenen bösartig negativen Geist bezeichnet so liegt doch seine Meinung und Absicht am Tage, und es kann nicht der mindeste Zweifel darüber obwalten, daß ihm Christus, wenn nicht der bösartig negative Geist selbst, doch ein Organ und eine Manifestation desselben ist. Denn wenn er einerseits den Geist des Christenthums ein furchtbar kakodämonisches Ungeheuer nennt, und andererseits behauptet, Christus sei wirklich der Stifter des Christenthums und der Kirche, wie sie war und ist: bleibt da für den gesunden Menschenverstand noch eine andere Wahl übrig? Wäre es Hrn. Daumer auch wirklich Ernst mit seiner Anklage, so hätte er doch nicht den mindesten Grund, sich zu beklagen, wenn man dasjenige aus seinem Buche liest, was er absichtlich in dasselbe hineingelegt, und eben so absichtlich ausdrücklich auszusprechen vermieden hat. Unrecht geschieht ihm nur in einem einzigen Punkte, da nämlich, wo in der Anzeige angeführt wird, dem Verfasser des Buches dünke es nicht unwahrscheinlich, daß noch heut zu Tage in Nürnberg Molochdienst gepflogen werde. Denn Hr. Daumer berichtet an dem angezogenen Orte, daß eine zu Nürnberg geborne und noch

ausgezeichnet durch Geist und Talent, wie durch eine unabhängige Gesinnung, bei Katholiken nicht minder, wie bei Protestanten die verdienteste Achtung genießt, so unwürdig mißhandelt sieht. Dieser Ton ist neu in Deutschland; er wurde früher nur von der untersten Hefe des literarischen Pöbels gebraucht; erst das junge Deutschland hat ihn in die gebildeteren Kreise eingeführt, und es wußte wohl warum. Er gehört zu einem Systeme, welches, bei seinem kürzesten Namen genannt: Literarischer Terrorismus heißt. Auch Herr Daumer weiß sehr wohl, warum er in diesem Tonne spricht. Er will keineswegs ignorirt, sondern vielmehr beachtet, angezeigt und recensirt werden. Er verlangt auch nicht, daß man mit ihm einverstanden sei und ihm in Allem Recht gebe; im Gegentheile, er liebt es, wenn man ihm vorhält, daß er zu weit gehe, daß er zu viel beweisen wolle, daß Vieles nicht gehörig begründet sei u. s. w., wie dieß auch in einigen ihm befreundeten Blättern in der That geschehen ist. Er antwortet dann wieder, beklagt sich über die nachtheilige Stellung eines Schriftstellers, der das Unglück hat, sich mit den allgemein geltenden und beliebten Vorstellungen seiner Zeit im Widerspruche zu befinden, und wie es ihm unmöglich sei, gegen alle Angriffe vor demselben großen Publikum die entsprechende Vertheidigung zu führen; benützt aber diese Gelegenheit, um neue Behelfe, welche die Evidenz seiner Ansicht noch evidenter machen, beizubringen und mitzutheilen, wie zum Beispiel, daß die Beutelsbacher noch im Jahre 1796 bei einer Viehseuche einen lebendigen Stier begruben, um durch dieses Opfer die Seuche zu beendigen; und daß es noch heut zu Tage in Rußland eine Secte von Duchaborzen oder Geist- und Lichtkämpfern gibt, die sich mit Menschenopfern und Anthropophagie befaßt. Durch diese Komödien will er das Publikum

---

lebende Person sich aus ihrer Kindheit erinnere, sich mit andern Kindern Abends auf der Straße gefürchtet zu haben, es möchte ein Mönch oder Pfaffe kommen und ihr das Herz ausschneiden; und folgert hieraus nur, daß dieß eine merkwürdige Phantasie sei, die doch wohl deutlich genug auf altchristliche Kinderopfer deute.

gegen die Monstrosität seiner Behauptungen abstumpfen; er will seine Ansicht in das ruhige Bett einer gewöhnlichen wissenschaftlichen Debatte hineinleiten; er will, daß man dieselbe nach und nach wie andere gelehrte Hypothesen ansehe, die zwar einiges Extreme aber auch viel Wahres und Wohlbegründetes an sich haben. Was er dagegen eben deßhalb nicht will, ist: daß man sein Buch nicht wie ein lächerliches oder wahnwitziges Curiosum behandle, das einer vernünftigen Kritik gar nicht werth ist. Darum glaubte er an Wolfgang Menzel ein einschüchterndes und abschreckendes Exempel statuiren zu müssen, damit fürderhin Keiner mehr es wage, ein ähnliches Urtheil zu fällen; was bei dem Ansehen, welches das von Menzel redigirte Organ genießt, um so nöthiger schien. Und, wir glauben es ihm versprechen zu dürfen, im Ganzen wird er seine Absicht erreichen. Der Antichristianismus des jungen Deutschlands ist bereits eine Macht geworden. Er hat mehrere Zeitschriften zu seiner Disposition, andere sind ihm wenigstens gewogen, und die übrigen weiß er meist in respektvoller Unterthänigkeit zu erhalten. So wie auf politischem Gebiete, wenige Ausnahmen abgerechnet, der deutsche Liberalismus vor dem Radikalismus auf den Knieen liegt, ungeachtet dieser bei jeder schicklichen Gelegenheit es nicht spart, ihn mit Maulschellen und Fußtritten zu bedienen: so weiß auch der deutsche Rationalismus sich nicht genug zu biegen und zu schmiegen, um den jungdeutschen Antichristianismus, der ihn eben so gründlich verachtet, nicht zu verletzen. Richtet derselbe doch seine Angriffe in erster Linie immer gegen den gemeinschaftlichen Feind, die katholische Kirche und ihre mittelalterlichen Superstitionen und den gläubigen Protestantismus: und mit einem so wackern Bundesgenossen es zu verderben, wäre augenfällige Unklugheit. Wie zieht z. B. eine allgemein bekannte Zeitung ihre weichsten und zartesten Sammethandschuhe an, wenn sie Leute von dieser Partei berühren soll. Wie emsig ist sie nicht besorgt, die edelsten, gutmüthigsten und liebenswürdigsten Seiten an denselben hervorzukehren, damit sich ja Niemand vor ihnen fürchte oder

wähne, er habe sich unter den mit glühendem Hasse erfüllten Feinden des Christenthums furchtbare Persönlichkeiten vorzustellen. Wie gleichen ihre Ausstellungen und Verweise, wenn sie denn doch einige Excentritäten besprechen muß, vielmehr dem zärtlichen Streicheln, womit ein liebevoller Vater dem geliebten Kinde die nothwendige, zu dessen eigenem Besten gereichende Ermahnung versüßt.

Wie konnten aber so unnatürliche, heillose, volksverderbende Zustände in Deutschland sich etabliren? Antwort: durch unsere deutschen Censurverhältnisse. In England und selbst in Frankreich hat sich durch die Freiheit der Presse ein sittliches, auf das natürliche Gefühl von Recht und Wahrheit gegründetes Volksbewußtseyn in den höheren Schichten gebildet, welches ihre Schriftsteller controlirt, und dadurch die beste, wirksamste, ja in unseren modernen Zeiten die einzig mögliche Censur ausübt. Wenn ein Schriftsteller im Voraus weiß, daß sein Buch Niemand kaufen, oder daß er sich dadurch der öffentlichen Verachtung Preis geben würde, so unterläßt er es von selbst, wenn er anders bei gesunder Vernunft ist, selbiges Buch zu schreiben. Und wenn der Redacteur eines öffentlichen Blattes weiß, daß er sich und sein Blatt um allen Kredit bringen, und seine Abonnenten, statt sie zu vermehren, vermindern würde: so braucht es gleichfalls keines äußerlichen Zwanges, um ihn abzuhalten, derlei geistige Erzeugnisse zu empfehlen. Hätte Jemand in England ein ähnliches Buch geschrieben, so würde er sein Produkt und sich selbst zum Gegenstand der öffentlichen Heiterkeit oder des allgemeinen Unwillens gemacht haben. Man würde seine Bekanntschaft suchen, um sich an einem Original, das wahrscheinlich nächstens seine Wohnung im Bedlam beziehen dürfte, zu ergötzen: oder man würde seine Bekanntschaft fliehen und jede Berührung mit ihm vermeiden. Das große Publikum würde zu ihm sagen, was in „Was ihr wollt“ Olivia zu ihrem Narren sagt: „Geht, ihr seyd ein trockner Narr: ich will nichts mehr mit euch zu thun haben. Ueberdieß fangt ihr an, euch übel aufzuführen.“ In Deutschland

gibt es keine derartige, natürliche Jury im gebildeten Publikum: und daß es keine gibt, daran trägt die Censur und die die Art, wie dieselbe ausgeübt wurde, die Schuld. Man hat sich aus Opposition und Reaction gegen Polizei und Censur gewöhnt, jeden Schriftsteller, der sich mit den bestehenden politischen, socialen und religiösen Verhältnissen in Widerspruch setzt, möge er darin auch noch so weit gehen, als einen freien, selbstständigen Mann der Zeit zu begrüßen; und dagegen jeden Schriftsteller, der sich von was immer für einem Standpunkt, wenn auch mit allen möglichen Berücksichtigungen der veränderten Weltlage, und mit allen möglichen Protestationen gegen Absolutismus und Polizeistaat, conservativ äußert, für einen Knecht der Gewalt anzusehen, und auf das, was er spricht, gar nicht zu hören. Dadurch ist die allmählige Bildung einer guten Presse, einer conservativen Partei und eines controlirenden, öffentlichen Bewußtseyns unmöglich: dadurch die deutsche Presse und die in den Zeitblättern sich aussprechende öffentliche Meinung zu dem geworden, was sie ist, und was wir nicht näher zu bezeichnen brauchen. Ob aber ein Volk ohne ein solches sittliches, auf das Gefühl für Recht und Wahrheit gegründetes Bewußtseyn in den gebildeten Ständen sich lange erhalten könne; ob es selbst unter der Voraussetzung einer erlangten, besseren Einsicht noch Zeit wäre, das Versäumte nachzuholen: diese Fragen lassen wir dahingestellt. Ohnehin gehören sie der Zukunft an, und wie, wenigstens in einigen Beziehungen die Zukunft sich gestalten dürfte, wollen wir in dem nächsten Artikel in Erwägung ziehen.

XXVI.

Erklärung.

Die in unserm letzten Hefte erwähnte Erklärung der V. Wolffischen Buchhandlung in Betreff des Daumer'schen Buches lassen wir nunmehr wörtlich nachfolgen.

In den historisch-politischen Blättern 1848, 21ster Band, 2tes Heft heißt es Seite 109 und 110 in einer Anmerkung: „Unter die Rubrik Humor" gehört es ohne Zweifel auch, daß das Buch unter zwei verschiedenen Titeln erschienen ist, einmal: „Die Geheimnisse des christlichen Alterthums von G. F. Daumer. Hamburg bei Hoffmann und Campe 1847", und sodann: „„A. Jais wahres Christenthum. Herausgegeben von G. F. Daumer. **Augsburg, Verlag der V. Wolffischen Buchhandlung 1847.**"" Der ehrenwerthe Verfasser, oder die eben so ehrenwerthen Verleger" ꝛc. ꝛc.

Dieses Buch ist nicht im Verlag der Wolffischen Buchhandlung erschienen, wir haben weder mit dem Herausgeber Daumer, noch mit dem Hamburger Verleger, noch mit sonst Jemanden, wegen Uebernahme des Manuscripts, wegen Druck, [illegible]g, oder Ankauf und Verbreitung von Exemplaren dessel[illegible]mals auch nur die entfernteste Unterhandlung gepflogen;

der Herausgeber ist uns gänzlich und durchaus unbekannt, und unsere Firma ist hier, so wie der ehrwürdige Name: Aegidius Jais, auf eine schändliche Weise mißbraucht worden. — Die Joseph Wolffische Buchhandlung hat seit ihrer Begründung, 1708, gewiß kein antichristliches, oder antikatholisches Buch, wie hiebeifolgender Verlags-Katalog genügend ausweisen wird, verlegt. Der Gründer des Geschäftes, so wie seine beiden Nachfolger hielten wahrhaft, aufrichtig und fest bis an ihr Lebensende am christkatholischen Glauben; der jetzige Besitzer, Urenkel des Begründers, hängt eben so warm und treu an der römisch-katholischen Kirche, und wachte bisher auf das sorgfältigste, daß der böse Feind kein Unkraut in seinen Acker aussäe; um so mehr schmerzt und kränkt es ihn nun, daß sein und seiner Ahnen unbescholtener Name durch einen so niederträchtigen Betrug gleichsam an den Pranger gestellt wurde. Er bittet daher die löbliche Redaction der histor.-polit. Blätter hierdurch dringendst, in dem zunächst erscheinenden Hefte Ihrer Zeitschrift durch einige inductive Zeilen das Falsum zu veröffentlichen. Später werden wir auch ein Inserat hierüber an die Expedition Ihrer Zeitschrift einsenden.

Wir sehen gütiger Willfahrung unserer Bitte entgegen und geharren mit wahrer Hochachtung und Verehrung

der löbl. Redaction der histor.-polit. Blätter

Augsburg, den 10. Februar 1848.

ganz ergebenste

Jos. Wolffische Buchhandlung.

XXVII.

Mittheilungen aus Ungarn über seine Zustände.

Der traurige neunundzwanzigste Januar laufenden Jahrs, an welchem die bekümmerte katholische Kirche Deutschlands einen der Besten ihrer Söhne, als erbauendes Beispiel eines liebevollen, treuen und frommen Kindes, in ihren Armen, an ihrer mütterlichen Brust entschlummern sah: hat das Herz der ungarischen Schwester und Nachbarin, wie der gemeinsamen katholischen Mutter, mit tiefem Schmerz erfüllt. Als die betrübende Nachricht, Görres, der Vater, ist nicht mehr! in das Getöse unseres aufgeregten politischen und kirchlichen Lebens hineinklang, sind wir alle verstummt. Es schien ein jeder im ersten Augenblick der Bestürzung die ganze Schwere des Verlustes in ängstlicher Stille zu berechnen, und jedes echt katholische Herz schien von dem harten Schlag wie stumpf geworden. Durch die Verdienste des Seligen um die katholische Sache fühlen wir uns darum verpflichtet, im Namen Ungarns unsern innigsten Schmerz und unsere herzliche Theilnahme im Angesicht des katholischen Deutschlands in diesen Blättern, deren dankbaren Boden er so glücklich angebaut, in wenigen Erinnerungszeilen offen auszusprechen.

Zwar hat der unerbittliche Tod, der ein so theures Leben der Erde entführt, mit der ganzen verhängnißvollen Schwere seiner furchtbaren Macht zunächst das katholische Deutschland getroffen; doch auch wir empfinden, ja die ganze katholische Welt fühlt die brennenden Schmerzen dieser Wunde. Deutschland hat in ihm einen seiner Besten, einen der ehrenwerthesten Verfechter seiner religiösen und nationalen Freiheit, und eine seiner literarischen Notabilitäten ersten Ranges von seinem Horizont verschwinden gesehen; wir aber haben den Leitstern verloren, welcher nicht nur das katholische Deutschland während seiner vieljährigen Laufbahn erleuchtet, sondern auch in die entfernten Regionen Ungarns die belebenden Strahlen seines scharfen Lichtes entsendet, und schlummernde Kräfte geweckt, und neues Leben, neue Richtungen eingeschlagen. Während er andern leuchtete, hat er sich selbst wie die Lampe aufgezehrt. Der fromme und fleißige Ackersmann dachte nicht, oder konnte vielleicht kaum hoffen, da er in Deutschland den heimischen Boden von allerlei bösem Unkraut, falscher Lehre und Weisheit säuberte, und den guten Samen in die deutschen Gaue hinausstreute, daß von dem gesegneten Wurfe manche Samenkörner, über die Gränzen seines Vaterlandes hinaus, in die empfänglichen Gefilde der schönen Pannonia fallen, und auch hier, zwischen den erstarrten Felsen, guten Boden finden würden. Möge nur die göttliche Gnade mit ihrem himmlischen Segen dem Wachsthum dieser menschlichen Saaten beistehen, dann werden sie auch hier im theuern Lande der Ungarn, deren der greise politische Seher in den Abendstunden seines Lebens gedachte, reiche Aerndte bringen.

Unsere Trauergefühle theilen mit uns alle der katholischen Sache noch getreuen Herzen; denn wie die Thätigkeit von Görres das Gemeingut aller Katholiken gewesen, so ist auch der Verlust durch seinen Tod ein allgemeiner. In ihm verliert ja die politisch-katholische Kämpferschaar, deren Fahne er in heißen Tagen und harten Stürmen getragen, wie ein anderer Matathias, die ihrem Gott noch vertrauen, der falschen Idola-

latrie noch nicht verfallenen Geister um sich vereinend, ihren unbesiegbarsten Vorkämpfer. Er stand da als ein alter und ehrwürdiger Wegweiser und Markstein; mit der Erfahrung eines ereignißreichen, zwei Jahrhunderte verbindenden Lebens zeigte er auf den rechten Weg in der allgemeinen europäischen Verwirrung, und bot den Lieblingsgötzen des Polytheismus des neunzehnten Jahrhunderts Trotz. Er war ein unerbittlicher, aber ein edler Rächer politischer und literarischer Verbrechen wider die katholische Wahrheit. Er war der Schirmwart unbefleckter Ehre, der heiligsten Rechte der katholischen Gewissensfreiheit, die sie mit frecher Hand antasten und den Katholiken entreißen wollen, um sie den Juden und Heiden in vollem Maße zu geben. Er war der ehrenwerthe Ritter des gekränkten katholischen Bewußtseyns, der so oft schwer verletzten katholischen kirchlichen, realen und personalen Sicherheit, der nicht nur den hingeworfenen Handschuh immer und muthig aufgehoben, und durch den sicher geführten Streich seines guten Schwertes viele Verläumder verstummen, viele Angreifer mit Schande weichen, und der Großen und Mächtigen manche erröthen machte; sondern auch siegreich in das Gebiet der Unterdrücker und Frevler am Heiligthume vordrang, und manches Raubnest, aus dem das Gethier in die gottgeweihten Saaten einbrachen, zerstörte oder unschädlich machte. Er war der vielbedrängten katholischen Roma, da der Feind schon vor dem Thore stand, der Scipio Germanicus, den katholische Dankbarkeit vielleicht mit den bedeutsamen altrömischen Worten: hic unus homo nobis scribendo restituit rem in ihre Jahrbücher eingetragen wird. In ihm hat die Allianz der katholischen Religion und Freiheit ihren tapfersten, erfahrungsreichsten Kampfhelden, der im Felde immer der erste und letzte gewesen, verloren. So ist denn das große katholische Triumphirat, der sieggekrönte Priester-Greis, der Athanasius des Domes von Köln, der Liberator Irlands, und des Rheines treuer Eckart, der die Marken Deutschlands wider die Unterjocher und den heiligen Frieden der Kirche wider die Unterdrücker geschirmt,

Clemens August, O'Connell und Görres, sie sind hinübergegangen. Ihre Stühle sind leer: möge der jugendkräftige Pair von Frankreich der erledigten einen, erhaben über der Sphäre nationaler Parteileidenschaften und Interessen, einnehmen.

Wir übrigens, die wir uns nicht schmeicheln können zum Homerus dieses deutschen Achilles unseres katholischen Glaubens geboren zu seyn, wollen nicht die schwere Pflicht eines Panegyrikers unberufen auf unsere Schultern nehmen. Sein Andenken zu verewigen, lassen wir geübteren Meistern über. Indem wir die trauernden Angehörigen, Freunde und Kampfgenossen mit den Worten der Schrift: non contristemini sicut et ceteri, qui spem non habent . . . . . — itaque consolamini invicem in verbis istis trösten, und zugleich um die wohlwollende Aufnahme dieser Trauer- und Mitleidsklänge aus dem katholischen Ungarn bitten, legen wir in stiller Verehrung den verdienten Eichenkranz am Grabe des katholischen Glaubenshelden mit den Worten des Apostels nieder: bonum certamen certavit, cursum consumavit, fidem servavit. Reposita est ei corona justitiae!

Die Erinnerungs- und Trauer-Gedanken, die wir dem Andenken des Verewigten widmeten, führen uns zu den vielnamigen Gattungen von Feinden, denen gegenüber er die katholische Religion und Kirche im segensreichen Laufe seines Lebens vertheidigte. Die feindliche Armee rekrutirt sich in neueren Zeiten auf eine eigenthümliche Art. Die alt- und neuprotestantischen Colonnen, da die Streiter nach dreihundertjähriger Anstrengung unverrichteter Sache Miene machen, auseinder zu laufen, und täglich viele ihre Fahne vertauschen, benutzen jetzt den sich immer mehr verbreitenden Sittenverfall, und die immer mehr voranschreitende Verschlimmerung der socialen Zustände Europas. So bilden sich aus den verfaulten Schichten der europäischen Bevölkerung Reserve-Corps, die stets schlagfertig auf den ersehnten Wink warten. Das Werbungsgeld sind die Schätze der Kirche, die Güter der Ge

chen und Klöster, wie auch die der Aristokraten und wohlhabenden Bürger; das Werbungswort ist die Jesuitophagie. Jesuit ist ja bekanntlich ein Zauberwort im neunzehnten Jahrhundert, welches nur zu oft gleichbedeutend ist mit Religion und christlichem Priesterthum. Durch sie findet sich der schwelgende Reiche in seinen Genüssen, der hochmüthige Bedrücker in seinem Stolze gestört. Auch die hungernden und frierenden Proletarier würden bald mit den üppigen Millionairen, den Baronen und Banquiers fertig, stünden nicht auch ihnen die katholische Kirche und ihre Priester im Wege, indem sie die einen durch Verheißung eines ewigen Lohnes beschwichtigen, die andern durch die Drohung ewiger Verdammniß zurückschrecken, und dadurch die wankenden Pfeiler unserer gesellschaftlichen Zustände vor plötzlichem Einsturz bewahren.

Und eben diese heilige Religion ist der rettende, die socialen Extreme vermittelnde Engel; der die Lebensgenüsse und Freuden der Reichen versüßen; die Thränen der Armen auftrocknen kann. Sie ist die einzige, mit glücklichem Erfolg intervenirende Macht, die das Evangelium zwischen den auf Leben und Tod kämpfenden Reichen und Armen in die Mitte stellt, und jenen: liebet und gebet; diesen aber: betet und arbeitet, und allen, es ist ein weltregierender Gott, wohlwollend zuruft. Nie wird die heidnische Philanthropie mächtiger wirken, als die christliche Liebe. Keine Theatervorstellungen, keine wohlthätigen Concerte, keine öffentlichen Tänze zu Gunsten der nothleidenden Klassen, nicht einmal eine gesetzmäßig eingeführte Armensteuer reichen hin, den Mangel christlicher Nächstenliebe und der sie gebietenden katholischen Religion zu ersetzen! Nur die lebendige Christusreligion vermag die Wagschaalen menschlicher Ungleichheiten, von Armuth und Reichthum, von Mangel und Ueberfluß, von Glück und Unglück im Gleichgewicht zu erhalten.

Alle modernen und alten, in's Leben getretenen oder projectirten Regierungsformen wirkten wenig, lebten kurze Zeit, gewährten nur eine schwache oder keine Garantie, wenn sie

nicht auf religiösem Boden basirt waren. Wo die Religion in ihren Principien verläugnet und proscribirt, in ihren Dienern gedrückt und verfolgt ist, da können weder die englischen Constitutions- noch die amerikanischen Republik-Maximen, am allerwenigsten aber französische Kammer-Spiegelfechtereien und Reformbankette, noch andere Konstitutionskünste heilen und helfen. Wenn der Politiker nicht vor dem ewigen Richterstuhle des Allwissenden zittert, dann besteigt er nur zu oft mit frecher Stirne die parlamentarische Tribüne, um seine Gedanken, wie Talleyrand gesagt, in Worten zu verhüllen, und ungestraft mit den aufgeregten Leidenschaften sein eigennütziges Spiel zu treiben. Wer keine Gewissensqualen fühlt, der wird, nachdem der erste Augenblick der Verwirrung vorüber ist, ruhig lachen über die bittersten Vorwürfe der Opposition, denn er findet ihre Majorität minder furchtbar, als das unveränderliche Verdammungswort des Richters aller Richter, und des Königs aller Könige. Das gute Gewissen ist es, dem Gott das zeitliche richterliche Amt hier auf Erden übertragen hat, und es ist auch der beste und einzige Repräsentant, dem wir unsere Rechte, unser Gut und Leben und die entscheidende Stimme über unser und unserer Enkel Zukunft unbekümmert anvertrauen können. Wehe aber dem Lande, wo seine Stimme eingeschläfert ist, oder unter dem Gewieher und Toben der Leidenschaften nicht vernommen wird! Keine äußeren Formen und Gesetze können sein Volk retten, denn die gewissenlose Bosheit wird immer Mittel finden, jedes Gesetz listig zu umgehen, oder gewaltsam mit Füßen zu treten.

Unverdrossen schmiedet man neue, flickt alte Konstitutionen; reformirt Privilegien; erweitert die Kreise der konstitutionellen Freiheit; nimmt seine Zuflucht zu dem sogenannten Ueberfluß des kirchlichen Klingelbeutels; auch mendizabilische Finanzgriffe und Säcularisationen werden zu Hülfe gerufen. Aber es liegt, wie die Geschichte lehrt, ein schwerer Fluch auf der Hand derer, die sich an dem heiligen Tempelgold vergreifen. Doch sie lassen sich nichts vormachen, sie träumen jede Nacht von

neuen politischen Systemen und Menschenbeglückungs-Theorien. Das schreit, agitirt, kämpft und keucht vor übergroßer Anstrengung, und doch wird die Zukunft düsterer und düsterer. Die Politiker schießen schnell und im Ueberfluß wie Schwämme aus dem Boden. Die viel gereisten Handwerksbursche, besonders jene, die in der Schweiz ihre Schule gemacht, arbeiten, mit schwellender Brust einer neuen Aera vor, worin das goldene Zeitalter, und mit ihm die Göttin Asträa zu den Menschenkindern zurückziehen soll, wovon die Schweiz uns ein reizendes Beispiel vor Augen stellt. — Und das alles wie consequent? Ist es ja doch bei der hohen Stufe der vorgeschrittenen Aufklärung und dem Aufschwunge aller Wissenschaften nicht Wunder zu nehmen, wenn man auch die Bahnen der Politik per Dampf durchfährt, und in kurzer Frist zu der entferntesten Station zu gelangen wähnt. Die Zeit dürfte darum nicht mehr fern seyn, wo aus der ehrlichen Zunft der Essigsieder, Schneider und Schuster Portfeuille-Prätendenten auftauchen werden, die sich so gut wie ihre Vorgänger, die Advokaten, Journalisten, Schranzen und Schmarotzer fähig bedünken, das Staatsschiff mit gleich starken Händen zu steuern. Stimmen ja alle diese Reformers in Einem überein, daß sie nämlich die Religion vergessen, und ihr Gebäude ohne Fundament auf den Sand bauen. Haud scio, sagt das große politische und rednerische Talent der alten Roma, Cicero (De natura Deor 1. 2.): Haud scio an pietate adversus deos sublata fides etiam, et societas humani generis, et una excellentissima virtus justitia tollatur? Respublica virtute nititur sagt Aristoteles in seinen Politicis. Die Grundlage aber der Tugend ist unstreitig die Religion. Wahrlich die letzte Garantie einer jeden Konstitution und bürgerlichen Freiheit liegt in der Religion. Ohne sie kein civilisirter, nur ein corrupter Staat, eine Horde feiner und raffinirter Cannibalen, wo der stärkere und listigere Egoismus, unter schönen, einschmeichelnden Formen, philanthropischen Grimassen und Liebkosungen, wie in der Schweiz den Schwachen und Einfältigen auffrißt. Wie heilvoll ist hier

ihre aussöhnende Dazwischenkunft, wenn sie zwischen die Ketten der Mächtigen und Reichen, und den Dolch der hungernden Proletarier mit dem Pacificale tritt, und ihnen im Namen Gottes zuruft: Ihr seid alle Brüder; ihr seid alle Kinder eines gemeinsamen himmlischen Vaters. Liebet euch. Umarmet euch.

Von diesen allgemeinen Sätzen gehen wir zur näheren Besichtigung der Stellung des ungarischen Clerus über: Wir können in Wahrheit sagen: die stürmische Epoche der Türken- und Revolutions-Kriege, insbesonders zur Zeit des unsterblichen Kardinals Petrus u Pázmány vielleicht ausgenommen, wurde derselbe nie von härteren und kritischeren Umständen bedrückt. Unsere Gegner zerfallen in confessionelle und politische. Was ist zu thun? Welche Vorkehrungs- und Vertheidigungsmittel versprechen größere Vortheile und Ergebnisse? Das sind jetzt die dringendsten Tagesfragen, welche wir besprechen wollen.

Unserer schwachen unzureichenden Kräfte bewußt, hätten wir gern geschwiegen, hätten nicht unruhige Schwindelköpfe, von Ehrgeiz und Neid getrieben, es sich zur Aufgabe gemacht, den ungarischen Clerus im Auslande zu verdächtigen, und verkehrte, ja grundfalsche Begriffe von ihm zu verbreiten, und so ohne gründliche Kenntniß von unsern kirchlichen und politischen Zuständen, ohne christliche Liebe, aus egoistischem Eifer, durch gehässige Urtheile die öffentliche Meinung irre zu leiten. So verdorben sind wir Gott Lob noch nicht, daß wir einem wahren Apostel und Reformator mit Groll entgegentreten würden, wenn er in unserer Mitte erstünde, und mit dem liebenden Herzen eines Philippo Neri, mit dem Muthe des heiligen Bernardus, allem Irdischen entsagend, uns einen Spiegel ernster Wahrheit vorhielte, und um der heiligen Sache Gottes Willen den Schleier von unseren geheimsten Schäden lüftete; aber die schändlichen Waffen scandalsüchtiger Verläumdung hinter dem Schild der Anonymität müssen wir mit Verachtung zurückweisen. Wer sich selbst prostituirt, wird den die Welt nicht w

so tiefer verachten. Darum rechnen wir alle jene schmutzigen Scandaljäger und Mistfinken, wenn nicht zu den Verfolgern, doch zu den Verräthern der katholischen Sache. Nur die milden Worte der christlichen Liebe sollten sich hier vernehmen lassen, nur sie können segensreiche Früchte bringen. Charitas patiens est, benigna est, charitas non aemulatur, non agit perperam, non inflatur, non est ambitiosa, non quaerit, quae sua sunt, non irritatur, non cogitat malum.

Und im äußersten Fall hat der Heiland das Recht eines peinlichen Verfahrens nicht einzelnen, haßerfüllten Anklägern, auch nicht der öffentlichen Meinung, sondern seiner Kirche und den gesetzmäßigen kirchlichen Auctoritäten übergeben. Zu bemerken ist hiebei, daß diese Afterpropheten in ihren groben Diatriben gegen die katholische, besonders höher begüterte Geistlichkeit zugleich die ungarische Sprache und Nationalität anfeinden; was den Verdacht erregen könnte, ob nicht solche Calumnien, einem überlegten Plane gemäß, aus einer besoldeten Feder, oder von beschränkten Geistern herrühren, die sich durch geheime Einflüsse brauchen lassen, um das divide et impera leichter auszuführen; zugleich aber den katholischen Clerus, der ohnehin vor der Opposition, und von den mit ihr immer gemeine Sache machenden Protestanten der antinationalen Gesinnung angeklagt wird, noch verhaßter zu machen: Nolite omni spiritui credere.

Niemand kann es uns also bei solcher Lage der Dinge übel deuten, wenn wir unsere Ansichten und Ergebnisse als Resultate vieljähriger Forschungen im Gebiete der kirchlichen, allgemeinen und vaterländischen Geschichte mit gewohnter Offenheit unsers Charakters nach bestem Wissen und Gewissen, sine ira et studio mittheilen. Sind wir ja in unserer bisherigen politischen Wirksamkeit nie den Antrieben der Leidenschaft, sondern einzig den Eingebungen ruhiger Ueberlegung gefolgt.

Einigung der eigenen Kräfte, Kenntniß der Kräfte und Absichten der Feinde, ein mit ruhiger Ueberlegung ausgedachter,

mit Raschheit, Muth und Beharrlichkeit ausgeführter Feldzugsplan, das sind Erfordernisse, um den Sieg zu gewinnen. Das wissen unsere Feinde auch gar wohl; daher ihre furchtbare Entente Cordiale, wie bunt und wunderlich ihre Schaaren auch sonst immer vermischt seyn mögen, aus Aristokraten, die das Joch christlicher Sitte zu hart bedünkt, aus irrgläubigen Predigern, denen nach den Gütern der Kirche, nach goldenen Kreuzen und rothen Binden gelüstet, aus hirnverbranten Philosophen, halbgebildeten Philistern, philantropischen Advokaten, emancipirten Damen, aufgeklärten Juden, ehrgeizigen Demagogen und raubsüchtigen Communisten, und wie sie sonst heißen mögen. Hiegegen vermögen einzelne Plenkler nichts. Einigung, wahre und aufrichtige, ist unsere Pflicht; wir müssen alle in unserer Mitte befindlichen geistigen und physischen Kräfte sammeln, in einem allgemeinen, gut organisirten Aufgebot, in gutgeführten Colonnen, in geschlossenen Reihen, mit zeitgemäßen Waffen versehen, und also, das Kreuz Christi voran, dem Feinde die Spitze bieten. Der Kampf fängt an, ein Kampf auf Leben und Tod zu werden. Doch ist in Ungarn, so weit wir die gegenseitigen Kräfte und Umstände kennen, noch nicht alle Hoffnung eines Sieges verloren. Es ist noch Zeit; aber gewiß noch eine kurze. Die Sonne neigt sich. Es fängt an, Abend zu werden.

Darum ist eine gebieterische Nothwendigkeit, daß sich der höhere und untere Clerus um seine Prälaten, diese um das Haupt der ungarischen Kirche mit Vertrauen und Liebe schaaren, und alle Hand in Hand unverzagt nach einem Ziele streben. Ein Verhängniß wollte, daß der Reichsprimas gerade in diesen schweren Zeiten gestorben, und die ungarische Kirche noch immer Akephala ist. Wir besitzen noch viele moralische und materielle Kräfte, um eine furchtbare und Ehrfurcht gebietende Macht zu entwickeln. Auch vom Standpunkte unserer nationalen Selbsterhaltung sind wir hiezu verpflichtet. Ungarn hat ohne Katholicismus und seine mächtige katholische Hierarchie entweder keine verbürgte, oder nur eine traurige

Zukunft. Nicht in Furcht und Verzagen, wohl aber im Vertrauen auf Gott und auf sich selbst ist Rettung gelegen. Nur ein paar Jahre noch, und vielleicht noch einmal die Zuchtruthe der göttlichen Nemesis wird in die Hand eines Dritten gegeben; wenn wir dem unheilvollen Treiben müssig und pflichtvergessen zuschauen, und vor den feindlichen Machinationen die Augen verschließen, ohne dem Verderben mit opferbereitem Muthe entgegenzuarbeiten.

Die Protestanten, die auf ihrem Speisezettel alle unsere Privilegien und beneideten Reichthümer schon lange in festgesetzter Ordnung aufgezeichnet haben, halten jährlich und fleißig ihre allgemeinen Versammlungen, worin sie sich die Richtung geben, und über Alles sich verständigen. Auch unsererseits möchte die baldige Abhaltung einer Nationalsynode in diesen schweren und unheilschwangeren Zeiten als ein gebieterisches Bedürfniß erscheinen. Der Feind ist bis zum Thore vorgerückt. Wir rechnen zwar viel, und mit vollem Recht, auf die moralischen Kräfte des niedern ungarischen Clerus, der in den kritischen Tagen des Kampfes über die gemischten Ehen ein so schönes Beispiel seiner Treue und Anhänglichkeit an die katholische Sache und ihre Bischöfe gegeben. Obwohl vorzüglich dem Feuer ausgesetzt, obwohl geschreckt, gemißhandelt und verlockt, hat sich beinahe unter achttausend Curatgeistlichen dennoch keiner gefunden, der seinen Ordinarius compromittirt hätte. Das zeugt noch von vielen Keimen des Guten, die in den unteren Schichten des Clerus verborgen liegen; das berechtigt uns zur besten Hoffnung: daß wenn die Zeit Sirtos und Ambrosios fordert, auch die Laurentii und Augustini nicht fehlen werde. Doch alle diese schlummernden Kräfte könnten durch Vereinigung und gegenseitige Aufmunterung unendlich gesteigert werden.

Nachdem diese allgemeine Vereinigung zu Stande gebracht wäre, und ein festes Zusammenhalten durch erweckten starken Gemeingeist verwirklicht worden, führen wir unter allen

Maßregeln und Zeitforderungen, als erste und heilsamste, den Aufblick zum Höchsten, das Gebet auf. Allen Vertheidigungsanstalten und Werken gehe vor die Antiphona: Da pacem Domine in diebus nostris, quia non est alius, qui pugnet pro nobis, nisi tu Deus noster! Er ist unser einziger und aufrichtiger Freund und unbezwingbarer Bundesgenosse. Nicht von Menschenhänden gehauene Steine sind es, auf welchen das Reich Gottes, die ewige Kirche Christi, ruhet, sondern der unüberwindliche göttliche Fels. Die Welt unterstützt oder bekämpft die Kirche, betet an oder flucht ihr, nach der veränderlichen Willkühr ihrer Laune, nach dem Wechsel ihrer Interessen. Die politische Macht will oder wagt es nicht, sich einer von der öffentlichen Meinung so angefeindeten Martyrerin, deren Kräfte menschlicher Staatsweisheit nach erschöpft scheinen, mit Nachdruck anzunehmen. Wir sind darum auf uns selbst und auf die moralischen Kräfte unserer heiligen Sache beschränkt. Nichts wird uns bleiben, als das mächtig tröstende: In te Domine speravi, non confundar in aeternum.

Verzaget nicht, traget frohen Muth, denn es sind dieselben Kräfte, die einst die Welt dem Kreuz eroberten; sie werden auch hinreichen, das Eroberte siegreich zu behaupten. — Nehmet uns unser irdisches Erbe, entreißet uns unsere Güter, die frömmere Vorfahren zur Ehre Gottes, zur Linderung menschlichen Elends, zur Verbreitung christlicher Gesittung und Bildung gestiftet, nehmet sie uns, eure Gewalt erstreckt sich nicht auf die unendlichen Verdienste des Heilands. Entwendet uns die goldene Kette, es bleibt uns dennoch eine stärkere Kette, die des Gebetes, welche uns mit Gott vereint; und das Eisen glänzt und wirkt nicht minder, als das Gold um den Hals des Priesters. Raubet uns den Purpur, ihr könnt die Flamme der Liebe in unserer Brust nicht auslöschen. Reißet ab von unserm Haupte die schimmernden, beneideten Infeln, den glorreichen Märtyrerkranz müsset ihr uns dann selbst aufsetzen. Wenn ihr uns auch die goldenen Kelche confiscirt, zu den hölzernen werdet ihr selbst durch die harten Prüfungen goldene

Priester erziehen. Wenn ihr das goldene Kreuz uns nehmt, das hölzerne werdet ihr uns lassen, und es war das hölzerne Kreuz, das die Welt überwunden hat. Wenn uns die Welt, in ihrem blinden, räuberischen Wahnsinn, bis auf den apostolischen pera und baculus ausplündert, macht sie uns um so stärker, weil wir, frei von weltlichen Bürden, um so muthiger kämpfen, um so gewisser siegen; doch sie, die Räuberin, die sich des Fluches theilhaftig macht, wird unter der Zuchtruthe Gottes ihren Frevel büßen, und auf's neue sein ewiges Wort quare fremuerunt gentes bestätigen.

Dieß ist der religiöse Standpunkt, von dem aus die Säcularisation des Kirchengutes, mit der die ungarische Kirche sich bedroht sieht, sich unserer Beurtheilung darbietet; es gibt aber auch einen staatsökonomischen, und in dieser Beziehung können wir die Raubsüchtigen auf die Erfahrungen verweisen, welche andere Länder, z. B. Deutschland gemacht haben. Mögen unsere Politiker die Worte eines protestantischen Geschichtschreibers, K. A. Menzel, beherzigen, der in seiner neueren Geschichte der Deutschen Band 12, 2te Abtheilung Seite 341 das Urtheil über die Folgen der großen deutschen Säcularisation, die der Beschluß der Reichsdeputation von 1803 nach den Dictaten von Frankreich und Rußland verfügte, in folgenden Worten zusammenfaßt:

„Die Verfasser jenes Schlusses zweifelten nicht, durch denselben den Beifall der Mit- und Nachwelt zu verdienen: denn der Abgang an Menschenleben während des zehnjährigen Revolutionskrieges und die Hindernisse, welche die Militär-, Justiz- und [illegible] überall den Ehen in den Weg stellten, erhielten die staatswirthschaftliche Theorie, nach welcher der Staat immerwährendes Steigen der Bevölkerung wünschen und befördern solle, zu Ehren, und ließen nicht ahnen, daß das begonnene Jahrhundert eine Zeit in seinem Schooße trage, wo nach [illegible] [illegible] Uebervölkerung das

Herrenrecht über die Heimathlosen, für dessen Behauptung im siebenzehnten Jahrhundert ein Kurfürst des Reichs die Hülfe zweier auswärtigen Kronen in Anspruch genommen hatte, zu einer der lästigsten Besitzthums- und Gemeindepflichten umgestalten, und statt weniger Tausende, welche Geldbedarf oder Geldsucht einiger deutschen Fürsten in den überseeischen Soldbienst der Engländer und Holländer gegeben hatte, hunderttausende deutscher Familien zur freiwilligen Auswanderung nach Rußlands Steppen, nach Afrikas glühenden Sandwüsten und nach Nordamerikas gifthauchenden Sümpfen bewegen werde. Eben so wenig wurde vorausgesehen, daß in nicht allzulanger Zeit die Alleinherrschaft des Privatreichthums und die ungehemmte Entwickelung der Erwerbthätigkeit die Unterschiede der Besitzverhältnisse zu so schroffen und drohenden Gegensätzen gestalten werde, daß aus ihrem Zusammenstoße das Schlimmste für den Bestand der menschlichen Gesellschaft gefürchtet, und um den Vertilgungskampf der Besitzlosen wider die Besitzenden abzuwenden, Aufhebung alles Privateigenthums und dessen Umwandelung in Gemeingut vorgeschlagen werden würde, als späte Rechtfertigung derjenigen fideikommissarischen Institute kirchlicher Form, welche ihren Mitgliedern und Vorstehern Genuß und Anwendung des Reichthums ohne persönlichen Egoismus und ohne ängstliche Sorge für die Zukunft leiblicher Erben gestatteten, und allen außer dem Kreise erblichen Besitzer stehenden Staatsgenossen den Eintritt in die Vortheile und Rechte jener Nutznießer eröffneten, in so fern sie nur den Bedingungen des Eintrittes in die Corporation sich unterziehen, und die von derselben geforderten geistlichen Amtsleistungen übernehmen wollten."

XXVIII.

Joseph von Görres und die historisch-politischen Blätter.

„Ich werde Euch nicht verlassen, auf mich könnt Ihr zählen", war die Zusicherung, welche Görres uns in jener Zeit gab, als diese Zeitschrift zuerst in's Leben trat. Er hat sein Wort getreulich erfüllt; mit seinem Aufsatze über die Weltlage eröffnete er im Jahre 1838 die historisch-politischen Blätter und abermals zehn Jahre später, kurz vor seinem Tode, den ein und zwanzigsten Band derselben mit einer großartigen Umschau über die Weltbegebenheiten, der letzte warnende Zuruf, den seine Feder niedergeschrieben. Er ist ein Fragment geblieben; mitten in seiner Ausführung, der Welt aus den Sternen das Horoscop zu stellen, ist er aus ihr entrückt worden, um, selbst der sterblichen Hülle entkleidet, zu den Sternen emporzusteigen. Zwischen jenem Beginne und dem Ende der Thätigkeit, welche Görres den historisch-politischen Blättern zugewendet, ist eine große Anzahl von Aufsätzen enthalten, die unsere Zeitschrift seiner Feder verdankt. Allerdings wird Jedermann an dem kühnen Schwunge der Phantasie und dem charakterischen Reichthum der Ideen, so wie an der Eigenthümlichkeit der Sprache beim ersten Anblick jeden Aufsatz, der von Görres rührt, sogleich erkennen; es wird bei keinem derselben der

Bestätigung bedürfen, daß er von ihm kam, und bei keinem, den ein Anderer schrieb, ein Zweifel gelöst werden müssen, ob er vielleicht von Görres sei; dessenungeachtet möchte es doch wohl unsern Lesern angenehm seyn, in einer Aufzählung der von Görres zu unsern Blättern gelieferten Beiträge eine Uebersicht über dieselben zu gewinnen. Ohnehin haben diese Aufsätze die Eigenthümlichkeit, daß sie, an den „Athanasius" sich anschließend, einer neuen Periode der schriftstellerischen Größe des Verblichenen angehören.

Bd. I. Weltlage: I. Umschau in der Gegenwart.
„ „ Erinnerung an Möhler.
„ „ Kurze Weltchronik.
„ „ Weltlage: I. Das germanische Element. II. Die politische Begründung der früheren Ordnung.
Bd. II. Correspondenz.
„ „ Jahresgedächtniß des zwanzigsten Novembers.
Bd. III. Neujahrspredigt des verneinenden Geistes bei der 5599sten Jubelfeier des Sündenfalls.
Bd. IV. Zweites Jahresgedächtniß des zwanzigsten Novembers.
Bd. V. Malbergische Glossen zum Weltlauf.
„ „ Glosse zu den malbergischen Glossen.
Bd. VI. Friedrich Wilhelm III. und sein Nachfolger.
Bd. VIII. Ueber das medizinische System von Ringseis.
Bd. IX. Einen Theil des Artikels: Die Berufung deutscher Gelehrten nach Berlin von Seite 48 bis 57.
Bd. X. Lord Shrewsbury an die Puseyiten.
Bd. XI. Menzels Literaturblatt über den Kölner Dom.
„ „ Die Verlogenheit in Exeter-Hall und die Phantasmagorien in dem Raumer'schen historischen Taschen-Buch.
„ „ Kirche und Staat, nach der neuesten Schrift des Erzbischofs von Köln, Clemens August, Freiherrn Droste zu Vischering.
Bd. XII. Kurze Antwort auf eine weitläufige Frage, oder: Was wollen eigentlich die Münchner Historisch-po-

litischen Blätter für das katholische Deutschland. Leipzig, Verlag von Fort. 1843."

Bd. XII. Die protestantische Polemik, oder: „Die evangelisch-lutherische Kirche in Bayern und die Insinuation des Hrn. Prof. Döllinger. Von Dr. H. G. Harleß." Erlangen. Verlag von Th. Bläsing 1843.

Bd. XIII. Der Gustav Adophs-Verein und die irische Sache.

Bd. XIV. Ueber eine zeitgemäße Ausbreitung des kirchlichen Gebetskreises.

" " Die Wallfahrt nach Trier.

Bd. XV. Der Hirtenbrief des Bischofs von Trier.

" " Glosse.

" " Die Moral aus den Vorgängen in der Schweiz.

Bd. XVI. Die Heilwirkungen bei der Ausstellung in Trier.

" " Die Jesuitenfragen: I. Der heil. Ignatius von Loyola und sein Orden. II. Das erste Noviziat des Ordens in der Geschichte.

Bd. XVII. Mane, Thecel, Phares.

" " Ministerium, Reichsrath, rechte und unrechte Mitte.

" " Tod des Papstes Gregor XVI.

Bd. XVIII. Der Brief des Grafen von Montalembert an die Redaction.

Bd. XIX. Erklärung.

" " Die zweite Rede des Grafen Montalembert.

" " Zeitgeschichtliche Glossen.

" " Der Anfang des Artikels: „Die Allgemeine Zeitung und die historisch-politischen Blätter von Seite 767 bis 779.

Bd. XX. Joseph Freiherr von Giovanelli: Bruchstücke zur Geschichte und Charakteristik Tirols. Drittes Fragment.

Bd. XXI. Die Aspecten an der Zeitenwende. Zum neuen Jahre 1848.

Das mitgetheilte Verzeichniß gewährt einen Ueberblick jener Mannigfaltigkeit von Gegenständen, welche Görres, wie die Zeit sie bot, für unsere Zeitschrift bearbeitet hat, die ihm eben

so nahe am Herzen lag, wie einst der rheinische Merkur. Daher er auch in dem jüngst verflossenen Jahre bei der traurigen Wendung, welche die Ereignisse in Bayern nahmen, mit ruhiger Fassung dem feindlichen Hohngelächter über die Haltung dieser Blätter und ihrer Mitarbeiter die Worte entgegensetzte (Band 19, S. 778): „Alle haben an dem Vorgefallenen eine neue Bestätigung ihrer Mission und eine Verlängerung derselben auf unbestimmte Zeit gesehen, und werden unerschrocken das ihnen anvertraute Panier noch höher tragen, so lange der Wahrheit und Gerechtigkeit eine Stätte, die ihnen der König, dessen sind wir sicher, im katholischen Bayern nicht versagen wird, übrig bleibt; und so lange diese Fahne weht, ist die Burg noch wohl behalten." Allein nicht bloß durch Aufsätze hat er das Unternehmen gefördert, sondern sein hochgefeierter Name schon war es, der demselben gleich bei seinem ersten Beginne das allgemeine Zutrauen des katholischen Deutschlands erwarb. Seine wohlwollende Freundlichkeit hat uns überall mit dem besten Rathe unterstützt, seine reiche Erfahrung vor manchem Mißgriffe bewahrt, sein unermüdlicher Fleiß und seine Liebe uns niemals verlassen. Auf sie konnten wir stets zählen; war irgend eine schwierige Materie zu behandeln, so wurde ihm der Plan vorgelegt, die angefertigte Arbeit ihm vorgelesen, oder er ersucht, sie selbst zu übernehmen, und niemals haben wir eine Fehlbitte gethan. Ja selbst dann, wenn er wahrnahm, daß einer von uns durch andere Geschäfte in Anspruch genommen war, so war es Görres, der aus seiner eigenen Beschäftigung sich herausriß, für ihn sich niedersetzte, und diese oder jene wichtige Zeitfrage behandelte. Beschenkte er uns dann mit einem Aufsatze, so war er auf jeden etwa gemachten Einwand nachgiebig, und sogleich zur Abänderung eines Ausdruckes bereit, der mißgedeutet hätte werden können, aber mit Kraft und Festigkeit beharrte er auf dem Princip und keine Rücksicht auf Personen, die ihm als Menschen noch so lieb waren, konnte ihn jemals bewegen, von jenem abzuweichen.

Dieser Mann ist von uns gegangen! Gott hat ihn nach

einem zum harmonischen Ganzen gestalteten Leben aus dieser Zeitlichkeit abberufen; wir haben einen, in jeder Beziehung unersetzlichen Verlust erlitten. Diesen empfindet mit uns die gesammte katholische Kirche im In- und Auslande; von nah und fern strömte die Kunde herbei, mit welcher Theilnahme überall der Tod dieses Mannes aufgenommen worden, und wohl nur wenige Herzen unter den Lebenden, die auch er einst erwärmt, möchten für ihn ausgeschlagen haben. Insbesondere ist unsere Zeitschrift einer großen Kraft beraubt worden; allein wir dürfen getrost seyn: wir hatten mit Görres zum Fundamente unseres Baues, die göttliche Wahrheit der katholischen Kirche erwählt, er hatte mit uns, als der kundige Meister, ein Decennium hindurch an der Ausführung rüstig mitgearbeitet; er hat dem ganzen Unternehmen, so lange es mit Gottes Hülfe besteht, seinen Geist eingehaucht; der wird auch ferner darin leben. Vor Allem rechnen wir auf den göttlichen Beistand, der uns, trotz mancher Noth und Drangsal, so sichtbarlich zu Theil geworden ist, auch für die Zukunft. Standen wir ja doch beim Beginne unseres Unternehmens vor der Leiche unseres Freundes Möhler; auf ihn, der sich wohlwollend an uns angeschlossen, hatten wir große Hoffnungen gesetzt; herzliche Freude hatte er gezeigt, als wir das erste Heft der eben entstehenden Zeitschrift ihm gebracht. Nach wenigen Tagen war er todt. Damals schrieb Görres seine „Erinnerung an Möhler" (histor.-polit. Blätter Bd. 1, S. 139 u. ff.), aus welcher folgende Worte hervorzuheben, wir uns nicht versagen können:

„Den allzufrühen Hingang dieses unseren Freundes, der vor wenig Tagen eingetreten, haben nicht bloß Kirche und Universität zu betrauern, auch diese Blätter haben ihn auf's tiefste zu beklagen. Der Gedanke zu ihrer Herausgabe hatte ihn auf's lebhafteste angesprochen, er hatte willig seine Theilnahme zugesagt; als das erste Heft erschienen, hatte er es mit Freude begrüßt: nach Verlauf von wenig Tagen aber ist der Tod dazwischengetreten, und er ging, wohin er gerufen wurde. Wie in seinem amtlichen Wirkungskreise und unter seinen Freunden,

so ist auch in der Zeitschrift eine schwer zu erfüllende Lücke dadurch geblieben. So manches Blatt derselben, das dieser scharfe, klare Geist im Widerscheine seines Gedankenlichtes strahlend gemacht hätte, bleibt nun unbeschienen, und muß sich einen Anderen suchen, der den ausgefallenen Strahl ergänze und den mangelnden Accord ersetze. So hat das Unternehmen schon in seinem Entstehen die Folgen der Wandelbarkeit aller menschlichen Dinge empfinden müssen; und es fände sich dadurch hart versehrt, wenn, was in Mitte dieses Wandels menschlicher Bestrebung allein Dauer geben mag und Bestand, die Gemeinschaft vieler verbundenen Kräfte und Individuen, ihm nicht zu Hülfe käme. Dadurch schlägt Faden an Faden sich in das Gewebe; ist einer ja abgelaufen, dann knüpft und flicht sie ein Anderer ein; zuletzt können Alle gewechselt haben, und Geist und Gesinnung, in denen sich das Ganze wirkt, mögen ungeändert dieselben bleiben. Leider! läßt im Gemüthe der Nachgebliebenen das Fehlende schwer sich ersetzen; und es geht wohl länger zu, bis hier dem Ausfall wieder seine Bindung gefunden ist. Das mögen nun sie suchen und verwinden; was aber ihnen obliegt vor Allem, ist, seinem Andenken ein bescheidenes Mal der Erinnerung zu setzen, eben hier an dieser Stätte, wo ihre gemeinsamen Bestrebungen, denen auch er in seinem Leben beigetreten, sich begegnen. Da das jedoch nicht Sache eines Tages seyn kann, und sie den Sterbemonat nicht unbezeichnet lassen mögen, so sind sie Raths geworden, als Denkstein desselben aus seinem Nachlaß einen unvollendet gebliebenen Aufsatz des Verewigten selbst hier hinzusetzen."

Zu unserer Freude ist es uns gelungen, noch manches Andere von Möhler's schönen, geistigen Erzeugnissen unsern Lesern mitzutheilen. Ein Gleiches werden wir auch von Görres zu thun im Stande seyn; neben einer großen Gesammtausgabe seiner ausgewählten Werke, die auch eine Auswahl dessen enthalten soll, was sich aus seinen vieljährigen Vorlesungen über Geschichte und Philosophie zur Mittheilung eignet, wie dieselbe demalen vorbereitet wird, und dazu dienen soll,

den edlen Todten in seiner ganzen Eigenthümlichkeit, als einen der Deutschgesinntesten und für die katholische Wahrheit am Meisten begeisterten Koryphäen unserer Literatur darzustellen, werden unsere Blätter dazu dienen, vorläufig manche kostbare Reliquie aus seinem reichhaltigen schriftstellerischen Nachlasse aufzunehmen. Seinen Tod voraussehend, hat er auch noch mit Liebe an diese Zeitschrift gedacht; es interessirte ihn, zu wissen, wie weit die Correctur des ersten Februarheftes, dessen Erscheinen er nicht mehr erlebte, vorgeschritten war. Durchdrungen von der Bedeutung, welche die historisch-politischen Blätter unter dem göttlichen Beistande für Deutschland gewonnen haben, sprach er, indem er liebevoll zur Eintracht uns ermahnte, seine Segenswünsche für deren Fortbestand aus. In dem theuern Angedenken an Görres ist uns ein neuer Antrieb geworden, die Arbeit, die wir mit ihm begonnen, rastlos im Dienste der Kirche und im Kampfe für die Wahrheit fortzusetzen; seine Gesinnung möge auch uns beleben, dann wird zugleich das Werk, das wir vollbringen, dem von seinen Mühen ausruhenden, ruhmgekrönten Streiter ein ehrend Denkmal seyn.

XXIX.

Literatur.

Die Völker der Südsee und die Geschichte der protestantischen und katholischen Missionen unter denselben, von Eduard Michelis. Münster bei Regensberg 1847.

Wir haben schon früher einmal in diesen Blättern ein nahezu den gleichen Gegenstand behandelndes Werk von Meinike besprochen, und über dessen Parteilichkeit Klage geführt; wir haben

damals auch geäußert, daß die Annalen der Verbreitung des Glaubens uns keineswegs ein vollständiges Bild der katholischen Missionsthätigkeit, wenn nur in den hauptsächlichsten Zügen darstellen, und daß zu wünschen sei, sie möchten nicht bloß auf das Moment der Erbauung, sondern auch auf das historische Interesse hinlänglich Rücksicht nehmen. Beide Wahrnehmungen mußten uns das Begehren nach einer tüchtigen, erschöpfenden Darstellung der katholischen Missionsbestrebungen in der Südsee gewiß recht nahe legen, und um so weniger können wir deßhalb unsere Freude bergen, daß obiges Werk demselben hinreichend entsprochen hat.

Wahr ist, daß die Südseevölker für die Geschichte im höheren Sinne bisan ohne Bedeutung waren; aber sie hatten ihre eigene an Wechselfällen und bezeichnenden Ereignissen reiche Geschichte, die, wenn auch von unsern klassisch-gebildeten Gelehrten und Schulmeistern für gar gering anschlagen, doch mitunter eben so anziehend, ja poetisch ist, als viele Capitel der griechischen und römischen Geschichte.

Der Caplan des seligen, hochgefeierten Clemens August, der uns früher mit zarten Liedern erfreute, der nunmehrige Professor, der am Athenäum in Luxenburg seine Gelehrsamkeit fruchtbringend anwendet, hat sich dem schönen Gegenstande mit aller Liebe gewidmet. Er gibt uns im einleitenden Theile eine kurze, lichtvolle Ueberſicht der einschlägigen geographischen Momente, weist die durch den gesteigerten Verkehr immer wichtiger werdende politische Bedeutung der Südseeinseln nach, und zeigt uns die daraus hervorgehende Wichtigkeit derselben für die Kirche, welche unmöglich dulden konnte, daß der Volksstamm der Oceanier ohne geistiges Präservativ gegen die drohende Vernichtung blieb, welche auch in den Südseeinseln zu wichtige Mittelglieder theils für Chinas Bekehrung, theils für die Civilisation der Negritos sah, um nicht einige ihrer allerdings nicht überaus zahlreichen Missionäre dahin zu befördern. Er zeigt ferner, daß diese Missionäre die Hauptpunkte recht wohl kennen, von denen aus die Verbreitung des Christenthums am leichtesten möglich ist, und berichtet uns die Züge apostolischer Klugheit, in der sie zuförderst nur das Sündhafte in ihren Bekehrten beseitigen, nicht aber mit puritanischer Strenge, die leider selbst unter Katholiken Schutzredner findet, die rein menschlichen Neigungen gewaltsam unterdrückten.

Seine Darstellung der früheren Geschichte der Südseeinsulaner erweckt hohes Interesse, und zeigt uns den tiefen Kenner des Alterthums und der ethnographischen Beziehungen. Seine Behauptung, daß dieselben nicht von der fälschlich angenommenen malayischen Race, sondern größtentheils von dem asiatischen Urvolke der Rinos abstammen, ist wohl die allein richtige. Sehr interessant sind auch die Angaben über Sprache, Religion und Sitten der Oceanier, und sie finden sich hier in ein einheitliches, anschauliches Bild zusammengefaßt; was auch denen, die aus den Missionsannalen schon Manches davon wußten, angenehm seyn dürfte, so wie ihnen die Schilderung der Philippinen und der spanischen Missionen neu seyn wird. Die Darstellung der katholischen und protestantischen Missionsbestrebungen ist ungemein wohlthuend durch die Klarheit und Unparteilichkeit, mit der sie vom Verfasser gegeben wurde. Höchst beachtenswerth aber erscheint noch der Schluß, in welchem er zwar nicht wie Manche über die nationalen Strebungen den Stab bricht, aber doch sehr davor warnt, ihnen nicht das kirchliche Interesse unterzuordnen, deßhalb unverhohlen den Wunsch ausspricht, es möge auf den Südseeinseln vorzüglich die brittische katholische Mission emporblühen, welchem Wunsche wir um so lieber beistimmen, als Ostasien den französischen Missionären bereits ein so ungeheures Feld der segensreichsten Thätigkeit geöffnet hat. Der Styl des Werkes ist lebendig und doch gemessen; nur hie und da möchte man einige Uebereilungen verbessert wünschen. Auch hätte er zum Beispiel Seite 108 sogleich aus den Missionsannalen beibringen können, welch ein Uebel zuletzt die übermäßige Gastfreundschaft auf einigen Inseln geworden ist, so daß sie sogar zu Hungersnoth führte. Eben so weiß der Verfasser Seite 177 nicht anzugeben, wie den Bewohnern der Marianen die Carolinen bekannt wurden, und erzählt doch bald darauf, daß Carolinier in ihren Kähnen durch den Sturm nach den Marianen verschlagen wurden. Das sind übrigens Kleinigkeiten, die dem hohen Werthe des Werkes, das einen so nützlichen Beitrag zur Kirchengeschichte, gleichwie für alle Stände eine höchst angenehme und lehrreiche Lektüre bildet, keinen Eintrag thun. Wir wünschen recht sehr, daß der geehrte Herr Verfasser uns noch Manches, z. Beispiel aus der amerikanischen Missionsgeschichte, gleich trefflich schildere.

XXX.

Kabinetsstück.

Unvermeidlich mußte die Reformation die Menschen um zwei Tugenden ärmer machen, ohne deren Beseitigung selbst die Anfänge derselben nicht denkbar gewesen wären. Sie hat die Demuth und den Gehorsam aus dem Inventarium der christlichen Tugenden gestrichen; dieselben mußten um so mehr in Vergessenheit kommen, je mehr jene sich entwickelte. Es wäre interessant, ein Dutzend Bände protestantischer Kanzelreden zu durchgehen, und sich die Stellen, in denen der Demuth und des Gehorsams als christlicher Tugenden gedacht wird (welche beide in die Lehre und das Leben der Kirche so innig verflochten sind), sich anzumerken. Wer weiß, ob das Blatt, welches hiezu bestimmt würde, nicht unbeschrieben bliebe? Die Revolution (der Radikalismus) schafft nun weiter noch zwei Tugenden ab: die Friedfertigkeit und Ehrbarkeit. Wo der Radikalismus zur Herrschaft gelangt, stürmt buchstäblich die Zeit heran, von der an fünf in einem Hause uneins seyn werden, drei mit zweien und zwei mit dreien; uneins der Vater mit dem Sohne und der Sohn mit dem Vater, die Mutter mit der Tochter, die Tochter mit der Mutter, die Schwiegermutter mit ihrer Schnur, die Schnur mit ihrer Schwiegermutter; an

die Stelle der Apostel des Friedens treten die Apostel des Haders. Gehet nach den Pyrenäen-Halbinseln, gehet nach der Schweiz, und sehet, ob nicht dieses Alles buchstäblich sich erfüllt habe, ob nicht der Staat, die Gemeinde, das Geschlecht, das Haus im Zustande der wildesten Zertrennung sich befinde? — Eben so weicht mit der Revolution oder dem Radikalismus die Ehrenhaftigkeit. Gäbe er dieser nicht den Abschied, so könnte er nicht bestehen, keine Stärke gewinnen, denn alsdann müßte er vor so manchen Mitteln, deren er unbedenklich sich bediente, zurückbeben. War die Vergangenheit im Punkt der Ehre am kitzlichsten, so ist sie darüber bereits schuß- und stichfest geworden. Bescholtener Ruf gilt ihr nicht mehr als Hinderniß, zu den höchsten Ehren zu gelangen; der Criminalisirte, hat er die Strafe ausgehalten, ist ihr so makellos wie derjenige, der lebenslang nie vor einem Gericht gestanden hat, und der Häuptling einer Mordbrennerbande nimmt die erste Stelle unter einem Volke ein, in welchem sonst die Bezeichnung „ehrlos“ als höchste bürgerliche Strafe gegolten hat. So sind von den geistigen Gütern des Menschengeschlechts seit drei Jahrhunderten Demuth, Gehorsam, Friedfertigkeit, Ehrenhaftigkeit zu Gunsten eines angeblichen Fortschrittes säcularisirt worden; was wird er noch weiter verlangen, nachdem er die Wahrhaftigkeit ebenfalls außer Cours gesetzt hat.

Berichtigung.

Seite 151 statt: „verflüchtigende“ lies: „verpflichtende“.

XXXI.

Aus Italien.

Der Episcopat und das wälsche Volk. — Gaisruck in Mailand, Klosterstifter. — Graf Tasca, sein Leichendichter. — Die Hirtenbriefe der italienischen Bischöfe. — Bischof Mutti in Verona. — Der Kardinalpatriarch, Missionär in Ceneda. — Erzbischof Romilli in Mailand. — Der neue Metropolit Bricito von Udine. — Corti, Bischof in Mantua. — Die bischöflichen Hirtenbriefe aus Rom für Oesterreich. — Kardinal Ferretti. — Sacrilegium in Rieti. — Sühne desselben. — Cadolini, Kardinalerzbischof von Ferrara. — Die alleinseligmachende Kirche. — Eisenbahn, Dampf, Menschenliebe und Doctor Zanelli in Padua. — Anlauf zum Schluß. — Der Correspondent der Allgemeinen Zeitung von Venedig. — Die Leimruthe von Malpaga. — Mein Sommernachtstraum daselbst. — Dazwischenkunft des Herren Vetters. — Wirklicher Schluß.

Nebst dem Wohlthätigkeitstriebe hat in Italien, namentlich im lombardisch-venetianischen Königreiche, der Episcopat in neuerer Zeit wesentlich dazu beigetragen, der Ueberfluth der Proletarier und des kommunistischen Elementes zu steuern. Der Italiener ist mit Recht stolz darauf, und wenige Länder möchten sich einer so aufopfernden Hingebung in ihren obersten Kirchenhäuptern zu erfreuen haben, als Italien. Aber Niemanden fällt es ein, daß diese wahrhafte Erneuung und Stärkung der kirchlichen Oberleitung mitunter den Deutschen, und

insbesonders der österreichischen Regierung zu danken ist, welche in ihren wälschen Landen mit der größten Unparteilichkeit nur das wahre Verdienst ohne Rücksicht auf Person, Geschlecht und Menscheneinfluß auf die bischöflichen Stühle befördert. Als noch der Regierungsgrundsatz galt, auch deutsche Bischöfe in Italien einzusetzen, mochten die Nationalen mit Recht einigen Verdruß über diese Fremdlinge äußern, ungeachtet es jetzt unter den Italienern eingestanden ist, daß die Deutschen in Italien den bischöflichen Stühlen mehr Glanz erwarben, als von ihnen empfingen. Männer wie Grasser und Ladislaus Pyrker sind noch jetzt auf den Lippen der Italiener allgemein geachtete Namen. Mehr Widerspruch erfuhr Gaisruck in Mailand, ein fester Charakter mit einer Gesinnung von Stahl, aber leider als Jünger josephinischer Grundsätze ganz unzeitgemäß. Während er sich die ersten Jahre seines Hirtenamtes gegen geistliche Genossenschaften standhaft wehrte, und hierin die Schüler des Professors Tamburini zu Pavia selbst unter der Geistlichkeit als Genossen und Helfer hatte, überflügelte ihn der Volksgeist dergestalt, daß gegen das Ende seines Lebens, trotz alles Widerstandes, die alten, der Nation zusagenden Institute auf allen Seiten wieder auflebten, und er selbst genöthigt war, zur Rechtfertigkeit seiner kirchlichen Gesinnung ein Frauenkloster in Mailand für die Jugenderziehung zu stiften, welches den Beinamen „Mariä Opferung" führt. Dadurch verdarb er es auf beiden Seiten. Den Conservativen that er immer noch zu wenig und nicht im rechten Geiste, und die Radikalen haßten ihn als einen Abgefallenen von ihren Grundsätzen. Daher das Unmaß von Pasquillen, Schmähgedichten und heimlichen und offenen Angriffen, welche mit kannibalischer Wuth über den Kirchenfürsten deutscher Zunge hereinbrachen. Es muß aber ein fleckenloser Charakter gewesen seyn, denn man konnte ihm nichts mit Wahrheit nachsagen, als daß er Tabak rauchte und seine Verwandten in der Heimath unterstützte. In der That lebte der Kardinalerzbischof äußerst einfach, verzichtete auf alle Behaglichkeiten des Lebens, und that im Stillen unermüdlich

Gutes für die Armen der Stadt, und namentlich seiner nächsten Umgebung. Aber kaum war er von dieser Welt geschieden, so brauchten ihn die Jesuitenhasser als Werkzeug zu ihren Zwecken, und zogen ihn mit den Waffen des gemeinsten Spottes in den Koth. Namentlich zeichnete sich unter diesen Schmutzrittern der Graf Tasca aus durch Geist und Witz allerdings, aber in einem Tone, dem nichts heilig ist, und unter dem Vorgeben, die Jesuiten zu verspotten, den ganzen Episcopat und die Kirche selbst lächerlich macht. Nicht der Inhalt ist es zunächst, den wir beklagen müssen, sondern die Frivolität des Verfassers dieser Gassenlieder, die in die höheren Kreise der Lombardie keine bessere Einschau gewähren, als sie der edle Parini zu seiner Zeit gefunden und mit scharfer Lauge ausgewaschen hat. Das Wort „affiliirt", welches in den jüngsten Schweizergewaltthaten eine so seltsam weitläufige Bedeutung gewonnen hat, kann mit Fug auf Tasca angewendet werden, der alles für „affiliirt" hält, was irgend aufrichtig an der Kirche hängt und dem Voltaire'schen Geiste widerstrebt. Bei ihm mochte vielleicht diese sansculotte Poesie in einem leichtfertigen Augenblick und nicht als Zeugniß gegen sein Herz entstanden seyn; aber der Gebrauch, welcher davon gemacht wurde und wird, beurkundet hinlänglich, welcher Unrath von Gift auch in wälschen Falten verborgen liegt für den Zeitpunkt, wo der Radikalismus in seiner ganzen Schärfe zu Tage treten kann.

Die österreichische Regierung, welche im lombardisch-venetianischen Königreiche eine so rechtzeitige Nachgiebigkeit zu entfalten weiß, daß sie ihrem deutschen Sinne zur höchsten Ehre gereicht, ging schon frühzeitig vom Gedanken ab, noch ferner deutsche Kirchenvorsteher nach Italien zu stellen, und fuhr fort, trotz tausendfältiger Einreden, welche die ältere Menschenrücksicht und Corruption in Schutz nahmen, das Verdienst allein zu berücksichtigen. Daher finden wir eine Schaar von Männern in den ersten Kirchenstellen, welche der Welt unbedingte Achtung abgewinnen. Nicht nur ist der Bischof der erste Pre-

diger seines Sprengels, und benützt die Macht des Wortes bei jeder Gelegenheit, um Einfluß auf das Volk zu üben, sondern er greift auch weit öfter, als es anderwärts der Fall ist, zur Feder, um mit eifrigen, in der Regel meisterhaften Hirtenbriefen in die Ferne zu wirken. Keine Rede mehr von der lateinischen Kurialsprache, die wir noch bisweilen anderwärts hören müssen, und deren sesquipedalia verba für viele Priester und das ganze Volk todt sind. Die wälschen Bischöfe bedienen sich der Muttersprache, die dem Volke allein zum Herzen bringt. Viele von ihnen sind selbst geachtete Schriftsteller, wie zum Beispiel der in gründlicher Schule erzogene Mutti, Bischof von Verona, dessen philosophische und ascetische Schriften einen großen Leserkreis gefunden haben. Selbst der Kardinalpatriarch Monaco von Venedig verschmähte es nicht, sich nach Ceneda, seinem ehemaligen Bischofssitze an dem Fuß der Alpen zu einer Predigt einladen zu lassen, und erschien daselbst im Juni 1847 wie ein einfacher Missionär. Tausende waren von Berg und Thal herbeigeeilt, den Kirchenfürsten zu begrüßen, und als bei seiner Predigt wenige Augen thränenlos blieben, sah man wohl die Macht des bischöflichen Einflußes auf das Volk, welche in Italien so lange rohe Volkswuth zügeln wird, als die Kirche und ihre Diener geachtet werden.

Während man bei Ihnen noch unlängst den Versuch gemacht hat, den freien bischöflichen Verkehr mit Rom zu verkürzen, findet dieser in der Lombardie auf eine Weise statt, die wohl verdient, näher in's Licht gestellt zu werden, zumal zu einer Zeit, wo man den Oesterreichern den Vorwurf macht, als läge es in ihrem Interesse, den Contact mit Rom so viel als möglich zu verhüten. Im abgelaufenen Jahre traten drei neue Bischöfe auf, Romilli in Mailand, Bricito in Udine und Corti in Mantua. Bartolomeo Carlo, Graf von Romilli, ein Mann im kräftigsten Alter und bereits Bischof von Cremona, konnte sich nicht entschließen, dem Ruf des Kaisers zur erzbischöflichen Kirche von Mailand zu folgen, da ihm seine Verbindung mit der Kirche von Cremona ein zu heiliges Band

schien ganz im Sinne der Bischöfe der ersten Kirche. Er reiste daher mit Gutheißung der Regierung nach Rom zum Papste Pius den Neunten, und entschloß sich endlich, im mehrmonatlichen engem Verkehre mit dem Oberhaupte der Kirche die angetragene Stelle in Mailand anzunehmen. Von Rom aus erließ er seinen ersten Hirtenbrief an die Mailänder, worin er erklärte: „Wenn ich versichere, daß ich nur durch Pius den Neunten bewogen worden bin, den erzbischöflichen Stuhl in Mailand anzunehmen, und diese Aussage nicht volle Wahrheit ist, so erstarre mir die Hand, welche sie niederschrieb.“ Zu Rom für seine neue Würde eingesegnet, erschien er in der Hauptstadt der Lombardie mit der Festigkeit und Maßhaltung, welche ihm der allgemeine Vater der Christenheit zur Pflicht gemacht hatte, weder rechts noch links schauend, weder dem Volke noch der Regierung schmeichelnd, sondern einzig auf die gute Führung seines Amtes bedacht. Aber kaum hatte die extreme Partei bemerkt, daß sie an ihm keinen Mann für ihre Zwecke finden würde, so war es mit dem früher, so laut gesungenen Ruhme Romilli's und mit Pius dem Neunten aus, und der Eintritt des neuen Erzbischofes wurde benützt, durch zusammengeschlemmtes Gassengesindel eine radikale Demonstration zu machen, worin er keineswegs geschont wurde. Aber Romilli ist kein Mann, sich einschüchtern zu lassen, er geht unerschüttert die Wege Pius des Neunten, und alle Gutgesinnten hangen ihm dafür mit inniger Liebe an.

Die gleiche Vorübung zum Antritte seines Amtes machte auch Bricito, Erzbischof und Metropolit von Udine. Die Kenner älterer Zeitgeschichten wissen, daß Aquileja unweit des adriatischen Meeres zwischen dem Isonzo und dem Tagliamento zur Römerzeit nicht bloß eine mächtige Verbindungsstadt zwischen Deutschland und Italien, sondern auch die Vermittlerin des christlichen Glaubens aus der Halbinsel für's Deutschland gewesen sei, so daß ein großer Theil von Tirol, Kärnthen und Istrien unter den dortigen Patriarchen stand. Durch Attila zerstört, blühte sie unter venetianischem Schutz mit bizantini-

schen Baudenkmalen zum zweiten Male auf, konnte aber der immer weiter vorrückenden Sumpflüften der Maremmen nicht lange widerstehen. Nun ist sie zu einem elenden Dorfe herabgesunken, in welchem blaße Menschen wohnen mitten in den Ruinen, welche eine ungeheure Fläche einnehmen, und von neugierigen Antiquaren ausgebeutet werden. Nur die alte Metropolitankirche aus den Jahren 1031, wo einst die heiligen Bischöfe Hermagoras und Fortunatus die christliche Lehre aus den Zeiten der Apostel mit ihrem Schweiße befeuchtet hatten, steht noch mit ihren bizantinischen Bauformen für den Ortspfarrer, welcher den Titel „apostolischer Vikar" führt. Denn, als die Verödung in Volk und Land rings um Aquileja eingetreten war, unterdrückte Benedikt der Vierzehnte das Patriarchat, und gründete dafür zwei Bisthümer zu Udine und Görz. Das erstere ging jedoch bald in ein einfaches Bisthum ein, bis der jetzt regierende Papst, im Einverständnisse mit Oesterreich, nach dem Tode des Bischofs Emanuel Lodi im Jahre 1845 dasselbe wieder herstellte. Der Kaiser von Oesterreich ernannte zum neuen Patriarchen den als Prediger hochgeehrten Zaccaria Bricito, bisherigen Pfarrer von Bassano, seinem Geburtsorte, einem Manne von schlichten Sitten, den sein Volk namenlos liebte. Kaum war der kaiserliche Ruf erschollen, so eilte Bricito in die Arme Pius des Neunten nach Rom, und wurde daselbst vom Kardinal Fabio Maria Pasquini, einem Patrizier aus Udine, zum Bischof geweiht und zum Metropoliten eingesegnet. Von Rom erließ er am Tage seiner Weihe einen Hirtenbrief an seine Bisthumsangehörigen, der sich durch ungemeinen Freimuth und innige Wärme des Gefühls auszeichnet. Er beruft sich mit Nachdruck auf das Einverständniß des Papstes mit den Grundsätzen seiner künftigen Amtsverwaltung, und fordert besonders die Beamten, die er zum Theil namentlich anredet, auf, mit ihm gemeinschaftliche Sache zu machen gegen alle Geister der Unordnung und der Sittenverfälschung. Er führt ihnen aus Cicero de natura deorum zu Gemüthe, daß ihnen an der Blüthe der Frömmigkeit und religiösen In-

nigkeit eben so viel liegen müsse, als den Hirten der katholischen Kirche, „da ohne Frömmigkeit gegen Gott alle Treue, alle Einigkeit des Menschengeschlechtes, ja alle Gerechtigkeit mit der Wurzel zerstört sei.“ Besonders merkwürdig sind seine Worte, mit welchen er seine Untergebenen auffordert, für den Kaiser zu beten. „Betet“, ruft er aus, „für unsern frömmsten Kaiser und König, dem Vater so vieler Völker, dessen mildem Scepter uns der höchste Lenker des Menschengeschlechtes anvertraut hat! Fleht um Frieden und Glück für ihn, da unser Friede, unser Glück an das seinige gebunden ist. Betet für die erhabene Genossin seines Ehebettes und Thrones, diesen gesegneten Engel der Liebe! Betet für das ganze Haus des Kaisers, welches ein Spiegel jeglicher Tugend ist. Selig das Reich, in welchem die Tugend des Fürsten Liebe gebietet, und die Liebe der Unterthanen betet für ihn!“ Diese Worte, zu Rom ausgesprochen zur Zeit, wo die Zeitungen nur von Zerwürfnissen des Papstes mit der einmischerischen österreichischen Regierung zu erzählen wußten, verfehlten nicht einen wohlthätigen Eindruck auf die Gemüther zu machen.

Ich war zufällig in Udine anwesend, als der neue Patriarch seinen Einzug daselbst hielt. Schon seit mehreren Tagen waren viele hundert Hände beschäftigt, die Stadt würdig auszuschmücken. Die Domkirche war mit rothen Tüchern prachtvoll ausgeschmückt, die Flaggen wehten vom städtischen Pallast und dem Schlosse, die beide in stolzer Beherrschung der schönen Gegend zur blühendsten Zeit der Republik geschmackvoll erstanden waren, und alle Gassen der Stadt zeigten von ihren Fenstern den prunkvollsten Festschmuck. Schon in Sacile wurde der Erzbischof durch eine Nachtbeleuchtung geehrt. Von dort brach er am 10. Juli 1847 nach Udine auf. An den Thoren empfingen ihn im Gewühl eines unermeßlichen Volkes hundert Jünglinge, und zogen an Seidensträngen, die mit Kränzen geziert waren, seinen Wagen in den bischöflichen Pallast. Zwei Kindlein streuten, ihnen voraus, die Gassen mit reichem Blumenflor. Evviva Bricito, Evviva Pio nono, Evviva il nostro ré!

erscholl es tausendfältig in den Lüften. Am 11. Juli wurde er feierlich im Dome eingesetzt. Er hielt selbst eine Anrede an's Volk mit holdeinschmeichelnden Worten, mit einer Stimme, die weich und melodisch zum Herzen klang, mit einer tiefen Ergriffenheit, die seinen Vortrag wunderbar beflügelte. Hundert Arme wurden hierauf öffentlich unter den Loggien des Stadthauses mit einem reichen Mittagmahle bewirthet, während der Erzbischof alle Behörden der Stadt an seine Tafel zog. Den ganzen Tag ein Jubeln, Rufen, Sacktücherschwenken, daß man die Ungebundenheit dieser gemüthreichen Friauler bei strengster Ordnung nur höchst liebenswürdig finden mußte. Am 12., als am Feste des heiligen Hermagoras und Fortunatus, beschloß der Erzbischof die Feierlichkeit mit einem Hochamte im Dom. Die Udineser, entzückt über die Gnade des Papstes, der ihnen von neuem ein Erzbisthum gewährt hatte, kamen übereins, zum ewigen Angedenken an dieselbe die Büste des Papstes aus weißem Marmor von der Hand des eingebornen, jetzt zu Rom weilenden Künstlers, Vincenzo Lucardi, in der Domkirche mit gehöriger Inschrift aufzustellen. Ich bin geflissentlich über die Einsetzung des neuen Erzbischofes in Udine weitläufig gewesen; denn einerseits liefert sie ein passendes Seitenstück zu der in Mailand, andererseits den klaren Beweis, daß das italienische Volk, wenn nicht von Parteigängern gehetzt, einen überaus gesunden Sinn und liebenswürdigen Takt zu bethätigen pflegt. Interessant schien mir auch die Sitte der Italiener, Feierlichkeiten dieser Art mit irgend einem literarischen Erzeugnisse zu verherrlichen. So wurde dem Erzbischof bei dieser Gelegenheit das Buch des Patriarchen Paulinus von Aquileja an den Herzog Heinrich von Friaul voll heilsamer Ermahnungen, ein Denkmal aus dem achten Jahrhundert, in einer sehr gelungenen wälschen Uebersetzung vom Professor Marzuttini überreicht.

Fast zu gleicher Zeit war Johann Corti zum Bischof von Mantua befördert worden. Auch dieser begab sich nach seiner Ernennung durch den Kaiser von Oesterreich unverzüglich nach

Rom, und wurde dort geweiht. In seinem von Rom aus erlassenen Hirtenbriefe an die Mantuaner kommt unter Anderm die bemerkenswerthe Stelle vor: „Wie soll ich lebhaft genug meine Anhänglichkeit und Erkenntlichkeit dem berühmten Kaiser und König, unsern geliebten Ferdinand, ausdrücken, von dessen erhabenen Lippen zuerst das Wort hervorging, welches mich zur Bischofswürde erhob. Der Herr gestatte, daß uns seine Regierung die Früchte des frommen kaiserlichen Sinnes ganz genießen lasse, und daß die Religion weise von seinem Throne geschützt, der Königsmacht die unüberwindliche Kraft der wahren Liebe, der freiwilligen Unterthanschaft verleihe. Unser goldener Prinz Rainer (il nostro aureo principe Ranieri), dem gerechtes Wollen, menschenfreundliches Thun und der Schatz jeglicher Tugend mehr Kraft und Zier geben, als sein hoher Stand, lebe glücklich und gesegnet mit seiner weisen Gemahlin und den süßen Kindern, ihrer Lust und Zierde!" Unmittelbar an diese, im gegenwärtigen Augenblicke bezeichnenden Worte knüpft er ein glänzendes Lob des Papstes Pius des Neunten, und läßt, wie sein Vorgänger, durchblicken, daß seine Ansichten und Meinungen zur künftigen Regierung des Sprengels von Mantua im Einklange mit der österreichischen Obmacht die ganze Billigung des heiligen Vaters habe. Alle diese bischöflichen Schreiben kamen von Rom ohne Censur der Regierung in's lombardisch-venetianische Königreich, und es unterliegt kaum einem Zweifel, daß alle oder die meisten Bischöfe in Zukunft mit dieser Pilgerreise nach Rom ihr Amt antreten werden. Diese Richtung des Episcopats mit der Zustimmung von Oesterreich ist ein erfreuliches Zeichen der Zeit, im grellen Widerspruche mit den josephinischen Grundsätzen, die noch unlängst auf deutschem Boden die Reise der Kapuziner zum Generalkapitel nach Rom beanstandeten, ohne jedoch überall ihr Ziel zu erreichen. Sie beweist ferner das wechselseitige Zutrauen, welches zwischen Oesterreich und dem Papste besteht zum Frieden der italienischen Staaten, und den Muth der italienischen Bischöfe, deren Entschiedenheit für die von der Bo-

sehung eingesetzte weltliche Obmacht in unseren Tagen besonderes Gewicht erhalten. Sie erklärt endlich die Wuth Mazzini's und seiner Anhänger gegen die italienische Geistlichkeit, deren kirchliche und politischkonservative Grundsätze ihnen ein Dorn in den Augen sind.

Erlauben Sie mir bei dieser Gelegenheit noch einige andere Erscheinungen auf dem kirchlichen Gebiete Italiens hier anzuknüpfen. Im Augenblicke, wo des Kardinal Ferretti's Name so oft genannt wird, mag es nicht unpassend erscheinen, zur näheren Charakterisirung des Mannes einer Begebenheit zu erwähnen, die meines Wissens in Deutschland wenig bekannt geworden ist. Gabriel Ferretti war bekanntlich früher Bischof von Rieti unweit Loretto auf jenen lieblichen Hügelschwellungen, die sich von den höhern Apenninen an's adriatische Meer hinabziehen, das in seiner dunkeln Herrlichkeit den Bewohnern beständig vor Augen liegt. Eines Morgens fand man die St. Nikolauspfarrkirche der Stadt erbrochen, den Speisekelch und die Monstranze mit den Hostien entwendet ohne leise Spur des Thäters. Der tiefste Eindruck auf die Gemüther der Gemeinde konnte nicht fehlen. Ferretti vergoß über dieses Ereigniß die bittersten Thränen, und ordnete sogleich vier Bußtage an, um die Schmach zu sühnen, welche dem Gottmenschen im heiligsten Altarssakramente widerfahren war. Er selbst erschien bei den öffentlichen Bußgängen, barhaupt, mit bloßen Füßen, einen Strick um den Hals, als Opfer für die Sünde in seiner Gemeinde. Seine Wangen wollten vor Uebermaß des Schmerzens gar nicht trocken werden. Er bestieg jeden Tag mehrmal die Kanzel, und ermahnte das Volk mit Seufzen und Weinen zum Gebete für die unglücklichen Thäter der schweren Missethat. Da ertönten auf einmal am Morgen des vierten Bußtages alle Glocken der Stadt. Man hatte nämlich an der Thüre der beraubten Kirche den Speisekelch mit allen Hostien gefunden, und ein mit aller Förmlichkeit eingeleiteter Prozeß erwies die Identität der Sache. Der Bischof brach mit allen weltlichen und geistlichen

Behörden auf, und trug das gefundene, vom Thäter aus freiwilligem Antriebe zurückgestellte Heiligthum in feierlicher Prozession in die Kirche. Er beschloß die Feierlichkeit mit einer Anrede an das Volk, worin er abermals eine dreitägige Andacht verkündigte, und erklärte, er wolle nicht rasten, bis auch die Monstranze zurückkäme. Das Volk ging mit allem Eifer in die Vorschläge des Bischofs ein, und bewies die drei Tage hindurch einen religiösen Ernst, der nicht ohne Erfolg bleiben konnte. Die zweite Nacht stellte sich der Kirchenräuber zur Beichte bei einem Priester, welcher ihn seines Frevels entband, und die Monstranze mit der Hostie unversehrt in Empfang nahm. Er behielt sie die Nacht in seiner Stube, und lieferte sie morgens in die St. Michaelskirche der Vorstadt ab. Man denke sich den Jubel des Volkes und die Freude des eifrigen Bischofs, als am dritten Morgen alle Glocken der Stadt die vollständige Sühne der ruchlosen That verkündeten. Mit einer ungeheuren Volksversammlung holte sie Ferretti ab und brachte sie zur Nikolauskirche zurück, wo er an den Stufen des Eingangs eine Rede an die Begleitung hielt, die zuletzt vor Aller Thränen und Schluchzen verschlungen wurde. Am 20. Januar feierte er auf das Zudringen der Gemeinde eine Frohnleichnamsprozession zum Danke für die Bekehrung der Sünder. Von allen Hügeln donnerten die Geschütze den Jubel der Rietaner in's Meer hinaus. Die Gassen waren in Gallerien verwandelt, der Winterblüthenflor des gesegneten Landes in nie gesehener Profusion zur Schau gestellt und grünende Bogen über die Prozession gewölbt. Aus allen Nachbarorten zogen Musikbanden mit frommer Theilnahme heran, und schwellten das Volksfest zum unerhörten Freudensturm. Auf dem Hauptplatze der Stadt hielt Ferretti eine Predigt von der Liebe Gottes zu den Menschen, aber bald brach ihm die Stimme, er konnte vor Rührung nicht mehr weiter reden. Gänzliches Verstummen legte sich auf das unermeßliche Volk, und der heiterste Frühlingstag schien die allgemeine Herzerweiterung mitzufeiern. Zum Danke für diese Wohlthat machte Ferretti eine

Wallfahrt nach Loretto, zu Fuß, inmitten seiner treuen Angehörigen, und schlug mit seinen feurigen Worten jede Untersuchung gegen die reuigen Uebelthäter nieder. Aus diesem merkwürdigen Vorgange leuchtet der Charakter des Kardinals Ferretti in einem Lichte hervor, daß man es nur beklagen kann, wenn er aus der Verwaltung der Angelegenheiten im Kirchenstaate scheiden sollte.

Mit ihm verwandt an Energie des Willens und Muth zur That ist der in Italien vielbesprochene Kardinal Cadolini, Erzbischof von Ferrara. Er versammelte im abgelaufenen Jahre die Geistlichen seiner Diöcese um sich, und hielt in eigener Person Vorträge, welche sich durch eben so entschiedene katholische Gesinnung, als tiefe, weltumfassende Gelehrsamkeit auszeichnen. Und als er bei dieser Gelegenheit eine übrigens unverfängliche Stelle aus Gioberti's primato morale e civile d'Italia angeführt hatte, und dieser Umstand von der radikalen Partei als Anerkennung aller Grundsätze des berühmten Piemontesers ausposaunt wurde, so nahm er keinen Anstand, sich ausführlich dagegen zu verwahren und über Gioberti eine Meinung abzugeben, die mit siegender Gewalt die bisher leider nur zu feurige Anhänglichkeit an den genannten Schriftsteller sehr abkühlte. Für uns Deutsche hat besonders ein Vortrag Cadolini's ein vorzügliches Interesse, welcher sich über die allein selig machende Kirche mit eben so großer Gründlichkeit als Maßhaltung verbreitet. Die Frage, ob ein außerhalb der Kirche Stehender selig werden könne, faßt er in folgende Sätze zusammen: „Alle Kinder Andersgläubiger, die in ihrer unprüfungsfähigen Jugend aus diesem Leben scheiden, gehören durch die Taufe der allgemeinen apostolischen Kirche an, und nehmen nach ihrem Tode Theil an den Segnungen derselben. Erwachsene, welche ohne ihre Schuld außerhalb der Kirche verharren aus Unkenntniß der Wahrheit, werden nicht gestraft nach dem Gesetze, das sie nicht gekannt, sondern nach dem natürlichen Maßstabe ihrer Einsicht. Jedem, der ohne seine Schuld irrt, wird von der Gnade Gottes zur Wahrheit und

zur Seligkeit geführt werden. Verdammt ist nur derjenige, welcher mala fide im Irrthum verharrt und der erkannten Wahrheit widerstrebt." Da Cadolini hiedurch nur die volle Wahrheit der katholischen Kirche ausspricht, so lohnt es wohl der Mühe, dieselbe für unser religiös zerrissenes Deutschland in Erinnerung zu bringen, um die Gleichgültigkeit in Religionsangelegenheiten und den hastigen Uebereifer zu gleicher Zeit durch eine unbestrittene Auctorität zu belehren.

Sie erinnern sich ohne Zweifel noch an das Aufsehen, welches die Rede des Kardinalpatriarchen von Venedig bei der Einsegnung der Eisenbahn über die Lagunenbrücke gemacht hat, worin das Gefährliche dieser Art Wegverkürzungen im Geiste älterer Weltansicht geltend gemacht wurde. Aber nicht bloß die Todten, sondern auch die lebenden Italiener reiten schnell. Vor uns liegt ein Aufsatz vom Doctor Zanelli in Padua, also unweit der Stelle, wo die angezogene Rede gehalten wurde. In demselben wird die Kraft des Dampfes auf Maschinenwagen als mächtigste Hülfe für Religion und Sittlichkeit gepriesen. „Der Dampf", sagt er, „beflügelt die Zeit und macht aus allen Völkern nur eine einzige Familie. Der öffentliche Geist wird dadurch zum Weltgeiste und die Vaterlandsliebe zur Menschenliebe. Wo der Kaufmann mit Dampf hinfliegt, kommt auch der Prediger des Evangeliums an. Die Vorsehung hat dem letzteren die Kraft des Dampfes als Flügel in alle Welt angewiesen. Das Ende aller Dampfverbindungen wird lauten: Gloria in excelsis Deo et pax hominibus bonae voluntatis!" Es ist doch etwas Schönes um schnellen Fortschritt und rechtzeitige Begeisterung, das wird selbst die etwas spröde Redaction der historisch-politischen Blätter einräumen müssen!

Und nun zum Schluße des langen Schreibens, hoc opus, hic labor est! Ich berichtete Ihnen im October des vorigen Jahres meine Eindrücke von der Brenta über italienisches Bauernwesen, auf den Grund vieljähriger Erfahrungen, und Ih-

Leser haben gern gesehen, daß ein Punkt berührt wurde, den man bei der Reform Italiens bisher gänzlich übersehen, den jedes deutsche Herz seit Jahrhunderten beklagt. Die Allgemeine Zeitung that uns die Ehre an, durch ihr weitverbreitetes Organ zu Gunsten italienischer Bauernemancipation mitzuwirken, und ein zwar verkürzter, aber immer dankenswerther Auszug unseres Schreibens flog mit Dampf und Postpferden in alle Welt. Daß Italiener dagegen sich wehren würden, stand zu erwarten; aber auf eine deutsche Feder zu Gunsten wälschen Bauernschmutzes waren wir nicht gefaßt. Als der Vogel an der Leimruthe von Malpaga zappelte, trauten wir unseren eigenen Augen kaum. Uns kommt die Allgemeine Zeitung überhaupt spät zu, und die damaligen radikalen Lobgesänge zu Gunsten der Knechtung katholischen Volksthums in den Bergen der Schweiz lockte wenig zum Zeitungslesen. So entging mir jener originelle Artikel von Venedig gegen Malpagaga, die deutsche Bauernfreiheit und den verkappten Ritter, der für wälsche Pflanzer eine unziemliche Lanze gebrochen. Aber mein Vetter, ein Mann so rein wie Gold, der alle meine Angelegenheiten wie seine eigenen überwacht, machte mich aufmerksam auf den riesenhaften Spieß, der über die Lagunenbrücke gerade nach Padua in meine sündhafte schwache Seite gekehrt war. Hat der Herr Vetter Recht, wie ich aus vieljähriger Erfahrung glauben muß, so ist meine Unwissenheit wahrhaft zum Entsetzen. Also das Land an der Brenta, wo jener unglückliche Sommernachtstraum für italisches Bauernglück entstand, ist ein ungesunder Boden, eine Schwalbe, die in Italien keinen Sommer macht?! Ich bedaure von Herzen! Nur wundert mich, daß hüben und drüben, dort nach Treviso, hier nach Padua, stundenlang am Wege die zierlichsten Sommerhäuser stehen, und der Italiener, der sein Leben so lieb hat, wie irgend ein Sterblicher, die bösen Lüfte athmen mag. Ich habe dreimal Friaul durchwandert und in den ärmsten Hütten eingesprochen. In Mailand auf und ab gegen Cremona und

Pavia, gegen Como und Seste Calende die schmutzigen Löcher der Bauleute untersucht, und in Mantua bin ich als eifriger Forscher nach dem berühmten bucolischen Andes in den Reisfeldern stecken geblieben. Zu Fano brach dem Postwagen die Axe, der Gouverneur verhörte mich ernsthaft über die Nachlässigkeit des Conducteurs, und der Schmied, der den Wagen restaurirte, lud mich zu Mittag, und ist mein Freund geblieben bis auf diese Stunde. Zu Monte Qualandro am schönen See von Perugia haben mich die Mauthbeamten geplündert, und die Bettler des eckelhaften Dörfleins ausgesäckelt, und als ich in der Nachbarschaft zu Rom ohne Recht und Gebühr in einen fürstlichen Garten hineingeschlüpft war, habe ich mich mit einem blanken Scudo vom Dragoner losgekauft, der sich meines sündhaften Leibes versichern wollte, während ein ähnliches Hineingerathen in den Garten Boboli zu Florenz von den Pallastbeamten mit freundlichster Theilnahme an meinem deutschen „Trittindenbrei“ umsonst verbessert wurde. Und nach allen diesen Abentheuern docirt ein Correspondent aus Venedig in der Allgemeinen Zeitung, daß ich aus dem Mond auf Malpaga heruntergefallen, und nach einigen Kreisschwindeleien durch eine Wasser- und Windhose wieder in meine deutsche Stube von sieben Fenstern versetzt worden bin. Das ist mehr als kurios! Mein Herr Vetter mit seiner feinen Nase hat über diesen Correspondenten eigene Gedanken. „Lieber Herr Collega!“ sagte er noch gestern, das ist weder Stieglitz, der alles rosenfarben sieht, noch ein anderer, sondern der wunderliche Mann, von dem Shakespeare mit Recht sagt: „„Er hat Lieder für Mann und Weib, kurz und lang, wie man's haben will, kein Krämer kann seine Kunden besser mit Handschuhen bedienen.““ Und wo ein großmäuliger Flegel was Arges denken und mit der Thür in's Haus fallen will, da antwortet er: „„Ha Schätzchen! thu mir doch kein Leid.““ Wäre dem also, so ist freilich mein Eifer ganz überflüssig, und die „kleine Zeche der Versammlung“ am besten sich selbst überlassen.

Vorstehender Aufsatz war bereits geschrieben, als in einem Artikel der Allgemeinen Zeitung der Versuch gemacht wurde, eine unerwartete Glorie auf die lombardischen Bauernzustände strahlen zu lassen. Uns wollte bedünken, unser menschenfreundlicher Gegner hätte nach Rumohr und andern wohlbekannten Büchern seine unjambenhafte Stylübung verfaßt, und die ganz eigenthümliche persönliche Schärfe gegen den Mann hinter der Hecke ließ die Sache der lombardischen Bauern fast nur als Nebensache erscheinen. Daß wir auf eine solche Kampfbahn nicht einlenken, erwirbt uns hoffentlich den Dank der Leser der historisch-politischen Blätter; der Sache aber werden wir in einem folgenden Artikel eine besondere Aufmerksamkeit widmen. Vorläufig nur die Bemerkung, daß unsere Gegner ja selbst zugeben, daß in Italien, mit kaum nennenswerther Ausnahme, keine besitzende Bauern zu finden seien, daß die Pachtkontrakte nur auf kurze Zeit und nach Willkür der Herren geschlossen werden, daß folglich der Hauptkern der Nation in einem Zustande von Unselbstständigkeit sich befinde, der wahre Nationalkraft ausschließt. Das fühlen die Italiener selbst. Deßhalb gerade die in diesem Augenblick charakteristische Klage der Revolutionsfreunde in den höhern Ständen, daß der italienische Bauer im lombardisch-venetianischen Königreiche sich so stockig zeige, wenn es gelte, gegen Oesterreich zu agitiren.

Soweit steht der Schreiber dieses Aufsatzes ja im besten Einverständnisse mit seinen geehrten Gegnern. Das Mehr oder Minder italienischen Bauernglückes auf jeder einzelnen Strecke der Halbinsel soll spätere Erörterung gewissenhaft nachweisen, und wir bedauern schon im Voraus, daß so wenig dazu gehört, eine deutsche Feder für verrottete Volkszustände in Bewegung zu setzen.

XXXII.

Glossen zur Tagesgeschichte,

Den 18. Februar 1848 *).

Wenn nicht alle Zeichen trügen, so scheint in dem unlängst begonnenen Jahre eine weltgeschichtliche Periode sich ihrem Ende zuneigen zu wollen. Jener dreiunddreißigjährige scheinfriedliche Bestand der Dinge, welchen der Wiener Congreß erschaffen, nähert sich einem großen Umschwunge. Siegte fast ohne Kampf im Jahre 1830 der constitutionelle Liberalismus und mit ihm die aufgeklärte Bourgeoisie über das, was in Frankreich und anderswo kraft eines argen Mißbrauchs der Sprache Restauration hieß, so konnte es nicht fehlen: die Principien der zahmen Revolution mußten ihren abermaligen Siegeslauf um die Welt vollenden. Heute haben sie mit dem Triumphe, den Unrecht und Gewalt ohne Ruhm und ohne Gefahr in der Schweiz erfochten, ein neues Stadium erreicht. Dort endlich haben sie, was lange zu erwarten stand, die Maske der heuchlerischen Mäßigung abgeworfen, und als consequent revolutionäre Praxis den Rubikon überschritten, der den kurzsichtigen Liberalismus von dem seines Zweckes sich bewuß-

*) Der Leser wird nicht übersehen, daß der Verfasser dieser Glossen von der acht Tage später eingetretenen dritten französischen Revolution noch nichts wissen konnte.

ten, ohne Scham und Scheu auf sein Ziel losschreitenden, gewaltthätigen Radikalismus trennt. — Dieß ist die Lage der Dinge an den Quellen des Inn, der Rhone und des Rheins. Zu gleicher Zeit aber tritt Italien jetzt erst in dasselbe mittlere Stadium der großen politischen Krankheit, welches in der Alpenregion bereits in einen heftigen Paroxismus schonungsloser Gewalt übergegangen ist. Es ist in der Wurzel das nämliche Uebel, welches in dem einen wie in dem andern Lande wüthet; nur die äußern Erscheinungen und die Stufen der Entwickelung sind zur Stunde noch verschieden.

Die Bewegungen, von denen wir hier sprechen, sind ohne Zweifel nothwendige Erscheinungen einer allgemein europäischen, socialen Krankheit. In sofern müssen sie als Resultate längst vorhandener, natürlicher Ursachen aufgefaßt werden. Allein, daß das Uebel heute mit dieser reißenden Schnelligkeit, in dieser maßlos gewaltthätigen Form, mit dieser, sich seiner Ueberlegenheit bewußten Keckheit hervortritt, davon trägt auswärtiger politischer Einfluß gewiß nicht den kleinsten Theil der Schuld. Heute ist es bereits das öffentliche Geheimniß in Europa, daß englische Umtriebe und Zusicherungen englischen Schutzes die Federn waren, die das Räderwerk der revolutionären Maschinerie auf dem ganzen Continent neuerdings in beschleunigten Umschwung setzten.

Diejenigen, welche nicht ohne Grund gewohnt sind, Englands innere Verfassung als das Urbild eines freien, rechtlichen Zustandes zu preisen, diejenigen, welche durch längeren oder kürzeren Aufenthalt auf den brittischen Inseln mit gutem Fug Land und Leute lieb gewonnen haben, pflegen sich nur mit Mühe und Schmerz von der Wahrheit dieser Thatsache überzeugen zu können. Und dennoch ist es so. Eben jener Staat, der einst das starke Bollwerk war, an dem sich die ganz Europa überfluthenden Meereswellen der französischen Umwälzung brachen, eben jene feste Burg altsächsischer Freiheit, die dann allein der Tyrannei des Soldatenkaisers trotzte, von der das civilisirte Europa das Knie gebeugt hatte, eben dieses England

scheint heute die Rolle des Convents, und mit ihr das Geschäft der Propaganda von 1793 übernommen zu haben. Sollten wir deßhalb die echt germanische Tüchtigkeit des englischen Volkscharakters in Frage stellen? Mit nichten. Aber Englands innere Verfassung, die rechtliche Freiheit seiner einheimischen Unterthanen, die hohe Achtung, welche Krone und Parlament jedem Privatrechte ihrer Angehörigen zollen, die grundgescheuten Formen und die im Geiste und in der Wahrheit freisinnigen Ideen der englischen Verwaltung, — dieß Alles kann nicht scharf und bestimmt genug von der, auf einem durchaus andern Felde stehenden, auswärtigen Politik des englischen Kabinets unterschieden werden. So weit die Geschichte reicht, ist dieses nie mit einer allzu skrupelhaften Aengstlichkeit des Gewissens behaftet gewesen. Auch hat es niemals sich pedantisch an leitende sittliche Ideen oder unwandelbare Principien geklammert. Das egoistische Interesse von England, und dieses allein war die Devise, zu der sich die brittische Politik von jeher ohne Scham und Gram bekannte. Darin, daß es diesen Grundsatz sans phrase und ohne heuchlerische Umredung aussprach, lag etwas in seiner Art schauerlich Großartiges. Lord Palmerston aber hat dieses herkömmliche, auf den Vortheil Englands beruhende System egoistischer Nützlichkeitspolitik auf eine Staunen- und Grauen erregende Spitze getrieben. Was Canning als Ideal vorschwebte, hat er, soweit seine Macht reichte, in die Wirklichkeit eingeführt, und wird es ferner zu verwirklichen trachten, bis die Vorsehung oder eine andere Nützlichkeitscombination des englischen Spekulationsgeistes solchen Bemühungen eine Schranke setzt.

Von diesem Gesichtspunkte aus begreift man das praktische Postulat dieser Politik, welches sie an alle Nationen des europäischen Continents stellt. Es ist die einfache Aufforderung an Alle, Völker wie Individuen, die zufrieden waren, hinfort unzufrieden zu seyn, die schon unzufrieden sind, ohne Zaudern und Ueberlegung zur Gewalt, zur Empörung, zur rücksichtslosen Umwälzung alles dessen zu schreiten, was ihres Dafürhaltens besser

eingerichtet seyn könnte. Ob sie durch Ungeduld ihren Zustand wirklich dauernd verbessern, ob sie nicht vielmehr ihr Glück und Wohlseyn auf Generationen hinaus begraben, ist England begreiflicherweise gleichgültig, und die Agitation wird selbst dann fortgesetzt, wenn die überwiegende Wahrscheinlichkeit dafür spricht, daß die zornige Auflehnung nur zu namenlosem Unheil führen könne.

Die Früchte dieser wohlthätigen und menschenfreundlichen Rathschläge haben wir heute bereits Gelegenheit an dem, über allen Ausdruck unglücklichen Spanien kennen zu lernen. Auch in jener alten Heimath gefallener Größe und gebrochener Kraft stieß die, freilich schon verwitterte alte monarchische Ordnung auf das neue Freithum, und der christliche Glaube auf den antichristlichen Spott, und beide begegneten sich im entschlossenen Vernichtungskampfe. Um das Unheil voll zu machen, brach in der Herrscherfamilie selbst ein Kampf um Thronfolgeordnung aus. Bekanntlich sind damals, als die neue Zeit in Spanien in Geburtswehen lag, England und Frankreich einträchtigen Sinnes ihr beigesprungen, Hebammendienste zu leisten. Wirklich haben sie das neue Weltalter mit seinem Glück an das Licht des Tages gefördert: statt des alten königlichen Hofes, mit seiner steifen Etikette, ein Haus der Schande und Unzucht. Dann ist, durch den Anblick des nackten Gräuels, die dem spanischen Volke alt eingelebte Ehrfurcht vor dem königlichen Namen bis auf die tiefste Wurzel ausgerottet; die Klöster sind zerstört, die Kirchen beraubt, die Glocken eingeschmolzen und an die Juden verkauft, die christliche Bevölkerung geknechtet, wie kaum zur Araberzeit, jegliche Ordnung und Zucht aufgelöst, der Wohlstand auf viele Geschlechtsfolgen hinaus zerrüttet, statt der versprochenen Freiheit wüthender, anarchischer Parteikampf einiger Sophisten entzündet, statt der gesetzlichen Ordnung militärischer Despotismus der schnellwechselnden Häupter zuchtloser Prätorianerbanden geschaffen. Das war der Fortschritt in Spanien. Die beiden auswärtigen Schutzherren dieser Umwälzung aber haben an dem Tage, wo

es zur Theilung der Beute kam, vor aller Welt Zeugniß abgelegt, wie uneigennützig ihr Bestreben gewesen. Die große „Heirathsfrage" hat bewiesen, daß es sich um nichts weniger als um einen Grundsatz des spanischen Fürstenrechts handelte. Ihnen gar, wie der deutsche Philister that, ein selbstständiges Interesse an den konstitutionellen Doctrinen beimessen, sie des ehrlichen und beschränkten Wunsches fähig halten: Spanien durch das Repräsentativsystem glücklich zu machen, — dieser Irrwahn war vollends namenlos lächerlich. Heute wissen wir, was jene Mächte zu ihrer zerstörenden Theilnahme bewog. Spanien sollte als selbstständige Macht für immer gebrochen, ein willenlos sich um die eine oder andere jener politischen Sonnen drehender Nebenplanet werden. In dem Wettkampf der beiden Rivale hat bekanntlich Frankreich, welches sein dynastisches Interesse am eifrigsten verfolgte, durch die Vermählung des Herzogs von Montpensier mit der muthmaßlich nächsten Erbin der Krone bis auf weiteres den etwas plumpern Nebenbuhler überlistet, der die Heirath mit einem Gliede des Hauses Koburg nicht zu Stande bringen konnte. — Vielleicht wird die getäuschte Macht jetzt bei ehester Gelegenheit das Banner der Legitimität und des alten Glaubens erheben, und den Grafen von Montemolin als Prätendenten vorschieben. — Auf die Firma und den Rechtsvorwand kommt nichts an. Die gesetzlichen Gründe sind für den Pöbel, und die gescheuten Leute wissen, daß das Wahrheit ist, was unsern Zwecken frommt.

Nachdem die pyrenäische Halbinsel in solcher Weise verwahrt und aufgehoben war, begann dasselbe Spiel mit Italien, welchem gegenüber der Radikalismus der zwölf siegreichen Schweizercantone sich als willkommener Bundesgenosse bot. Frankreich ist hier vorläufig von dem Antheil zurückgetreten. Doch können wir uns nicht bergen, daß dessen friedlichere und rechtlichere Stellung von der Persönlichkeit des Ministers Guizot abhängt. — Welche Grundsätze der französische Radikalismus, namentlich in Beziehung auf die Schweiz geltend zu machen trachten würde, wenn er zur Gewalt käme, darüber

hat sich Herr Thiers in den über die Adresse der Deputirten-kammer gepflogenen Verhandlungen sehr deutlich erklärt. Doch auch in diesem Falle würde Jeder fehl greifen, der dem gewandten Geschichtschreiber der Revolution ein selbstständiges, tiefer gehendes, eines Opfers fähiges Interesse, eine unabhängige Ueberzeugung, mit einem Worte einen Glauben an die Lehren der Revolution zutrauen wollte. Nein! auch hier ist es rein die Gewalt, um die sich der Streit dreht. Thiers will Guizot stürzen und wieder in's Ministerium eintreten; daher der Aufwand von radikalem Talent, in seinen, jeden Sinn für Wahrheit und Recht auf's tiefste empörenden Reden über die Angelegenheiten der Schweiz. Sollte er wieder an das Staatsruder kommen, so wird er thun, was dann die Rücksicht auf seine Selbsterhaltung und auf die wählende Bourgeoisie in Frankreich ihm gebieten wird. Individueller Vortheil und Gewalt, — mithin materielles Interesse der einen oder andern Art, — das sind die Angeln, um die sich jene gesammte Politik innerhalb und außerhalb der heutigen Kammern dreht. Neben diesen Roue's der Julirevolution waren beide, die Männer des Schreckens wie die Deputirten der Gironde von 1793, wahre politische Asceten.

Aber eben weil diese Politik der beiden großen Repräsentativstaaten keine Politik der Gefühle, der Ueberzeugungen und der Grnndsätze, sondern ein bloßes Spiel sehr handgreiflicher Interessen ist, so muß jeder Vernünftige die Frage aufwerfen: was kann England und sein gegenwärtiger Minister des Auswärtigen für ein Interesse haben, ganz Europa in den Abgrund des Unheils und der Verwirrung zu stürzen? Aus bloßer uneigennütziger Freude an der Zerstörung wird schwerlich jemals ein Staatsmann die politische Teufelsrolle übernommen haben. Es muß auf irgend einen Vortheil für England abgesehen seyn. Aber wo liegt dieser? Darüber walten verschiedene Meinungen ob. England, so sagen die Einen, hat seine Existenz auf die Industrie gestellt, und sein politisches Leben hängt an dem Preise des Calicot. Weil es für den ganzen Erdkreis fa-

dizirt, hat seine gesammte auswärtige Politik in Krieg und Frieden keinen andern Zweck, als Hebung der Industrie, die ihrerseits, der Natur der Dinge nach, je mehr sie sich erweitert, einen immer größern Markt verlangt, welcher wie eine Schraube ohne Ende dann seinerseits wieder daheim die Industrie in die Höhe treibt. Die beginnende Industrie aller andern Staaten zu unterdrücken, sei also eine, durch die gebieterische Nothwendigkeit von selbst gegebene Lebensaufgabe für England. Um diese zu erfüllen, pflege es für jedes Land, welches ihm früher oder später den Markt verengern könnte, jene unschädlichen Hausmittel bereit zu halten, die wir kennen: Zerwürfnisse zwischen Regierung und Volk, Spaltungen und Thronfolgestreitigkeiten innerhalb der Herrscherfamilie, endlose, auf diesem Wege entzündete, innere Kriege u. dgl. mehr. Ein grobes Mißverständniß der, bloß auf das Reelle und Positive gerichteten, auswärtigen englischen Politik sei es aber, dem dortigen Kabinet besondere Liebhaberei und Freude an konstitutionellen Spielereien in andern Ländern, oder etwa einen konsequenten Haß und Widerwillen gegen unumschränkte monarchische Verfassungen zuzutrauen. Begünstige es bald hier den Liberalismus, bald dort den Absolutismus, bald, nach Befinden der Umstände, beide zugleich, so gehorche es immer nur einem und dem nämlichen Gesetze: das Interesse der englischen und den Schaden und Untergang jeder fremden Industrie zu fördern. Deßhalb allein schwinge es heute die Brandfackel über die Schweiz und Italien. — Andere glauben, ohne jedoch der eben aufgestellten Erklärungsweise zu widersprechen, daß es dabei noch auf einen speciellen Vortheil abgesehen sei, und daß die Sehnsucht nach Sicilien, nach den balearischen und nach andern Inseln des Mittelmeeres, die bei einer großen europäischen Verwirrung England leicht als Gegengewicht gegen Algerien zuwachsen könnten, vielleicht manche Räthsel seiner heutigen diplomatischen Thätigkeit lösen möchte. Ob dem so sei oder anders, wagen wir nicht zu entscheiden; eine nicht sehr

entfernte Zukunft wird der Welt Zweifels ohne die gründliche Belehrung verschaffen.

Welches besondere Ziel aber auch die Politik des Lord Palmerston im Auge haben möge, gewiß ist es, daß ihr jene Influenza eines fanatischen Nationalismus, die in Italien plötzlich, ohne vernünftige äußere Veranlassung, ausgebrochen, wie ein Lotteriegewinnst in's Haus fallen mußte. Jene Politik hat dann das Fünkchen zur hellen Flamme angeblasen, und daß England bei der beginnenden Feuersbrunst nicht zu kurz komme; — dafür wird sie zu sorgen wissen.

Geschichtskundigen ist es nichts Neues, daß von Zeit zu Zeit ein phantastischer Traum von alter, heidnisch nationaler Herrlichkeit den sonst so verständigen und praktischen Sinn der Italiener bestrickt, — ein Traum, der dann, nachdem er auch in's wache Leben gegriffen, und hier mehr oder weniger Unheil und Verwirrung angestiftet hat, regelmäßig mit großer Beschämung und Abgeschlagenheit endet. Unsere geneigten Leser werden sich erinnern, daß wir das erste Auftauchen dieser Geistesverwirrung in Cola di Rienzo bereits vor mehreren Monaten ausführlich geschildert haben. Was heute in Italien geschieht, ist nichts als eine, im großartigen und umfassenden Style veranstaltete, neue Ausgabe derselben poetischen Production, über deren Charakter wir uns in eben jenen Aufsätzen bereits hinreichend aussprachen. Was dießmal der weitere Verlauf und Ausgang dieser politischen Bewegung seyn werde, ist Gott allein bekannt. Für uns ist daran aber jedenfalls die Stellung das Wichtigste, welche das Oberhaupt der Kirche inmitten der neuen Ordnung der Dinge einnehmen wird, die in Italien schon in sehr deutlichen Umrissen hervortritt. Wir wollen dieselbe noch nicht näher bezeichnen. Was wir aber wissen, ist, daß die Pforten der Hölle den Felsen nicht erschüttern können, auf welchen der Stuhl Petri ruht.

Und dennoch ist gerade auf diesen Zweck das unermüdete Bestreben der offenen, wie der versteckten Feinde der Kirche gerichtet. Nachdem sie es lange mit einem bis zur Besessenheit

gesteigerten Hasse gegen das Papstthum in allen seinen Beziehungen und Verhältnissen versucht hatten, schlug plötzlich bei Gelegenheit der Amnestie, welche Pius IX. über seine in politische Processe verwickelten Landeskinder aussprach, der Widerwille gegen das Oberhaupt der Kirche in die maßloseste Begeisterung für den dermaligen Regenten des Kirchenstaates um. Die Frage: wie viel an dieser Schwärmerei wirklich und echt, wie viel daran listig auf Entwürdigung des Papstthums berechnete Heuchelei gewesen? Dieses Problem wollen wir der Zukunft der nächsten Monate zur Lösung anheim geben. Unsere eigene Meinung haben wir schon öfter in diesen Blättern angedeutet. Es scheint uns, als wenn es die Pflicht und das Recht der Katholiken wäre, in der Person jedes Papstes das Kirchenoberhaupt und den weltlichen Regenten zu unterscheiden. Diesem Letztern sind die Verheißungen nicht gegeben, auf welche sich der Nachfolger des Apostelfürsten stützt. Der Besitzer des Kirchenstaates ist ein Fürst wie jeder andere, und somit allen Wechselfällen ausgesetzt, denen jede weltliche Regierung unterworfen ist. Noch nie, so lange der Papst Landesherr geworden, hat irgend ein Theolog gewagt, dem Papste als Fürsten des ihm gehörenden Territoriums in Mittelitalien irgend eine Art von Unfehlbarkeit beizulegen, oder seine Regierungserlasse in weltlichen Dingen für die Stimme des heiligen Geistes zu erklären. Erst heute versucht der Kirchenhaß der Feinde unsers Glaubens sich einfältig zu stellen. Erst heute gibt er vor: beide Gebiete schlechterdings nicht unterscheiden zu können. Es wäre verlorne Mühe, die Heuchelei des bösen Willens eines ernsten Wortes zu würdigen.

Die eben bezeichnete Unterscheidung hat der heilige Vater selbst in seiner Allocution vom 17. December vorigen Jahrs auf das Bestimmteste hervorgehoben *). Er hat in diesem wie

*) „Aber es ist noch etwas Anderes, was unser Gemüth heftig ängstiget und bedrängt. Es ist euch gewiß nicht unbekannt, ehrwürdige Brüder, daß viele von den Feinden der katholischen Wahrheit

in einer ganzen Reihe früherer Erlasse auf das allerentschiedenste seine Absicht und seinen Willen durch die That bekräftigt: in geistlichen Dingen bei der ununterbrochenen Tradition der Kirche zu beharren. Er hat dem Hermesianismus, dem Indifferentismus und allen andern Häresien unserer Zeit gegenüber eine Stellung genommen, die sich von der seines Vorgängers nur durch noch größere Schärfe und Strenge in den Ausdrücken unterscheidet, mit welchen er jene Irrlehren verdammt. Wer also von seinem Gebahren als weltlicher Fürst auch eine möglichst üble Meinung hätte, müßte dennoch, und gerade eben deßwegen, die Haltung Pius IX. auf dem rein geistlichen Gebiete für einen der stärksten Beweise zu Gunsten

---

in unseren Zeiten ihre Bemühungen vorzüglich dahin richten, die abscheulichsten Ungethüme von Meinungen jeder Art der Lehre Christi gleichzustellen und mit ihr zu vermengen und solchergestalt trachten, jenes gottlose System, daß alle Religionen gleich seyen, immer mehr zu verbreiten; in neuester Zeit aber hat es, schrecklich zu sagen! einige gegeben, die Unserem Namen und Unserer apostolischen Würde die Schmach angethan haben, sich nicht zu entblöden, Uns gleichsam als Theilnehmer an ihrer Thorheit und als Begünstiger des erwähnten gottlosesten Systems darzustellen. Sie wollten nämlich aus den der Heiligkeit der katholischen Religion gewiß nicht widerstrebenden Maßregeln, die Wir in einigen Angelegenheiten, welche die weltliche Regierung Unserer päpstlichen Staaten betreffen, zur Förderung und Vermehrung des öffentlichen Wohles huldreich ergreifen zu müssen glauben, und aus der Verzeihung, die Wir einigen Personen aus diesen Staaten beim Beginn Unseres Pontificates mildreich angedeihen ließen, den Schluß ziehen, daß Wir so wohlwollend von jeder Art von Menschen denken, daß Wir dafürhalten, nicht bloß die Kinder der Kirche, sondern auch alle Uebrigen, wenn sie auch der katholischen Einheit fremd bleiben, seien gleichfalls auf dem Wege des Heils, und könnten zum ewigen Leben gelangen. Es gebricht Uns vor Entsetzen an Worten, um Unseren Abscheu gegen diese neue, so gräuliche Unbild gegen Uns auszudrücken."

der göttlichen Einsetzung des Papstthums gelten lassen. Wir unsererseits behalten uns zwar die vollkommenste rechtliche Freiheit unsers Urtheils über den Gang der weltlichen Regierung Pius IX. vor, fühlen uns aber eben so wenig berufen, heute schon ein darüber ausgesprochenes Verwerfungsurtheil zu unterschreiben. In gleicher Weise müssen wir uns außer Stande erklären, in den, jedenfalls höchst verdächtigen Jubel einzustimmen, mit welchem die Partei des „Fortschritts" Reformen der Verwaltung des Kirchenstaates begrüßt, von denen es, bis auf besseren Bericht, dahingestellt bleiben muß, ob der heilige Vater sie aus eigener freier Ueberzeugung von ihrer Zweckmäßigkeit und Nützlichkeit unternommen, oder ob er darnach nur in der äußersten Noth und Verlegenheit, unter dem gebieterischen Drange der Umstände, um noch größeres Unheil für den Augenblick abzuwenden, gegriffen hat. Der Erfolg und die nächste Zukunft werden die eine oder die andere dieser Annahmen rechtfertigen. Wie tief und schmerzlich wir es also auch bedauern müssen, daß ein über allen Ausdruck kindischer und abgeschmackter italienischer Liberalismus, Hand in Hand mit der perfiden und bösartigen, dortländischen Species des Radikalismus den Namen eines Kirchenoberhauptes zum Banner für die halb blödsinnigen, halb verruchten Bestrebungen der italienischen Revolutionspartei gemacht hat, — so können wir dennoch nicht umhin, unsern Lesern eine Frage zum Nachdenken und zur ernsten Beherzigung zu empfehlen. Wäre Papst Pius IX. in einer minder gefährlichen Lage als er heute ist, wenn er anders gehandelt hätte als er heute, wahrscheinlich im Vorgefühl der ungeheuern politischen Katastrophe gehandelt hat, welche dermalen über Italien schwebt? wenn er statt den Weg der Nachgiebigkeit einzuschlagen und sich zu Reformen zu verstehen, die ihn freilich nicht retten konnten, alle Concessionen verweigert hätte? und war, wenn einmal dieser Weg eingeschlagen wurde, dann noch ein freier Entschluß über das Mehr oder Minder denkbar? oder konnte er, wenn er sich für das Beharren auf dem Status quo erklärte, heute noch denselben Stü-

ßen vertrauen, auf welche Gregor XVI. sich vor siebenzehn Jahren lehnte, die sich heute aber als unzulänglich erweisen? Man sagt, er habe durch dieselben Schritte, welche den Sturm beschwören sollten, nur das Losbrechen des Orkans beschleunigt. Aber kann er nicht auch durch die mildere Stellung, die er zur Meinung des Tages genommen, den völligen Untergang der weltlichen Unabhängigkeit des Papstthums abgewendet, den Sturm von der Kirche abgelenkt haben? Beides ist möglich. Aber wer ist kurzsichtig und der Dinge dieser Welt unkundig genug, um sagen zu können: wenn nur der Papst inmitten einer gänzlich veränderten Zeit, den aufregenden, oben geschilderten Einflüssen Englands auf Italien wehrlos gegenübergestellt, ohne den Schutz einer weltlichen Macht, die solcher Aufgabe gewachsen wäre, das politische System seines Vorgängers, trotz der veränderten Verhältnisse und Zeiten, nicht verlassen hätte, dann wäre auch in Italien Alles beim Alten geblieben, und das Erbe des heil. Petrus inmitten eines allgemeinen politischen Erdbebens von keinerlei Anfechtung berührt worden!

Wie zeitgemäß diese Erwägungen aber auch seyn mögen, dennoch war es ein großer, kaum erklärlicher Mißgriff der Rathgeber und Minister des heiligen Vaters, daß sie, verleitet durch die Beschränktheit und leidenschaftliche Befangenheit lokaler Behörden an eine österreichische Intervention glaubten, als die Garnison von Ferrara um einige hundert Mann verstärkt, und der Commandant dieses Platzes genöthigt wurde, nächtliche Patrouillen auszuschicken, die seine Truppen gegen Meuchelmord schützen mußten. Leider ist durch diesen Irrthum, den alles bisher Gesagte keineswegs entschuldigen kann, der leidenschaftlichen und frevelhaften Aufregung der sogenannten nationalen Partei in Italien ihre gegenwärtige Richtung gegeben worden, die schon zu großem Unheil geführt hat, und noch zu größerem führen wird. Hier war es nur unsere Absicht, denkende Leser auf einen, über den Verdruß und die Reibungen der Gegenwart erhabenen, höheren weltgeschichtlichen Standpunkt zu stellen, von welchem aus der gläubige Christ, eingedenk der wun-

derbaren Fügungen, welche das Papstthum seit Constantin's des Großen Zeiten durch alle Strudel und Klippen verwirrter Geschicke leiteten, mit Ruhe und Vertrauen der Zukunft entgegensehen kann.

Weit wichtiger und bedeutender als Alles, was die künftige Verfassung und innere Verwaltung des Kirchenstaates betrifft, scheinen uns gewisse andere, das innerste Wesen des Papstthums berührende Bestrebungen, die halb aus bösem Willen, halb aus großer Unwissenheit und Verwirrung der Begriffe hervorgehen. Sie sind darauf gerichtet, den Papst Pius IX. aus seiner katholischen Stellung auf das Feld des nationalen Particularismus hinüber zu drängen, und aus einem Vater der allgemeinen Christenheit in ein Oberhaupt des neuen italienischen Nationalcultus zu verwandeln. Zwar werden diese Bemühungen Niemanden beunruhigen, der da weiß, daß die Kirche nicht auf der Menschen Rath und Weisheit beruht; dennoch aber ist es zu wünschen, daß das, was heute in Italien vor sich geht, von allen wohlmeinenden und redlichen Katholiken in Deutschland, die in so hohem Grade der Orientirung bedürfen, erkannt und richtig gewürdigt werde. Joseph Mazzini, der berüchtigte Stifter des jungen Italien, hat diesen Plan in einem, im österreichischen Beobachter veröffentlichten Schreiben an den Papst mit dankenswerther Offenheit enthüllt. Das Urtheil über diese Bestrebungen kann für keinen Katholiken auch nur einen Augenblick zweifelhaft seyn. Aufmerksamen Beobachtern des Weltlaufs mußte es aber um so erfreulicher seyn, heute ein Organ des österreichischen Kabinets die Katholicität des Papstthums vindiciren, und die geistliche Macht desselben über alle Zungen und Völker des Erdkreises vertheidigen und geltend machen zu hören, als sie sich erinnern konnten, daß Kaiser Joseph dem sechsten Pius gegenüber eine ganz andere Lehre verfocht. Der Papst, so meinte damals dieser Reformator auf dem Throne, sei Herr in seinem Lande wie der Kaiser in dem seinigen. Und noch im Jahre 1783 erklärte dieser Monarch in eigener Person dem spanischen

Geschäftsträger in Rom: jetzt sei der Augenblick gekommen, seine Staaten „von der päpstlichen Oberherrschaft in Kirchensachen" frei zu machen, da jene mit der Religion nichts gemein habe. Wunderbarer Wechsel der Zeiten!

Dasselbe perfide Spiel wie Mazzini treibt mit dem Begriffe der Nationalität, in besonderer Anwendung auf die Stellung des Papstes in Italien, auch der Franzose Cormenin (mit dem schriftstellerischen Kriegsnamen Timon genannt), in einem mit gewohnter Meisterschaft geschriebenen, wahrhaft brandstifterischen Pamphlet über die Unabhängigkeit Italiens. An die Spitze einer vermeintlich-nationalen Raserei, die der Verfasser dadurch auf den höchsten Gipfel der Wuth zu steigern sucht, daß er ihr am Schluße der Schrift mit dürren Worten Brunnenvergiftung, Mordbrand und Meuchelmord als erlaubte Mittel des Kampfes gegen alle Nichtitaliener empfiehlt, — an die Spitze dieser rasend gewordenen Nationalität soll sich jener Einladung gemäß der irdische Stellvertreter Dessen stellen, der vor der Vollendung seines Erlösungswerkes gebetet hat: daß Alle, die ihm der Vater gegeben, Eins seien. Unverschämter ist der Versuch, das ungenähte Kleid Christi zu zerreißen und die Kirche aufzulösen, in der Jeder, der Gott fürchtet und Recht thut, ohne Ansehn des Stammes und der Sprache, gleiches Bürgerrecht haben muß, so weit die Geschichte reicht, noch nicht gemacht worden. Welche Antwort aber der Statthalter Christi auf Erden auf die Zumuthung: daß er dem Werke des heidnischen Hasses die Hand biete, allein ertheilen kann, dieß wird jeder unserer katholischen Leser ohne unser Erinnern wissen. Herr von Cormenin hat sich hierüber auch selbst nicht getäuscht, und klüglich vorgebaut, wenn etwa über kurz oder lang der Nachfolger Petri seine Stimme erheben und das Lügengewebe zerreißen wollte, mit welchem eine glauben- und gewissenlose Heuchlerzunft ihn umstricken zu können wähnt. „Und ich sage es und wiederhole es Euch, gedrängt von Frankreich und gedrängt von Oesterreich ist der Papst nicht frei. Nein, der Papst ist nicht frei, und wenn

er Euch sagt, daß er es sei, so sage ich nicht, daß er lügt, aber glaubt ihm nicht. Und ich sage Euch und wiederhole es Euch, daß wenn der Papst sterben sollte, so werden die vereinigten Ränke von Oesterreich und Frankreich dahin wirken, einen zu Rückschritten geneigten Papst auf den Stuhl des heiligen Petrus zu setzen." — Frei ist also der Papst nur dann, wenn er spricht, wie die Partei des Umsturzes es vorschreibt, welche Volk gegen Volk zum unmenschlichen und unversöhnlichen Hasse treibt. Und für den (nothwendigen und nicht anders möglichen) Fall, daß er anders spreche, zieht eben diese, im nächtlichen Dunkel der geheimen Gesellschaften an dem Werke des Unheils webende Zunft heute schon ihren Wechsel auf das künftige Schisma! Das ist die Katholicität derer, welche auf ihr Banner geschrieben haben: Gott und die Freiheit. Man sieht, sie haben auf Alles gerechnet, nur auf den Einen nicht, der seiner Kirche versprochen hat, bei ihr zu bleiben, alle Tage bis an's Ende der Welt.

Zum Schluße dieser Betrachtungen mögen uns nachfolgende Bemerkungen allgemeinern Inhalts gestattet seyn. — Das Meer der Zeit schwankt unstät herüber und hinüber, aber auf seinem Rücken muß es, wie es auch schäumen und toben möge, das Schiff der Kirche tragen, welches von seinem Laufe nicht abgelenkt werden kann, weil es ihn nach der göttlichen Sonne richtet, die unbeirrt und unverdunkelt in guten wie in bösen Tagen am Himmel steht. — Ging jene Schwankung der Zeit im siebenzehnten und achtzehnten Jahrhundert hinüber auf die Seite der absoluten Macht, verkündeten damals einige Verräther und eine große Menge kurzsichtiger Thoren, die aber sämmtlich noch für katholisch gelten wollten, daß das Heil der Kirche nur aus der Unterordnung unter die weltliche Gewalt und aus einer willenlosen Hingabe an den Staat erwachsen könne, so ist das, was wir heute erleben, nichts als der naturnothwendige Rückschlag gegen die aus Byzanz herübergeholte Lehre Paul Sarpi's, die im Laufe von zwei Jahrhunderten breit ausgewachsen ist in den Gallikanismus, Febronianismus,

Josephinismus und sonstigen Territorialismus aller Art. — Die Zeit dieses Staats- und Polizeikirchenthums ist abgelaufen; was davon noch im Leben spukt und rumort, ist eben nur wesen- und körperloses Gespenst. Heute neigt die Wage sich auf die andere Seite, gerade so, wie in unsern Tagen eine pantheistische Nationalitätslehre den rationalistischen Kosmopolitismus des vorigen Jahrhunderts überwunden hat. Auch die Schwärmerei für die abstrakt politischen Ideale und afterfreisinnigen Verfassungsformen ist vorüber, und die Revolution muß sich auf den Nationalismus stützen oder die Religion in Frage stellen, wenn sie Bewegung machen und Begeisterung erzeugen will. Aber der Teufel hat, nach dem französischen Sprichworte, dabei nichts verloren. Wollte früher der Absolutismus sich der Kirche für seine Zwecke bemächtigen, so sind es heute wieder, wie vormals, einige Verräther und eine Wolke von Thoren, die das Wort des Heils der Revolution und ihren Absichten der Zerstörung dienstbar machen möchten. Sie nennen dieß das Bündniß zwischen der Religion und der Freiheit. Aber die Kirche kann weder dem Hochmuthe einer von Gott abgewendeten irdischen Gewalt, noch der Ungeduld und dem Wahne Derer dienen, die sich gegen alle höhere Macht und Autorität auflehnen. Sie liebt wahrlich den Absolutismus nicht, und hat keine Ursache, ihn zu lieben, aber sie ist auch frei von der Täuschung: daß ein Bündniß zwischen ihr und der principmäßigen Verwerfung aller irdischen Ordnung und Unterordnung möglich sei. — Zwischen beiden Abgründen hindurch geht ihr Lauf; sie predigt den Herren und Gewaltigen dieser Erde im Namen des göttlichen Gerichtes Gerechtigkeit, und den Völkern Gehorsam, unterwirft sich aber, eingedenk des Gebots, daß Jeder, der dem Erlöser nachfolgen will, sein Kreuz auf sich nehmen müsse, jedweder Lage, in welche es Gott gefallen wird, sie zu versetzen. Aber in jeder bleibt sie ihrer Pflicht getreu: Gott mehr zu gehorchen als den Menschen. Ohnedieß weiß sie aus der Erfahrung von achtzehn Jahrhunderten, daß die geschichtlichen Zustände, aus denen die

Verfassungen der Staaten erwachsen, nicht das Werk des Eigenwillens oder der Berechnung der Menschen sind, die daran arbeiten, und daß es eine thörichte Anmaßung wäre, durch irgend welche politische Klügelei einen makellosen Zustand ungetrübten Glückes und Wohlseyns auf Erden zu gründen. Nach diesem politischen Stein der Weisen suchen zu helfen und die Thorheiten der Zeit mitzumachen, ist ihres Berufes nicht, denn der Hafen, in den sie Alle führen soll, die ihr glauben und gehorchen, ist nicht auf Erden, sondern in einem Lande, wo es keine despotischen Staatszwecke und keine Umwälzungen, weder im absolutistischen noch im radikalen Sinne gibt. Dieß ist der Polarstern, den in dieser Zeit heilloser Sprach- und Begriffsverwirrung Niemand aus dem Auge verlieren möge, der sich ein Glied der Kirche nennt.

Nachschrift.

Den 3. März 1848.

Es bedarf der Erwähnung nicht, daß es Anmaßung und Vermessenheit wäre, wenn wir heute schon den ganzen Umfang und die volle Bedeutung der welterschütternden Ereignisse in Frankreich ermessen wollten, die wie ein Blitz, der aus dunkler Wetterwolke vom umnachteten Himmel fährt, die Zeitgenossen zu einem unwillkommenen Blick in den Abgrund gezwungen haben, der zu ihren Füßen gähnt. Denn wie zu Noah's Zeiten haben sie gegessen und getrunken, und gefreit und sich freien lassen, und nie begriffen, was ihnen denn Unheimliches und Entsetzliches sollte begegnen können. So haben sie jede Stimme der Warnung überschrieen, und die Rufenden in der Wüste gehöhnt, bis endlich die ewige Macht, welche aller

Weltklugheit zum Trotz die Geschichte der Menschen und Völker nach ihrem Wohlgefallen lenkt, die Brunnen der Tiefe geöffnet und also das Wort eines großen Meisters diplomatischer Schlauheit wahr gemacht hat: daß das Unvorhergesehene gewöhnlich und das Wahrscheinliche selten geschieht.

Aus der Fülle ernster Betrachtungen, die sich Angesichts der Gerichte Gottes jedem denkenden Beobachter aufdringen, wollen wir hier nur die nachfolgenden herausheben.

Zuerst ein Wort über die Person Ludwig Philipps. Vom Augenblicke des Beginnes der Julirevolution an entschiedene Gegner der Principien, auf denen der Thron des Bürgerkönigs und sein auf Schein und Täuschung gegründeter Staat der richtigen Mitte beruhte, werden wir vielleicht mehr als Andere, die ihm schmeichelten, Glauben verdienen, wenn wir es für die strenge Pflicht des Geschichtschreibers der Gegenwart erklären: die Person von dem System und die Verschuldungen der Jugend von dem Gesammteindrucke zu trennen, den Lugwig Philipp's achtzehnjährige Regierung in uns hinterläßt. In dem Augenblicke, wo die Nemesis den unglücklichen Fürsten schwer getroffen, fühlen wir uns mehr als je zu einem milden Urtheile über seine menschliche Erscheinung bestimmt. Er hat sich frei gehalten von der gotteslästerlichen Liederlichkeit, von der ehr- und schamlosen Maitressenwirthschaft der früheren Könige seines Geschlechtes, die den sittlichen Sinn des französischen Volkes vergiftete, und die Rache Gottes auf Land und Leute herabgerufen hat, bis in's dritte und vierte Glied. Eine Fülle von Erfahrungen, gesammelt in der Schule des Unglücks, ein fleckenloses, ja musterhaftes Familienleben an der Seite einer Gemahlin, deren sittlich religiösem Charakter Freund und Feind nur die tiefste Verehrung zollen konnten, endlich eine zahlreiche Nachkommenschaft, — schien dieß Alles nicht ihn würdig gemacht zu haben, auf viele Generationen hinaus Stammvater eines neuen Geschlechts französischer Könige zu werden? Auch

den Glauben der Mehrheit des französischen Volkes hat er, wiewohl er ihn schwerlich im eigenen Herzen theilte, wenigstens nie mit bübischem Hohne gekränkt. Er hat, wenn auch nicht religiösen Eifer, so doch politischen Verstand genug gehabt: die Kirche und ihr Oberhaupt als eine große politische Macht anzuerkennen und zu behandeln. Er hat, vom Augenblicke seiner Thronbesteigung an, mit beiden nicht den Streit, sondern den Frieden gesucht. Er hat musterhafte Bischöfe ernannt, und dennoch hat er begriffen, daß er und die monarchische Ordnung in Frankreich der Kirche mehr verdankten, als diese ihm. Deßhalb hat er, was er in seinem eigenen Interesse gethan, niemals von hoffärtigem Dünkel aufgebläht, der Kirche als unverdiente Wohlthat vorgerückt. Und dennoch können wir in dem wahrhaft entsetzlichen Schlage, der ihn getroffen, die Rache des Himmels für ein jahrelang fortgesponnenes Einverständniß mit den Feinden des rechtmäßigen Königshauses nicht verkennen. So mögen wir Schuld und Strafe, Verdienst und Frevel einander gegenüberstellen. Aber in dem Augenblicke, wo die Hand des Allerhöchsten den Gründer des Julithrones urplötzlich und augenscheinlich geschlagen, wie nicht leicht einen Herrscher in der neuern Geschichte, — in solchem Augenblicke fühlen wir uns nicht zum Triumphe über seinen Fall gestimmt. Und so wenig das Gelingen der Julirevolution unser Urtheil über das gute Recht der ältern Linie wankend machen konnte, so wenig kann das, was jetzt in Frankreich geschehen ist, unsere Meinung über die Thorheiten und Mißgriffe der Legitimisten günstiger stellen.

Aus dem bisher Gesagten erhellt bereits, daß wir den wahren Grund des plötzlichen Sturzes der Julimonarchie keineswegs in persönlichen Lastern oder Fehlern des Königs Ludwig Philipp suchen. Wir erklären jenen Fall lediglich aus den innern Widersprüchen des staatsrechtlichen Systems, auf welchem Kraft der Thatsache seiner Erhebung selbst, sein Thron

gestanden hat. Durch eine Revolution im Sinne des constitutionellen Liberalismus erhoben, mußte er durch die einfachen, logisch nothwendigen Folgerungen aus diesen Grundsätzen untergehen. Nur das ist hierbei etwa noch eine Frage von historischem Interesse: wie sich ein logisch unmögliches Gebäude auf solcher Basis achtzehn Jahre lang hat halten können?

Die Julimonarchie war ein Versuch: einen Staat zu schaffen, der in der Anwendung eine Monarchie im Geschmacke Ludwig's XIV. darstellen, im Princip und seiner theoretischen Grundlage nach auf dem Dogma von der Volkssouveränetät beruhen sollte. Im Laufe der Jahre mußte das Eine oder Andere geschehen: die Praxis mußte die Theorie aufsaugen, oder der zusammengepreßte Zündstoff des theoretischen Kerns in einer furchtbaren Explosion die principwidrige Thatsache in die Luft sprengen. Wie Ludwig XIV. den Glanz des Hofes und Thrones, Napoleon den Nationalruhm zum Köder für das Volk der Franzosen benutzte, so der Bürgerkönig den Schein der revolutionären Freiheit. Aber daß ein System, welches einen nenen Stand von Privilegirten in der Person von höchstens 200,000 Wählern schuf, dem Volke keine Souveränetät verleihe, leuchtete auf die Dauer selbst den Franzosen ein, obwohl es in deren Volkseigenthümlichkeit liegt, sich keiner Täuschung je zu verschließen, die auf ihre Eitelkeit berechnet ist. Nicht minder konnte es selbst befangenen Gemüthern nicht für alle Zeiten verborgen bleiben, daß die Herrschaft einer, durch plumpe Corruption für die Zwecke der jedesmaligen Minister gewonnenen Mehrheit von Deputirten keine Volksfreiheit sei. In Folge dessen wurde es bald Lebensaufgabe für die, welche an die Principien der Revolution wahrhaft und aufrichtig glaubten, Jene, die außerhalb des Paradieses der Wählerschaft standen und neidische Blicke in die hesperischen Gärten des Mittelstandes hinübersandten, über die große Lüge des Repräsentativsystems aufzuklären. Für diesen Zweck ist gerade in Frankreich

auf allen Gebieten der Literatur Unglaubliches geschehen, und mit welchem Geschick die consequenten Anhänger der Revolution achtzehn Jahre lang rastlos für diesen einen Zweck gearbeitet haben, beweist der Erfolg. — Die neue Aristokratie (der Deputirten und Wähler) erlag der Verachtung. Früher hatte, dem Adel und der Geistlichkeit gegenüber, der dritte Stand sich Volk genannt. Das Losungswort war immer noch dasselbe geblieben, nur die Bedeutung hatte sich geändert. Volk hieß jetzt Alles, was nicht Wähler oder wenigstens Nationalgardist war. An dem Tage, als dieser vierte Stand für sich gleichfalls seinen Antheil an der Freiheit begehrte, entstand der Ruf nach Reform. Mit der verweigerten Befriedigung des Gelüstes wuchs der Heißhunger. Hätte Ludwig Philipp nachgegeben, so hätte sich die Republik einstweilen noch neben das Julikönigthum gesetzt; da er Widerstand leistete, warf sie ihn vom Throne und nahm allein Platz. Es gibt nichts Einfacheres als diesen Proceß. Ludwig Philipp ist der Macht derselben Grundlehre alles revolutionären Staatsthums erlegen, der er seine Herrschaft verdankte. Der dritte Stand und das Repräsentativsystem (mit einem gemeinschaftlichen Namen: Liberalismus genannt) haben eine tödtliche Niederlage erlitten; der vierte Stand, der den Radikalismus vertritt, ist Sieger geblieben. So will es das Princip der Volkssouveränetät und der Weltlauf. In die Stelle einer Täuschung ist, mit der Republik, eine zwar schreckliche, thatsächlich aber schon längst vorhandene Wahrheit getreten.

Zur Vertheidigung seiner dialectisch unhaltbar gewordenen, von den Anhängern der Volkssouveränetät arg bedrohten Stellung stand dem Bürgerkönige immer noch eine bedeutende Militärmacht zu Gebote. Achtzigtausend Mann Linientruppen in Paris, denen zwanzigtausend andere aus der nächsten Umgebung der Hauptstadt sich in wenig Stunden anschließen konnten, waren mit vierhundert Kanonen überflüßig hinreichend, um

jeden Straßenaufstand selbst ohne Anstrengung zu Boden zu schlagen. Die Natur eines Heeres schließt aber die Wirksamkeit der falschen Lehre von der Volkssouveränetät aus. In der kriegerischen Hierarchie, wie in jeder andern, geht der Befehl von oben nach unten, — nicht umgekehrt. In ihr kann daher der politische Aberglaube keinen Boden finden: daß die höchste Macht und der oberste Befehl im Willen der Gesammtheit aller Gehorchenden liege. Dieser revolutionären Staatslehre in einem eigentlichen Kriegerstande Geltung zu verschaffen, ist schlechterdings unmöglich. Dieß hat die Revolution in der That aller Orten begriffen. Sie will deßhalb, wie überhaupt keinen Stand, so insbesondere keinen Stand von Kriegern. Aber da sie diesen nicht durch das ätzende Fluidum ihrer Staatslehre zerstören kann, sucht sie ihn durch den revolutionären Nationalismus zu sprengen *). Der Soldat soll sich

*) Die abstracte revolutionäre Staatslehre als solche ist heute nicht mehr im Stande, irgend eine Gemüthsbewegung, geschweige denn Selbstaufopferung und Fanatismus zu erzeugen. Sie muß also suchen, sich Leidenschaften irgend einer Art dienstbar zu machen. Zu diesem Ende greift sie heute nach einem der reinsten und schönsten Gefühle, dessen der Mensch fähig ist, nach der Anhänglichkeit jedes Menschen an seine Muttersprache, an die Erinnerungen seiner Kindheit und seiner Heimath, an die Art und Weise des Volkes, dem er angehört. — Diese Gefühle, die in ihrer Gesammtheit in Jedem das bilden, was man mit Recht Nationalität nennen kann, reißt die Revolution aus ihrem natürlichen Zusammenhange, verfälscht sie durch Uebertreibung in's Fratzenhafte und Ungeheure zur Lüge, steigert sie zum ungerechten und unwahren Nationalstolze, stellt sie, in solcher Weise vergiftet, als höchstes Gesetz an die Spitze alles Denkens und Fühlens, und will durch ein künstlich erzeugtes, unwahres und gemachtes Gedankending vor Allem den religiösen Glauben und das Gewissen ersticken. Ein praktisch immer zutreffendes Unterscheidungszeichen zwischen der wirklichen, echten und schuldlosen Anhänglichkeit an Vaterland und Landsleute, und dem revolutionären Nationalismus liegt darin, daß jene das-

als lediglich für die Nationalglorie fecht[illegible] betrachten lernen; er soll dieser gemachten Nationalität als seiner Fahne folgen; er soll nicht mehr den Fürsten, dem er den Fahneneid geleistet, sondern die Nation (d. h. in letzter Analyse wieder: das souveräne Volk, oder noch richtiger: Jene, die als dessen Wortführer auftreten) — als seinen wahren und eigentlichen Dienstherrn anerkennen. Wo diese Gesinnung in einem Heere herrschend geworden ist, da kann unter ähnlichen Umständen nie und nirgends das ausbleiben, was sich in Paris im Juli 1830 und im vergrößerten Maßstabe in den drei glorreichen Februartagen begeben hat. Sobald es gelingt, den Kampf zwischen Aufstand und Besatzung länger fortzuspinnen, liegt dem längst schon von allen Seiten bearbeiteten, in seinem militärischen Gewissen verwirrten Soldaten der Gedanke nahe: sollte etwa jener Volkshaufe, auf den wir zu schießen befehligt werden, die Nation seyn oder den Nationalwillen verfechten? Jeder Offizier, jeder Sergeant, jeder Gemeine, der je eine Zeitung gelesen, weiß, daß nach dem Symbolum des Liberalismus Gewalt an der „Nation" verübt, die schwärzeste Unthat, der abscheulichste, des Fluches der Mit- und Nachwelt würdige Verrath, das Niederlegen der Waffen in solchen Collisionsfällen die ruhmvollste, edelste Handlung ist. So ist jeder Gedanke an beharrlichen Widerstand von vornherein gebrochen und abgeschwächt. Aber der Soldat weiß auch, und hat entweder in den Geschichten der ersten Revolution gelesen oder gehört, oder nach

---

selbe Gefühl auch an andern Nationen duldet, achtet und ehrt, — dieser dagegen im [illegible]erspruche mit der eigenen, vorgeblichen Nationalschwärmerei [illegible]ugsweise Haß und Verachtung der einen oder andern frem[illegible]ionaleigen[illegible]ümlichkeit predigt. Gerade hierdurch charakteris[illegible] der revol[illegible]näre Nationalismus als ein willkührlich und m[illegible]t Absicht gem[illegible]es Mittel zu einem anderweitigen, politischen Zwecke; wä[illegible]ewußte, echte, naturwüchsige Volkseigenthümlichkeit niem[illegible]

den Julitagen mit eigenen Augen gesehen, wie die Unterwerfung unter den Nationalwillen, das „Fraternisiren mit dem Volke" belohnt zu werden pflegt. Und nun wundert Euch, daß ein regelrecht aufgestelltes Heer von 100,000 Mann sich im Laufe der Kampftage entwaffnen ließ von einer Handvoll verzweifelter, zu Allem entschlossener Menschen, welche die dumme, blinde Masse des großen Pöbelhaufens, der bis auf die letzte Stunde nicht wußte, warum es sich handelte, nach ihrem Wohlgefallen zu lenken verstand! Denn davon, daß Ludwig Philipp etwa das sittliche Gefühl des Volkes erbittert, durch Tyrannei oder persönliche Schlechtigkeit die Gemüther gegen sich empört, durch Unverstand und Uebermuth die Sympathien aller Rechtlichen von sich gestoßen, und so im entscheidenden Augenblicke verlassen und wehrlos gewesen sei, davon war, wir wiederholen es, in Paris nicht die Rede.

Die Pariser Nationalgarde endlich, die dießmal ihren dicht hinter ihr stehenden, wahren Feind gar nicht bemerkte, und sich durch das Wort „Reform" ködern ließ, dessen Tragweite sie nicht begriff, repräsentirte dießmal, wie immer, die Intelligenz des mittelständischen Liberalismus. Sie hat unsern gerechten Erwartungen, die wir bereits vor drei Viertel Jahren (Bd. 19, S. 791) in diesen Blättern niederlegten, vollständig entsprochen.



XXXIII.

Die Pariser Arbeiter-Revolution und die französische Republik.

Wer kennt wohl ein großes Ereigniß in der Geschichte, das die unvorbereitete Welt so überrascht und in solch schrecken-volles Staunen versetzt hätte, wie die Umwälzung der ganzen bestehenden Ordnung der Dinge in Frankreich durch den sieg-reichen Aufstand der unteren arbeitenden Klassen in Paris am 24. Februar 1848? Als die Nationalgarde am Abend des 23sten mit der Linie fraternisirend, singend und tanzend und jubelnd unter dem Rufe: Vive la reforme! Vive le roi! heimkehrte; als Paris in der Freude über den Ministerwechsel und die Aussicht auf die Wahlreform seine Straßen illuminirte und sich nach zwei angstvollen Tagen zur Ruhe begeben wollte, weil sie Alles geendet glaubten: wer hätte da ahnen können, daß in kaum zwölf Stunden Alles umgestürzt sei. Erschien ja denen selbst, die sich als Leiter an die Spitze gestellt, ein sol-cher Erfolg wie ein Traum des Wahnsinns. Und auch der alte König, auf dessen Haupt dieser Blitz einer furchtbaren Nemesis niederschlug, er, dessen kluge, umsichtige Berechnung sprüchwörtlich geworden, wurde er nicht, wie die Sieger von ihrem ungehofften Siege, eben so von diesem vernichtenden Schlage überrascht, daß er mit den Seinen, wie er ging und

stand, athemlos aus seiner Residenz, seiner Hauptstadt und seinem Reiche entfliehen mußte, ohne auch nur einen Augenblick Zeit zu finden, seine Abdankungsurkunde ruhig zu unterschreiben!

Und die Helden, die dieß Ungeheuere vollbracht, die über das Schicksal eines Volkes von fünfunddreißig Millionen entschieden, die einen alten König, seinen Enkel und sein ganzes Geschlecht wie Verbrecher verjagt, die Frankreichs Charte zerrissen, die seine Kammern aufgelöst, die alle bestehenden politischen Rechte vernichtet und das Land an den Beginn staatlicher Bildung, an den Anfang einer neuen Zukunft gestellt, wer sind sie? Die Leichen der Gefallenen geben die Antwort: einige hundert Ouvriers und Gamins von wildem, trutzigen Angesicht! Kein einziger Name, der Vertrauen und Zuversicht auf eine hoffnungsreiche Zukunft wecken könnte.

Wie unerwartet aber auch der Thron Louis Philipp's und die Monarchie des Julius 1830 zusammenstürzte, das Ueberraschende kann sich nur auf die plötzliche Entladung dieses wilden Wetters beziehen; denn Jeder, der den jahrelangen offenen und geheimen Bearbeitungen der unteren Klassen zu einer Revolution gefolgt war, der beobachtet hatte, wie der kalten Eigensucht und der glaubens- und zuchtlosen Corruption der obern Klassen gegenüber, der Stolz, der Grimm, der Neid und die Begierlichkeit der unteren absichtlich war aufgestachelt und aufgehetzt worden, und wem es nicht entgangen war, welchen furchtbaren Eindruck unter diesen Umständen empörende Scandale, wie der Mord des Herzogs von Praslin, und solche Neid und Ingrimm weckende Processe, wie der von Teste in den entflammten Herzen hungernder Arbeiter und Proletarier hervorbringen mußten: der durfte über kurz oder lang einen Ausbruch des furchtbaren Vulcans mit Sicherheit erwarten.

Und nun ergeht nach so vielen, so bitteren Enttäuschungen, die uns und unseren Vätern von Paris, der Mutter so vieler glorreichen Revolutionen und Emeuten geworden, wiede-

rum in Manifesten und Proclamationen die Aufforderung, den heroischen Kampf der „intelligentesten Stadt" der Welt für die Freiheit zu bewundern; wir werden eingeladen, dem hochherzigen Schauspiel beizuwohnen, wie die große Nation über den Trümmern der gestürzten Tyrannei den ewigen Bau ihrer Freiheit ganz neu, zu ihrem und aller Völker Heil, auf den breitesten Unterlagen aufführen werde; mit neuen Erwartungen und Hoffnungen einer glorreichen Zukunft sollen wir uns erfüllen, und darauf vertrauen, daß auch uns von dort die Sonne wahrer Freiheit aufgehen werde, von wo sie schon einmal unter derselben Tricolore, beim Klange derselben Marseillaise, ausgezogen sind, um uns die drückendsten Fesseln raubsüchtiger Knechtschaft zu bringen! Sollen wir aber unsere Meinung aufrichtig sagen, so finden wir an dem neuen Schauspiel, welches Paris der Welt gegeben, nichts zu bewundern, wohl aber Vieles zu beklagen, und noch Mehreres sowohl für uns, wie für Frankreich zu befürchten.

Oder ist ein Volk nicht zu beklagen, dessen politische Verhältnisse einer so heillosen Verwirrung anheimgefallen sind, daß es sich nach so vielen Revolutionen nicht anders, als durch eine neue Revolution zu helfen weiß, und Alles, was Wurzel geschlagen, aus der Erde reißt und in's Feuer wirft, um den Bau seiner Verfassung wieder ganz von Grund auf anzufangen, als sei es ein Geschöpf von gestern, erst heute in den Kreis rechtlich gesitteter Nationen getreten?

Und ist das Schicksal eines großen Volkes nicht doppelt zu beklagen, wenn es in solcher willenlosen Abhängigkeit an die Autokratie seiner Hauptstadt gefesselt ist, daß sein Geschick von jedem siegreichen Aufstand des dortigen Pöbels abhängt, und es, um noch größeres Uebel zu vermeiden, eine Ordnung oder eine Unordnung der Dinge anerkennen muß, an die ihre Urheber selbst wenige Stunden vor dem Gelingen noch in ihren kühnsten Träumen nicht gedacht hatten, — eine Revolution wegen eines verbotenen Bankettes, die zur Ueberraschung Aller,

und gewiß gegen den Willen der Majorität selbst von Paris, das Luftgebäude einer Republik mitten in die Wirklichkeit hineingezaubert hat.

Was wir ferner beklagen und was uns erschreckt, das ist der Mangel an Rechts- und Wahrheitssinn, der sich in diesen Vorgängen so grauenvoll offenbart hat. Niemand, der sich einen Augenblick seines Eides erinnert hätte, den er der Regierung geschworen, welcher er noch eben gedient; Apostasie durch alle Klassen, cynische Apostasie vom Obersten bis zum Untersten. Wie kann sich bei solcher moralischen Auflösung noch irgend eine Regierungsform Dauer versprechen? Werden die, welche ihr heute aus schmutzigem Interesse gedient, sie nicht eben so schnell, wenn sie Morgen von einem Aufstand erschüttert wird, verlassen? Und wer wird die Waffen gegen den souveränen Aufstand zu erheben wagen? Ist nicht blutige Anarchie oder ein unumschränkter Despotismus, der jeden Widerstand mit Kartätschen zu paaren treibt, hievon die nothwendige Folge?

Wohl werfen sie alle Schuld dieses unseligen Verhängnisses auf das Haupt des alten Königs, der in seiner achtzehnjährigen Regierung die beschworene Verfassung, zwar nicht der Form, wohl aber dem Geiste nach verletzt und verfälscht, und dem Lande die versprochene freie Entwickelung vorenthalten habe. Sie nennen seine Regierung ein System oligarchischer Corruption; seine Minister kriechende Lohnlakaien; seine Pairs gehorsame Diener seiner Willkühr; seine Deputirten die Kreaturen seiner Bestechung, unter die er als schmählichen Kaufpreis ihrer Stimmen zur Versorgung ihrer Familien und Freunde 628,000 Staatsämter vertheilt habe. Sie fühlen die Schmach nicht, die sie einer großen, geistreichen, thatkräftigen Nation anthun, wenn sie dieselbe in dieser Weise als das beklagenswerthe Schlachtopfer eines alten Mannes darstellen, von dem ihre Freunde, im Besitze von öffentlichen Volksgerichten, von Kammern und Bürgergarden, und einer Presse, die täglich

Beweise ungebundener, maßloser Freiheit gibt, das unglückliche, verrathene Vaterland nicht anders hätten retten können, als durch die brutale Gewalt eines Volksaufstandes, der nicht nur ihn verjagte, sondern auch die Monarchie vernichtete.

Jetzt, wo der Thron der Orleaniden von rohen, trunkenen Haufen des wildesten Gesindels, wie es sich in den Schlupfwinkeln einer Hauptstadt verbirgt, niedergerissen und vor der Juliussäule glorreich verbrannt wurde, jetzt freilich erhebt mancher altkluge Gimpel, der früher die Feinheit des Bürgerkönigs bewundert und für die Erhaltung des Weltfriedens in verhängnißvollen Augenblicken seiner Mäßigung an der Spitze eines leichtsinnigen, leidenschaftlichen Volkes gedankt, gar keck die Stimme, und hält dem entthronten Flüchtling wohlfeile Strafpredigten bornirter Weisheit über seinen kalten Egoismus, über seine systematische Corruption, über seine Fälschung der Charte, wodurch er die innere, freie Entwicklung gehemmt, und über seine feige, retrograde Politik nach außen. Wir wollen sie nicht daran erinnern, daß ein König, der über ein Volk herrscht, aus dessen Schooß sich hintereinander fünf Meuchelmörder erhoben, die auf das Herz des Wehrlosen gezielt, einigen Anspruch auf ein nachsichtiges Urtheil hat, welches dieser moralischen Verkommenheit und Parteiwuth Rechnung trägt. Allein, wenn es wahr ist, daß der König der Franzosen wirklich, wie ihm vorgeworfen wird, Alles durch seine Corruption sich dienstbar gemacht und 628,000 Aemter als Bestechung vertheilt, um die Stimmen der Kammern zu verführen, daß sie seinem dynastischen Interesse, und nicht dem des Landes dienten, theilt sich dann nicht die Schuld zwischen ihm und seinem Volke? Sind dann jene 628,000 nicht seine Mitschuldigen? Und was kann eine Nation zu ihrer Rechtfertigung sagen, welches Vertrauen kann sie in uns für ihre Zukunft erwecken, die neben jenen Meuchelmördern eine solche Masse von Corruption in ihrem Innern birgt, daß das Gold des Verführers überall in den oberen Klassen den Eigennutz zum Verrath seines Gewissens und seiner Ehre feil und bereit findet, an der großen Verschwörung

gegen die Freiheit und das Recht des Vaterlandes Theil zu nehmen. Und diese freie Presse endlich, die sich so stark und kühn zeigt, wenn es gilt, die Leidenschaften zu entflammen und den Dämon der Revolution heraufzubeschwören, aber so schwach und ohnmächtig dieser angeblichen Corruption zu steuern, findet sie sich durch ihre eigene unbestechliche Reinheit etwa befugt, die Stimme der Anklage gegen den alten König zu erheben, und sich an die Spitze des Aufruhrs der Rache zu stellen? Wer die schamlose Corruption der Pariser Presse, wie sie bei so vielen Gelegenheiten in scandalösen Processen zu Tage trat, kennt, der kann sich diese Frage selbst beantworten. Nur einer Thatsache der jüngsten Zeit wollen wir gedenken. Während die provisorische Regierung, die theilweise aus den Bureaux der Journale durch den siegreichen Aufruhr der Arbeiter zur Leitung der Geschäfte emporgehoben wurde, das Octroi wieder herstellte, und das provisorische Fortbestehen aller übrigen Steuern, wie drückend sie immer auf dem siegreichen Volke lasten mögen, als eine traurige Nothwendigkeit verkündete, ist die einzige Erleichterung nur der Journalistik durch die Aufhebung des Zeitungsstempels zu Theil geworden. Sie hatte, ohne Zweifel in einem Gefühl von Scham und republikanischer Gerechtigkeit, anfänglich auch ihn bestehen lassen; allein wie sie die Regierung Louis Philipp's durch die Journalistik gestürzt hatte, so mußte nun auch sie selbst bald ihre eigene Ohnmacht der Presse gegenüber erkennen, und daher sich gezwungen sehen, die Gunst der Journalisten durch dieß Opfer zu erkaufen, während das hungernde Volk alle übrigen Steuern nach wie vor bezahlen muß. Solche Facta lassen die Corruption der öffentlichen Meinung, welche sie Louis Philipp vorwerfen, ohne Zweifel in milderem Lichte erscheinen, wie denn auch jetzt dieselbe Corruption sich zum Dienst der Republik drängt und sie zu ihrer Sclavin macht.

Doch lassen wir für jetzt diese allgemeinen Betrachtungen; wir fühlen keinen Beruf, die Politik des Bürgerkönigs zu vertreten, sind aber überzeugt, daß die Geschichte seiner Nachfolger und der unendlichen Schwierigkeiten, die sich bei jedem ihrer Tritte

mehren, das Urtheil über ihn und seinen Minister Guizot erst auf den wahren Standpunkt stellen werden. Der Sturz der Juliusmonarchie, wie er sich in so kurzer Zeit an den Fall der alten freien Urkantone der katholischen Schweiz unter das Zwingjoch radikaler Ueberwältiger und an die Bewegungen in Italien anschließt, eröffnet jedenfalls einen neuen Zeitabschnitt. Die Folgen dieses Ereignisses für Europa, wie es sich bereits schon täglich zeigt, sind unermeßlich. Darum scheint es uns dem Zwecke dieser Blätter angemessen, als Ausgangspunkt neuer Entwickelungen, hier eine umständlichere Schilderung jener denkwürdigen drei Tage zu geben, an denen der Umschwung der Dinge in Paris vollbracht wurde. Nicht mit Unrecht ist ja nach dem Glauben der Völker die Geburtsstunde eine verhängnißvolle, worin des Sehers kundiges Auge die Vorbedeutungen der Zukunft erblickt; sie ist es aber doppelt, wenn sie uns, wie hier bei der Gründung der neuen improvisirten französischen Republik, das Alte und Neue im Kampfe zeigt.

Armes Land! so sehr ist es der politischen Agitation in deinen Parteikämpfen gelungen, alle Rechtsbegriffe schwankend zu machen und alle Bande zu lockern, daß es nur des Verbotes eines Bankettes bedurfte, um Alles, was achtzehn Jahre aufgebaut, über den Haufen zu werfen, und das zerrissene Gewebe der Penelope wieder von vorn beginnen zu müssen.

Die Erweiterung des Wahlgesetzes für die Repräsentation in der Kammer war es bekanntlich, welche die radikale und republikanische Opposition während einer Reihe von Monaten mit steigender, rücksichtsloser Leidenschaftlichkeit bei ihren Banketten, und zuletzt in den Verhandlungen über die Thronadresse nach altgewohnter Parteiweise so unverdrossen ausbeutete, daß allgemach das ganze Land in Unruhe, und die Stimmung der unteren Klassen in immer drohendere Aufregung durch die aufwiegelnde Sprache der Journale und Festredner geriethen.

So wurde diese Frage, die für das Land allerdings eine der wichtigsten war, und ohne Zweifel eine Lösung in einem freisinni-

geren Geiste erlaubt hätte, wie in der Regel alle Fragen in Frankreich, nur ein Mittel, verderblichen, kleinlichen Parteileidenschaften, Coterieinteressen und persönlichem Ehrgeiz und Eigennutz zu fröhnen, wobei es sich nicht sowohl um die Wohlfahrt des Volkes, als um den Wechsel der Portefeuilles im Ministerium handelte. Die Journale ihrer Seits finden dabei ihr Interesse darin, die Leidenschaften ihrer Leser durch erbitterte Polemik gegen die Regierung zu nähren und zu steigern. Während die Erziehung des Volkes immer noch auf einer so niedrigen Stufe steht, daß fünfzehn Millionen der „aufgeklärtesten Nation" nicht schreiben und lesen können, sind es meist dieselben Männer, welche mit so rücksichtsloser Heftigkeit dem Ministerium entgegentreten, wenn sich eine Gelegenheit darbietet, ihm Schwierigkeiten zu bereiten, oder die öffentliche Meinung in Aufruhr zu bringen, die theilnahmslos schweigen, wenn es sich um die ersten und wichtigsten Interessen des armen verlassenen Volkes, um seine leibliche und geistige Nahrung, handelt. War es ja überhaupt nicht die Versäumniß der inneren Entwickelung, welche die Opposition dem Ministerium Guizot zur schwersten Sünde anrechnete, wodurch es den Haß und die Verachtung Frankreichs verdient hätte, sondern weil es in der auswärtigen Politik der Nationaleitelkeit nicht das schuldige Opfer dargebracht; weil es dem brutalen Radikalismus eidgenössischer Zwingherren nicht die alte, harmlose Freiheit der katholischen Urkantone knechten geholfen; weil es die ohnehin sich überstürzenden Bewegungen in Italien nicht durch seine Theilnahme und eine feindlich herausfordernde Haltung gegen Oesterreich vollends dem Abgrund zugetrieben, kurz, weil es sich nicht überall an die Spitze der Revolution gestellt, und hierin den Vortritt dem eifersüchtig gehaßten England überlassen: darin vorzüglich bestand der Hochverrath, den Louis Philipp und sein protestantischer, aber gemäßigter Minister an den durch die Julirevolution geheiligten Principien begangen.

In dieser Weise und in dieser Absicht des persönlichen und Parteiegoismus wurde die Reformbankettfrage so lange agitirt,

bis die Regierung, auch ihrer Seits gewohnt alle Fragen mehr oder minder vom Standpunkt, nicht des Landesinteresses, sondern der Kammerparteien zu behandeln, sich in die Nothwendigkeit versetzt glaubte, bei der steigenden Aufregung und Erbitterung der Gemüther, zum Schutze der gesetzlichen Autorität, die Mißbilligung dieser Bankette zu einer Kabinetsfrage in der Kammer zu machen. Die Mehrheit der Kammer war für sie. Allein ihr zum Trotz und Hohn sollte nun eben in Paris, vor ihren Augen, mit allem Pomp einer herausfordernden Demonstration das größte aller Bankette vom zwölften Stadtquartier gefeiert werden. Während die große Majorität der Kammer in schneidender Weise ihre Mißbilligung der Bankette feierlich aussprach, ließ sich die Opposition in der Verblendung ihres Parteihasses, von radikalen und republikanischen Journalen aufgehetzt und vorwärts gedrängt, so weit zur Verkennung der Würde der Kammern und der Autorität der Regierung hinreißen, daß sie dem Pariser Bankett ihre Theilnahme zusagte. Das ganze Land nahm nun in der höchsten Aufregung Partei an dem erbitterten Bankettkampfe, der zugleich einen Brand in die entzündeten Seelen der unteren Klassen schleuderte.

Die Regierung hatte das Bankett als im Widerspruch mit gesetzlichen Bestimmungen verboten, und war bereit, die Sache einfach vor den Ausspruch der Gerichte zu bringen. Um jedoch dem Trotz und Hohn die Krone aufzusetzen, luden die Verfasser des Festprogrammes, der Zusage der Oppositionsdeputirten gewiß, nicht nur die ohnehin erhitzten Studenten aus den Hörsälen, sondern auch, und zwar im vollsten Widerspruche gegen das bestehende Gesetz, die Nationalgarde zur Theilnahme an dieser Demonstration ein. Sie sollte, zwar ohne Waffen, aber doch in der Uniform erscheinen, um, nach ihren Legionen geordnet, Spalier zu bilden.

So also sollten die Kammern und die Nationalgarde, die beiden ersten Repräsentanten des souveränen Volkes, sich an einem als ungesetzlich verbotenen Acte betheiligen. Die Regierung sah hierin eine usurpatorische Gegenregierung, die

der Parteigeist improvisire, und kündigte nun an, daß sie mit ihrer ganzen Macht gegen solch frechen Unfug einschreiten werde. Die Opposition erkannte zu spät, an welchen Abgrund sie durch ihre Leidenschaft den Bestand der gesetzlichen Ordnung gebracht; sie trat, wenn auch protestirend, von der Theilnahme des Bankettes zurück. Allein es war zu spät. Sie konnte durch diesen Schritt nichts erreichen, als daß sie ihrer „feigen Halbheit“ wegen der allgemeinen Mißachtung und Erbitterung anheimfiel, während der innere Zwiespalt ohnehin schon das Ansehen der beiden Kammern in der öffentlichen Meinung ruinirt hatte. Die radicale Journalistik, welche diese Opposition vorgeschoben, verlangte jetzt zur Genugthuung und um der Regierung noch größere Verlegenheit zu bereiten, den Austritt der Oppositions-Deputirten aus der Kammer in Masse. Hinter der Journalistik selbst aber standen die arbeitenden Klassen, welche nur auf eine Gelegenheit zum Losbrechen und zu einem allgemeinen Umsturz warteten. Schon am 19. Febr. war es in dieser Hinsicht zwischen den Radicalen des „National“ und denen der „Reform“ zum offenen Bruch gekommen. Die von der Reform wurden beschuldigt, Proclamationen und Aufrufe zur Empörung unter dem Volke auszustreuen, wogegen sich der „National“ erklärte.

So standen die Dinge am 21. Februar. Nach wiederholter Aufschiebung sollte das Bankett endlich am folgenden Tage stattfinden. Die Verbote der Regierung waren am Abend überall an den Mauern von Paris angeschlagen. Sie hatte große Streitkräfte in und um die aufgeregte Stadt zusammengezogen und den festen Willen angekündigt, mit aller Energie der gesetzlichen Autorität Achtung zu verschaffen. Auch die Nationalgarde hatte sie in einer Proclamation an die gesetzlichen Bestimmungen erinnert, welche ihr die Theilnahme an solchen verbotenen Versammlungen ausdrücklich untersagten; sie hatte sie im Gegentheil aufgeboten, ihrer Pflicht gemäß zur Aufrechthaltung der Gesetze zu erscheinen. Allein vor dem wüthenden Parteigeiste verstummten alle Rücksichten; auch die sonst so kluge

Bourgeoisie von Paris hatte sich, des Vulkans unter ihren Füßen nicht achtend, in diesen Schwindel leichtsinnig hineinreißen lassen. Die Pariser lieben die Unruhen um der Unruhen Willen, und da sie aus Italien gar nichts als Unruhen hörten, wollten sie auch wieder einmal diesen Genuß haben, das Weitere dem Zufall anheimstellend. Ein Bericht vom 14. Februar meint, daß vier Fünfttheile von Paris mit der Opposition Partei machten; am 19. rechnete man zehntausend Nationalgarden die Spalier beim Bankett bilden würden. Indessen waren seitdem gar manche ängstlicher und bedenklicher geworden und vor Allem auf Herstellung der Ordnung bedacht; so daß die Regierung in diesem Vertrauen ihr Aufgebot erließ.

Alles harrte jetzt in ängstlicher Spannung der Entwickelung der Dinge entgegen. Eine unheimliche Schwüle hatte sich über das ganze Land verbreitet; die Geschäfte stockten; die Brodlosigkeit der Arbeiter vermehrte die Besorgniß; das Mißtrauen wuchs; die Einzahlungen in die Sparkassen standen in keinem Verhältniß zu dem Andrange der Zurückfordernden. Alles deutete auf einen Sturm. Die Festcommission hatte die größte Mühe gehabt ein Local ausfindig zu machen; da ruhige rechtliche Bürger ihre Häuser dem unheildrohenden politischen Spektakelstücke nicht zur Verfügung stellen wollten. Zum Beweise aber, wie vor großen Erschütterungen ein dunkeler Instinct die Gemüther vor dem Kommenden warnt, mögen folgende Berichte von Augenzeugen dienen, welche schon am 20. Februar, also zwei Tage vor dem anberaumten Feste der Karlsruher Zeitung (Nr. 54.) von Paris aus schrieben: „Alle Gedanken beschäftigen sich nur mit dem auf Dienstag den 22. festgesetzten Zweckessen, mit der allgemeinen Krise, die durch dieses Vorhaben der Opposition für alle Verhältnisse herbeigeführt worden ist. Alle Aufmerksamkeit ist nur dieser Frage zugewendet, sie war und ist der Gegenstand aller Besprechungen, und Jedermann ist in Spannung. Viele sind in banger Erwartung der Dinge, die da kommen sollen. Die Opposition spielt ein gefährliches Spiel, — für sich selbst und für das Land. Wie

es ausschlagen wird, vermag Niemand vorher zu sagen: die Opposition ladet eine Verantwortlichkeit auf sich, unter welcher sie am Ende erliegen könnte. Unter dem Vorwande, vielleicht sogar in dem Glauben, die Freiheit zu vertheidigen, stellt sie die Ordnung auf's Spiel, und gefährdet vielleicht eben so sehr die eine als die andere. Sie gibt den Anstoß zu einer Bewegung, deren Ziel und Schranken zu bestimmen auch bei dem besten Willen ausser ihrer Macht liegt; denn in diese Bewegung werden allem Anschein nach Elemente sich einmischen, über welche sie keine Herrschaft hat. — Auf dem Platze, wo das große Zelt aufgerichtet wird, stehen, trotz einem in Strömen herabgießenden Regen, bereits Tausende von Menschen versammelt, um den Arbeitern zuzusehen. Die allerabenteuerlichsten Gerüchte sind unter dieser Volksmenge im Umlaufe und finden fast krähwinkelhaft Glauben. So hört man ganz ernsthaft erzählen, zu Ende des Banketts werde die Absetzung des Königs, die Thronbesteigung des Grafen von Paris, und die Regentschaft der Herzogin von Orleans proclamirt und auch sogleich ausgeführt werden. Andere erzählen, die Regierung lasse achtzigtausend Mann Truppen „„gegen das Volk"" marschiren, und Paris werde drei Tage und drei Nächte von den Forts bombardirt." — Schon unter dem 18. Februar hatte das Journal des Debats gleichfalls wegen dieser Frage Emeute, Anarchie, Blutvergießen und Bürgerkrieg verkündigt, und am 14. Februar lautete eine andere Nachricht von Paris: „Die öffentliche Stimmung ist aufgeregt; Alles spricht von der „„Staatskrisis""; vorsichtige Leute verlassen Paris; in den untern Klassen wird davon gesprochen, daß man sich binnen Kurzem „schlagen" werde".

Mitten in der Nacht vom 21. auf den 22., da bei fortdauerndem Regen Alles ruhig blieb, nimmt die Regierung den Befehl zum Aufgebot der Nationalgarde zurück; auch die Truppen bleiben in den Kasernen consignirt. So bricht endlich der Morgen des verbotenen Bankettes, der verhängnißvolle 22ste

Februar an. Noch immer genießt Paris der tiefsten Ruhe. Erst gegen neun Uhr macht sich eine ungewöhnliche Bewegung bemerkbar. Gerade von den Quartieren, die zum Schauplatz des Bankettes bestimmt waren, brechen die ersten Anfänge der Unruhen hervor. Aus den fernen Vorstädten, insbesondere aus der von St. Antoine, dem Wohnsitz der arbeitenden Klassen, berühmt schon aus den blutigen Tagen der ersten Revolution, wälzen sich die Volkshaufen in Blousen nach dem Inneren, dichter und dichter im Vordringen anschwellend. Gegen die Madeleine, die Tuillerien und die Deputirtenkammer drängt sich der gewaltige Strom. Den Kern der dichten geschlossenen Haufen bilden die beim Stillstand aller Geschäfte, wie ihn die künstlich geschürte Aufregung verursacht, brodlos gewordenen hungernden Arbeitermassen. Wie gewöhnlich voran als Führer die Männer der Bildung und des Fortschrittes, die Gesellen der höheren, vornehmeren Gewerke: die Drucker, die Setzer, die Mechaniker, die Fortepiano-Bauer und ihre Genossen, untermischt mit dem zahllosen Haufen der Gamins de Paris, den leidenschaftlichen Liebhabern jeder Emeute und Revolution. Zu ihnen gesellen sich die Studenten der medizinischen und der Rechtsschule, und die ganze Masse der erwerblosen, heißhungrigen Jugend, alle Besitzlosen, alle Abentheurer, Schwindler und Glücksritter, die nach einem Umsturz verlangen; endlich die neugierige gaffende Menge aller Klassen, gehend und kommend und stehend und das Gedräng vermehrend. Noch wird der Friede nicht gestört, noch zeigen sich keine Truppen. Die Marseillaise singend, pfeifend und schreiend und die Hüte schwenkend sammeln sich die Massen zu Tausenden und Tausenden um die Madeleine und nach dem Eintrachtplatz zu. Der Deputirtenkammer, der konstitutionellen Vertreterin Frankreichs, gilt zunächst die Demonstration; ihr wollen die Tumultuanten ihre Unzufriedenheit bezeugen, dem Ministerium Guizot ein Pereat und der Reform ein Hoch ausbringen. Einzelne Deputirte, die, zur Sitzung eilend, auf der Eintrachtsbrücke in die Volksmasse gerathen, werden als Feiglinge verhöhnt. Der zahllosen, tobenden, immer noch wach-

senden Menge mißtrauend, entwickelt die Regierung jetzt, um halb ein Uhr Mittags, die ersten Truppen. Infanterie von der Linie und Munizipalgarden zu Pferd rücken nach den bedrohten Punkten und schicken starke Patrouillen zu Fuß und zu Pferd aus. Bald ziehen immer stärkere Truppenmassen, namentlich aus den großen Kasernen vom Marsfeld, heran, die alle Straßen und Plätze in weitem Umkreise besetzen. Die Linie mit Aexten, Hauen und allen Geräthschaften ausgerüstet, um die Barricaden, so wie sie entstehen sollten, zu zerstören. Die Epiciers in den angränzenden Straßen schließen, um ihre Habseligkeiten besorgt, die Läden, und treten vor ihren Thüren in Gruppen zusammen, einander ihre Besorgnisse sich mittheilend.

Der frühere Juchhe dauert fort; wo die Linie sich zeigt, wird sie frohlockend von dem lachenden, singenden Volke bewillkommt. Mit kecker, schlauer Freundlichkeit bleibt ein Haufe stehen, läßt die Reihen dicht herankommen, und schwenkt dann Hüte und Mützen vor ihren Nasen und ruft: vive la ligne! Die Soldaten stutzen über diese brüderlichen Begrüßungen, die Offiziere fühlen sich unbehaglich; wer diese Stimmung der Truppen beobachtet, wird zweifelhaft, ob sie bei einem ernsten Zusammenstoß gegen die schmeichlerische Masse die Schärfe der Waffen brauchen werden. Die Marseillaise und das Abschiedslied der Girondisten „Mourir pour la patrie" singend, wogt die geschlossene Masse jetzt über die Brücke auf die Deputirtenkammer los.

Beim ersten Heranfluthen der Menge, es war um ein Uhr, sind einige der Tumultuanten bis in den Sitzungssaal der Kammer vorgedrungen, auch einige Fenster werden eingeworfen. Allein die bewaffnete Macht thut ihre Schuldigkeit, das Palais wird gesäubert, die heranstürmenden Studenten zurückgedrängt über die Eintrachtsbrücke; von hier wenden sie sich nach dem Ministerium des Aeußeren und werfen dort, unter dem Rufe: Nieder mit Guizot! Hoch die Reform! die Fenster ein. Die Reiterei treibt mit ihren Chargen auch die übrige singende, heulende, pfeifende und hutschwenkende Volksmasse auseinander

und vor sich her. Der Versuch einer vereinzelten Barricade auf dem Vendomeplatze wird sogleich vereitelt; ein Waffenladen wird geplündert, die übrigen werden durch Posten gesichert und später die Waffen ausgeräumt. Das Volk setzt sich gegen die ansprengende Reiterei hier und da mit Steinwürfen zur Wehr, jedoch ohne ernstlichen Widerstand zu leisten fährt es wie Spreu auseinander. Ihrerseits bewahren die Truppen, trotz der Steinwürfe, eine unüberwindliche Ruhe und Schonung. Die Corps ihrer Musik spielen unter der Deputirtenkammer kriegerische Märsche, während von den elysäischen Feldern herüber aus dem Munde der zurückziehenden und sich zerstreuenden Volksmassen die Marseillaise ertönt. In der Kammer selbst schließt sich die conservative Majorität enger an die Regierung an; die Größe der Gefahr ahnend, sieht sie mit ängstlicher Besorgniß der Herstellung der gesetzlichen Ordnung entgegen, und vernimmt unter Murren die Interpellationen der radikalen Minorität, die, von der Gefahr eingeschüchtert und im Gefühl ihrer Mißgriffe und Mißachtung nur mit halben Muth ankündigt, das Ministerium in Anklagestand zu setzen. Die Kammer geht ruhig auseinander. Das Volk aber erbittert über die Haltungslosigkeit der Opposition zischt Hr. Thiers aus und ruft à bas Barrot.

So verzieht sich der Aufstand mit den sich verlaufenden Massen allgemach nach den elyseischen Feldern, nach dem innern Gewinkel der Stadt und den abgelegenen Vorstädten. Durch die aufgebotenen großen Truppenmassen ist die Ruhe im Gebiete der Tuilerien hergestellt, und die Gefahr scheint für den Augenblick beseitigt. Das Ganze hatte noch den Charakter ein[illegible] Fastnachtsscherzes, und das Volk zeigte im Allgeme[illegible] Neugier und Muthwille, als Zorn und Grimm. Noch war es ein gewöhnlicher Volksauflauf, wie sie in Paris so häufig sind.

Drohender dagegen scheinen bei der Aufregung der Gemüther die Anzeigen für den Abend in den abgelegenen Stadttheilen zu werden. Denn während das Paris [illegible] vornehmen

Welt und der besitzenden Klassen sich gern zur Ruhe begeben hätte, hörte man von dort von Barrikaden, von aufgerissenen Pflastersteinen, von gewechselten Schüssen, von Raufereien mit der Municipalgarde. Also ließ denn die Regierung, die Vorwürfe der Opposition fürchtend, kurz nach fünf Uhr Abends die Nationalgarde durch den Generalmarsch zu ihren Sammelplätzen entbieten, zwei Bataillone von jeder Legion. Somit hatten die Minister jetzt drei Waffengattungen zur Bekämpfung des drohenden Sturmes in's Feld geführt: die Linie, die Nationalgarde und die Municipalgarde. In die Hand dieser Corps war die Sicherheit der Hauptstadt und das Schicksal eines großen Volkes, das seine Entscheidung von dem Telegraphen von Paris zu empfangen pflegt, und mittelbar auch der Friede Europas und der Bestand der gegenwärtigen Ordnung der Dinge gelegt.

Die Kammer, die gesetzliche Repräsentantin Frankreichs, war hiebei, trotz der großen ministeriellen Majorität für die Regierung null, weil sie das souveraine Paris nicht hinter sich hatte, das mit der Rechten wie mit der Linken schmollte.

Mustern wir nun die bewaffneten Reihen, die Vertheidiger des Juliusthrones; diese Betrachtung wird um so lehrreicher seyn, weil sie auf verwandte Verhältnisse in andern Staaten mehr oder minder Anwendung findet.

Sein vorzüglichstes Vertrauen scheint Louis Philipp auf die Linie gesetzt zu haben. Allein er vergaß dabei, daß er weder ein Napoleon war, der durch Kriegsthaten die persönliche Anhänglichkeit der Truppen sich gewonnen, noch ein Karl X., dem die Reste des alten monarchischen Frankreichs mit loyaler Treue anhingen, sondern eben nur ein Barrikadenkönig, den der siegreiche Aufstand und meuterische Soldaten auf einen Thron erhoben hatten, der ihm auch nach der alten Charte, die die Unverantwortlichkeit des konstitutionellen Königthums sanctionirt hatte, nicht gebührte. Der kluge Bürgerkönig mit seinem doctrinären Minister hoffte indessen ohne Zweifel durch die bloße Entfaltung dieser imposanten Massen kampfgewohnter Soldaten

den bürgerlichen Aufstand ohne Blutvergießen zurückzuschrecken. Er wich auch in der That überall zurück und stäubte auseinander; allein er kehrte immer wieder zurück; und sollte er nun gar mit der wachsenden Aufregung an Heftigkeit und Umfang zunehmen, was war alsdann von der Linie zu erwarten? Der Polizeidienst hat für regelmäßiges Militär durch seinen inpopulären Charakter an sich schon etwas Widerwärtiges, und gar, wenn es sich, wie in der Wahlreformsache, um politische Fragen handelt, über die alle Welt im Zwiespalt ist. Den Offizieren mußte es hart bedünken, sich für ein Regierungssystem zu schlagen, das in den Kammern, in den Journalen, bei den Banketten mit maßloser Leidenschaft als ein das Land entehrendes und corrumpirendes, ja hochverrätherisches täglich angegriffen wurde. Ueberdieß waren die Soldaten und die unteren Grade seit lange den Bearbeitungen der geheimen Vereine und ihren Verführungskünsten ausgesetzt; hat man sie ja selbst ihrer Mehrzahl nach besoldete Proletarier genannt. Endlich waren Alle, Offiziere wie Soldaten, aus den Reihen dieses Volkes hervorgegangen, das sie nun rings umwogte, das sie seine Brüder nannte, das ihnen hutschwenkend seine schmeichlerischen Vivats zurief. Wie sollten sie da gegen diese wehrlose oder schlecht bewaffnete Masse, deren ungewohnter Anblick, deren todverachtende Tapferkeit sie überraschen mußte, ihre Waffen gebrauchen? Mußte es ihnen nicht als eine Herabwürdigung ihres militärischen Charakters erscheinen? und sonderlich in einem Lande wie Frankreich, wo so viele Revolutionen die Sanction der Nation erhalten, also daß die Meuterer und Meineidigen als Befreier des Vaterlandes gekrönt und gepriesen wurden, während die, welche ihrem Eid und ihrer Pflicht treu, der losgelassenen Canaille muthig die Brust geboten und Wunden empfangen, sich dem Elend und der Verachtung preisgegeben sahen. War daher die Bewegung eine bloße Emeute, und blieb sie es wie bisher, so konnte Guizot sich ruhig auf die Linie verlassen; drohte sie aber in eine „glorreiche Revolution" umzuschlagen, dann dienten diese Truppenmassen nur, sei-

nen und seines Königs Sturz zu beschleunigen. Welchen Charakter aber die Bewegung eigentlich in jedem Augenblick trug, und ob sie ihn änderte, das konnte die Linie nur an der Haltung der Nationalgarde wahrnehmen, die ja die bewaffnete Majorität und den Kern der Bürgerschaft von Paris, das heißt, der Souverainin von Frankreich, repräsentirte. Von ihr also hing in diesen Tagen das Loos der Orleaniden ab, und eben weil ihr die Regierung minder als der Linie vertraute, darum war sie wohl so spät berufen worden.

Die Nationalgarde erschien auf den Trommelschlag; aber wenig zahlreich, lau und mißstimmt. Aus wohlhabenden Bürgern bestehend, die ihren friedlichen Gewerben und dem Schooß ihrer Familien entrissen werden, die an ihrem Leben und ihren Habseligkeiten hängen, ist diese Bürgergarde wenig geeignet, sich mit verzweifelten, rasenden Männern und Buben zu schlagen, denen das Leben weniger als nichts gilt, die nichts zu verlieren, aber Alles zu gewinnen haben, und sich mit wahrem Heißhunger in den Kampf stürzen. Was ist solchen Verzweifelten gegenüber, wie sie die arbeitenden Klassen und unteren Volksschichten einer Weltstadt zu Tausenden besitzen, und wie sie am Tage des Aufruhrs aus allen Schlupfwinkeln hervorstürzen, was ist ihnen gegenüber von behaglichen, wohlgenährten Gewerbsleuten und friedliebenden Bürgersoldaten zu erwarten, die nicht einmal Munition hatten? Von persönlicher Anhänglichkeit an den König oder sein Haus war auch bei ihnen so wenig, wie bei der Linie, die Rede; alle waren sie überdieß wegen dem Stocken von Handel und Gewerb gegen Regierung und Ministerium mißstimmt. Die Hauptsache jedoch war, daß in ihren eigenen Reihen die Parteien sich schroff gegenüber standen. Obwohl die Nationalgarde eigentlich den Besitz vertritt, obwohl sie als Bourgoisie die natürliche Leibgarde des Bürgerkönigs ist und ihr daher auch die Hut der bürgerlichen Freiheit und Ordnung in der Juliuscharte ausdrücklich anvertraut ist, weil gerade sie das Meiste durch einen gewaltsamen Umsturz der von ihr und zu ihrem Vortheil gegründeten Ordnung zu

verlieren hat: so hatte die radikale Opposition dennoch zahlreiche Anhänger in ihrer Mitte gewonnen. Aufgehetzt durch die Journale, irregeleitet durch die Parteikämpfe in den Kammern, angesteckt von der radicalen Zeitströmung, in vielfacher Verbindung mit den radicalen und communistischen Vereinen und von ihren Hoffnungen und Begierlichkeiten entzündet oder hingerissen von dem leidenschaftlichen Oppositionsfieber der Nation, hatten ihrer Viele sich für das Reformbankett ausgesprochen. Die Führer des großen Spectakelstückes hatten darum auch, ihrer Sympathie gewiß, die befreundete Nationalgarde zum Spalierbilden aufgeboten; und jetzt sollten sie während einer kalten regnerischen Nacht in Schmutz und Koth, scheinbar im Dienste eines ihnen verhaßten Ministeriums, die Bewegung bekämpfen! Während die weit größere Majorität aus wohlverstandenem Interesse conservativ gesinnt das Gefährliche des Spieles erkannte und die Ordnung herstellen wollte, suchte diese keckere, unzufriedenere radicale Minderheit die Stimmung des Corps von dem Ministerium und seinem System abwendig zu machen und auf die Seite der Opposition hinüber zu ziehen. Daß aber die Bewegung nicht stehen bleiben würde, wenn sie ihr später zuriefen: bis hierher und nicht weiter, daran dachten wohl die Wenigsten dieser Schwindelköpfe in ihrem bornirten spießbürgerlichen Leichtsinn.

Dieser innere Zwiespalt, wie wenig er auch anfänglich offen hervorzutreten wagte, konnte dennoch den unteren Klassen und ihren Führern nicht entgehen; er mußte nur dazu dienen, ihre verführerischen Schmeicheleien zu verdoppeln und ihren Widerstand ermuthigen. Während umgekehrt mit der wachsenden Heftigkeit und Ausbreitung des Kampfes und der steigenden Lebensgefahr der Muth des conservativ gesinnten friedliebenden Theiles dieser Bürgersoldaten nur sinken konnte: — also auch hier wenig Verlaß für Guizot. — Nun war noch die letzte Streitkraft der Regierung, die Municipalgarde, übrig.

Durch ihren Beruf für den gewöhnlichen Dienst neben der Polizei mit Aufrechthaltung der öffentlichen Sicherheit und

Ordnung betraut, findet sich die Municipalgarde, eine Art Gensdarmerie, in täglicher Berührung mit jenen Arbeiterklassen, Gamins nnd Studenten, die sich hinter ihren schnell aufgeworfenen Barricaden zum nächtlichen Widerstande rüsteten. Gewöhnt an ihren Anblick hatte für sie der unheimliche Ausdruck dieser Gesichter und Gestalten nicht das Ueberraschende wie für die Linie; auch gegen die Poesie der Emeuten und Revolutionen ist ihr Gefühl hinlänglich aus der Praxis abgehärtet; der verlockende Zauber, der ein zerlumptes Volk umstrahlt, wenn es am Tage des Aufstandes die entblößte Brust den Kugeln darbietet, übt keine Gewalt auf diese Gardisten. Sie kennen ja die Helden der Barricaden von Angesicht zu Angesicht; daher bleiben sie kalt gegen die Schmeicheleien und unzugänglich gegen die Drohungen dieser wilden Bursche. Sie hatten ohne Zweifel oft genug Gelegenheit gehabt, sich von der furchtbaren Gefahr zu überzeugen, die der ganzen Gesellschaft aus jenen Schlupfwinkeln droht, in denen das „heroische Volk" wohnt, wenn der wilde Strom einmal seine Dämme durchbricht. Sie wissen wie Laster und Verbrechen und unermüdlicher Fleiß und Tugend und Genie dort mit Armuth und Elend zusammenhausen; wie Faulenzerei und Gaunerei sich mit uneigennütziger Aufopferung und Großmuth verbinden; wie Hunger und Kummer sich zur Völlerei gesellen, und Verzweiflung sich mit Leichtsinn, mit todverachtendem Heldenmuth und rasendem Ingrimm paart. Gewohnt dem Gesetze gegen seine Uebertreter Achtung zu verschaffen, kennen sie, unbekümmert um die politischen Fragen und Kämpfe des Tages, auch jetzt nichts als die Pflicht, welche ihnen ihr Dienst zur Sicherheit der Hauptstadt auferlegt, und so sehen sie in den Helden der Barricaden nichts anderes, als freches, hungriges, raubgieriges, liederliches Gesindel, das alle Bande zerreißen möchte, um sich auf die Gesellschaft loszustürzen. Ist aber ihr peinlicher Dienst schon bei gewöhnlichen Zeitläuften, wenn auch noch so schonend versehen, dem niederen Volke verhaßt, so muß er es in solchen Augenblicken doppelt werden. Es fühlte daher, wie es scheint, mit seinem scharfen Instincte

schon gleich am ersten Tage richtig durch, daß es an dieser kalten abgehärteten Mannschaft mit seinen Verführungskünsten scheitern würde. Mit ihr wurde es darum auch schon am Nachmittag des ersten Kampftages handgemein. Auf der Place de la Concorde wurde einer ihrer Offiziere mit einem Stein am Kopfe verwundet und fiel vom Pferde, ein Gardist gab daher dem Werfenden einen Säbelhieb durch das Gesicht; ebenso wurde eine ihrer Schildwachen vor dem Ministerium des Aeußeren mit Steinwürfen geneckt, der Soldat gab ein Nothzeichen; aus dem Inneren des Ministeriums drang plötzlich ein Haufe Infanterie, von der andern Seite Cavallerie hervor; die erstere besetzte die Fußwege des Boulevards, die letztere zerstreute das Volk, wobei ein Mann, der einen Stein gegen einen Gardisten geschleudert, durch einen Säbelhieb verwundet weggetragen wurde. Seitdem scheint es, erklärte sich der Volkshaß immer entschiedener gegen das Corps und eingedenk des divide et impera zeigte der schlaue Haufe gegen sie eine ganz andere Haltung wie gegen Linie und Nationalgarde, die er, wo sie sich zeigten, mit seinen Vivats fort und fort begrüßte. Und in der That konnte die Municipalgarde seinem drohenden Ingrimme ruhig entgegentreten, so lange ihr harter Dienst durch die feste Haltung der Nationalgarde als ein gesetzlicher und allgemein gebilligter erschien; von dem Augenblicke an jedoch, wo die Nationalgarde Partei für das Volk nahm und in seine meuterischen Rufe einstimmte und die schwankende Linie zu sich hinüber zog, war die Municipalgarde unter der Last ihres Hasses verloren, sie mußte als ein verrathenes Opfer ihres Diensteifers von der lang verhaltenen Wuth des Volkes fallen.

Nehmen wir nach dieser Musterung der Streitkräfte den Faden der Begebenheiten wieder auf.

Die Nationalgarden zu Fuß und zu Pferd erscheinen nach fünf Uhr Abends auf den Trommelschlag; ihre Patrouillen durchziehen die Stadt; mit der Linie buvouakiren sie in den Straßen und auf den Plätzen. In dem Gewinkel des Marais und im Quartier St. Martin machen die Blousenmänner da

und dort Barricaden; allein die behenden Erbauer entfliehen sogleich und ihre Barricaden verschwinden eben so schnell als sie entstanden, sobald die Truppen sich nähern; nur ausnahmsweise muß eine mit Sturm von der Linie genommen werden. Ein gutgekleideter Mann theilt den Tumultanten Fünffrankenthaler aus mit den Worten: trinkt auf meine Gesundheit und schlagt euch gut! Die Menge ist noch immer ohne Waffen; etwa dreißig oder vierzig Bewaffnete ist die ganze Macht, welche die Emeute den unermeßlichen Streitkräften entgegenstellt; auch die Munition der Blousen ist bald verschossen. Nur hier und da an abgelegenen Orten gelingt den Pöbelhaufen ein Handstreich. Um 9 Uhr Abends zünden sie mit boshaftem Muthwillen in den elysäischen Feldern mit den viertausend Stühlen der Spaziergänger, mit den Bänken und Geräthschaften der Kunstreiter ein ungeheures Feuer an; tageshell steht die Etoile von der Emeute beleuchtet, mitten in einem Flammenmeer. Es ist ein Lustfeuer des souveränen Volkes. Einige vereinsamte Wachtstuben demolirt, ein Octroigebäude eingeäschert, ein Wachtposten draußen an der Barriere entwaffnet, eingeschlagene Laternen, aufgerissenes Straßenpflaster, das sind die Heldenthaten der Nacht vom 22. auf den 23. Ueberall zeigte sich die Emeute des Gesindels dermalen noch ohne Waffen, ohne Führer, ohne Plan, ohne Ziel, eben nur als ein dunkler in der Masse verbreiteter allgemeiner Geist des Aufruhrs. Gegen Mitternacht verstummt allgemach der Tumult; die Kämpfer und die Barricaden verschwinden; es wird in den Hauptheilen der Stadt still; um zwei Uhr wird die Nationalgarde entlassen; auch ein Theil der Linie kehrt in ihre Kasernen zurück.

So kömmt der Morgen des 23. heran. Noch steht das Ministerium Guizot und der Thron des Julius unerschüttert. Der Telegraph verkündet die beruhigende Botschaft dem harrenden Frankreich durch seine Depesche bis zur fernsten Reichsgränze, sie lautet: „Paris 23. der Minister an den Präfecten des Niederrheins. Zusammenrottungen haben im Verlauf des gestrigen Tages stattgehabt. Seit Mitternacht ist die Ruhe gänzlich hergestellt. Gestern Abend hatten die Aufrührer ziemlich zahlreiche Barricaden errichtet; dieselben wurden von der Nationalgarde und den Linientruppen auf der Stelle genommen."

Wohl ist äußerlich die Ruhe wiederhergestellt; allein ein neuer Ausbruch steht von den aufgeregten Geistern in den unteren Volksschichten bevor; noch ist der Dämon des Aufruhrs den die Journalistik, die Bankettoaste, die Kammeropposition und die geheimen Verbindungen in dem Herzen der

wilden Massen heraufbeschworen, nicht beschwichtigt. Jede Verlängerung der Unruhe aber wird, wenn auch kein Blut fließt, durch den Stillstand von Handel und Wandel und die wachsende Unzufriedenheit aller darunter leidenden Klassen, für die Regierung eine gefährliche Niederlage; in dem aufgehäuften Brennstoff kann sich ein Funke jeden Augenblick zum großen Brande entzünden; ein kleiner Zufall die entflammten Gemüther zu Unvorhergesehenem hinreißen. Darum will die Regierung jetzt um jeden Preis mit den Ruhestörern fertig werden. Ihre schonende Langmuth, die die Soldaten den Steinwürfen ausgesetzt, ist erschöpft; sie kündet warnend den Entschluß an, jeder Unordnung, jeder Auflehnung mit Energie zu begegnen. Darum entwickelt sie größere Streitkräfte, namentlich an Reiterei; auch das Fußvolk der Linie besetzt zahlreicher die Hauptplätze.

Um acht Uhr Morgens ist noch Alles ruhig. Um neun Uhr ertönt abermals der Generalmarsch; die gesammte Nationalgarde wird aufgeboten; erschienen sie vollzählig, so wären es 65,000 Mann; allein auch jetzt erscheint sie nicht sehr zahlreich zum Schutz der ihr anvertrauten Freiheit und Ordnung.

Alles wogt wieder dicht durch die Straßen; vor den Tuilerien bivouakiren achttausend Mann Linie mit zwei Batterien. Ganz Paris sieht sich allgemach nach einem strategischen Plane von einem Truppennetz überzogen; die Julius-Dynastie benützt ihre Fortschritte, die sie seit den Aufständen von 1832 und 1834 in der Emeutenstrategie gemacht; aber auch die Barricadenmänner haben Fortschritte in ihrem Metier gemacht. Ueberall in den weiten Straßen und auf den großen Plätzen Truppen und Lager. Das rebellische Volk der Blousen und Gamins hat sich vorzüglich in das Viertel St. Denis zurückgezogen. Es sind jetzt der Bewaffneten schon mehr; von den überfallenen Wachtposten, aus den geplünderten Magazinen, von den Nationalgarden, aus den Privathäusern haben sie sich mit Güte oder Gewalt der Waffen bemächtigt. Zahlreiche Barricaden entstehen wieder. Aber noch hat der Kampf ein verächtliches Ansehen und sind die Kämpfer Abscheu erweckendes Gesindel, das nichts weniger als die „intelligenteste Nation“ und den „Mittelpunkt der gebildeten Welt“ repräsentirt. Ein Augenzeuge schildert die Helden, wie sie bemüht sind, den Thron der constitutionellen Monarchie zu stürzen: „Selbst gesehen habe ich diesen Morgen früh zehn Uhr nur die Barricaden, die am Anfang der Rue Montorgueil und der Rue de Clerc aufgeworfen waren. Sie bestanden aus zwei umgestürzten Wagen und zwei Karren. Auch war Pflaster aufgerissen; aber wahrlich, wenn die Leute keine besseren Barricaden machen, diese würden ihnen nicht viel nützen. Hinter

dieser Barricade in der Rue Montorgueil waren vierzig bis fünfzig Leute, alles zerlumptes Gesindel, aussehend wie lauter Galgenstricke. Sind sie nicht vorher von der Polizei bezahlt, so sollte sie ihnen nachträglich eine Remuneration geben, denn solche Gesichter genügten, um alle Welt in Angst zu jagen. Mehrere hatten Jagdflinten, einer ein Munitionsgewehr; auch war ein Tambour unter ihnen. Einer hatte eine rothe Fahne."

Wie zerlumpt aber auch die Kämpfer sind; der losgelassene Dämon läßt sich nicht zurückschrecken; der Grimm der empörten Höllengesichter entflammt sich nur immer mehr, während die Dauer der Emeute allmählig ihre nachtheilige Wirkung auf die Stimmung der zwiespaltigen Nationalgarde, die des lebensgefährlichen Spektakels müde ist, zu äußern beginnt. Um eilf Uhr schon verbreiten sich Gerüchte, daß sich Einzelne der unzufriedenen radikalen Minderheit auf dem Bastillplatz, dem Platz St. Michel und in der Rue St. Andre gegen das Ministerium und zu Gunsten der Reform in meuterischen Rufen verlauten lassen; allein noch hält die conservative Majorität fest; die Meuterer verlassen überstimmt den Kampfplatz und kehren nach Hause. Es sind die ersten Steine, die sich von dem Barricadenthron ablösen.

Um Mittag hat die Regierung ihre größte Truppenmacht entfaltet, an 80,000 Mann Linie, die noch durch anrückende Zuzüge aus der Umgegend bis zu 100,000 verstärkt werden. Auf allen wichtigen Punkten werden Batterien aufgefahren. Der Generalmarsch wirbelt fort und fort. Unter strömendem Regen bietet der Eintrachtsplatz ein großes Feldlager dar; rings um den alten Obelisken von Luxor campiren alle Waffengattungen, Wachtfeuer brennen, die Truppen trocknen die Kleider, füttern die Pferde, kochen die Speisen. Noch ist die Linie Meister von ganz Paris; alle Brücken sind von ihr gesperrt; die Stadt in zwei Hälfte getheilt. Allein in dieser Stunde, es ist zwei Uhr Nachmittag, hat der Stern Louis Philipp's seine letzte Höhe erreicht; das Glück ist im Umschlagen; die Zeichen in der Stimmung der Nationalgarde werden beunruhigender; der Ruf: nieder mit Guizot! hoch die Reform! wird lauter.

(Fortsetzung folgt.)

XXXIV.

Ein neues Buch und ein Blick in die neue Zeit und ihre Zukunft.

Zweiter Artikel.

Der Blick in die Zukunft.

Wir haben uns in dem vorigen Artikel bemüht, nachzuweisen, daß die antichristliche Philosophie den Gang nehmen mußte, den sie wirklich genommen hat, daß sie nothwendig zuletzt sich selbst aufgeben und aus dem Pantheismus in den Dualismus unter halb populären, halb mystischen Formen übergehen muß. Der menschliche Geist hat seine Schranken, er kann nicht in's Unendliche fortspekuliren: hat er gewisse, durch die Denkgesetze vorgezeichnete Marken erreicht, so muß er wieder umkehren und unter veränderten Formen zu alten Systemen zurückkehren. Wer daher den nothwendigen Zusammenhang der spekulativen Ideen und die Bildungsgesetze philosophischer Systeme kennt, wird nicht nur erklären können, warum eine bestimmte, in der Entwickelung begriffene Ideenfolge sich so und nicht anders entwickelt hat: er wird auch bis zu einem gewissen Grade mit Sicherheit voraussagen können, in welches nächste Stadium dieselbe eintreten wird. Mittlerweile ist uns ein Stück Zukunft zur Gegenwart geworden. Die neueste

Schrift Ludwig Feuerbach's: „Grundsätze der Philosophie der Zukunft“ *) ist erschienen und uns zugekommen. Man wird sich leicht vorstellen können, daß wir das Büchlein mit einiger Spannung zur Hand nahmen. Es ist zwar immer möglich, daß ein einzelner Schriftsteller seine Partei verläßt, seine Grundsätze und Gesinnungen ändert und einen ganz verschiedenen Weg einschlägt; denn die Nothwendigkeit der Gesetze, an welche die Menschheit in ihren geistigen Bestrebungen gebunden ist, beeinträchtigt nicht die Freiheit der Individuen, und tritt irgendwo ein Vorkämpfer aus der Schlachtlinie heraus, so tritt ein Anderer für ihn ein. Da aber in dem vorliegenden Falle eine solche Aenderung nicht vor sich gegangen, und Ludwig Feuerbach seiner Richtung treu geblieben ist, so hatten unsere Berechnungen jetzt die faktische Probe ihrer Richtigkeit oder Unrichtigkeit zu bestehen.

Um uns der möglichsten Kürze zu befleißen, werden wir die Charakteristik dieses Buches an einige Sätze anknüpfen, in welche der Verfasser selbst die Ergebnisse seiner philosophischen Untersuchungen am Schluße zusammendrängt. Der erste dieser Sätze lautet: „Die absolute Identitätsphilosophie hat den Standpunkt der Wahrheit gänzlich verrückt. Der natürliche Standpunkt des Menschen, der Standpunkt der Unterscheidung in Ich und Du, Subjekt und Objekt ist der wahre, der absolute Standpunkt, folglich auch der Standpunkt der Philosophie.“ Sollte damit das Verhältniß des neuesten Antichristianismus zur Hegel'schen Lehre noch nicht deutlich genug bezeichnet seyn, so kann eine schon früher vorkommende Stelle zur Erläuterung dienen: „Die Vollendung der neueren Philosophie ist die hegel'sche Philosophie. Die historische Nothwendigkeit und Rechtfertigung der neuen Philosophie knüpft sich daher hauptsächlich an die Kritik Hegel's. Die neue Philosophie hat, ihrem historischen Ausgangspunkte nach, dieselbe Aufgabe und Stellung der bisherigen Philosophie gegenüber, welche diese der

*) Leipzig. Verlagsbureau 1847.

Theologie gegenüber hatte. Die neue Philosophie ist die Realisation der hegel'schen, überhaupt bisherigen Philosophie — aber eine Realisation, die zugleich die Negation, und zwar widerspruchlose Negation derselben ist." Vor der Klarheit dieses Ausspruches muß jeder Zweifel schwinden. Die große Flucht und Felonie ist bereits erfolgt. Die Partei glaubt das Publikum auf den Abfall von ihrem Meister bereits hinlänglich vorbereitet; sie fürchtet kein Aergerniß mehr; sie scheut sich nicht, ihn öffentlich und feierlich zu verkündigen. Wenn Strauß noch vor sieben Jahren von der hegel'schen Philosophie rühmen durfte, sie habe den letzten Schleier hinweggezogen und sei bis zur Anschauung der Wahrheit vorgedrungen, so erklärt dagegen heute Feuerbach, diese Anschauung sei nichts als eine optische Täuschung gewesen; Hegel habe die Wahrheit nicht nur nicht aufgefunden, nicht nur der Wahrheit sich nicht genähert, sondern vielmehr den Standpunkt der Wahrheit gänzlich verrückt. Kurz: dem großen Philosophen der Neuzeit widerfährt nach einer Frist von weniger als zwei Decennien dasselbe Schicksal, welches er dem Christenthume nach einem fast zweitausendjährigen Bestande bereiten wollte. Seine Lehre wird, was die Vergangenheit anbelangt, gebührend anerkannt: sie ist die Vollendung aller bisherigen Philosophie; sie war ein nothwendiger, nicht genug zu preisender Fortschritt; sie hat sich die wesentlichsten Verdienste um die Menschheit erworben: aber ihre Zeit ist vorüber, ihr Lauf ist beschlossen. Die dankbaren Schüler haben nur eine Pflicht noch gegen sie zu erfüllen: der selig Verblichenen ein glänzendes Leichenbegängniß zu veranstalten, und sie als ehrwürdige Mumie in dem Antiquitäten-Kabinette der Menschheit zu hinterlegen. Das ist das Loos des Schönen auf der Erde! "

Die unmittelbar darauf folgenden Sätze heben den wesentlichen Unterschied hervor, welcher zwischen der neuen Zukunfts-Philosophie und der alten Vergangenheits-Philosophie obwaltet: „Die Philosophie ist kein absoluter Act, kein Actus purus ohne Subjekt: sie ist ein Act des menschlichen Subjekts. Folg-

lich muß sie auch das Wesen dieses Subjekts unverstümmelt enthalten und ausdrücken. Der Mensch ist aber kein identisches oder einfaches, sondern wesentlich ein dualistisches, ein thätiges und leidendes, selbstständiges und abhängiges, selbstgenugsames und gesellschaftliches oder sympathisirendes, theoretisches und praktisches, in der Sprache der alten Philosophie: idealistisches und materialistisches Wesen, kurz er ist wesentlich Kopf und Herz. Die Philosophie als der Ausdruck des menschlichen Wesens ist daher — ihrem formalen Principe nach — wesentlich dualistisch. Die der Wahrheit gemäße Einheit besteht nicht in der Auslöschung oder Vertuschung ihrer Differenz, sondern vielmehr nur darin, daß der wesentliche Gegenstand des Herzens auch der wesentliche Gegenstand des Kopfs ist: also nur in der Identität des Gegenstandes. Die neue Philosophie, welche den wesentlichen und höchsten Gegenstand des Herzens, den Menschen, auch zum wesentlichen und höchsten Gegenstand des Verstandes macht, begründet daher eine vernünftige Einheit von Kopf und Herz, von Denken und Leben." Die neue Philosophie unterscheidet sich also von aller alten Philosophie wesentlich dadurch, daß sie ihrem formalen Principe nach dualistisch ist, und einen unauflösbaren Dualismus zwischen Kopf und Herz, oder nach der Sprache der alten Schulen zwischen Geist und Materie feststellt. So sehr nun auch der Wortlaut dieses charakteristischen Merkmales mit unseren Voraussagungen übereinstimmt, so wird es doch nöthig seyn, genauer zu bestimmen, in welchem Sinne dieser Dualismus zu fassen sei. Die Philosophie, deren Grundsätze Feuerbach hier vorlegt, ist kein System, auch nicht einmal ein eklektisches, und kann nie zu einem Systeme werden. Sie ist kein organisches und auch kein homogenes Gebilde mehr, sondern ein aus widerstrebenden Ideen und Principien zusammengebackenes Conglomerat, in welchem die mechanische Gewalt die Stelle der Assimilation vertritt. Dieß in allen Einzelnheiten kritisch nachzuweisen, wäre eine eben so complicirte, als undankbare Arbeit; und da wir nichts weniger als eine rein-phi-

losophische Abhandlung zu schreiben beabsichtigen, so werden wir uns damit begnügen, so gedrängt als möglich anzudeuten, welche Bestandtheile das Conglomerat hauptsächlich in sich begreife, und was damit eigentlich gemeint und gewollt sei. Zu diesem Ende werden wir drei Richtungen oder vielmehr Anläufe unterscheiden müssen, welche bis zu einem gewissen Punkte verfolgt, aber plötzlich abgebrochen werden. Der Philosoph der Zukunft trägt, wie der alte fabelhafte Höllenhund, drei Köpfe und Angesichter, welche sich einander wildfremd anschauen und ihr Erstaunen nicht verbergen können, daß sie aus einem und demselben Rumpfe hervorgewachsen sind.

Er ist vorerst reiner Sensualist und Materialist. Nachdem er den polemischen Theil gegen die alte Philosophie abgethan hat, stellt er den Satz auf: „Die neue Philosophie stützt sich auf die Wahrheit der Liebe, die Wahrheit der Empfindung. In der Liebe, in der Empfindung überhaupt gesteht jeder Mensch die Wahrheit der neuen Philosophie ein.“ Man wird vielleicht einen Augenblick meinen, er wolle einen ähnlichen Ausgang nehmen, wie ihn Plato und die Akademiker, und in neuerer Zeit die Gemüths- und Glaubens-Philosophen, nanamentlich F. H. Jakobi, und selbst mehrere christliche Philosophen genommen haben. Allein schon die nachfolgenden Sätze zerstören die Täuschung. Es ist hier keine andere Liebe und Empfindung gemeint, als die sich auf sinnliche Gegenstände und Wesen bezieht. „Die neue Philosophie ist das zu Verstand gebrachte Herz. Das Herz will keine abstrakten, keine metaphysischen oder theologischen — es will wirkliche, es will sinnliche Gegenstände und Wesen.“ Noch mehr klärt sich die Sache auf, indem der Verfasser bald darauf sich mit den unzweideutigsten Worten zu dem alten und wohlbekannten Erkenntnißprincip des Sensualismus bekennt: „Unbezweifelbar, unmittelbar gewiß ist nur, was Objekt des Sinns, der Anschauung, der Empfindung ist. Wahr und göttlich ist nur, was keines Beweises bedarf, was unmittelbar durch sich selbst gewiß ist, unmittelbar für sich spricht und einnimmt, unmittel-

bar die Affirmation, daß es ist, nach sich zieht: das schlechthin Entschiedene, schlechthin Unzweifelhafte, das Sonnenklare. Aber sonnenklar ist nur das Sinnliche; nur wo die Sinnlichkeit anfängt, hört aller Zweifel und Streit auf. Das Geheimniß des unmittelbaren Wissens ist die Sinnlichkeit." In consequenter Anwendung dieses Princips spricht er sich über das Wesen der neuen Philosophie in einer Weise aus, für welche es keinen andern philosophischen Namen gibt, als: Materialismus. „Wenn die alte Philosophie zu ihrem Ausgangspunkte den Satz hatte: Ich bin ein abstraktes, ein nur denkendes Wesen, der Leib gehört nicht zu meinem Wesen; so beginnt dagegen die neue Philosophie mit dem Satze: Ich bin ein wirkliches, ein sinnliches Wesen: der Leib gehört zu meinem Wesen; ja der Leib in seiner Totalität ist mein Ich, mein Wesen selber." Ferner: „Die Unterschiede zwischen Wesen und und Schein, Grund und Folge, Substanz und Accidenz, Nothwendig und Zufällig, Speculativ und Empirisch begründen nicht zwei Reiche oder Welten: eine übersinnliche, welcher das Wesen, und eine sinnliche, welcher der Schein angehört, sondern diese Unterschiede fallen innerhalb des Gebiets der Sinnlichkeit selbst." Hätte er auf dieser Bahn weiter fortschreiten wollen, so hätte er unausweichlich in die spekulativen Fragen eingehen müssen. Wenn das Sinnliche das Wahre und Göttliche ist, wenn es alle Unterschiede, auch jenen von Wesen und Schein, in sich einschließt, wenn der menschliche Leib in seiner Totalität das Ich und das Wesen des Menschen ist; so hätte er auf irgend eine Weise erklären müssen, wie wir uns nur ein rein und selbstständig Nicht-Sinnliches zu denken vermögen und wie sich, unter der Voraussetzung der ausschließlichen Wahrheit und Göttlichkeit des Sinnlichen, das Entstehen und Bestehen des Weltalls begreifen lasse. Er hätte mit Leucipp, Demokrit und Epicur ein Volles (πληρες) und ein Leeres (κενον) und eine darüber waltende Nothwendigkeit, eine Atomenlehre, oder mit den Neueren eine durchgeführte Unterscheidung von gröberer und feinerer Materie, oder eine ähnliche,

einer weiteren Entwickelung fähige Hypothese aufstellen müssen. Von allem dem ist aber keine Spur zu entdecken. Im Gegentheile lenkt er, trotz aller feierlichen Abschwörung des Pantheismus, in eine pantheistische Richtung ein.

Er erläutert und modificirt vorerst das Princip der unmittelbaren, sonnenklaren Gewißheit der sinnlichen Wahrnehmung. „Nicht allein, nur selbander kommt man zu Begriffen, zur Vernunft überhaupt. Zwei Menschen gehören zur Erzeugung des Menschen: des geistigen so gut, wie des physischen: die Gemeinschaft des Menschen mit dem Menschen ist das erste Princip und Kriterium der Wahrheit und Allgemeinheit. Die Gewißheit selbst von dem Daseyn anderer Dinge außer mir ist für mich vermittelt durch die Gewißheit von dem Daseyn eines andern Menschen außer mir. Was ich allein sehe, daran zweifle ich; was der Andere auch sieht, das erst ist gewiß." Im weiteren Verlaufe schreitet er dann zu der Behauptung fort: „Die neue Philosophie macht den Menschen, mit Einschluß der Natur, als der Basis des Menschen, zum alleinigen, universalen und höchsten Gegenstand der Philosophie: die Anthropologie also, mit Einschluß der Physiologie, zur Universalwissenschaft." Und endlich zu den Sätzen: „Der einzelne Mensch für sich hat das Wesen des Menschen nicht in sich, weder in sich als moralischem, noch in sich als denkendem Wesen. Das Wesen des Menschen ist nur in der Gemeinschaft, in der Einheit des Menschen mit dem Menschen enthalten: eine Einheit, die sich aber nur auf die Realität des Unterschiedes von Ich und Du stützt. Einsamkeit ist Endlichkeit und Beschränktheit, Gemeinschaft ist Freiheit und Unendlichkeit. Der Mensch für sich ist Mensch (im gewöhnlichen Sinn); der Mensch mit Mensch — die Einheit von Ich und Du ist Gott." Sätze, die, wenn sie überhaupt einen Sinn geben sollen, nur in dem Sinne gefaßt werden können, daß die Menschen sich gegenseitig das Bewußtseyn und den Charakter der Göttlichkeit verleihen, daß also die Göttlichkeit auf dem Menschen in der Gemeinschaft oder auf der

Menschheit ruht, und daß die Menschheit nur in so fern auf den Titel der Gottheit Anspruch hat, als sie durch das Bewußtseyn ihrer Würde über ihre Basis, die Natur, hervorragt. Sätze also, die nur in einer pantheistischen Weltanschauung einen Platz finden, und nur durch diese gestützt werden können.

Die dritte Richtung des Verfassers endlich ist die dualistische, die in der bereits oben angeführten Stelle hervortritt. Er erklärt darin auf das ausdrücklichste und bestimmteste, daß es in dem Menschen und in der Menschheit zwei große Gegensätze gebe — auf die Benennung derselben kömmt es so viel nicht an, jedoch räumt er zum Ueberfluße ein, daß sie den alten Unterschied von Ideal und Real, von Geist und Materie in sich begreifen — daß die Differenz derselben durchaus nicht ausgelöscht oder vertuscht werden dürfe, daß ihre wahre Versöhnung nicht darin bestehe, daß man sie auf den letzten Grund eines sie umschließenden Dritten zurückführe, sondern lediglich darin, daß, unbeschadet ihres unauslöschlichen Gegensatzes, der wesentliche Gegenstand des Einen zum wesentlichen Gegenstand des Andern gemacht wird, das heißt, daß der Geist die Verherrlichung der Materie und des Sinnlichen sich zu seiner höchsten und letzten Aufgabe macht. Soll fürderhin noch einem vernünftigen Denken Raum gegeben werden, und die menschliche Sprache fürderhin noch der Ausdruck des Gedankens seyn, so fließen hieraus folgende unabweisliche Folgerungen. Wo einmal die wirkliche und nicht bloß scheinbare Existenz zweier Gegensätze angenommen worden ist, muß auch auf intellectuellem und moralischem Gebiet auf den Unterschied von Wahr und Unwahr, von Gut und Bös eingegangen werden. Auch die Feuerbach'sche Theorie kann sich dieser Unterscheidung nicht entziehen, und da nach derselben nicht Materie und Geist als wahr und unwahr, als gut und bös sich gegenüberstehen, da vielmehr die wahre Versöhnung in jener Thätigkeit des denkenden Geistes besteht, welche der Menschheit ihr höchstes Gut und Ziel in dem Sinnlichen anweist: so werden wir in streng-

ster Consequenz den diese Richtung verfolgenden Geist wahr und gut, und dagegen den in entgegengesetzten Bestrebungen sich verlierenden Geist falsch und böse nennen müssen. Wir haben also einen zweifachen Geist, einen der Natur und Sinnenwelt befreundeten, und einen der Sinnlichkeit feindlichen, einen falschen und heillosen Spiritualismus verkündigenden Geist: den gutartig affirmativen und den bösartig negativen Geist des Hrn. Daumer. Und da dieser zweifache Geist in und mit dem Menschen, in und mit der Menschheit gesetzt ist, und der Mensch und die Menschheit folglich nicht der letzte Grund dieses Zwiespaltes seyn kann; da ferner gegen jede Auslöschung, Vertuschung oder Vermittlung desselben durch einen höhern Grund protestirt wird, so bleibt nur Eines übrig: die Aufstellung zweier entgegengesetzter Principe: Dualismus. Wir haben somit drei verschiedene Richtungen in dem Philosophen der Zukunft nachgewiesen, und da es eine augenfällige Unmöglichkeit ist, diese drei Cerberusköpfe unter einen Hut zu bringen, so wird Niemand daran zweifeln, daß von den genannten drei Systemen der Dualismus der Ausdruck seiner eigentlichen Meinung und Gesinnung sei. Denn einerseits verwahrt er sich ausdrücklich gegen den Materialismus und Pantheismus, und andererseits erklärt er eben so ausdrücklich, daß die neue Philosophie wesentlich dualistisch, und der Dualismus ihr charakteristisches Kennzeichen sei.

Noch mehr wird dieß aus den nachfolgenden Sätzen, welche den Schluß des ganzen Büchleins bilden, ersichtlich werden: „Die alte Philosophie hatte eine doppelte Wahrheit, die Wahrheit für sich selbst, die sich nicht um den Menschen bekümmerte: die Philosophie, und die Wahrheit für den Menschen: die Religion. Die neue Philosophie dagegen, als die Philosophie des Menschen, ist auch wesentlich die Philosophie für den Menschen; sie hat, unbeschadet der Würde und Selbstständigkeit der Theorie, ja im innigsten Einklang mit derselben, wesentlich eine praktische und zwar im höchsten Sinne praktische Tendenz; sie tritt an die Stelle der Religion, sie hat das

Wesen der Religion in sich, sie ist in Wahrheit selbst Religion. Die bisherigen Reformversuche in der Philosophie unterscheiden sich mehr oder weniger nur der Art, nicht der Gattung nach von der alten Philosophie. Die unerläßlichste Bedingung einer wirklich neuen, d. i. selbstständigen, dem Bedürfniß der Menschheit und Zukunft entsprechenden Philosophie ist aber, daß sie sich dem Wesen nach, daß sie sich toto genere von der alten Philosophie unterscheide." Was diese Aussprüche bedeuten, und was daraus hervorgehe, ist kurzgefaßt Folgendes. Wenn die neue Philosophie sich ihrem ganzen Wesen nach von der bisherigen Philosophie unterscheiden soll, so muß sie das, was die Philosophie zur Philosophie macht, d. i. die dialektische Form und das fortschreitende Ratiocinium aufgeben, und sich mit der unmittelbaren Gewißheit der geistigen Anschauung und der weiteren Entwickelung dieser Anschauungen begnügen, oder, mit andern Worten, sie muß zur Mystik werden. Und da sie immer noch, auch als Mystik, den gleichen Gegenstand mit der eigentlichen Philosophie, die Darstellung der letzten Gründe alles Seyenden und Bestehenden, beibehält, und auch in materieller Hinsicht sich von der bisherigen Philosophie unterscheiden soll, so kann sie nur dualistisch seyn; denn alle übrigen Systeme hat die abendländische Philosophie bereits erschöpft. Da sie ferner im höchsten Sinne praktisch seyn soll, so muß sie sich unausweichlich mit den Handlungen der Menschen und dem Werth oder Unwerth derselben, mit der Unterscheidung von Gut und Bös, von heilsam und heillos, und dem der ganzen Menschheit gesetzten Ziele beschäftigen. Da sie endlich die Stelle der Religion, und zwar der christlichen, vertreten soll, da sie das Wesen der Religion in sich hat, ja in Wahrheit selbst Religion oder die wahre Religion ist, so muß sie sich auf einen positiven Glauben gründen, und in alle jene Formen eingehen, welche von dem Begriffe der Religion unzertrennlich sind, und als antichristliche Religion muß ihre Glaubenslehre, ihre Sittenlehre und ihr Cultus mit dem Christenthume im geradesten Gegensatze stehen.

Wir sind jetzt in den Stand gesetzt, auch die Frage: Was will und beabsichtigt der Zukunfts-Philosoph den praktischen Tendenzen nach mit seiner Schrift? befriedigend zu beantworten. Er will vor Allem das Publikum auf die große Wendung und auf die bevorstehende neue Religion geziemend vorbereiten. Den ersten Schritt hiezu: die Verläugnung der hegel'schen Schule hat er mit aller Offenheit und Freimüthigkeit bereits gethan. Den zweiten Schritt: die Verkündigung der neuen Religion ihrem wesentlichen Inbegriffe nach hat er nicht mit der gleichen Entschiedenheit zu thun gewagt; aber doch hierin geleistet, was billigerweise unter den gegenwärtigen Umständen gefordert werden kann. Er mußte gleichzeitig noch als Pantheist und Materialist auftreten; denn die voreilige Entschleierung des großen Geheimnisses von den beiden Urgründen hätte bei unvorsichtigen und unreifen Gemüthern eine sehr gefährliche Wirkung hervorbringen, und sie auf die schädlichsten Irrwege verlocken können. Es mußte vor der Hand noch immer dabei bleiben, daß es außer der Menschheit keinen Gott gibt, daß die Vorstellungen von übersinnlichen Wesen bloße Träumereien sind, daß der verfeinerte Genuß um seiner selbst willen das höchste Gut und des Lebens Höchstes ist. Er hat zwar sein Buch: Grundsätze der Philosophie der Zukunft betitelt, und damit gewissermaßen die Verbindlichkeit auf sich genommen, nach diesem Grundrisse ein neues philosophisches System aufzubauen, aber gewiß ohne die Absicht, sich zu dem Unmöglichen zu verpflichten; denn in dem Buche selbst sagt er der Philosophie für immer ab. Er wollte also nur in philosophischer Sprache den Uebergang von der Philosophie zur Nicht-Philosophie vermitteln und zugleich denjenigen seiner Glaubensgenossen, welche die weitere Bearbeitung und Ausführung des neuen Religions-Systems übernehmen würden, das Geschäft erleichtern, und ihnen eine wohlfeile Berufung auf seine gelehrte Vorschule an die Hand geben. Die Grundsätze der Philosophie der Zukunft sind also nichts anderes, als das letzte Wort, das die unchristliche und antichristliche Philosophie

zu ihren bisherigen Jüngern spricht, bevor sie selbstmörderisch an sich Hand anlegt; die Abschiedsrede, womit der altersschwache und lebensmüde Phönix die Seinigen tröstet, bevor er den Scheiterhaufen von Zimmet- und Sandelholz besteigt, und sich selbst zu Staub und Asche verbrennt, um aus den duftenden Rauchwolken in der verklärten Gestalt einer antichristlichen Mystik und Religion auf ein Neues zu erstehen.

Von welcher Art die projectirte neue Religion, wie ihre Moral und ihr Cultus beschaffen seyn werde, läßt sich aus ihrer philosophischen Genesis, aus ihrem Gegensatze gegen das natürliche und positiv-christliche Gesetz Gottes, und aus dem Materiale, welches die stiftungslustige Partei zu ihrem Aufbau bereits gesammelt hat, mit untrüglicher Sicherheit in Vorhinein bestimmen. Ihr Charakter wird derselbe dreifache Charakter seyn, welchen das Heidenthum, von seiner dämonischen Seite aus betrachtet, und die dämonische Mystik aller Zeiten an sich getragen hat, nämlich: U n z u c h t, G r a u s a m k e i t und T r u g. Die Unzucht stellt sich der christlichen Zucht und Sitte, die Grausamkeit der christlichen Milde und Menschenfreundlichkeit, der Trug der christlichen Wahrheit und Gerechtigkeit entgegen.

Die Keuschheit gehört zu jenen natürlichen Geboten, welche in die Herzen der Menschen eingeschrieben sind, und durch das mosaische und evangelische Gesetz nur die positive Sanction erhalten haben. Es promulgirt sich selbst in dem Kinde, so wie dasselbe zum Gebrauche seiner Vernunft gelangt, und das erwachende Schamgefühl und die Scheu vor dem Unsittlichen sind die unverwerflichen Zeugen, daß die innere Verkündigung bereits erfolgt ist. Eben so ist auch die Ehe keine reinpositive Institution; sie wurzelt in den Tiefen der menschlichen Natur; sie ist die Grundlage des Familienlebens, und dadurch auch die Grundlage aller socialen Verhältnisse. Wir finden daher auch kein Volk der Erde, welchem der Sinn für die Ehe und das Bedürfniß derselben gänzlich und in jeder Beziehung abhanden gekommen wäre. Selbst wo die Polygamie und die Auflöslichkeit des ehelichen Verhältnisses gesetzlich oder durch

allgemeine Sitte eingeführt wurde, blieben immer einer Frau vor den Concubinen, oder der einen Frau während der Dauer des ehelichen Zusammenlebens besondere Rechte und Vorzüge vorbehalten. Völker und Volksstämme, die, edel und kräftig in ihren natürlichen Anlagen, das natürliche Gesetz und die ursprüngliche Ueberlieferung am treusten zu bewahren wußten, wie z. B. die Römer in den Zeiten der Republik und die alten Deutschen, erkannten und ehrten die Keuschheit als eine sittliche Tugend, und reihten den Ehebruch unter die Zahl entehrender, selbst todeswürdiger Verbrechen. Ja sogar jene unglücklichen, entarteten, tief gesunkenen Völker, die wir mit dem Collectiv-Namen: Wilde belegen, haben sich zu allen Zeiten, durch das natürliche Gefühl geleitet, wenigstens vor raffinirter Wollust und unnatürlichen Lastern bewahrt; und es war dieß ohne Zweifel eine der Grundbedingungen ihrer Erhaltung, weil sie sonst in Ermangelung aller anderweitigen Schutzmittel schon längst dem Untergange verfallen und völlig ausgestorben wären. Wo hingegen die ganz bewußte Opposition und der entschiedene Antagonismus gegen Gott, den Urheber des natürlichen, wie des christlichen Gesetzes, sich entwickelt hat, offenbart sich immer auch das Bestreben, das Gefühl der Scham systematisch zu ersticken, jeder Schranke zu spotten, und dem Gebote der Keuschheit die zügelloseste Freiheit im sinnlichen Genuße als den wahren, naturgemäßen Zustand entgegenzusetzen.

Wir haben uns bisher nur mit der antichristlichen Bewegung in Deutschland beschäftigt; es sei uns vergönnt, auch einen Blick auf unsere westliche Nachbarn zu werfen. Ueber Frankreich war eine Revolution hinweggegangen, und hatte das, was in Deutschland noch das ersehnte Ziel frommer Wünsche ist: die gänzliche Entchristlichung des Staats, momentan wenigstens, wirklich vollbracht. Die Zeitgenossen kamen während dieses Sturmes aus aller lebendigen Uebung und Anschauung des Christenthums heraus; von den Jüngeren aber wuchsen Unzählige ohne christlichen Unterricht, oft nicht einmal getauft, als förmliche Heiden heran, und schöpften die Rudi-

mente ihrer geistigen Bildung aus Voltaire und den Encyclopädisten, deren Schriften ihnen die Stelle der Katechismen und Elementarbücher vertraten. Es bildete sich dadurch in Frankreich ein praktischer Antichristianismus aus, welcher sich von seinem deutschen Mitbruder gerade so, wie der französische von dem deutschen Nationalcharakter unterscheidet. Der Deutsche schreitet immer auf dem Wege der spekulativen Untersuchung zum Lebendigen hin. Er zerlegt vorerst den Ideenstoff, den die Zeit heimlich in ihrem Schooße, wie im tiefsten Meeresgrunde, ausgeboren hat, und durch die unaufhörlich bewegten Wogen der Weltgeschichte an das Ufer spült. Er läßt ihn aus seinen Elementen von Stufe zu Stufe auf ein Neues entstehen, und erst wenn er die Theorie erschöpft hat, denkt er an die praktische Anwendung. Der Franzose nimmt den Stoff, wie er ihn fertig vorfindet; und ohne viel über seine Genesis, seine Bestandtheile und die Art seiner Zusammensetzung nachzugrübeln, sucht er ihm unmittelbar die praktische Seite abzugewinnen. Hat er einmal einen Gedanken dem Wesen nach verstanden, so wird er mit der ihm eigenen Rührigkeit und Anstelligkeit immer sogleich bemüht seyn, die Resultate für das thätige Leben abzuschöpfen. Während der moderne Unglaube in Deutschland sich noch in speculativen und kritischen Anstrengungen abzappelte, hatte in Frankreich der dem christlichen Ideenkreise entfremdete Unglaube den Gegensatz gegen das Christenthum längst auf das gemeine bürgerliche Leben, auf die politischen, socialen und nationalökonomischen Probleme, auf den Unterschied der Stände, auf Besitz und Eigenthum angewandt, und Frankreich war die naturgemäße Geburtsstätte des politischen Radikalismus, des Socialismus und Communismus.

Natürlich hat der Antichristianismus in diesem häuslichen und bürgerlichen Gewande nicht umhin gekonnt, sein Votum über Ehe und Geschlechtsverhältniß abzugeben, und wenn wir dasselbe auf das kürzeste charakterisiren sollen, so dürfen wir

nur die Stichwörter: Aufhebung des Ehezwanges, Emancipation der Frauen, Emancipation des Fleisches aussprechen. Die höchste Spitze hat hierin jene Fraction des St. Simonismus erreicht, welche den berüchtigten Vater Enfantin zu ihrem Gründer und Haupte hatte; jedoch glücklicherweise sehr schnell wieder von dem Schauplatze abtrat. Enfantin, dem künftigen Entwickelungsgang am weitesten vorgreifend, hatte sich schon zu dem erhabenen Gedanken aufgeschwungen, die Befriedigung der sinnlichen Lust zu einer Art von religiösem Cultus zu machen, dieselbe unter die Aufsicht des Priesters und der Priesterin der Secte zu stellen, und Bordell und Tempel unter einem Dache zu vereinigen. Nicht viel besser der Sache nach sind die Ansichten und Vorschläge Fourier's, dem der Genuß und die Befriedigung aller natürlichen Triebe die einzige, wahre Bestimmung des Menschen ist. Nach Fourier's System wären alle Personen weiblichen Geschlechts von ihrem achtzehnten Jahre an in drei Classen zu theilen: in Gattinnen, welchen für immer ein Mann mit dem Titel des Gatten zur Seite steht; in Demoisellen, welche, jedoch nur der Reihe nach, mit ihren Besitzern wechseln können und endlich in Galante, welche durch keine weitere Beschränkung gebunden sind; die Gattin aber kann außer dem officiellen Gatten, welchem sie zwei Kinder geboren hat, noch einen Erzeuger, von dem sie nur ein Kind hat, und endlich noch einen Günstling besitzen, von dem sie kein Kind hat: und alles dieß von Rechtswegen, ohne mindesten Eintrag ihrer bürgerlichen Ehre und der öffentlichen Achtung. Wenn eine Jungfrau Demoiselle zu werden wünscht, ist nur eine Förmlichkeit zu beobachten. Das Paar hat den Abend vorher eine versiegelte schriftliche Anzeige an die Matrone, welcher das Ministerium der Liebesangelegenheiten anvertraut ist, einzusenden, und die Sache wird erst nach der Hand bekannt gemacht. Am nüchtersten und gemäßigsten ist hierin Cabet, der Verfasser der „Reise nach Ikarien", der die Ehe beibehalten wissen will und den Eheleuten nur die Frei-

heit, sich wieder zu trennen, vorbehält; in der Hoffnung, daß dieß sich sehr selten ereignen werde, da man künftighin nur aus Neigung, nicht aus egoistischen Absichten sich ehlich verbinden, und beide Theile sich früher hinreichend kennen lernen werden. Mit diesen Gedanken und Plänen praktischer Theoretiker, die sich übrigens, trotz ihrer antichristlichen Tendenz, doch noch immer durch einen höflichen Ton und eine gewisse Courtoisie gegen das Christenthum auszeichnen, und mitunter sogar für eine bloße Reformation desselben ausgeben, hielt die französische Belletristik, besonders im Fache des Romans, gleichen Schritt. Es wäre ohne Zweifel grober Mißverstand und unerträgliches Philisterthum, die Liebe aus den Registern poetischen Stoffes ausstreichen zu wollen. Das Wesen der Liebe, das Schöne, Erhebende und Begeisternde einer Liebe, die nicht bloß auf Sinnlichkeit beruht, sondern auch ein geistiger Rapport, ein Zusammenfinden zweier Seelen ist — wie es, um nur einen zu nennen, der Genius eines Shakespeare zu fassen und darzustellen wußte — war immer, auch in ganz gläubigen Zeiten, und wird immer ein Hauptthema der Poesie bleiben. Es hat auch jederzeit, von den Minnesängern der späteren Periode und dem Decamerone Boccacios angefangen, Solche gegeben, die mehr und mehr auf der schlüpferigen Bahn ausgleitend in's Lascive verfielen und statt des Eros den Cupido feierten; der rein brutalen Produkte, die nicht mehr zur Poesie zählen, nicht zu gedenken. Was aber die moderne Schule von aller Erotik und Frivolität der Vergangenheit abscheidet, ist die Auffassung, der Standpunkt, das Princip. Diese suchte in der breiten, üppigen Darstellung der Lust eben die Lust: jene erhebt die Leidenschaft über jedes göttliche und menschliche Recht und Gesetz, macht die kampf- und widerstandslose Hingabe des Menschen an seine Neigungen und Triebe zum Grundsatz, umgibt die Schwachheit und das Verbrechen mit dem Nimbus des Edelmuthes und der Seelengröße, und durchschneidet so die Wurzeln aller natürlichen wie christlichen Moral.

Wenn wir nun nach dieser kurzen Abschweifung auf den vaterländischen Boden zurückkehren, so dürfen wir das eben Gesagte nur in dem Maße verschärfen und verstärken, als der deutsche Antichristianismus bewußter, entschiedener und tiefer gegründet ist, als der französische. Einige Romanschreiber und Schreiberinnen untergeordneten Ranges arbeiten nach französischen Mustern deutsches Mittelgut. Die eigentlichen Chorführer des jungen Deutschlands aber, durchdrungen von dem Nationalgefühle und dem Bewußtseyn ihrer Superiorität, verschmähen es vom Auslande zu borgen, was sich viel besser, ja nirgends besser, als eben in der Heimath vorfindet. Sie sind bemüht, die antichristliche Sittenlehre ihrer philosophischen Meister in gangbare Münze umzusetzen, und was diese in trockenen Formeln von der Bestimmung des Menschen und dem sinnlichen Genuße lehren, in lebendiges Fleisch und Blut zu verwandeln. Die Wollust wird zugleich als Waffe und Stachel wider das Christenthum gebraucht, die Verhöhnung christlicher Sittenreinheit dient zur Folie, und die Blasphemie und das Evan, Evöe, anmuthig ineinander klingend, verschmelzen sich zur lieblichsten Harmonie. Wir lassen hier wieder denjenigen vortreten, der uns schon früher die Dienste eines Sprechers seiner Partei versah. Wir haben oben bereits die Stelle Heine's angeführt, wo er als Zweck aller neu einzuführenden Institutionen die Rehabilitation der Materie, ihre moralische Anerkennung und religiöse Heiligung aufstellt; wir fügen nun noch die unmittelbar vorangehende Stelle hinzu: „Die nächste Aufgabe ist: gesund zu werden; denn wir fühlen uns noch sehr schwach in den Gliedern. Die heiligen Vampyre des Mittelalters haben uns so viel Blut ausgesaugt *). Und dann

*) Wir sehen: das Bild von dem blutsaugenden Vampyr, welches Bruno Bauer in seiner Kritik der evangelischen Geschichte mit so viel Emphase gebraucht, ist nicht auf seinem eigenen Miste gewachsen. Er hat es von Heinrich Heine zu leihen genommen. O süßer

müssen der Materie noch große Sühnopfer geschlachtet werden, damit sie die alten Beleidigungen verzeihe. Es wäre sogar rathsam, wenn wir Festspiele anordneten, und der Materie noch mehr außerordentliche Entschädigungs-Ehren erwiesen. Denn das Christenthum unfähig, die Materie zu vernichten, hat sie überall fletrirt, es hat die edelsten Genüsse herabgewürdigt, und die Sinne mußten heucheln und es entstand Lüge und Sünde. Wir müssen unsern Weibern neue Hemden und neue Gedanken anziehen, und alle unsere Gefühle müssen wir durchräuchern, wie nach einer überstandenen Pest." Noch unumwundener spricht er gleich darauf im Gegensatze zu jenen Republikanern, die reine und einfache Sitten verlangen, es aus, was er und mit ihm die neue, die Materie heiligende Religion eigentlich will: Wir wollen keine Sansculloten seyn, keine frugale Bürger, keine wohlfeile Präsidenten: wir stiften eine Demokratie gleichherrlicher, gleichheiliger, gleichbeseligter Götter. Ihr verlangt einfache Trachten, enthaltsame Sitten und ungewürzte Genüsse; wir hingegen verlangen Nektar und Ambrosia, Purpurmäntel, kostbare Wohlgerüche, Wollust und Pracht, lachenden Nymphentanz, Musik, Komödien." So Heinrich Heine, der Poet. Aber selbst der ernste Mann der Wissenschaft verschmäht es nicht, manchmal um des gemeinen Besten willen zur Förderung der praktischen Moral sein Schärflein beizutragen. Herr Daumer hat erst vor zwei Jahren, also zu einer Zeit, wo er ohne Zweifel schon längst mit den gelehrten Studien zu seinem Werke über den christlichen Molochdienst beschäftigt war, eine Sammlung persischer Gedichte des Hafis sammt poetischen Zugaben aus verschiedenen Völkern und Ländern herausgegeben. Die Zeit, wo Hafis dichtete, liegt zwar der

---

Einklang, o selige Eintracht zwischen Wissenschaft und Kunst! Der Philosoph begeistert den Poeten, und der Poet borgt hinwieder dem Philosophen den Schmuck der Rede.

unserigen ferne, und die persischen Zustände haben mit den deutschen eben keine besondere Verwandtschaft: dessenungeachtet schien Hrn. Daumer der wollustathmende, von Wein und Liebe glühende Orientale für unsere Zeiten und Zustände ein naheliegendes Interesse zu besitzen, weil derselbe früher sich ganz in die Theologie des Koran vertieft hatte, und den Ruf eines muhamedanischen Heiligen genoß, und erst in späteren Jahren zu der Erkenntniß kam, daß der Genuß des Lebens mehr werth sei, als alle theologischen Grübeleien und Träumereien. So ist der edle, der unermüdete Menschenfreund nach zwei Seiten hin thätig. Hier arbeitet er im Schweiße seines Angesichtes an der Abbrechung des Christenthums und der Aufführung der neuen, antichristlichen Glaubenslehre: dort eröffnet er den reizenden Lustgarten der antichristlichen Sittenlehre und das irdische Paradies, welches die neue Religion ihren Anhängern bereitet.

Die Fleischeslust und die Mord- und Zerfleischungslust sind nahe mit einander verwandt, wie dieß schon längst erkannt ist. Beide wecken einen Blutrausch, wie Görres in seiner Mystik es sehr richtig bezeichnet, und die eine ist nur die Kehrseite der andern. Die Wollust in fortgesetzter Steigerung führt entweder zur geistigen Abstumpfung und zum Blödsinn, oder wo die Kraft des Geistes durch die unersättliche und immer wilder sich entzündende Begierlichkeit nicht verzehrt wird, zur Lust zum Morden, Zerfleischen, Zerstören. Auch für dieses charakteristische Merkmahl der neuen antichristlichen Religion die vorhandenen Keime nachzuweisen, wird uns nicht schwer fallen. Auch hierin sind die Franzosen, obgleich in der Materie des Antichristianismus nur Kinder gegen die gründlichen Deutschen, dennoch auf praktischem und politischem Wege vorangegangen. Es sind nicht viel über zwei Decennien, daß sich das Urtheil über die Schreckenszeit der französischen Revolution für immer constatirt zu haben schien. Jene Blutmänner, die mit einer Grausamkeit, für die es in civilisirten Zeiten und

Ländern kein Beispiel gibt, ihre Mitbürger tyrannisirten und decimirten, und über Berge von Leichen und durch ein Meer von Thränen zur Gewalt den Weg sich bahnten und darin sich erhielten, bis sie selbst von glücklicheren Nebenbuhlern geschlachtet wurden, waren ein Gegenstand des Abscheus und des Entsetzens, und ihr Proceß schien vor dem Gerichtshofe der Geschichte unabänderlich entschieden. Als jedoch der durch die Soldatenherrschaft Napoleons nur niedergehaltene Geist der Revolution wieder während der Restauration erwachte, hatten natürlich Alle, die einen neuen, gewaltsamen Umsturz beabsichtigten, das größte Interesse daran, ihre Vorbilder in der öffentlichen Meinung wieder zu Ehren zu bringen. Und als endlich die glorreiche Sonne der Julitage angebrochen war, als der neue Bürgerkönig das Princip der Revolution als den Eckstein seines Thrones anerkennen mußte, ward Frankreich in steigender Progression mit Schriften über die erste Revolution überschwemmt, worin jene Großhenker nicht bloß entschuldigt und gerechtfertigt, sondern als die tugendhaftesten Männer, als Helden und Martyrer der Freiheit, als wahre Muster der Vollkommenheit dargestellt wurden. Man verlangt heute zu Tage, und zwar mit vollem Rechte, von dem Geschichtschreiber mehr als die bloße geordnete Erzählung des Geschehenen und eine Pragmatik im alten Sinne. Der Historiker, der den gerechten Ansprüchen der Zeit Genüge thun will, wird daher bei den gräuelvollen Thatsachen nicht stehen bleiben, und noch viel weniger in leere Perorationen sich verlieren dürfen. Er wird die innern und geistigen eben so, wie die äußerlichen und politischen Ursachen und Anläße würdigen; er wird die gerechten Beschwerden des Volks und die Mißgriffe der Gewalthaber nicht verhehlen; er wird dem Absolutismus, der Schlechtigkeit des Regierungssystemes und der moralischen Fäulniß des Hofes gebührende Rechnung tragen; er wird jene Männer unterscheiden, die, obschon von irrthümlichen Ideen befangen, dennoch nur das Beste des Landes vor Augen hatten; er wird

selbst bei jenen Ungeheuern noch nachzuweisen suchen, wie ein Frevel den andern gebiehrt, und wie sie sich zuletzt nur durch den Terrorismus erhalten konnten: allein er wird die moralische Wagschale nicht aus der Hand legen und ihre Gewichte nicht verfälschen; er wird nicht fühllosen Egoismus für Hochherzigkeit, Verzweiflung nicht für Begeisterung, die halbwahnsinnigen Dekrete des Nationalconvents nicht für Weisheit, den scheußlichsten Despotismus nicht für Freiheit, und die Zertretung aller Volks- und Menschenrechte nicht für ihre Verwirklichung ausgeben. Deßungeachtet ist diese Ansicht nicht bloß in Frankreich, sondern auch in Deutschland vollständig durchgedrungen, und kaum darf es Jemand heute noch wagen, den Helden der Revolution an ihre Lorbeeren zu greifen. In Deutschland waren es die Liberalen, die Leute von dem sogenannten gemäßigten Fortschritt, die täppisch in den Fußsteig hineintraten, den ihnen die Radikalen mit wohlberechneter Absichtlichkeit angebahnt hatten; während diese es gar nicht der Mühe werth erachteten, ihr Geheimniß zu verbergen, und offen bekannten, daß eine radikale Umwälzung alles Bestehenden, den Liberalismus mit eingeschlossen, nach dem Muster der französischen Schreckenszeit zunächst das Ziel ihrer Wünsche und ihres Strebens sei.

Indem wir uns aber wieder der eigentlichen Partei des Antichristianismus und ihren Schriftstellern zuwenden, um das Moment der Mord- und Zerstörungslust in ihren Tendenzen nachzuweisen, so befinden wir uns in einer Verlegenheit: aber nur in der des Ueberflusses. Wem klingen nicht noch die Ohren von dem Schwertergeklirr, Pelotonfeuer und Kanonendonner, von dem Rachegeschrei und endlichen Siegesjubel des unterdrückten Volkes und allem übrigen Getöse, das in so vielen ihrer gereimten und ungereimten Aufrufe hallt und wiederhallt? Wem schweben nicht noch die flammenden Feuerzeichen, die zertrümmerten Dome und Palläste, die blutenden Pfaffen, Tyrannen und Aristokraten vor Augen? Blicken nicht bei den

meisten ihrer Dichter aus dem wollusttrunkenen Faunengesichte die funkelnden Augen des Tigers hervor, jenes Tigers, von welchem Lenau geträumt hat? Doch auch hier wird uns wieder der Sprecher der Partei aus der Verlegenheit helfen. Wir wollen nicht auf eines seiner jüngsten Produkte hinweisen, wo er poetisch beschreibt, wie eine furchtbare Gestalt, das Beil unter dem blutrothen Mantel unablässig hinter ihm hergeht und sich endlich zu erkennen gibt als die That, die aus seinen Gedanken und Liedern hervorgehen wird. Wir wollen ihn nur Worte reden lassen, die er schon vor dreizehn Jahren ausgesprochen hat: „Das Christenthum hat bis auf einen gewissen Punkt die rohe Schlachtwuth der Germanen gemildert; aber es hat sie nicht zerstören können, und wenn das Kreuz, dieser Talisman, der sie fesselt, zerbricht, so wird auf's Neue die Wildheit der alten Recken überströmen, die wahnsinnige Wuth der Berserker, welche die Poeten des Nordens noch immer besingen. Dann — und dieser Tag wird kommen — werden die alten Kriegsgötter sich aus ihren fabelhaften Gräbern erheben und den Staub der Jahrhunderte aus ihren Augen wischen; Thor wird seinen Riesenhammer schwingen und die gothischen Kirchen zerschmettern. — — Wenn ihr den Kriegslärm und den Tumult hört, so hütet euch, ihr lieben französischen Nachbarn, und mischt euch nicht in die Dinge, die wir bei uns in Deutschland treiben: es könnte euch schlimm bekommen. Hütet euch, das Feuer zu schüren, hütet euch, es auszulöschen; denn ihr könntet euch leicht die Finger verbrennen. Lacht nicht über diesen Rath, obgleich er von einem Träumer kommt, der euch vor Kantianern, Fichteanern und Naturphilosophen warnt; lacht nicht über den fantastischen Dichter, der in der Welt der Facten dieselbe Revolution erwartet, die im Gebiet des Geistes vor sich gegangen ist. Der Gedanke geht der Handlung voraus, wie der Donner dem Blitz. Der Donner in Deutschland ist ebenfalls sehr deutsch; er ist nicht sehr rasch, er rollt ein wenig langsam daher; aber er wird

kommen, und wenn ihr ein Krachen hört, wie es noch nie in der Weltgeschichte gehört worden ist, so wißt, daß der deutsche Donner endlich sein Ziel erreicht hat. Bei diesem Getöse werden die Adler todt aus den höchsten Lüften niederstürzen, und die Löwen in den entlegensten Wüsten Afrikas werden den Schwanz hängen lassen und sich in ihre königlichen Höhlen verkriechen. Man wird in Deutschland ein Schauspiel aufführen, neben dem die französische Revolution nur eine unschuldige Idylle ist. Freilich heute ist Alles still, und wenn ihr hie und da einige Menschen etwas lebhaft gesticuliren seht, so haltet diese nicht für die Schauspieler, die einst auftreten werden. Das sind nur Spitzhunde, die im leeren Kampfplatz herumlaufen, bellen und sich beißen, ehe die Stunde kommt, wo die Gladiatoren eintreten, die sich auf Leben und Tod bekämpfen *)." Welch eine Begeisterung durchweht nicht diese Worte; aber die Begeisterung ist eine dämonische: die Phantasie anticipirt den Blutrausch, und die hineinspielende Ironie schärft und erhöht die Lust des Rausches. Was sind gegen diese Worte die stärksten Aeußerungen derjenigen Leute, die man als die extremsten Auswüchse der Partei zu betrachten pflegt, und die wir eben deßhalb gar nicht berühren wollten. Was ist dagegen die Schutzrede, welche das Marr'sche Journal dem Königsmörder Tschech „ruhmwürdigen Angedenkens" hielt, oder das Verlangen, „große Laster, blutige, kolosale Verbrechen zu sehen, nur um nicht länger diese langweilige Tugend, diese alltägliche Moral sehen zu müssen?"

---

*) Die Stelle ist aus dem französischen Werke: De l'Allemagne. Wir geben sie nach der Uebersetzung, die Karl Grün in dem Buche: „Die sociale Bewegung in Frankreich und Belgien. Darmstadt. 1845." davon geliefert hat. Herr Grün berichtet bei dieser Gelegenheit, daß er Heine in Paris gesehen und dieser zu ihm gesagt habe: „Es freut mich doch, wenn es einmal in Deutschland losgeht, damit wir den Franzosen imponiren."

Was endlich das dritte Charakteristikon betrifft, so bedarf dieses weder im Allgemeinen, noch im Besonderen eines näheren Nachweises. Der Gegensatz gegen das Christenthum und eine Polemik, die dasselbe in sein Widerspiel verkehrt und dessen förmliche Abschaffung und Vernichtung bezielt, kann nur von einem Systeme getragen werden, welches sich die Lüge zu seinem Principe gemacht, und alle Achtung vor Wahrheit und Recht im Voraus abgeschworen hat. Und dieses System — leider müssen wir es bekennen — hat gegenwärtig in unserem deutschen Vaterlande eine Blüthe und eine Vollendung erreicht, deren kein anderes Volk und keine andere Zeit sich rühmen darf. Der positiv-christliche Glaube und insbesondere der Katholicismus, ist in die Acht und Aberacht der liberalen öffentlichen Meinung erklärt worden. Es steht Jedem frei, ihn mit allen beliebigen Waffen der Lüge, Schmähung, Verdrehung und Verläumdung zu bekämpfen, ohne deßhalb seine Reputation als ehr- und achtbarer Mann zu gefährden. Die deutsche Presse stöhnt tagtäglich unter der Masse von Schriften und Artikeln, die in diesem Geiste der Lüge und des Truges verfaßt sind, und außer den eigentlichen Mitgliedern der antichristlichen Propaganda strömt auch eine Unzahl hungeriger Literaten und Heloten des Buchhandels herbei, um an dem großen babylonischen Lügenthurme mitzuarbeiten, wenigstens den einen oder andern Baustein beizutragen, und so mühselig sich ihren Taglohn zu verdienen.

(Fortsetzung folgt.)

XXXV.

Die Pariser Arbeiter-Revolution und die französische Republik.

(Fortsetzung.)

Zwischen ein und zwei Uhr Nachmittags, Mittwoch den 23. Februar, war die entscheidende Stunde, in welcher der Glücksstern Louis Philipp's seinem schnellen Sturze sich zuneigte. Die zunehmende Meuterei der Nationalgarde, gegenüber der steigenden Heftigkeit des Aufruhrs, mußte schon die Minister mit düsteren Ahnungen erfüllen. Sollte das beginnende Uebel nicht lavinenartig anwachsen, so bedurfte es jetzt entschiedener Thatkraft. Allein Louis Philipp, ein Greis von fünf und siebenzig Jahren, dessen leibliche und geistige Kraft im Kampfe mit so vielen Stürmen und Gefahren sich aufgerieben, dessen wankende Gesundheit in der jüngsten Zeit wiederholt Besorgnisse erweckt hatte, scheint in dem Maße, als das Verhängniß sich drohender über seinem Haupte zusammenzog und einen entscheidenden Entschluß verlangte, die gewohnte Sicherheit des Blickes und die nothwendige Energie und Entschlossenheit gänzlich verloren zu haben. Seinem ganzen Charakter nach als Gründer des Juste Milieu, als friedliebender, durch die Kammermajorität herrschender Bürgerkönig, allen äußersten Schritten abgeneigt, hatte er den Aufstand durch die bloße

Entfaltung überlegener Streitkräfte zurückschrecken wollen. Da er aber im Gegentheil durch die zurückhaltende Schonung nur heftiger und wüthender entbrannte, und es nun galt, Gebrauch von den aufgebotenen Streitkräften zu machen, da nahm der alte Bürgerkönig Anstand, es zum Aeußersten kommen zu lassen, fürchtend, daß das vergossene Blut eine Scheidewand zwischen Frankreich und seinem Geschlechte ziehen würde. Dadurch erhielten alle Maßregeln des gebrochenen Königs den Charakter verderblicher Halbheit; die sich durchkreuzenden Befehle schwirrten wie verwirrte Pfeile durcheinander, und mußten mehr und mehr Offiziere und Soldaten irr und mißmuthig machen. Statt des energischen Bugeauds erhielt der unfähige Sebastiani den Oberbefehl über die Operationen. Das Ministerium, das den ersteren verlangt, mußte in der entscheidenden Stunde, wo die Nationalgarde bereits nach der Gegenseite hinüber neigte und die Linie verdutzt schwankte, empfinden, daß es das Vertrauen seines Konigs nicht mehr besaß. Von den anwesenden Prinzen genoß der Herzog von Nemours nicht die Gunst des Volkes; ihn wagte man nicht der empörten Masse entgegen zu stellen; der junge Montpensier, welcher Natur, wie es scheint, ermangelte der unerschütterlichen, männlichen Entschlossenheit, die dem alten König einen Halt gegeben hätte; der beliebteste seiner Söhne, der Herzog von Joinville, war mit Aumale fern in Algier; und so stand die Königin, die einzige, wie es scheint, die in der Kraft ihres Glaubens der wachsenden Gefahr ruhig in's Auge blickte, und die fühlte, was die Pflicht ihrem königlichen Gemahl gebiete, um siegreich den Aufruhr mit ganzer Macht zu brechen, oder ehrenvoll unter den Trümmern des Thrones zu fallen, sie stand allein einem entmuthigten Greis zur Seite, während die eigennützigen Räthe und Freunde des Hauses Orleans, die in den Zeiten seines Glückes ihm geschmeichelt und im dienstfertigen Eifer um seine Gunst und seine Gnaden gebuhlt, jetzt treulos ihr Gesicht von dem untergehenden Sterne abwandten. Louis Philipp immer nur an Kammerschlachten gewöhnt, die der konstitutionelle Libera-

lismus zum Mittelpunkte des politischen Lebens gemacht, wähnte im schlimmsten Falle durch eine solche politische Concession, durch einen Ministerwechsel, durchzukommen; die kurzsichtige Parteiverblendung der Nationalgarde, als Repräsentantin der besitzenden Klassen, dachte in diesem Punkte ganz wie ihr König. In dieser Täuschung über die eigentliche Natur des Aufstandes hatte der unschlüßige König schon am Abend vorher, wie man sich erzählte, mit dem Grafen Mole über die Bildung eines neuen Ministeriums verhandelt. Dieser in den Kammerdebatten befangenen Kurzsichtigkeit war es entgangen, daß der vierte Stand, der die Waffen ergriffen, etwas ganz Anderes verlange, als einen Ministerwechsel, daß es sich jetzt nicht um Guizot oder Mole, noch um Thiers oder Odilon Barrot, nicht um Reform oder Reformbankett, oder überhaupt um eine politische, sondern um eine sociale Revolution handle. — Doch kehren wir auf den Kampfplatz zu den Aufständischen, in diesen verhängnißvollen Stunden der Entscheidung, zurück.

Um halb ein Uhr hatte sich die Emeute im Mittelpunkt der Stadt verbreitet, in den Straßen Montmartre, St. Martin und Montorgueil. Der Regen strömt vom Himmel; stürmisches Wetter; die Truppen beschmutzt bis an die Helme. Ueberall umgestürzte Wagen und Cabriolets; das Volk mit Flinten bewaffnet, mit Trommeln versehen. Jetzt werden die Barricaden in der Straße St. Martin genommen, augenblicklich erheben sich neue. In der Straße Montorgueil zieht eine Abtheilung Municipalgarde von den Boulevards heran und feuert unter die Menge; von der andern Seite, von den Hallen her, rückt gleichfalls eine Compagnie Infanterie mit einem Stabsoffizier heran; das Volk zwischen zwei Feuern; entsetzliche Verwirrung; Alles schreit: Sauve qui peut, und stürzt durch die Nebenstraßen; aber auch hier Truppen; sie wollen sich in die Häuser flüchten, die Thüren sind verschlossen; furchtbarer Wirrwar! Die Truppen hier Meister, besetzen um ein Uhr Mittag die Fisch- und Gemüsehallen mit zwei Bataillonen Infanterie und einer Batterie und das Stadthaus mit sechs Ba-

taillonen und zwei Batterien; sie sperren die Straße Mandar und das Palais Royal ab. Der Kampf zieht sich um halb zwei Uhr gegen den Faubourg du Temple und den Bastilleplatz; durch alle Straßen der innern Stadt jagen Kavallerieabtheilungen in gestrecktem Galopp, um die Aufrührer im Rücken anzugreifen. Immer weiter breitet sich gegen zwei Uhr der Kampf aus und das Feuer wird heftiger. Man spricht von zahlreichen Todten und Verwundeten. In dem ganzen Quartier der Hallen, in den Straßen, die in die Hauptstraßen Montmartre, Montorgueil, St. Denis, St. Martin einmünden: umgeworfene Wagen, zerstörte, vom Militär genommene und besetzte Barricaden. Die Emeute hat sich wieder in den Straßen St. Denis und St. Martin festgesetzt; vier Kanonen drohen von der Porte St. Denis, vier andere von der Porte St. Martin her; alle Straßen gesperrt; wer ein Paket trägt, wird untersucht, ob es keine Munition für die Aufrührer sei; immer aufgeregter wird die Haltung der Zuschauer; alle Straßen und Boulevards mit Menschen bedeckt, die die Nationalgarde und die Truppen mit lärmendem Zuruf empfangen. Die Hitze des Kampfes steigt; vor den Augen der Linie reißen die verwegenen Bursche und Buben die eisernen Stäbe von den Weinschenkläden heraus und brauchen sie als Brecheisen bei ihren Barricaden; Pelotonfeuer, Kampf, Flucht, Tod, Plünderung, Schrecken; auch aus einigen Fenstern wird auf die Truppen geschossen, die ein wohl genährtes Feuer darauf richten, um die Fenster leer zu erhalten. Wie aber die Flammen des Aufruhrs höher schlagen, und der Kampf verzweifelter und gefährlicher wird, werden auch die Gerüchte über die Nationalgarde immer schlimmer und schlimmer: schon soll ihre Lauheit an einigen Orten zur Widersetzlichkeit gediehen seyn; an einer Stelle, heißt es, sei sie mit der Linie handgemein geworden; und wieder: ein Oberst habe eine Petition mit seinen Leuten an den König verabredet. Nur zu bald läßt der Augenschein über die Wahrheit keinen Zweifel mehr zu. Gegen zwei Uhr bricht die mühsam unterdrückte Meuterei an vielen Punkten in hellen

Flammen aus, die sich bald zu einem großen Brande vereinigen, der auch die Linie mit sich fortreißt. Am Hôtel de Ville, auf dem Kai, auf der Place Royale und anderwärts kreuzt die Nationalgarde das Gewehr gegen die auf das Volk andringende Municipalgarde; auch gegen die Reiterei der Linie fällt sie das Bajonet, als diese die Volksmasse auseinandersprengen will. So weigert denn an der Porte St. Denis auch ein Theil der Linie die Fortsetzung des Kampfes; in der Rue du Mail fraternisiren Nationalgarde und Linie, und halten die Orleansjäger vom Einsprengen ab; die von der siebenten Legion geben den Empörern Waffen; in der Rue St. Martin tritt eine Compagnie der dritten Legion vor die Mündung zweier Kanonen, und zwei ihrer Offiziere rufen: „Schießt nicht, wenn ihr nicht auf uns schießen wollt. Wir werden bei uns Polizei üben und das Blutvergießen verhindern.“ Welche Scenen des Kampfes und des politischen Taumels bietet die bewegte Stadt dar! In der Rue des Petits-Champs stehen die Menschen dicht gedrängt. Ein Gamin klettert auf einen Balkon, reißt die Fahne herab und befestigt sie an eine Latte. „Nach den Tuilerien!“ erschallt der Ruf, und nach den Tuilerien wendet sich der Gamin mit der Fahne und an zwanzig Tausend Menschen folgen, die Marseillaise und das Girondistenlied singend, und aus allen Fenstern begrüßen sie wehende Tücher und der Ruf: Vive la Réforme! Vive la Garde nationale! Ein anderes Bild: Zu einem Bataillon der zehnten Legion reitet der Obrist, Pair Lemercier, heran: „Meine Herren“, sagt er, „Alles ist in Paris beendigt. Die Emeute ist niedergeschlagen, die Nationalgarde hat der Regierung einen Beweis des Vertrauens gegeben.“ — „Obrist!“ erwiedert ihm ein Gardist, „wir sind erschienen für Ordnung und Sicherheit, aber nicht, um unser Vertrauen zu bezeugen; wir wollen ein anderes Ministerium und die Reform, Vive la Réforme.“ Der Obrist steigt vom Pferde und faßt den Mann, seine Kameraden umringen ihn und befreien den Gefangenen. „Obrist!“ sagen sie, „man verhaftet einen Mann nicht, weil er Vive la

Réforme ruft.“ Lemercier reißt seinen Ringkragen ab, und sprengt entrüstet davon, um dem Generalstab die Stimmung der Legion zu melden. Einem andern Obrist, dem durch den Fieschi'schen Proceß bekannten Ladvocat, erklären die Nationalgardisten, daß sie sich nicht nur nicht für, sondern eher gegen das Ministerium schlagen würden. So hier, so überall. „Ich begegnete“, schreibt ein Augenzeuge, „auf den Boulevards einem Bataillon Nationalgarde, das überall von tausend Stimmen mit dem Rufe: Vive la Réforme, à bas Guizot! begrüßt wurde, und diesem Gruße antwortete. Ein anderes Bataillon sah ich von vielen hunderten von Leuten, die Marseillaise singend, begleitet.“

Ueberall erschallt aus ihren Reihen der Ruf: Nieder mit dem Ministerium! Hoch die Reform! Unter diesen Rufen war die zweite Legion schon am Morgen nach den Tuilerien gezogen, mit der Versicherung, daß sie sonst nichts begehrten. Von höheren Offizieren aber abgewiesen, die ihre Rufe unterdrückt, waren sie hierauf, von zweitausend Bürgern begleitet, unter dem Gesang der Marseillaise nach der Mairie gezogen. Allein jetzt, um zwei Uhr Nachmittags, hatte die Demoralisation schon ein solches Uebergewicht gewonnen, daß die Obristen der zwölf Legionen, obgleich meist conservativ gesinnt, ihr nicht mehr Meister sind. Sie schicken eine Deputation an den König, ihn zu benachrichtigen, daß sie nicht mehr für ihre Corps stehen können, wenn er sich nicht zu schnellen Concessionen versteht. Eine Abtheilung der Nationalgarde macht sich nun auf den Weg, ihre Petition dem König zu überbringen, eine andere Abtheilung zieht in gleicher Absicht, von der Volksmasse gefolgt, nach der Deputirtenkammer. Eilen wir ihnen daher nach dem Palais Bourbon voran, und sehen wir zu, was sich unterdessen dort begeben.

Durch die Verlängerung des Aufstandes und die zunehmende Gefahr war die Entrüstung gegen die Linke, und insbesondere gegen Odilon Barrot von Stunde zu Stunde gestie-

gen, weil er das Bankettungewitter heraufbeschworen, und dann sich zurückgezogen. Entschuldigend ließ er erklären, wie er und noch sechszehn Deputirte dennoch zum Bankett hätten gehen wollen, wie sie aber überstimmt worden seien. Die gleiche Erklärung gaben die meisten übrigen Theilnehmer einzeln für sich, indem Jeder die Schuld auf die Majorität schob.

Während nun Paris von Waffen und Rossen erdröhnt, während die Kanonen durch die Straßen rasseln, die Barricaden sich unter dem Pelotonfeuer erheben und die Reiter auf die Massen einsprengen: versammelt sich die Deputirtenkammer unter dem drückenden Gefühl ihrer vernichteten Autorität in einem entscheidenden Augenblick. Parteimänner für und gegen die Regierung hatten sie in ihren Kämpfen deren Ansehen erschüttert, ohne zu ahnen, daß sie selbst der gleichen Mißachtung anheimfallen würden. Frankreich hoffte von diesem immer wiederkehrenden Spiele von Kammersiegen und Kammerniederlagen, bei denen die Interessen des Landes, trotz allen verschwendeten großen Redensarten, leer ausgingen, kein Heil. Die Deputirten, welche ihre inneren Kämpfe nun auf die Straße verpflanzt und von Händen geführt sahen, über welche sie nichts vermochten, konnten über ihre Ohnmacht nicht im Zweifel seyn.

Um ein Uhr wird die Sitzung eröffnet; kaum zehn Deputirte sind anwesend; nach einer starken Stunde sind es gegen hundert und fünfzig; einer kömmt nach dem andern, geängstigt von den Scenen des Straßenkampfes, durch den sie sich hindurchgedrängt; dem Secretär der Kammer, Oger, ist der Wagen in der Rue Rambuteau zu einer Barricade von den Aufständischen genommen worden; er kömmt zu Fuß. Die Minister, mit Ausnahme des Hrn. Duchatel, sind vollzählig. Von einer Discussion ist in dieser Angst und Verwirrung keine Rede. Guizot wird jeden Augenblick, um Nachrichten zu erhalten und Befehle zu ertheilen, abgerufen. Herr von St. Aignan ruft eintretend: „Man schlägt sich auf dem Bastilleplatz!“ Cremieux erzählt den bestürzten Collegen, wie

es dort zwischen der Nationalgarde und der Municipalgarde zum Handgemenge gekommen. Die Kammer ist jetzt vollzählig. Niedergeschlagener Haltung, langsamen Schrittes, den Kopf in die Hand gestützt, tritt Odilon Barrot, der verunglückte Führer der Opposition, ein! Herr Varin möchte Anfragen an den Minister des Innern, Duchatel, stellen; er ist noch abwesend, wird aber nach einigen Minuten erwartet. Jetzt, es ist drei Uhr, durchziehen dreihundert Nationalgardisten der vierten Legion die Rue de la Monnaie unter dem Rufe: Hoch die Reformen! Aehnliches verlautet aus dem Fouburg St. Honore von einer schwächeren Abtheilung. Da ertönt plötzlich um halb vier Uhr der schreckende Ruf: die Nationalgarde marschirt auf die Deputirtenkammer los! Alles will hinaus auf die Haupttreppe des Palastes, welche die Aussicht auf die Seine und ihre Ufer auf und ab, rechts nach den Tuilerien, links nach den elyseischen Feldern darbietet. Hier sehen die Deputirten, wie eine Abtheilung Nationalgarde dießseits des Flußes und eine jenseits heranzieht. Ein Zug Kuirassire drängt sich nach der Eintrachtsbrücke hin zwischen beide Abtheilungen, um ihre Vereinigung zu verhindern. Ein Bataillon von der zehnten Legion der Nationalgarde, das die Wache vor der Deputirtenkammer versieht, eilt den von jenseits Anrückenden auf die Eintrachtsbrücke entgegen. In großer Anzahl, in Uniform, den Säbel an der Seite, Paar und Paar, von einer großen Volksmenge gefolgt, nahen sich die Heranziehenden. Mitten auf der Brücke stoßen sie auf das den Weg sperrende Bataillon; der Chef an seiner Spitze hält ihnen in ernster Anrede das Ungesetzliche ihres Beginnens vor, mit der Erklärung, den Durchgang nicht zu gestatten. Nun aber kommen mehrere Oppositionsdeputirte herzu, Odilon Barrot, Cremieux und Garnier Pages an ihrer Spitze. Cremieux nimmt den bewaffneten Nationalgardisten ihre Petition ab. Das Volk ruft Vivat und zieht sich mit den Nationalgardisten zurück. Die Deputirten begeben sich in die Kammer, um die Petition dort zu vertreten. Herr Varin beginnt in Abwesenheit

des Herrn Duchatel seine Angriffe gegen Guizot zu richten, weil er die Aufrechthaltung der Ordnung nicht der Nationalgarde überlassen. Allein das Schicksal hatte bereits entschieden; Guizot ist todtenbleich, ohne sich auf den Vorwurf einzulassen, spricht er, von dem ungeheuern Bravo der kurzsichtigen Opposition unterbrochen, das verhängnißvolle Wort, den Namen des Grafen Molé aus, den der König berufen, ein neues Kabinet zu bilden. Sein Werk war vernichtet! die Schlacht gegen den Radikalismus, der ihm seit der schweizer und italienischen Frage den Untergang geschworen, sie war verloren! doch behielt er in diesem Augenblicke, der ihn der Wuth des Sturmes wehrlos gegenüberstellte, ruhige, männliche Fassung genug, um zu erklären, daß er jeder Rede Antwort stehen und die Ordnung aufrecht erhalten werde, so lange die Leitung der Geschäfte noch in seiner Hand sei. Während die Deputirten der Opposition die ungesetzliche Petition der Nationalgarde in Schutz nehmen, während die Frage über unverzügliche oder spätere Anklage der Minister verhandelt wird, während Odilon Barrot das abtretende Kabinet mit den heftigsten Vorwürfen überschüttet, stehen unten vor dem Palais der Kammer drei Bursche des souverainen Volkes und schreien ungehindert aus vollem Halse: à bas Guizot! à bas Guizot! So schließt die Kammer zehn Minuten vor fünf Uhr unter ungeheurer Aufregung, und die Deputirten zerstreuen sich in die Straßen von Paris, die unterdessen, wie durch einen Zauberschlag, ein ganz verändertes Aussehen angenommen hatten.

„So eben erschallt", schreibt ein Augenzeuge, „heller Jubel in den Straßen; Kompagnien der Nationalgarde durchziehen die Stadt mit dem Rufe: „„Alles zu Ende! Das Ministerium hat abgedankt! Es lebe die Reform!"" Alles schreit und jubelt, während in den Stadtvierteln der Emeute das Feuer noch immer fortdauert." — „Eine Ordonanz", schreibt ein Anderer, „die eben an dem Hause, in dem ich schreibe, vorbeiritt, beantwortete den Ruf: Vive la Réforme! mit den Worten: „„das Ministerium ist gestürzt."" — So eben zieht hi

an der Börse ein Bataillon Nationalgarde vorbei. Der Jubel ist groß. Alle Welt ruft: Vive la Réforme. Viele Vive le Roi, à bas Guizot! Die Antwort aus den Reihen der Nationalgarde heißt: „„Guizot est tombé!““ Diese Nachricht ist offiziell und läuft wie ein Lauffeuer durch die Straßen. Alle Welt ist voll Freude. Wie lange es dauern wird? Trop tard fürchte ich, ist auch dießmal wahr.“ Nur hier und da kann auch die Nationalgarde ihren trotzigen Groll bei der freudigen Botschaft nicht unterdrücken, ohne zu ahnen, daß sie dadurch den losgelassenen, unbändigen Trotz der Masse noch mehr entflammen muß. Auf dem Carrousselplatz läßt der Befehlshaber der reitenden Nationalgarde, Graf Montalivet, dieselbe um sich reihen: „Meine lieben Kameraden!“ spricht er, „der König hat mich beauftragt, Ihnen für den Beistand zu danken, welchen Sie heute der Ordnung und der im Juli gegründeten Monarchie geliehen haben; er hat die Dimissionen aller seiner Minister angenommen, und mich beauftragt, Sie davon in Kenntniß zu setzen. Gehen Sie nach Hause; Alles ist zu Ende. Aber morgen seien Sie ja pünktlich auf Ihren Posten; denn es wird kein Ministerium mehr da seyn, und die Nationalgarde wird Alles zu thun haben, um die Ordnung aufrecht zu erhalten. Die Fernhaltung der Nationalgarde war eine bedauernswerthe Thatsache, und wir müssen uns zu der Mitwirkung Glück wünschen, welche Sie der Regierung geliehen haben.“ Die grollende Stimmung der Nationalgarde ausdrückend, tritt ein Offizier vor und spricht: „Obrist! die berittene Nationalgarde hat heute keinen Act der Gutheißung des Ministeriums vollzogen. Sie ist gekommen, der Ordnung und den Juli-Institutionen kräftige Hand zu leihen. Das Ministerium ist entlassen; jetzt werden wir rufen: Vive le Roi.“ Der Graf erwiederte: „Meine Gesinnungen sind bekannt; ich habe sie hier nicht auszudrücken. Meine Uniform hindert mich, Alles zu sagen, was ich fühle; aber mit Ihnen werde ich rufen: Hoch die Institutionen des Juli! Hoch der König!“ Wiederum, auf

dem Posten des Petits-Peres, als um drei Uhr General Friant Guizots und Duchatels Abdankung verkündigt, ruft man: „Das genügt nicht, wir wollen den Sturz des ganzen Ministeriums, und daß es in Anklagestand gesetzt werde." Bei einer andern Abtheilung in der Rue Pinon verlauteten unter dem Rufe: „Nieder mit dem Ministerium!" die Worte: „Wir wollen so wenig Diebe mit Stickereien, als Diebe in Lumpen."

Das allgemeine Gefühl jedoch, was Linie, Nationalgarde und die besitzenden Klassen der Stadt nach dem Sturze des Ministeriums erfüllte, war Jubel und Freude über den errungenen Sieg. Die finstere Nacht, die sie umgeben, hatte sich plötzlich aufgehellt, und wo der Kampf gewüthet und die Vernichtung gedroht, da tanzten sie jetzt in heller Lust, und trauten kaum ihren Augen, daß es kein Traum sei, so groß war die Veränderung, die sich eben vor ihren Augen vollbracht.

Schon eine halbe Stunde nach Mittag, als die Stimmung der Nationalgarde bedenklicher wurde, hatte der König den Grafen Mole berufen und mit ihm das neue Kabinet berathen. Kaum aber hatte die Nachricht, die zuerst nur als ein Gerücht durch die Stadt lief, ihre offizielle Bestätigung erhalten, als sich mit Blitzesschnelle der Schauplatz umgewandelt hatte: statt des Kampfes, der Trauer, der Wuth überall Jubel und Freude, Umarmungen und Beglückwünschungen.

Hören wir die Augenzeugen selbst, wie sie den wunderbaren plötzlichen Wechsel jener Stunde schildern:

„Das Ministerium Guizot ist gestürzt. So eben durchläuft die Nachricht die Straße, Ordonanzoffiziere zeigen die Ordonanz und werden von dem Volke auf den Armen emporgehoben, und Alles ruft: Vive la réforme! So eben defilirt die fünfte Legion vor uns vorüber, von einer unabsehbaren Menschenmenge begleitet, Alles ruft: à bas Guizot! vive la réforme! Das war in der Rue Croix des Petits Champs! Als sie aber an die Bank und das Palais-Royal kommen, begegnen sie der Nationalgarde zu Pferd, welche die officielle Nachricht verkündet

und ausruft. Nicht ungeschickt, wahrlich, und es war Zeit. Für die Nacht konnte Niemand stehen. Unterdessen dauert der Kampf noch im Marais fort. Die armen Liniensoldaten hätten Sie sehen sollen bei dem allem und die langen Gesichter ihrer Generäle."

„Ich begegnete", setzt ein zweiter Augenzeuge hinzu, „auf den Boulevards einem Bataillon der Nationalgarde; hinter ihr Tausende, Arbeiter und Bürger, alle rufend: Vive la réforme und à bas Guizot! Die Nationalgarden antworteten mit demselben Rufe. Ein anderes Bataillon sah ich aus der Ferne vorbeiziehen, von vielen hundert Leuten begleitet, die Marseillaise singend. Die „„Emeuten"" in dem Quartier St. Denis dauern fort; aber sie sind Nebensache; in der Rue Montorgueil wurden die Barricaden nach ein paar Schüßen, die nur Neugierige getroffen haben sollen, genommen. Die Nachricht vom Sturze Guizots ist offiziell. Alle Gesichter heitern sich auf. Ueberall der Ruf: Vive la Réforme! Vive le Roi."

Ein dritter Augenzeuge fährt in demselben Tone fort:

„Jetzt ist Alles ruhig. Die Nachricht von der Abdankung des Hrn. Guizot hat gleich einem elektrischen Schlag gewirkt; die Massen zerstreuen sich, die Truppen kehren in ihre Kasernen zurück; auch der Carrousselplatz und Tuilerienhof wird so eben größtentheils geräumt. Auf dem Eintrachtsplatz traf ich noch eine Batterie Artillerie stehen, nebst einer Abtheilung Dragoner, die mit ihren Pferden und mit ihren von Koth von unten bis oben bespritzten, an sich weißen Mänteln, in die sie gehüllt sind, ein ziemlich trauriges Ansehen gewähren."

„Ein wunderbarer Anblick!" setzt ein Vierter die Rede fort, sein Staunen über den Wechsel kundgebend, „Vor einer Stunde noch hatte Paris das Fieber der Aufregung, und alle Pulse schlugen von großer Leidenschaft, bei den Einen vor Kampfbegierde, bei den Andern vor Besorgniß, bei den Andern vor Angst! In diesem Augenblicke fluthet die Menge ruhig und heiter auf Boulevards und Straßen durcheinander. Die Truppen ziehen still von ihren

Standplätzen ab, begleitet von dem freundlichen und brüderlichen Zurufe: Vive la ligne! Die Soldaten sehen befremdet und erstaunt darein. Viele mögen nicht begreifen, warum man sie zwei Tage lang gehetzt, genäßt, durchhungert und durchdurstet hat. Wo die Linie der Nationalgarde begegnet, begrüßen sie sich herzlich, und alle Hüte und Mützen der Bevölkerung fliegen freudig in die Höhe. So nahe beieinander liegt also Sieg und Niederlage, Triumph und Unterwerfung, Leben und Tod! Es ist vielleicht ungroßmüthig, sich im Siege zu überheben, allein auch ohne mein Bemerken mußte es Allen auffallen: diesen Morgen noch sprach das Journal des Debats, im Namen von Guizot, die herbe, beharrliche, drohende Sprache einer Gewalt, die sich ihrer Stärke bewußt ist, und nicht nachgeben wird. Morgen wird dasselbe Blatt uns die unmächtige Vernichtung seines Patrons anzeigen. Wir zweifeln nicht daran, daß es im Vorrath seiner vielfarbigschillernden Beredsamkeit Lobesformeln für den untergegangenen Minister finden wird, der sich dem Frieden und der Ruhe des Landes aufgeopfert, wir aber, die wir Augen hatten, um zu sehen, und Ohren, um zu hören, wir sagen: Paris in Bewegung, gährend, drohend, ist ein furchtbarer, unwiderstehlicher Riese, dessen Ruck andere, kräftigere Widerstände als jene eines Guizot und Duchatel zu bewältigen im Stande ist."

Wie dieser Berichterstatter, so mochte gar Mancher in Paris an diesem Abend des 23sten mit Schadenfreude an die gedrechselten Phrasen und Wendungen denken, womit das Journal des Debats den Sturz des Ministeriums Guizot, dem es so lange gedient, einleiten würde. Sie hatten keine Ahnung davon, daß die Veränderung, welche der wankelmüthigen Stadt über Nacht bevorstand, noch ungleich größer und überraschender seyn würde, als die, welche sich vor ihren Augen von Mittag bis zum Abend begeben. Weit entfernt von einer triumphirenden Miene sprachen heute noch die Oppositionsjournale mit Bedauern von den Vorgängen in den Straßen,

die Schuld nach beiden Seiten hin vertheilend; auch die Oppositionsmänner in der Kammer hatten ihre kühnste Hoffnung auf ein Ministerium aus ihrer Mitte und eine umfassende Wahlreform beschränkt; das Bestreben von Thiers und Odilon Barrot ging einzig dahin, sich in den Tuilerien nicht unmöglich zu machen. Kein Ruf in den Straßen gegen den König oder zu Gunsten der Republik. Dem König, den Ministern, den Kammern, der Nationalgarde, der Linie und den gutgekleideten Leuten schien Alles geendet, und sie hätten mit ziemlicher Einstimmigkeit den für einen Thoren oder phantastischen Schwärmer betrachtet, der ihnen gesagt hätte, das Journal des Debats würde Morgen nicht nur den Sturz des Ministeriums Guizot zu berichten, sondern auch den von Molé, den von Odilon Barrot und Thiers, den Sturz Louis Philipps, den Sturz des Regenten Nemours, den Sturz der Regentin von Orleans und ihres Sohnes Philipp's II., das Verjagen Louis Philipps und seiner ganzen Familie, die Vernichtung der Kammern und der Monarchie und die Proclamirung der Republik auf den Trümmern der in ihrer ursprünglichen Bedeutung vernichteten Nationalgarde und der zu den Thoren von Paris hinausgewiesenen Linie — diese ganze Reihenfolge unerwarteter Veränderungen würde das geschmeidige Tagesblatt während dem Laufe von vierundzwanzig Stunden der überraschten Welt zu verkündigen haben!

(Fortsetzung folgt.)

XXXVI.

Ueber die Stellung der Katholiken zu der gegenwärtigen deutschen Bewegung.

Den 22. März.

Unter den Fürsten, welche ihren Völkern in der neuesten Zeit den Genuß größerer politischen Freiheiten gewährt haben, steht das Oberhaupt unserer Kirche voran. Seine Einsicht hatte es erkannt, daß, wenn nicht zu lange schon mit der Ertheilung jener Freiheiten gezögert worden war, der letzte Termin dazu gekommen sei. Eben durch jenen Verzug war aber seine Aufgabe ungemein erschwert; ein Gesichtspunkt, den man bei der Beurtheilung der von dem Papste eingeschlagenen Bahn nicht aus dem Auge verlieren darf. Mag aber dieses Urtheil ausfallen wie es wolle, so viel wird Jedermann zugestehen müssen, daß Pius IX. Regierungsantritt, welchen Handlungen des Vertrauens zu seinem Volke, der Liebe und der Verzeihung gegen diejenigen begleiteten, welche durch politische Vergehen größere oder mindere Schuld auf ihr Haupt geladen hatten, eine große und wichtige Epoche in der Geschichte der neuern Zeit bildet. Ganz Italien wurde alsbald in die Bewegung, welche von Rom ihren Ausgang genommen hatte, hineingezogen, und mit oft schrankenlosem Ungestüm, der manche schwere Excesse im Gefolge hatte, forderten die Völker von ihren Fürsten die Verlei-

hung umfangreicherer Freiheit und für diese sichere Bürgschaft. Wir können niemals der Auflehnung wider die Obrigkeit das Wort reden, und hätten daher aufrichtig gewünscht, daß die einzelnen Regierungen Italiens, die wahren Bedürfnisse ihrer Völker erkennend, rechtzeitig die nöthigen Maßregeln zur Abhülfe derselben ergriffen hätten, um nicht den mißliebigen Schein auf sich zu laden, daß das, was sie bewilligt, ihnen abgetrotzt worden sei. Wer wollte es aber auch andererseits verkennen, daß sie in mannigfacher Hinsicht ihren Völkern nicht Geringes schuldig geblieben waren? — Aber auch von vielen deutschen Fürsten gilt das Gleiche. In ihrer Vereinigung zu dem deutschen Bunde haben sie seit dem nunmehr drei und dreißigjährigen Bestande desselben und seit eben so vielen Friedensjahren, in so manchen Punkten die mahnende Stimme der Zeit, ja Gottes, der durch die Zeit zu ihnen sprach, überhört und sorglos in Systemen fortregiert, welche mehr darauf berechnet schienen, das Princip der Autokratie zu befestigen, als das wahre Wohl der Völker, ja den Bestand der Dynastien dauernd zu sichern. Da wurde plötzlich, unerwartet für die ganze Welt, Ludwig Philipp von dem Throne, den er vor achtzehn Jahren unter den Strahlen der Juliussonne bestiegen, herabgestürzt. Er, der verheißen, daß die Charte eine Wahrheit werden sollte, hatte nie die Liebe seines Volkes sich zu erwerben gewußt, sondern allein durch ein System der Corruption seine Herrschaft aufrecht erhalten. Mit seinem Throne brach zugleich die ohnedieß sehr mangelhafte, aber unter jenem Systeme völlig morsch gewordene Verfassung zusammen.

Dieß Ereigniß war, weil es das gänzlich unvorbereitete Deutschland mit einem nahen, gefahrvollen Kriege bedrohte, das Signal zu der gewaltigen Bewegung, welche seit wenigen Wochen auch über unser Vaterland gekommen ist; eine Bewegung, in welcher sich die großen Ereignisse, gleich Meereswogen, überstürzen, so daß im gegenwärtigen Augenblicke noch Niemand zu ermessen vermag, bis zu welchem endlichen Resul-

tate sie fortschreiten wird. Laut verkündet sie jedoch, daß sie die Freiheit zu ihrem Zweck und Ziel habe; sie wolle diese Freiheit auf dem Boden des Rechts und der Ordnung, sie wolle sie in dem Gebiete des Geistes. Auch fordert sie nicht in vager Allgemeinheit die Freiheit als einen unbestimmten, vieldeutigen Begriff, sondern das Bestreben ist auf ganz specifische, namhaft gemachte Verhältnisse gerichtet, und hat auch bereits in dem größten Theile Deutschlands, ja selbst in dem österreichischen Kaiserstaate dazu geführt, daß die Regierungen den Wünschen ihrer Völker nachgegeben haben, und nunmehr im Begriffe stehen, die gemachten Verheißungen, so weit dieß nicht schon erfolgt ist, zu erfüllen.

So ist denn diese Bewegung eine gemeinschaftliche des gesammten deutschen Volkes, ohne Unterschied der einzelnen Bundesstaaten, geworden, und das Gefühl, daß im Vergleiche mit den übrigen Ländern Europas und im Verhältnisse zu seinen Mitteln der deutsche Staatenbund bisher nicht diejenige Stellung eingenommen habe, welche nach Außen Kraft und nach Innen Wohlfahrt verbürgt, ist durch alle Gauen unseres gemeinsamen Vaterlandes durchaus dasselbe. Besteht zwar sonst in so vielfacher Beziehung die größte Verschiedenheit der Meinung unter den Deutschen, darüber ist sich doch Alles klar, daß das bisherige System nur zu einer immer größern Schwächung Deutschlands führe und, wenn länger fortgesetzt, es dereinst zu einer willkommenen und leichten Beute unserer Nachbarn im Osten und Westen machen würde. Die Ueberzeugung: Deutschland müsse wiederum zu größerer innerer und äußerer Kraft emporgehoben werden, kann auch durch keine Religionsverschiedenheit geschwächt werden, denn die deutschen Katholiken und die deutschen Protestanten haben völlig gleiches Interesse an ihres Vaterlandes Größe. Sehnlichst wünschen wir diese, und wir zweifeln nicht an der Möglichkeit ihrer Rückkehr. Von Neuem kann sich Deutschland zu der Kraft und Bedeutung erheben, welche es damals hatte, als auf dem deutschen Kaiserthrone der zweite und der dritte Heinrich saß; ja vielleicht ist

es uns noch beschieden, „die Zeit einer kaum geahnten Blüthe und Macht freudig zu begrüßen.“ Hiezu ist aber die Erfüllung einer Bedingung wesentlich nothwendig; wir meinen nicht, so sehr wir sie wünschen, die Aufhebung der Religionsverschiedenheit, wohl aber: die Befreiung Deutschlands von seinem spezifisch deutschen Uebel, welches darin besteht, daß die religiöse Spaltung bis auf den heutigen Tag zu politischen Zwecken ausgebeutet worden ist. Das ist der Wurm, der an unserm deutschen Leben nagt, und dieser muß getödtet werden; dieß kann aber nur geschehen durch die wahre und vollkommene religiöse Freiheit, und zwar nicht bloß Freiheit der Gewissen (— ein allgemeiner Begriff, der unter Umständen nicht weit über die Gedankenfreiheit hinausreicht —), sondern auch Freiheit in Betreff der öffentlichen Uebung und ungehinderten Bewegung einer jeden religiösen Ueberzeugung. Wir Katholiken wollen daher, gerade um der deutschen Einheit willen, daß Jedem diese Freiheit gegönnt werde; wir begehren sie aber auch für uns.

Indem wir nun den Kreis der von den deutschen Fürstenthronen herab bereits bewilligten, oder noch allgemein von allen deutschen Stämmen gewünschten Freiheiten überschauen, so finden wir unter ihnen auch nicht eine, mit welcher wir, wenn sie auf gesetzmäßigem Wege erlangt wird, uns nicht einverstanden erklären könnten. Dieß gilt sowohl von denjenigen unter ihnen, welche rein politischer Natur sind, als auch von denen, die wir als geistige Freiheiten bezeichnen möchten. Diese eben gemachte Unterscheidung scheint uns aber für die Beurtheilung des Werthes und der Bedeutung der einzelnen Freiheiten sehr wichtig zu seyn. Die ersteren, die politischen Freiheiten, zu welchen wir z. B. die Oeffentlichkeit und Mündlichkeit des gerichtlichen Verfahrens nebst den Schwurgerichten rechnen, sind uns zwar ganz recht und erwünscht, so wie wir sie auch für durchaus zweckmäßig und den Bedürfnissen der Zeit entsprechend halten; allein wir sehen sie nicht als das eigentliche Ziel an, nach welchem gerungen werden muß,

wir erblicken und erwarten in ihnen nur die Bürgschaften für die höheren geistigen Freiheiten: Preßfreiheit, Lehrfreiheit und Religionsfreiheit. Diese sind das Wesentliche, jene aber nicht; diese sind der Zweck, jene die Mittel, welche zu der sicheren Erreichung und Erhaltung dieser höheren Güter dienen.

Bevor wir aber zu einer näheren Erörterung der einzelnen, hier in Rede stehenden Freiheiten übergehen, möge noch eine Bemerkung ihre Stelle finden, welche sich wenigstens auf mehrere derselben, so weit sie politischer Natur sind, bezieht. Demjenigen nämlich, der nur einigermaßen der Geschichte kundig ist, kann die Wahrnehmung nicht entgehen, daß in sehr vielen Forderungen der Zeit offenbar ein Verlangen nach Rückkehr zu Institutionen sich ausspricht, die schon vor Jahrhunderten in Deutschland bestanden haben. Oeffentlichkeit und Mündlichkeit gehörte durchaus zu dem Charakter des altgermanischen Gerichtswesens, das freie Recht der Association hat während des Mittelalters eine nicht geringe Zahl von Bündnissen, die insonderheit auch dem Handel den größten Vortheil brachten, hervorgerufen; in den einzelnen Territorien gab es landständische Verfassungen; der Reichstag war seiner eigentlichen Bedeutung nach ein Parlament und in dem Kaiser hatte das gesammte Reich ein gemeinsames Oberhaupt. Ja selbst wenn man den Gang und die Tendenz unserer Gesetzgebung für privatrechtliche Verhältnisse mit Aufmerksamkeit verfolgt, so kann man eine gewisse retrograde Bewegung, die mit ihren Fortschritten jedoch keineswegs im Widerspruche steht, keinen Augenblick verkennen, indem unsere Gesetzgeber seit einem Menschenalter, wohl oft ohne es zu wissen und zu ahnden, Principien und Axiome (z. B. die Oeffentlichkeit und Specialität des Hypothekenwesens) als die heilsamsten und zweckmäßigsten hinstellten, welche bereits vor Jahrhunderten in Deutschland in voller Kraft gegolten haben, und nur durch die Ungunst der Zeiten in Abnahme gekommen waren.

Dem deutschen Volke ist es darin, wie wohl kaum einem anderen ergangen, daß es um die theuersten Errungen-

schaften der Väter gekommen ist, und nunmehr nach Jahrhunderten langer Entbehrung sich wiederum nach jenen zurücksehnt. Diesem Verlangen entsprechend, haben mehrere deutsche Fürsten die Stelle der zu Grunde gegangenen ländständischen Verfassungen durch neue Constitutionen ersetzt, und wir finden es begreiflich, daß unsere Zeit auch wiederum nach einem deutschen Parlament und einem deutschen Kaiser (— gegen dessen Beseitigung das Oberhaupt der Kirche bekanntlich protestirt hat —) verlangt. Es wäre freilich ein schlechtes Geschenk, wenn man den alten zu einem bloßen Gesandtencongreß entarteten deutschen Reichstag in's Leben rufen wollte; der längst gelähmte Reichskörper ist für immer abgestorben, und somit kann unter den gegenwärtigen Verhältnissen auch von einem Kaiserthum in alter Weise nicht mehr die Rede seyn. Wie aber soll das neue Parlament, wie das neue Kaiserthum werden? Gerade hier stellen sich die größten Schwierigkeiten entgegen, und so Mancher spricht viel über diese Dinge, ohne recht zu wissen, worauf es denn eigentlich dabei ankommt. So eben finden wir in der Augsburger Postzeitung (Num. 82) einen diesen Gegenstand betreffenden Artikel; sind wir zwar mit manchen Ausdrücken desselben nicht einverstanden, so glauben wir doch wegen des Wahren, das er namentlich über die Stellung Bayerns enthält, ihn hier hervorheben zu dürfen. Derselbe sagt nämlich:

„Auch hier spricht alle Welt von dem deutschen Parlament; wenn man sie aber darüber fragt, wie sie denn eigentlich die Sache verstehen, so zeigt sich, daß die Meisten eben nur eine höchst unbestimmte und unklare Vorstellung davon haben. Gewiß ist es erfreulich, daß sich in dieser Richtung unserer Zeit das Bedürfniß nach innigerem Anschließen kund gegeben; und jeder, der es mit dem Vaterlande gut meint, wird gerne Alles dazu beitragen, was zu größerer Einigkeit und Eintracht, und zu einem gedeihlichen Zusammenwirken nach Innen und Außen führen kann. Auf der andern Seite läßt es sich aber auch nicht verkennen, daß diese neue Aufgabe, je

nach den Händen, in welche ihre Ausführung fällt, auch ihr Gefährliches hat. Wenigstens sind einige der Namen von solchen, die sich in den Vordergrund drängen, eben nichts weniger als Vertrauen erweckend, und was die Fuchsschwänzer eigentlich in letzter Instanz im Schilde führen, damit rücken sie noch nicht klar heraus. Es ist nämlich nicht so ganz ohne, daß man in Heidelberg über die Frage verhandelt hat, ob man die monarchische oder die republikanische Form wählen solle. Für einstweilen hat freilich die Monarchie den Sieg davongetragen; allein man kann überzeugt seyn, daß ihrer Viele die Sache so anzurichten gedenken, daß die beliebte Form der Monarchie nur ein Uebergang zur Republik seyn soll. Das Parlament nämlich, aus sogenannten Volksmännern gewählt, würde die eigentliche lebendige Macht der Nation in seinen Händen vereinigen. Der König von Preußen würde mit dem Titel eines deutschen Kaisers zwar als Oberhaupt an der Spitze stehen, aber aus dem Schooß des Parlaments und nach seiner Majorität würde ihm ein Reichsministerium beigegeben werden, das dem Parlament verantwortlich, nach den Voten seiner Majorität, die Reichsgeschäfte lenkte, das heißt den Willen des Parlaments, nachdem ihn der Kaiser unterzeichnet, ausführt. Das Oberhaus, das ein conservatives Gegengewicht gegen das demokratische in die Wagschale legen sollte, würde so lange beibehalten, als man es für nothwendig erachtete, und in ihm nicht ein Hinderniß der voranschreitenden Demokratie sich geltend machen wollte, mit der Zeit aber würde es als veraltet und unnütz und machtlos abgeschafft werden, so gut wie die provisorische Regierung ohne weitere Complimente die französische Pairskammer auseinander gejagt hat. Der preußisch deutsche Kaiser endlich als monarchischer Vorstand würde ebenfalls nur so lange seine Würde und vielleicht ihre Erblichkeit behalten, als das Parlament es nicht für gut fände, seine Stelle mit der eines Präsidenten zu vertauschen, und das Reich für ein Wahlreich aus den Männern des Volkes, das heißt aus Advokaten, Professoren und Zeitungsschreibern zu erklä-

ren. Auf diese Weise hätten wir dann im Gange einer natürlichen Entwickelung die deutsche Republik. Und welches wäre hiebei das Schicksal von unserem Bayern? Es würde eben nach der Weise der französischen Republik ein Departement der preußisch-deutschen Monarchie oder Republik, München würde eine vereinsamte, abgelegene Provinzialstadt, und das königliche Haus träte in den Stand der Mediatisirten. Daß gar manche der Architekten des neuen Reiches solche Pläne hegen, darüber dürfen wir uns keine Täuschung machen; wir haben aber eben deßhalb auch ein doppeltes Recht von unserem Regentenhaus, von dem Ministerium und den Kammern zu erwarten, daß sie bei der Regeneration des Bundes, wie sie eben jetzt angebahnt wird, uns durch Garantien gegen das Eintreten eines solchen nothwendig zur Anarchie und Auflösung Bayerns führenden Zustandes sicher stellen. Wir wollen größere Einigung, aber keine Centralisation wie in Frankreich, noch weniger eine radikale Zwingherrschaft, wie sie die gesinnungsverwandten Freunde unserer politischen Theoretiker vom deutschen Reich und Parlament in der unglücklichen Schweiz ausüben. Nicht minder müssen wir auf das entschiedenste gegen den Ausschluß von Oesterreich protestiren; denn sonst würde Deutschland, statt geeinigt, noch schärfer getrennt, und uns die Aussicht einer Colonisation nach Osten genommen, und die ganze Maßregel würde dann nur eine halbe, deren Gewinn die gebrachten Opfer nicht aufwiegen könnte. Freilich halten ihrer gar Manche mit diesen letzten Planen hinter dem Berge, sie denken aber: gebt uns nur einmal das deutsche Parlament und das Uebrige gibt sich von selbst. Bayern aber als der größte der kleineren deutschen Staaten, der bei einer Regeneration, wo Preußen an die Spitze tritt, das größte Opfer bringen muß, darf um so mehr auf sicherstellende Garantien dringen."

Was wir also wollen, ist, daß man darauf bedacht sei, für die beabsichtigten Einrichtungen solche Formen zu finden, welche einerseits zeitgemäß sind, andererseits aber keine Rechts-

verletzungen mit sich führen, die Nationalität und die angestammte Treue der einzelnen deutschen Völker an ihre Fürsten wahren, und in keinerlei Weise die Freiheit der Religion gefährden. Bürgschaften dafür sollen nun auch die verheißenen politischen Freiheiten in ihrer Gesammtheit bieten.

Unter diesen möge hier die Oeffentlichkeit und Mündlichkeit des gerichtlichen Verfahrens, die man ja allgemein für ein wahres Palladium der Freiheit hält, voranstehen. Es hat diese Form des Prozesses für uns allerdings einen nicht geringen nationalen Werth, weil sie ehedem durchaus als fundamental zu dem gesammten germanischen Rechtssystem gehörte; sie ist ein theures Vermächtniß, welches von den ältesten Zeiten her die deutschen Väter auf die deutschen Söhne und Enkel überlieferten, bis daß auch hier, wie in andern Verhältnissen, das römische Recht die weitere nationale Ausbildung gehindert hat. Es ist hier nicht der Ort, den hohen objectiven Werth des römischen Rechtes, auch nicht dessen Ansprüche auf weiteren Fortbestand bei uns zu prüfen, die historische Thatsache aber kann nicht verschwiegen werden, daß kein Schlag den deutschen Nationalcharakter so empfindlich getroffen hat, als die durch das römische Recht herbeigeführte Vernichtung der Oeffentlichkeit und Mündlichkeit unseres gerichtlichen Verfahrens, wovon die Folge die war, daß der lebendige Rechtssinn aus dem Volke entwichen ist. Es sei ferne von uns, zu mißkennen, daß auch für das gegenwärtige Verfahren in so manchen Beziehungen sich gute Gründe anführen lassen, und daß auch das öffentliche Verfahren seine eigenthümlichen Schattenseiten hat; eben so sei es ferne: die Ehrenhaftigkeit unsers Richterstandes herabzusetzen; allein Jedermann weiß, wie bei dem jetzigen Verfahren die Langwierigkeit der Prozesse, besonders in Strafsachen, eine wahre Landplage sind, zugleich aber auch, daß es an Fällen nicht fehlt, in welchen unter dem Einflusse von politischem und religiösem Zwiespalt Erkenntnisse vorgekommen sind, deren Möglichkeit bei der Controle durch die Oeffentlichkeit kaum denkbar

gewesen wäre. Es haben daher diese Blätter schon bei anderer Gelegenheit dem öffentlichen und mündlichen Gerichtsverfahren das Wort geredet, und wir können es auch jetzt als unsere Ueberzeugung aussprechen, daß wir für die gegenwärtigen Zustände uns erhebliche Vortheile davon verheißen. Dasselbe gilt von den Schwurgerichten in Strafsachen; haben sich diese in Deutschland nicht ausgebildet, während wir sie frühzeitig in England antreffen, so liegt dieß nur in einer andern Gestaltung, die bei uns die germanische Schöffenverfassung gewonnen hatte, welche sich dort in Vereinigung mit andern processualischen Instituten zum Geschwornengerichte entwickelt hat. Die Grundprincipien sind aber hier wie dort dieselben, und sind wir erst zu der Oeffentlichkeit des Verfahrens zurückgekehrt, so werden auch in Deutschland die Schwurgerichte einen für sie gedeihlichen Boden finden. Da sie in England uralt sind, und die Katholiken während des ganzen Mittelalters unter dem Einfluße dieser Institution auf ihre Rechtsverhältnisse gelebt haben, da ferner während eben jener Zeit die Oeffentlichkeit und Mündlichkeit des gerichtlichen Verfahrens mit dem Leben der deutschen Katholiken völlig verwachsen war, so ist wenigstens so viel klar, daß in diesen Einrichtungen durchaus gar Nichts enthalten ist, was ihrer Religion feindlich wäre; die Katholiken werden daher auch von diesem Standpunkte aus, besonders da diese Institute gegenwärtig eine größere Bürgschaft für die religiöse Freiheit bieten, als der bisher übliche Proceß, mit deren Errichtung vollkommen zufrieden seyn können.

War unser einheimischer Proceß dem fremden Rechte erlegen, so war dieses in der Vernichtung des freien Associationsrechtes nur der Bundesgenosse der Landeshoheit. Nach dem Charakter des Mittelalters bestand das Einigungsrecht, wenn wir von den kirchlichen Genossenschaften absehen, hauptsächlich in den Bündnissen zu gegenseitigem Schutz. Um uns nicht zu weit in das Gebiet der Geschichte hinein zu begeben, mögen als Beispiel hauptsächlich die Genossenschaften von Rittern und Städten dienen, die in dem Kampfe, welchen die Landeshoheit

siegreich gegen Kaiserthum und Reichsfreiheit stritt, eine Zeit lang für die letztere eine große Schutzwehr boten. Hätte das Reich in Karl IV. einen Kaiser gehabt, der den Landesherren weniger günstig und den deutschen Interessen mehr als den böhmischen zugewendet gewesen wäre, hätte es in dessen Sohne Wenzel einen König gehabt, der die zur Ausführung seiner bisweilen richtigen Einsicht nöthige Thatkraft sich nicht durch Ueppigkeit und Schwelgerei geschwächt hätte: die deutsche Freiheit wäre besser bewahrt worden und die Schweizer Eidgenossenschaft hätte sich nicht als ein einzelnes, heterogenes Element von dem Reiche getrennt. Nunmehr aber gelang es, den mächtig gewordenen Landesherren die Einigungen, als ihren Interessen hinderlich, zu sprengen, und damit ihre Gewalt nur um so mehr zu befestigen. Wir erkennen heute zu Tage die Landeshoheit in ihren Gerechtsamen vollkommen und gebührend an, ohne jedoch die Geschichte, nicht so sehr ihrer ersten Anfänge, wohl aber ihrer weiteren Fortentwickelung gut heißen zu können. Sie beruht in dieser Hinsicht auf gewaltsamer, eine Menge von Rechtsverletzungen in sich schließenden Eroberung innerhalb des Reiches, gegen welche es bald kaum mehr eine weder juristische noch faktische Schranke gab. Dadurch hat allmählig das Einigungswesen fast ganz seine Bedeutung verloren, und wir begrüßen es daher als eine sehr erfreuliche Erscheinung, wenn der freie Zusammentritt zu allen sittlich erlaubten Zwecken heute zu Tage bei uns allgemein gestattet werden soll. Zeigt es sich in allen Verhältnissen, wie erst durch das Zusammenwirken Mehrerer oder Vieler große Resultate erzeugt werden; zeigt sich dieß namentlich auch da, wo die Zwecke verderbliche, auf den Umsturz der bestehenden Ordnung gerichtete sind, warum sollte es nicht ein großer Gewinn seyn, wenn die vereinzelt kraftlosen Bemühungen zu solchen Zwecken, die der menschlichen Gesellschaft nützlich und heilsam sind, sich zu gemeinschaftlicher Thätigkeit vereinigen? Wir sind überzeugt, daß die Unterdrückung des tief in der menschlichen Natur begründeten Associationstriebes stets nur sehr nachtheilig wirken

kann. Aber gerade dazu haben so manche der neueren Staatsrechtsdoctrinen geführt, die den lebendigen Staat zu einer todten Maschine machten; sie, die selbst die Gemeinden zu einem bloßen Fachwerk in ihrer Bretterbude machten, haben freilich die unschuldigsten Einigungen für gefährlich und als den Staatszwecken nicht entsprechend erklärt, aber eben dadurch eine Menge geheimer Gesellschaften hervorgerufen, deren Tendenz nur auf die Vernichtung der Throne gerichtet war. Eben darum hoffen wir von der Gewährung des freien Associationsrechtes eine um so größere Zahl von Unternehmungen nicht nur zur Förderung des Handels und der Industrie, sondern auch auf dem wissenschaftlichen und kirchlichen Gebiete entstehen und gedeihen zu sehen. Weiter unten werden wir diesem Rechte des freien Zusammentrittes noch einmal begegnen.

Hatten während des Mittelalters jene Associationen die Fortschritte der Landeshoheit nach Außen hin nicht zu hemmen vermocht, so führte das Geldbedürfniß der Fürsten zu der Ausbildung der ständischen Verfassung, und legte damit der Willkühr allerdings eine bedeutende Schranke an. Die Ereignisse des sechszehnten Jahrhunderts haben aber, wie näher beleuchtet werden soll, der Landeshoheit noch ein neues Fundament gegeben, auf welchem sie sowohl dem Kaiserthume, als auch den eigenen Unterthanen gegenüber zu immer größerer Kraft erstarkte. Je mehr dieß der Fall war, desto mehr trat auch jene Verfassung in den Hintergrund, bis daß sie fast überall ihr Ende erreichte. Die neuen Constitutionen, zum Theil nach dem Vorbilde der englischen entworfen, sollten nach den veränderten Bedürfnissen der Zeit das Surrogat der alten Verfassungen darbieten. Nach ihnen haben die Stände den Zweck, in wichtigen Landesangelegenheiten den Fürsten als Beirath zu dienen und die Willkühr zu beschränken; sie haben überall das Recht der Steuerbewilligung und eine Theilnahme an der Gesetzgebung erhalten. Der wichtigste Umstand nun, auf welchen es bei der Zusammensetzung dieser Stände ankommt, ist natürlich der, daß in denselben

nicht nur möglichst sämmtliche wahre Interessen des Landes vertreten sind, sondern auch, daß für die Möglichkeit gesorgt ist, den geeignetsten Capacitäten den Zutritt zu der Kammer zu verschaffen. Die Erfahrung hat jedoch im Laufe der Zeit manche Mängel in diesen Constitutionen aufgedeckt, und es ist dadurch der Wunsch nach Verbesserung einzelner Verhältnisse von selbst erklärt. Aus sehr nahe liegenden Gründen werden die Katholiken ein jedes Gesetz, welches die Verantwortlichkeit der Minister nach sicheren Principien feststellt, willkommen heißen, und wir glauben auch, daß, namentlich in Bayern, manche Aenderungen in dem Wahlgesetz nicht anders als sehr ersprießlich seyn würden. Es scheint uns z. B. im Widerspruche mit dem Interesse des Landes und der Wahlberechtigten zu stehen, wenn als Ersatzmann des Deputirten derjenige eintritt, welcher nächst diesem bei der Wahl die meisten Stimmen hatte. Je mehr die Wähler von der Capacität ihres Abgeordneten überzeugt sind, desto weniger Stimmen wird ein solcher Ersatzmann für sich haben, und auf diesem Wege kann theoretisch die Kammer, unter Voraussetzung von vielen Todesfällen und Urlaubsverweigerungen, ganz oder zum größten Theile aus solchen Mitgliedern zusammengesetzt werden, deren jedes nur eine einzige Wahlstimme erhalten hat. Was in der Theorie eine solche Absurdität ist, kann praktisch unmöglich einen Werth haben. Ein bedeutendes Hinderniß aber, daß die Kammer nicht die möglichst große Anzahl von Capacitäten in sich vereinigt, scheint uns darin zu liegen, daß die passive Wahlfähigkeit zu enge eingegränzt ist. Es läßt sich Nichts dagegen einwenden, daß da, wo besondere Stände und Corporationen, als solche, Abgeordnete wählen, sie diese aus ihrer Mitte nehmen, obschon man sich des Falles erinnert, daß die Universität Göttingen sich durch v. Rose, der ihr nicht als Mitglied angehörte, vortrefflich auf dem Landtage vertreten hielt. Dagegen scheint es bei den Städten und Märkten nicht nothwendig, daß der mit freieignem Grundvermögen oder einem bürgerlichen Gewerbe ansässige Abgeordnete dasselbe schon drei Jahre

im Besitze habe, und davon an Häuser- und Rustikalsteuer ein Simplum von zehn Gulden, oder an Gewerbsteuer einen für die dritte Hauptklasse festgesetzten Betrag von dreißig bis vierzig Gulden zahle; es ist sowohl jener Zeitraum zu lang, als dieser Census zu hoch. Eine Stadt könnte gerade ein großes Interesse daran haben, eine bedeutende Capacität, die sich vielleicht erst vor einem Jahre in ihrem Bereiche ansässig gemacht hat, in die Kammer zu wählen, oder einem Manne ihr Vertrauen in dieser Beziehung zuzuwenden, welcher nicht jene Steuerquote zahlt, indem sie in seinem Verstande und in seinen Talenten einen hinlänglichen Ersatz für die an dem Census fehlenden Kreuzer findet. Es möchte uns ferner bedünken, daß bei der Classe der Grundbesitzer ohne Gerichtsbarkeit, darin eine viel zu große Beschränkung liege, daß die Wahl des Deputirten nur aus den Wahlmännern selbst geschehen kann, und daß derselbe in dem respectiven Regierungsbezirke ein freieignes, oder erblich-nutzbares Eigenthum überhaupt, und dasselbe schon seit drei vollen Jahren besitzen muß. Diese Wahlen sind gerade die einflußreichsten, da aus ihnen die Hälfte aller Deputirten hervorgeht, und für sie müßte daher auch der möglichst weite Spielraum bestehen, denn bei den übrigen Wahlen kommen die besondern, allerdings eine eigene Repräsentation verdienenden Standes- oder Corporationsinteressen, hier hingegen die allgemeinen Landesinteressen mehr in Betracht. So wenig wir uns für eine Erweiterung der aktiven Wahlfähigkeit aussprechen können — denn hier glauben wir den Grundsatz festhalten zu müssen, daß, wer mehr Pflichten gegen das Land hat, auch mehr Rechte in Anspruch nehmen dürfe — so sehr scheint uns eine Erweiterung der passiven Wahlfähigkeit in der angegebenen Weise ein Bedürfniß zu seyn. Weit mehr jedoch, als auf alles dieses, legen wir auf die Gesinnung der Wähler überhaupt Gewicht; es kommt darauf an, daß sie an einer der wichtigsten Angelegenheiten, wie eben die Wahl zur Kammer der Abgeordneten ist, ein wahres Interesse nehmen. Wenn die Wahlen bloß in der Weise vor sich gehen,

daß man denjenigen zum Abgeordneten auserſieht, der am be- ſten dazu Zeit hat, oder dem es eine Freude macht, ſich reden zu hören, oder wenn man ſich dieſen oder jenen, ohne genau zu prüfen, aufſchwätzen läßt, oder überhaupt irgend welche perſönliche Rückſichten dabei entſcheiden, ſo iſt dieß freilich nicht der Weg, um tüchtige Capacitäten in die Kammer zu bringen. Insbe- ſondere aber möchten wir es den Katholiken recht dringend an's Herz legen, daß ſie bei der Wichtigkeit der Ständever- ſammlung für religiöſe Angelegenheiten, nicht, wie ſie ſo oft in dieſen Fehler verfallen, die Hände in den Schooß legen möchten, ſich mit dem Gedanken tröſtend und entſchuldigend: Gott regiert die Welt und ſeine Kirche. Gott will auch die menſchliche Thätigkeit und gewiß nicht, daß man jenem Mu- hamedaner nachahmen ſoll, der bei dem Brande ſeines Hauſes Nichts that, als ſeine Neugierde auszudrücken: wie lange es wohl Allah gefallen werde, dieſes Haus brennen zu laſſen. Die Katholiken ſollten ſich hierin vielmehr ein Beiſpiel an ih- ren proteſtantiſchen Landsleuten nehmen, welche in dieſer Hin- ſicht viel rühriger und entſchiedener ſind, welche die Wahlen mit vollem Rechte ſtets als höchſt bedeutend auch für ihre re- ligiöſen Intereſſen betrachten, und darnach ihre Stimmen ab- geben. Heute zu Tage hat Derjenige, welcher ſich nicht gel- tend macht, es ſich ſelbſt zuzuſchreiben, wenn er Nichts erreicht; wir leben in der Zeit des Mithandelns und des Mitredens; mit Sorgloſigkeit in Betreff der eigenen Intereſſen und mit Schweigen wird man es nicht weit bringen. In dieſem Sinne iſt der Satz: Hilf dir ſelbſt, und Gott wird dir helfen! voll- kommen wahr.

Haben wir uns bis dahin mit den verſchiedenen politi- ſchen Freiheiten, einem zwar auch für die Katholiken ſehr wich- tigen, aber deßhalb doch nur untergeordneten Gegenſtande be- ſchäftigt, weil er nur als Mittel zum Zwecke dient, ſo ſind es nunmehr die vorhin bezeichneten geiſtigen Freiheiten, die als die eigentliche Hauptſache näher in's Auge gefaßt werden müſſen.

Unter ihnen heben wir zuerſt diejenige hervor, wel-

che diese Blätter als eine politische, periodisch erscheinende und deßhalb bisher der Censur unterworfene Zeitschrift am nächsten betrifft: die Preßfreiheit. Die Katholiken haben allerdings Ursache, dieses Geschenkes sich zu freuen, denn unter der Censur hat in Deutschland Niemand mehr gelitten, als sie. Wir wollen in dieser Hinsicht nur auf die Verhandlungen unserer letzten Ständeversammlung und auf den gedrückten Zustand hinweisen, in welchem sich die katholische Presse bisher in Preußen befunden hat. Einer weiteren Erörterung über das Für und Wider der Preßfreiheit oder der Censur können wir uns, da dieser Gegenstand bereits bei so vielen Gelegenheiten besprochen worden ist, füglich enthalten, und uns daher auf einige wenige Bemerkungen beschränken. Man könnte nämlich uns Katholiken entgegenhalten: gerade unsere Kirche bekenne sich zu den strengsten Principien in Betreff der Censur. Wir müssen dieß unbedingt zugestehen, indem die Kirche, da sie Eine Glaubenslehre nebst der darin enthaltenen Moral verkündet, von welcher sie aussagt, daß sie die für das Heil der Menschen nothwendige sei, nicht anders kann, als an die öffentliche Meinung die Forderung zu stellen, daß auch sie sich an sie anschließe und die Verhältnisse des menschlichen Lebens nach dem kirchlichen Maßstabe beurtheile. Die Kirche konnte aber auch diese Forderung nur so lange geltend machen, als es nur Eine öffentliche Meinung gab und sie selbst von dieser getragen wurde. Gegenwärtig aber gibt es viele öffentliche Meinungen, und die Kirche hat sich daher fast überall dazu genöthigt gesehen, es weit mehr dem Gewissen ihrer Mitglieder zu überlassen, selbst unter den Erzeugnissen der Presse die Auswahl zu treffen, als noch fernerhin eine strenge Censur zu handhaben. Aber bei weitem schwieriger als die der Kirche ist hierbei die Stellung des Staates. Nach den heutigen Zuständen kann dieser als solcher gar keine bestimmte Meinung haben; er hatte sich daher bis jetzt dem sehr undankbaren Geschäfte unterzogen, mittelst der Censur eine Meinung machen zu wollen. Dieß ist aber durchaus widernatürlich und auch

ungerecht, denn es kann nicht ausbleiben, daß auf diesem Wege die Censur eine Waffe der Parteiherrschaft wird, welche die entgegenstehenden Meinungen nach Kräften unterdrückt. Dieß hat aber wiederum die Folge, daß die unterdrückte Partei sich beschwert und beklagt, und das nicht mit Unrecht, denn es ist durchaus der menschlichen Natur gemäß, daß Jeder, der eine Ueberzeugung hat, sich verständlich und seine Meinung geltend machen, und Andere für dieselbe gewinnen will; eine Forderung, welche übrigens mit dem kirchlichen Satze: Extra ecclesiam nulla salus im Princip vollkommen übereinstimmt. Sobald eine solche Meinung Nichts wider die Gesetze der Sittlichkeit und der rechtlichen Ordnung enthält, wird durch die Censur eine unverdiente Fessel angelegt, und der Staat bewirkt dadurch, wie die Erfahrung zeigt, das gerade Gegentheil von Dem, was er beabsichtigt. Auf diesem Wege nämlich schwächt er die Meinung, welche er vertreten will und stärkt die Opposition, ja verleiht ihr eine moralische Kraft, welche ihm selbst nur zu gefährlich werden kann. So wie die Dinge gegenwärtig stehen, ist es für Regierungen und Unterthanen ein Glück, wenn die vielfach gemißbrauchte Censur ihr Ende erreicht hat, und wir haben nunmehr nur daran zu denken, wie den möglichen Mißbräuchen der Presse zu steuern sei. In dieser Beziehung können wir uns, abgesehen, daß wir für manche Verhältnisse Repressivgesetze für ganz zweckmäßig halten, nur an diejenigen Grundsätze anschließen, welche in einem in die Allgemeine Zeitung (Nro. 70) aufgenommenen Artikel der Augsburger Postzeitung (Nro. 67) ausgesprochen sind. Es heißt daselbst: „Die Presse ist frei in Bayern; keine Censur tritt mehr zwischen den Redenden und Hörenden in die Mitte, frei und ungehindert können sie miteinander verkehren. Allein möge die bayerische Presse nun auch wohl eingedenk seyn, daß neue Rechte oder auch jede Erweiterung der alten Rechte neue Verpflichtungen auferlegt, möge sie in dieser Gesinnung den Augenblick ihrer Befreiung durch den Gedanken feiern, daß Freiheit die Pflicht der Selbstbeherrschung auferlegt, daß sie ohne Selbstbeherr-

schung nur zum Ueblen, zur Anarchie und zu härteren Fesseln, als die abgeschüttelten führt. Jetzt, da dem Schriftsteller Alles zu sagen gestattet ist, was ihm auf dem Herzen liegt, möge er die Wahrheit doppelt heilig halten, und fremde Ehre und fremdes Recht als ein unantastbares Gut betrachten. Doch nicht der Schriftsteller allein hat neue Pflichten zu erfüllen, auch das Publikum muß sich des neuen Zugeständnisses gewachsen zeigen. Die Hut der höchsten Güter des Menschen, der Religion, der Sitte, der Zucht und der gesetzlichen Ordnung, auf denen alle menschliche Gesellschaft ruht, ist ihm nun selbst anheimgestellt, nachdem die Censoren der Regierung zurückgetreten sind. Verführer werden nicht fehlen, welche die gewährte Freiheit als einen Freibrief ansehen, ihr freches Spiel mit der Aufreizung aller Leidenschaften zu treiben; sie werden allen Lüsten und Begierlichkeiten des Haufens schmeicheln, alles Edle und Hohe schmähen und lästern und überall Zügellosigkeit und Ausschweifungen heraufbeschwören. Und hier gerade ist es eine heilige Pflicht eines Jeden, wenn die neue Freiheit kein Fluch für das Land werden soll, zur Bildung und Kräftigung einer öffentlichen Meinung beizutragen, die allen diesen schlechten Verführungskünsten schmutziger Speculanten mit Verachtung und Abscheu entgegentritt."

Die Gesinnung also ist, auf die es ankommt, und es ist daher die Aufgabe aller ehrenhaft gesinnter Männer ohne Unterschied der Confession, auf diese Weise durch die Presse selbst zu wirken, und wir können insonderheit nicht umhin, wie oben geschehen, auch hier die Katholiken dringend aufzufordern, ein für die Wahrheit und das Recht so wichtiges Organ, wie die freie Presse es ist, nicht mit Gleichgültigkeit von der Hand zu weisen, sondern sich desselben nach Beruf und Kräften für die Sache der Wahrheit zu bedienen, und überall der Lüge belehrend entgegenzutreten.

Es läßt sich in der That nicht verkennen, daß die Presse wesentlich ein Organ der Lehre ist; in ihr, vorzüglich in der Zeitungspresse, schlägt nämlich Jeder seinen Katheder auf; Jeder

will hier dociren, der Eine Geschichte, indem er die Thatsachen — es wäre gut, wenn immer der Wahrheit gemäß — erzählt und die Motive zu denselben entwickelt, der Andere Politik, der Dritte Philosophie. Wenn wir nun Lehrfreiheit in der Presse, denn das ist Einerlei mit Preßfreiheit, wünschen, so versteht es sich von selbst, daß wir die Lehrfreiheit nicht bloß auf den todten Buchstaben beschränkt wissen wollen, sondern daß wir vielmehr eben so auch eine völlige Lehrfreiheit für das mündliche Wort in Anspruch nehmen. Es wäre jenes ein sehr ungerechtes Privilegium, wenn eben bloß das Surrogat, der Nothbehelf der lebendigen Rede sich geltend machen dürfte, diese aber verstummen müßte. Viva vox docet; man lasse daher Jeden, innerhalb der Schranke von Sitte und Recht, lehren, was er will; er sehe zu, ob er Zuhörer bekommt. Denn das ist der Punkt, der hiebei zu entscheiden hat, und deßhalb ist der Zuruf so treffend und bedeutungsvoll, welchen hinsichtlich der Lehrfreiheit in der Presse der vorhin erwähnte Zeitungsartikel an das Publikum richtet. Die Docenten in den öffentlichen Blättern werden keine Leser finden, oder solche nur in kleinen Kreisen, wenn sie schlechte Waare vor einem gesinnungstüchtigen Publikum auftischen; so werden auch, Falls kein Schulzwang Statt findet, diejenigen Docenten, welche keinen Anklang unter ihren Zuhörern finden, das Katheder verlassen müssen. Eben daher muß es aber auch unter der Voraussetzung, daß die Lehre die obige Schranke einhält, Jedem gestattet seyn, sich belehren zu lassen, von wem er will. Hier aber begegnen wir wiederum einem spezifisch deutschen Uebel, wovon man, mit wenigen Ausnahmen, kaum sonst noch in der ganzen Welt Etwas weiß, nämlich dem Staatsschulzwange. Dieser will in dem Bereiche des mündlichen Wortes gerade Dasselbe, was die Censur in dem des geschriebenen, und hat daher auch denselben Erfolg. Um anderer Beispiele zu geschweigen, wollen wir bloß auf Oesterreich hinweisen. Was hat Oesterreich mit dem engherzigen Zwange, daß selbst jeder Privatlehrer Regierungsapprobation haben mußte, erreicht?

Etwa treue Anhänglichkeit an die Regierung? etwa tiefe Religiosität? Nichts weniger als das; weder die Eine noch die Andre ist, wo sie sich in dem Kaiserstaate findet, auf diesem Boden gewachsen. Aber dasselbe System ist, wenn auch nicht völlig in den gleichen Formen, über ganz Deutschland verbreitet, indem man unter dem gleißnerischen Vorwande, die Schule von der Kirche zu emancipiren, sie völlig an die Staatsgewalt überliefert hat. Wer aber Preßfreiheit will, muß auch Lehrfreiheit und Lernfreiheit wollen; er muß wollen, daß die Existenz der Lehrer nicht bloß deßhalb gefährdet werde, weil sie in ihren Grundsätzen den hin und wieder schwankenden Staatsmaximen zu Zeiten nicht conform sind; er muß wollen, daß Eltern ihre Kinder völlig so erziehen lassen, wie sie es vor Gott, der sie ihnen anvertraut hat, verantworten zu können glauben. Die Katholiken sollen es daher allen andern Religionsgenossen gönnen, daß sie in dieser Beziehung unbeschränkt seyen, aber sie sollen dasselbe auch für sich fordern. Da besteht keine wahre religiöse Freiheit, wo man nicht jedem religiösen Bekenntnisse es gestattet, die gesammte Erziehung und Bildung der Jugend gerade in denjenigen Principien zu bewerkstelligen, welche jenem gemäß den Anhängern desselben als die höchste Richtschnur für das ganze menschliche Leben erscheinen.

Da wären wir denn wieder zu der großen, die Gegenwart so lebhaft beschäftigenden Hauptfrage der religiösen Freiheit gekommen, die wir, indem wir diese in Anspruch nehmen, auch dahin und zwar als den Wunsch ausdrücken können: daß die Staatsgewalten als solche sich in Betreff der Religion auf den Standpunkt der völligen Indifferenz stellen und in dieser Beziehung ihren Unterthanen freien Spielraum gewähren möchten. Es hat aber den Anschein, als ob wir mit diesem Begehren eben so sehr dem Princip der katholischen Kirche, als auch der Auffassung widersprechen, in welcher Manche die jetzt allgemein gewünschte religiöse Freiheit zu nehmen gesonnen sind.

Was den erstern Punkt anbetrifft, so ist es allerdings

völlig richtig, daß die katholische Kirche das Princip aufstellt: die weltliche Obrigkeit solle sich zu ihr im Glauben bekennen und mit ihr in innigster Eintracht die gemeinsame Aufgabe, das Menschengeschlecht zu erziehen, erfüllen; indem sie sich auf die ihr gewordenen göttlichen Vollmachten beruft, nimmt sie für sich die durch diese bestimmte Sphäre der geistlichen Sachen in Anspruch, überläßt dem Staate die weltlichen, während in Betreff der sogenannten gemischten, je nach der Verschiedenheit der Zeiten verschiedener Besitzstand Statt finden kann. Dieß war die, jedoch immer nur approximativ verwirklichte Idee des christlichen Staates im Mittelalter, den es heute zu Tage aber nicht mehr giebt. Die Kämpfe zwischen Papstthum und Kaiserthum haben die beiden die Welt regierenden Gewalten immer weiter von einander entfremdet, bis zuletzt das Kaiserthum gänzlich aufgehört hat. Die Verhältnisse zwischen der katholischen Kirche und den verschiedenen Staaten beruhen daher heute zu Tage nirgend mehr auf jenem Princip der völligen Eintracht und gemeinschaftlichen Weltregierung, wenn auch hin und wieder von der weltlichen Obrigkeit dergleichen Versicherungen gegen die Kirche ausgesprochen sind. Jene Harmonie, in welcher die Töne nach wohlgeordneten Accorden vertheilt waren, hat sich in Disharmonien verschiedener Art umgewandelt; der Staat hat sich mehr oder minder des ganzen Orchesters der göttlichen Weltordnung bemächtigt, welches er, indem er die unter lauter Kreuzen für die Kirche gesetzten Compositionen des Gallicanismus, Febronianismus und Josephinismus zur Aufführung vorlegt, entweder allein dirigiren oder doch der Kirche wenigstens nur eine sehr untergeordnete Mitwirkung dabei gestatten will. Mit jenen Systemen hat der Staat in den meisten katholischen Ländern die Kirche einer nicht geringen Zahl ihrer Gerechtsame beraubt und ist der Vorwurf gegründet, die Kirche habe früher in das Bereich des Staates eingegriffen, so ist es um so mehr eine unumstößliche Wahrheit, daß der Staat heute zu Tage die gesammte Sphäre der Kirche wenigstens indirect in das Bereich seines maaßgebenden Einflusses gezogen hat. In andern Län-

dern, wo sich der Staat zum Schisma wendete, hat die Kirche Verfolgung zu erleiden gehabt, während es ihr da, wo im sechszehnten Jahrhundert die Fürsten zum Protestantismus übertraten, nicht besser erging, bis daß ein leidlicherer der Parität als Basis dienender Zustand, weniger durch den Augsburger Religionsfrieden als den westfälischen Friedeu, herbeigeführt wurde. Aber gerade diese Ereignisse und die erwähnten Vereinbarungen hatten für die kirchliche Freiheit noch andere gar nachtheilige Folgen. Nichts hatte der seit Jahrhunderten im Kampfe gegen das Kaiserthum und die Reichsfreiheit begriffenen Landeshoheit eine so große Kraft nach innen gegeben, als gerade die Rolle, welche bei der Glaubenstrennung den Landesherren zugetheilt wurde. Sie waren es, die von den Reformatoren zur Hülfe und Unterstützung aufgefordert, ganz gegen deren ursprüngliche Meinung (wenn man etwa Capito ausnimmt) zu dem vollständigen Besitze der Kirchengewalt auf dem Gebiete des neuen Kirchenthums gelangten. Von den verschiedenen Theorien, welche über den rechtlichen Grund dieser landesherrlichen Kirchengewalt aufgestellt worden sind: Episcopalsystem, Territorialsystem und Collegialsystem hat aber die zweite, welche jene Gewalt aus der Landeshoheit selbst ableitete, am Erfolgreichsten gewirkt. Trifft man nun schon vor der wissenschaftlichen Entwicklung jener Systeme die katholischen Landesherren ihren protestantischen Unterthanen gegenüber in dem Besitze des Jus episcopale und des Reformationsrechtes an, so mußte um so mehr auch bei ihnen eine Theorie Beifall finden, welche die Kirchengewalt überhaupt als einen Ausfluß der Landeshoheit darstellte. Jede dieser Theorien hat in Gemeinschaft mit Gallicanismus, Febronianismus und Josephinismus, einige Steine (— wobei auch das dem Collegialsystem entnommene Majestätsrecht (Jus circa sacra) nicht unbeachtet bleiben darf —) zu dem Fundamente hergegeben, auf welchem die heutige Fürstengewalt in Betreff der Kirche beruht. Zu welcher Höhe des principiellen Despotismus, der zwar immer noch durch die angeborne deutsche Gutmüthigkeit der Fürsten selbst gemildert

wurde, die Landeshoheit durch jenen Zuwachs an Macht gelangte, welche als eine geistliche ihrem Ursprunge nach der Kirche angehört, darüber kann Jeden ein flüchtiger Blick in die Werke von K. A. Menzel und Perthes belehren. Der reine Ausdruck dieser aus geistlichen und weltlichen Elementen zusammengewachsenen Staatskirchengewalt ist das Wort König Friedrich Wilhelms I. „Ich stabilire die Souverainetė als einen rocher von bronze." Dagegen klingt es wie Wohllaut, wenn sein großer Sohn sagte: „Es müssen Alle nach ihrer Façon selig werden," so sehr man es auch beklagen mag, daß diese Seele dem Christenthum gegenüber so völlig gleichgültig geworden war. Das Resultat der Geschichte seit einem Jahrhunderte ist aber das, daß es immer klarer und offenbarer wird, die Vereinigung beider Gewalten in Einer Hand ist nicht möglich, sondern religiöse, so wie politische Freiheit ist an ihre Trennung geknüpft.

Doch um wieder zu den Grundsätzen der katholischen Kirche zurückzukehren, so hat sie unstreitig Veranlassung unter den verschiedenen Gestaltungen des Verhältnisses der Staatsgewalt zu ihr, den paritätischen Staat, in welchem eine oder mehrere Confessionen als gleichberechtigt neben ihr anerkannt werden, dem sie verfolgenden schismatischen oder häretischen Staate vorzuziehen. Allein auch dort fehlt es nicht an vielen Disharmonien, die erst dann verstummen, wenn der Staat, der zur völligen Harmonie mit ihr zurückzukehren nicht vermag, als solcher sich auf den Standpunkt des Indifferentismus stellt; da ist freilich keine Harmonie, der Staat geht seinen Weg und die Religion den ihrigen. Relativ ist aber eben dieses Princip, welches in der nordamerikanischen Verfassung also lautet: „Congress shall make no Law respecting the Establishment of Religion, or prohibiting the free exercise thereof" (der Congreß soll kein Gesetz machen, welches die Einführung einer Religion betrifft oder die freie Ausübung desselben verbietet), relativ ist dieß Princip für die Kirche viel wünschenswerther, als derjenige Zustand, in welchem die Regierung (in einem paritätischen Staate oder in einem solchen, wo die katholische Religion die

herrschende ist) auf dem Standpunkt des Gallicanismus und seiner beiden mehrgenannten Zwillingsbrüder stehend, sie in ihrer Freiheit hemmt und sich die Protection theuer mit dem Opfer der Unabhängigkeit der Kirche zahlen läßt. Die Kirche hat nach den von ihr gemachten Erfahrungen alle Ursache, eine solche ihr höchst nachtheilige Protection von sich entfernt zu wünschen, um sich ohne alle Bevorzugung nur der Freiheit erfreuen und alle Consequenzen ihres kirchlichen Princips entfalten zu können. Dieß will auch das bekannte Rechtsgutachten von Stahl (S. 82), welchem wir in manchen Punkten unsere Zustimmung nicht versagen, der Kirche gewähren, „aber nur unter der Voraussetzung, daß sie dafür auch auf die mächtige Unterstützung des Staates verzichte." Mit Vergnügen können dieß die Katholiken annehmen, denn die mächtige Unterstützung des Staates legt ihnen nur zu oft das Schloß vor den Mund, indem es dann heißt: „Ihr seyd Katholiken, folglich müßt Ihr zu den Maßnahmen des Euch mächtig unterstützenden Staates schweigen." Der weiteren Argumentation Stahls, wenn er jene Entfaltung auch an die Bedingung knüpft: „wenn sie (die Kirche) einwilligt, daß nicht mehr von Staatswegen ihre Bisthümer und Pfarreien dotirt werden, sondern sie sich aus den Beiträgen ihrer Angehörigen erhalte", können wir jedoch nicht beistimmen. Der gelehrte Autor wird sich erinnern, daß die durch das Concordat verheißene Dotation der Bisthümer und Pfarreien nur ein sehr geringes Aequivalent für dasjenige ist, was der Staat der Kirche genommen hat. Wenn derselbe aber meint, daß die Kirche für die Zukunft keine weiteren Dotationen in Anspruch nehmen soll, so sind wir unter der Voraussetzung der kirchlichen Freiheit ganz derselben Ansicht. Aber auch den einzelnen protestantischen Confessionen muß diese Stellung sehr viel lieber seyn, wie das Beispiel der Lutheraner in Preußen beweist. Die historisch-politischen Blätter haben öfters Gelegenheit gefunden die traurigen Verhältnisse, in welchen jene vor dem Regierungsantritte des gegenwärtigen Königs sich befunden haben, ausführlich zu besprechen. —

Betrachtet man die schwierige Aufgabe, welche überhaupt den weltlichen Obrigkeiten auf Erden gestellt ist, so sollte man in der That glauben, sie würden sich ihr Geschäft unendlich erleichtern, wenn sie sich auf ihre eigentliche Sphäre, Gerechtigkeit und Frieden zu handhaben, beschränkten und nicht auch noch sich mit der kirchlichen Verwaltung befaßten. Aus dem angeführten Beispiele von Nordamerika könnte man aber vielleicht den Einwand hernehmen, einen solchen Standpunkt der Indifferenz gegen die religiösen Verhältnisse könne die Obrigkeit nur in einer Republik einnehmen, und somit nur hier die Gleichstellung aller religiösen Bekenntnisse Statt finden. Allein wir haben in Europa auch zwei monarchische Staaten, in welchen dieses Princip ebenfalls ausgesprochen ist. Das Grundgesetz des Königreichs der Niederlande vom 24. Aug. 1815 enthält (Art. 190. u. ff.) über diesen Punkt folgende Bestimmungen: „Die vollkommene Freiheit aller religiösen Meinungen wird Jedermann garantirt.“ „Allen religiösen Gemeinschaften, welche in dem Königreich bestehen, ist gleicher Schutz verliehen.“ „Alle Unterthanen des Königs, ohne Unterschied ihres religiösen Glaubens genießen dieselben bürgerlichen und politischen Rechte und haben gleichen Anspruch auf alle Würden und Aemter.“ „Kein Gottesdienst darf in seiner öffentlichen Ausübung verhindert werden, außer wenn er die Ordnung und öffentliche Ruhe stören könnte.“ Noch entschiedener und bestimmter spricht sich die Staatsverfassung Belgiens vom 25. Febr. 1831 (Art. 14 u. ff.) und zwar dahin aus: „Die Freiheit jeder Gottesverehrung (culte), ihrer Ausübung, so wie die Freiheit, seine Gedanken zu äußern, auf welche Art es seyn mag, ist zugesichert, mit Vorbehalt der Unterdrückung der Vergehungen, welche bei Ausübung dieser Freiheiten begangen werden.“ „Keiner ist gezwungen, auf irgend eine Weise an den Handlungen und Feierlichkeiten eines Gottesdienstes Theil zu nehmen, oder die Ruhetage desselben zu beobachten.“ „Der Staat hat kein Recht, sich in die Ernennung und Einsetzung der Diener irgend einer Got-

teverehrung zu mischen, oder ihnen den Verkehr mit ihren Oberen und die Bekanntmachung ihrer Akten zu untersagen."

Wenn von denen, welche wünschen, daß Deutschland das Geschenk der religiösen Freiheit erhalten möchte, dieselbe in diesem Sinne verstanden wird, so können wir katholischerseits Nichts dagegen einzuwenden haben. Es sind indessen einige Anzeichen vorhanden, daß Manche die religiöse Freiheit anders meinen: allgemeine Freiheit der Sekten, auch wohl der Juden, wogegen es in Betreff der bisherigen durch den westfälischen Frieden, die Bundesakte und einzelne Landesgesetze garantirten Hauptconfessionen, namentlich aber in Betreff der katholischen Kirche, bei dem bisherigen Systeme sein Bewenden haben soll. Nach dieser Auffassung können also die josephinischen Principien und somit jedes von dem Staate der katholischen Kirche gegenüber in Anspruch genommene Recht: Placet, Appellation an die weltliche Gewalt, Inspectionsrecht über die Kirche ungehindert fortbestehen und nur die Sekten sollten die vollkommenste und ungebundenste Freiheit genießen. Unter dieser Voraussetzung würde der Deutsch-Katholicismus, etwa unter einem Patriarchate Ronge's, sich ungehindert zu entwickeln berechtigt seyn, die katholische Kirche Deutschlands aber nach wie vor in der Abhängigkeit vom Staate zu verbleiben haben. Gegen eine solche Auffassung der Dinge müssen wir Katholiken Einspruch erheben, indem wir dafür halten, was dem Einen recht ist, ist dem Andern billig. Laßt Ronge, Czersky und wie die Sektenhäupter alle heißen mögen, völlig frei gewähren, ja so frei, daß wir durchaus nichts dagegen haben, wenn von den Namen-Katholiken und falschen Brüdern unter uns sich daran anschließen können, so Viele ihrer wollen; die Kirche wird einerseits diesen Verlust, um jener Menschen willen zwar betrauern, sie wird es aber dankbar anzuerkennen haben, wenn diejenigen sich von ihr scheiden, die ohnehin nicht zu ihr gehören, denn diese sind, um mit einem großen Papste zu sprechen: „die giftigen Schlangen im Busen, die nagenden Mäuse im Brodsacke, die glühenden Kohlen in dem Gewande." Wir begehren in dieser Hinsicht Nichts, wir

treten gegen den bisherigen Zustand nicht auf, wollen auch nicht, daß in dieser Hinsicht für die katholische Kirche Anträge gestellt werden, sondern erklären nur so viel: daß wenn religiöse Freiheit gewährt wird, wir dann das Verlangen stellen: jeder religiösen Ueberzeugung ohne Unterschied mithin auch der katholischen Kirche, solle völlig freier Spielraum bis zu der Gränze hin gestattet werden, deren Ueberschreitung ein Vergehen in sich schließt.

Unter andern Anzeichen, welche uns darauf hinweisen, daß man die religiöse Freiheit hin und wieder auch in dem angedeuteten beschränkten Sinne verstehen möchte, spricht dieß insonderheit die Adresse aus, welche von Neustadt an der Haardt an die pfälzischen Deputirten gerichtet worden ist. Sie begehrt Cultusfreiheit und freies Associationsrecht, insbesondere eine freie Stellung der protestantischen Kirche der Pfalz, und stellt zugleich den Antrag auf die Aufhebung der sämmtlichen Klöster daselbst. (Vergl. Speyrer Zeitung vom 14. März, Augsburger Postzeitung vom 20. März.) Das also ist freie Association! das ist religiöse Freiheit! Wir halten dafür, daß es gerade eine sehr wichtige geistige Freiheit ist, daß Gleichgesinnte zu solch edeln Zwecken, wie die geistlichen Orden sie haben, sich aneinander schließen dürfen. Und wenn man sich auch nicht auf diesen Standpunkt stellt, so sind diese Zwecke doch mindestens sittlich erlaubte, sie sind von der katholischen Kirche nicht bloß gestattet, sondern ausdrücklich gebilligt und approbirt. Sollen etwa die übrigen geistigen Freiheiten, die man begehrt, auch so verstanden werden? Lauten sie in dem Munde Jener etwa so: Preßfreiheit für uns, Censur für euch? Lehrfreiheit und Lernfreiheit für uns, Lehrzwang für euch? Religionsfreiheit für uns, Religionsbann für euch? oder um zu den Associationsrechten zurückzukehren: freier Zusammentritt für uns, Zerstreuung in alle Welt für euch? Soll etwa die neue deutsche Freiheit so verstanden werden, wie die Schweizerfreiheit? soll sie so verstanden werden, wie in den Alpen, wo die Kantone, von welchen die Freiheit der Eidgenossenschaft ausgegan-

gen ist, und die sie mehr denn ein halbes Jahrtausend vertheidigt haben, von denen nunmehr geknechtet werden, die erst nach und nach von jenen in den Bund aufgenommen worden sind? Für solche Freiheit danken wir, und wenn es, wo Gott vor sei, Viele unserer deutschen Landsleute gäbe, die also dächten, dann möge uns Katholiken das Beispiel der Schweiz zur Warnung dienen. Wir wollen die Eintracht, wir wollen den Frieden, wir wollen die Größe Deutschlands, aber wenn wir in deutscher Gesinnung an die auf dem Wege gesetzlicher Ordnung zu diesem Zwecke hinzielenden Bemühungen uns anschließen, so zählen wir auch auf deutsche Treue!

Hierauf bauend, glauben wir auch die Adresse anderer Städte der Rheinpfalz an ihre Deputirten, in dem Sinne einer wahren allgemeinen Freiheit nehmen zu dürfen, wenn es darin heißt:

> „Verschaffen Sie sofort die vollste Anerkennung den Grundsätzen der höchsten Freiheit in der Presse, dem Glauben, der Lehre, dem Rechte gesellschaftlichen Zusammentritts und unbeschränkter Meinungsäußerung."

Dann sind wir Eines! dann wird, ohne daß die religiöse Ueberzeugung leidet, der Religionsverschiedenheit der Stachel genommen, dann der Wurm getödtet, der bis dahin an Deutschlands Leben genagt! Gott gebe es!

XXXVII.

Glossen zur Tagesgeschichte.

18. März.

Es gibt Zustände, in welchen nur noch Naturereignisse helfen können! Ein solches ist in Oesterreich eingetreten. — Die absolute Monarchie, wie Kaiser Joseph II. sie im Fundament gegründet, Kaiser Franz I. sie zu einer künstlich eingerichteten, in ihrer Art ganz sinnreichen Maschine ausgebildet hatte, und wie sie unverändert und unberührt am Abende des 12ten März zu Bette ging, — diese absolute Monarchie existirt nicht mehr. Am 13. März erfolgte eine hauptsächlich gegen die österreichische Censur gerichteter Aufstand der Wiener Studenten, deren Sieg am Abende desselben Tages durch die Erlaubniß oder Aufforderung der Regierung entschieden war, daß Bürger und Studenten sich aus dem bürgerlichen Zeughause bewaffnen möchten. Die Concessionen der beiden nächsten Tage (am 14ten Preßfreiheit und Einberufung der ständischen Ausschüsse aller Provinzen, am 15ten das Versprechen einer „Constitution des Vaterlandes“) waren nichts als bloße, naturnothwendige Folge jenes einen Moments. — Fürst Metternich hatte schon am Abende des 13ten seine Stelle als Haus-, Hof- und Staatskanzler in die Hände des Kaisers zurückgegeben. —

Wir haben aus leicht begreiflichen Gründen bisher in diesen Blättern über Oesterreich so gut wie gar nicht sprechen können und wollen. — Im Beginn des vorigen Jahres (Jahrgang 1847, S. 58 unten u. s. f.) sagten wir bei Gelegenheit einer Beurtheilung des Werkes eines Tiroler Gelehrten (Giovanna Maria della Croce) Folgendes: „Also sind die Gestalten in dem Buche gezeichnet, daß ihr Bild dem Leser klar vor Augen tritt; also auch die Thatsache in ihrem pragmatischen Zusammenhange.“ „Und ein solches Werk nun, geschrieben mit Begeisterung und begeisternd für katholische Frömmigkeit, für die höchste Blüthe christlicher Vollkommenheit, wer sollte es glauben? es fand, wie im Vaterlande des Verfassers aus bester Quelle verlautet, Anstand bei einer katholischen Censur. Ein subalterner Beamte in Wien, der darüber, gewiß im Widerspruche mit dem Geiste der höheren Regionen, zu Gerichte saß, soll eine an's Lächerliche gränzende Treibjagd auf Alles gemacht haben, was seiner Aufklärung als Wunder und Mystik verdächtig schien, ja die darin angeführten Stellen der heiligen Schrift sollen nicht einmal vor seinem unbarmherzigen Rothstift und seinen mißbilligenden Randbemerkungen sicher gewesen seyn. In der That, bei solchem mißverstandenem subalternen Diensteifer gilt wohl mit Recht der klassische Spruch: vexat censura columbas. Eine Sündfluth schlechter, belletristischer Schriften weiß sich dagegen unschwer das Admittitur zu verschaffen, den Glauben untergrabende Schriften circuliren in Masse: aber ein Lebensgemälde, wie dieses, darf nicht in Tirol, es muß im Auslande erscheinen! und warum? aus der eitlen Furcht des aufgeklärten Censors, dem es das Mißgeschick hatte in die Hände fallen lassen, es möchten die Bäume in den Himmel wachsen, und die eine oder die andere Seele zu überspannt und mystisch werden, oder sich gar unterfangen, Wunder zu wirken! Wir unsererseits meinen, es wäre immerhin ein tausendmal geringeres Uebel, wenn der eine oder andere Leser des Lebens der gottbegeisterten Giovanna des Guten etwas zu viel thun lernte aus Liebe Christi, als daß eine Menge Seelen durch die Lec-

türe der jungdeutschen Schmutzliteratur verdorben wird an Geist und Herz. Daß übrigens die katholischen Blätter für Tirol so selten und nur halblaut die socialen Fragen der Zeit besprechen, sollten sie hierin auch, gewiß gegen die Absicht der höchsten Behörden, von einer allzuengherzigen Provincialcensur eingeengt und beschränkt werden? Findet diese vielleicht etwa auch jede einigermaßen freimüthige Aeußerung allzu aufregend, zu inflammatorisch, zu revolutionär, zu persönlich? Wir würden dieß im Interesse von Kirche und Staat gleichmäßig bedauern; denn da die Censur unvermögend ist, daß die wichtigsten, das Heil der Völker betreffenden Fragen nicht auf die verderblichste und feindseligste Weise von der Gegenseite besprochen werden, und diese Aussprüche im Lande cursiren, so sollte sie doch auch der Gegenrede, wo sie in wohlmeinender Gesinnung und ehrenhaft geschieht, statt jener übertriebenen, kleinlichen Beschränkung, die nöthige Freiheit und Freimüthigkeit gestatten; ja sie sollte es mit Dank anerkennen, wenn Fragen, die über kurz oder lang mit unerbittlicher Nothwendigkeit ihre Lösung verlangen, und wie schwarze Gewitterwolken langsam am Himmel heraufsteigen, von wohlgesinnten Männern, ehe es zu spät ist, im voraus erörtert werden. Ohne eine gewisse Freiheit in der Bewegung und ein Vertrauen, das nicht jeden Tritt mit engherzigem Mißtrauen überwacht und hemmt, ist an eine gedeihliche, lebendige Entwickelung eines Blattes oder wissenschaftlichen Strebens nicht zu denken. Indessen hoffen und vertrauen wir, daß die in Wien vorbereiteten Maßregeln für größere Freiheit des literarischen Lebens auch auf die Censur in den Provinzen des Kaiserstaats wohlthätig einwirken werden."

Schon vorher hatten einige Aufsätze dieser Blätter, in denen die verwegene und keuschen polizeilichen Ohren unausstehliche Meinung ausgesprochen war: die Preßfreiheit, selbst mit Einschluß aller ihrer Mißbräuche, sei immer noch besser und weniger gefährlich, als eine dumme oder perfide Censur, —

das Mißfallen der Wiener Censoren auf diese Blätter herabgerufen. Mehrere Hefte waren von der Behörde mit „Transeat" erledigt worden. — Aber die oben mitgetheilte Stelle machte unser Maß voll. — Ein Seitenblick auf den „subalternen Beamten in Wien", der über die selige Giovanna Maria zu Gericht gesessen, versetzte die dortige Censur in eine Aufregung, die schwer zu schildern ist. Es wäre uns besser gewesen, wir hätten um des Kaisers Bart gerauft. — Das Heft, worin der Frevel geschehen, empfing den Urtheilsspruch: erga schedam. In Wahrheit hat uns nun freilich diese Verdammung nichts geschadet, denn thatsächlich trat doch die Milderung ein, daß unsere Abonnenten das corpus delicti nach einiger Verzögerung ohne weitere Beschwerniß empfingen. — Aber die Sache wurde bekannt und lief durch alle Zeitungen. Der deutsche (censurirte) Radikalismus nahm wie billig Partei der österreichischen Censur, und diese hatte in den Augen der katholischen Welt ohne Dank und ohne Nutzen das Odium auf sich genommen, Schriftsteller verfolgt zu haben, deren treues Wohlmeinen und gute Absicht eben so wenig bestritten werden konnten, als die Wahrheit und Gerechtigkeit ihrer Beschwerde irgend einem Zweifel unterlag. — Die Wiener Freunde der Redaction warnten diese daher vor jedem ähnlichen Versuche. — Jede vernünftige Vorstellung, jedes Wort der Warnung, auch das billigste und gemäßigteste, gieße Oel in's Feuer. — So schwiegen wir also. — Aber die Ereignisse haben, gerade ein Jahr später, desto lauter gesprochen. Man hat die Censur in ihrer ganzen Brutalität aufrecht erhalten, ja wo möglich noch verschärft, bis sie die Monarchie Rudolfs von Habsburg aus ihren Angeln warf.

In Wahrheit, wir haben seit einer langen Reihe von Jahren eine große und gefährliche Krise für dieses Reich mit mehr als bloßer Wahrscheinlichkeit vorausgesehen. Sie mußte kommen. — Das, was geschehen ist, hat freilich unsere Erwartung weit übertroffen. Wir haben unter diesen Jahrelang, im Voraus, und folglich mehr als Jene gelitten, welche die

glückliche Gabe besitzen, sich in rosenfarbene Träume zu wiegen, oder an die ewige Dauer menschlicher Einrichtungen zu glauben. Mit diesem trostlosen Schmerze, mit welchem wir die Zeit der Möglichkeit von Reformen verstreichen sahen, haben wir jetzt aber auch das Recht und den Vortheil erkauft, in der Stunde der äußersten und dringendsten Gefahr nicht verzweifeln, und die Besonnenheit und Besinnung nicht verlieren zu müssen.

Wir sind keineswegs ohne Trost für Oesterreich, obgleich wir uns über die Gefahr der gegenwärtigen Krisis nicht täuschen, von der wir nicht wissen, ob sie zu neuem, verjüngtem Leben ausschlagen wird, oder zur Zertrümmerung der Monarchie. — Bis jetzt sind Gründe vorhanden, die das Erstere hoffen lassen. — Oesterreich ist kein centralisirter Statt, wie Frankreich, und die Verschiedenheit der Nationalitäten macht es schlechterdings unmöglich, daß es je ein solcher werden könne. Das bureaukratische Kanzleiregiment hat eine Todeswunde erhalten, von der es sich nicht mehr erholen kann. — Wird die jetzt bevorstehende Constituirung Oesterreichs in wahrhaft freisinniger Weise vollzogen, d. h. in der Art, daß jeder Gemeinde, jeder Corporation, jeder Provinz, jeder Genossenschaft überlassen wird, ihr eigenes Interesse zu verwalten und wahrzunehmen, ohne jene Bevormundung, die alles Leben in Oesterreich tödtete, wird die Leistung jedes Landestheiles an die Krone zum Behufe der gemeinschaftlichen Vertretung und Vertheidigung nach außen hin mit praktischer Einsicht durch gegenseitige Uebereinkunft bestimmt, wird insbesondere der Kirche ihre natürliche Freiheit wiedergegeben, und die Religion nicht gehöhnt und geschmäht, sondern geachtet und geehrt, dann ist es nicht undenkbar, daß Oesterreich aus dieser ungeheuern Krisis mächtiger und gewaltiger hervorgehen könnte, als es je gewesen.

Vorläufig soll hier nur die unläugbare Thatsache erwähnt werden, daß sich, nachdem die bisherige Regierung mit ihrer gesammten Wirksamkeit aufgehört hatte, in allen Klassen der Bevölkerung Wiens Züge von Ordnungsliebe, Gutmüthigkeit

und praktischer Einsicht, selbst von Achtung vor der Kirche und allem Heiligen und Ehrwürdigen, hervorgethan haben, die zu großen Hoffnungen berechtigen. — Ein ungewohnter Ernst hat sich der Wiener bemächtigt; in Vielen zeigt sich, unmittelbar nach dem großen Umschwunge, eine religiöse Richtung, ein Bedürfniß nach einem Troste von Jenseits, welches früher vielleicht gar nicht vorhanden war, vielleicht sich nur durch kein äußeres Zeichen kundzugeben wagte. Es ist mit einem Worte eine Umstimmung der Gemüther, eine Art moralischer Wetterveränderung erfolgt, die noch am Tage vor dem Aufstande kein Sterblicher für möglich gehalten hätte.

Am meisten hat hiezu unstreitig jener Blick in den Abgrund der heutigen socialen Zustände beigetragen, der, als er sich den Einwohnern Wien's öffnete, ihnen das Blut in den Adern mochte gerinnen machen. Morgens war der politische Aufstand der Gebildeten gegen die Censur losgebrochen, Abends pochte bereits sengend, mordend und plündernd der Proletarier an die Pforten der modernen Cultur, und heute zieht am fernern Horizonte das Gewitter des Bauernkriegs empor. Dieß Alles hat wunderbar abkühlend und mäßigend gewirkt, und scheint den Oesterreichern eine Menge Thorheiten und Frevel ersparen zu sollen, die sonst und anderswo bei ähnlichen raschen Uebergängen aus einem Extreme in's andere, durch kein menschliches Mittel abzuwenden waren.

21. März.

Fürst Metternich ist von der Weltbühne abgetreten. Nicht der Tod hat ihn abgerufen, dessen Eintreten seit Jahren Jeder als eine nahe bevorstehende Weltkrise erwartete. Er hat einem Aufstande weichen müssen, der ihn in der unmittelbaren Nähe der kaiserlichen Hofburg, in derselben Staatskanzlei bedrohte, in deren Gemächern er einst in der Zeit seiner glänzendsten diplomatischen Triumphe die Sitzungen des Wiener Congresses gehalten hat. Ohne Zweifel wird sich jetzt der literarische

Pöbel, wenn er nur noch Zeit genug dazu behält, seinem natürlichen Hange hingeben und in Schmähungen des Gefallenen überbieten. Alle edleren Naturen aber werden in der unmittbaren Nähe der göttlichen Fügungen, die ernst und gewaltig in unser Leben greifen, sich von den Schauern der Ehrfurcht vor den Gerichten Gottes durchrieselt fühlen, und vor Allem bekennen, daß der Herr aller Dinge allein es ist, der die Mächtigen erniedrigt und die Niedrigen erhöht. Und von dieser Ueberzeugung durchdrungen, werden die bessern Zeitgenossen die Unbeständigkeit aller irdischen Größe und die Unzulänglichkeit jeder menschlichen Erkenntniß erwägend, — sich mehr als je hüten, ein leichtsinniges, oberflächliches und voreiliges Urtheil über einen Mann zu fällen, der, wie vor ihm noch nie ein Minister das Ansehen eines Souveräns genoß, und Jahrzehnte lang die Geschicke Europas in seinen Händen wog. — Einst aber wird die unparteiische Nachwelt das, was der Fürst Metternich wollte und erkannte, von dem unterscheiden, was er in Wahrheit vermochte, und beides von dem, was er wirklich in's Werk gerichtet und gethan hat. Sie wird untersuchen, in wie weit das, was er nicht gethan, zu thun in seiner Macht stand. Denn gerade über diese sind die fabelhaftehaftesten und übertriebensten Vorstellungen im Munde aller Welt. — Fürst Metternich war nichts weniger als der unumschränkte Herr und Gebieter Oesterreichs. — Von der Geschichte seines Verhältnisses zur innern Regierung und Verwaltung des Landes wird erst die Zukunft den Schleier ziehen. Diese innern Verhältnisse können aber erst den Schlüssel zur äußeren Politik Oesterreichs liefern, die seit dem Jahre 1831 sich immer mehr und mehr dem Gefrierpunkt der absoluten Passivität, des reinen Geschehenlassens näherte, bis endlich in neuester Zeit der Pulsschlag aufhörte und das Herz still stand, was denn in unmittelbarer Rückwirkung auf das Innere des Landes den Schlagfluß vom 13. März herbeiführte. Den Fürsten Metternich heute für jenen ganzen Complex des „Systemes" der innern und äußern Verwaltung Oesterreichs allein

verantwortlich erklären, wäre augenfällige Unkenntniß oder Ungerechtigkeit; er hat seinen Antheil an einer Actiengesellschaft zu tragen und zu vertreten. — Den Betrag desselben zu ermitteln, ist eben Aufgabe der Geschichte.

Allein heute schon ist es Pflicht, wie viel immer auch Fürst Metternich von dem System der bisherigen äußeren oder inneren österreichischen Politik zu verantworten habe, die Reinheit seines persönlichen Charakters, die Aufrichtigkeit seiner Ueberzeugung und die Redlichkeit seiner Absicht zu retten. In dieser Beziehung sei es erlaubt, selbst heute schon auf drei thatsächliche Umstände aufmerksam zu machen, welche das Urtheil der Nachwelt bestimmen und leiten werden. — Fürst Metternich hat sich in den Zeiten seiner Macht und seines Glanzes von Rachsucht und persönlicher Verfolgung Einzelner frei gehalten, wie wenige Sterbliche. Er hat zweitens bei seiner Politik, mag man sie auch mit Recht tadeln, sich von der Rücksicht auf das Wohl Oesterreichs, wie er es zu erkennen glaubte, nicht durch Selbstsucht leiten lassen; und drittens ist er aus seinem Amte geschieden in einer durchaus würdigen Form, ohne Anwandlung von Furcht und ohne ein Wort des Zornes oder der Klage. — Oesterreichs Macht und Ehre soll er in dem entscheidenden Momente, als sein Rücktritt tumultuarisch verlangt wurde, geäußert haben, sei das Ziel seiner fünfzigjährigen Wirksamkeit gewesen. So wie sein längeres Verharren in seinem Amte dem Staate und dem Kaiserhause Gefahr bringe, verstehe sich sein Ausscheiden von selbst. — Diese Haltung im Augenblicke eines urplötzlich hereinbrechenden Unglücks, welches er selbst so wenig, wie seine Gegner am Morgen des nämlichen Tages ahnen konnte, gereicht ihm nur zur größten Ehre. Die Rolle, die er in der Weltgeschichte gespielt, hat ihm nicht sein Wille, sondern die Macht der Ereignisse angewiesen. Die Zeit, wo dieß allgemein anerkannt werden wird, ist unglaublich nahe.

XXXVIII.

Von einzelnen Wallfahrtsörtern in Frankreich.

IV.

Das Fest des heiligen Martin von Tours und seine Kirche.

Noch sind nicht sechszig Jahre verflossen, seit Frankreich an jedem eilften November eines seiner größten und volksthümlichsten Feste feierte, dessen Ursprung fast vierzehn Jahrhunderte hinaufreicht. Alljährlich begrüßte die gesammte Nation den Martinstag durch lauten Jubel, und er diente auch für den geselligen Verkehr, für Handel und Gewerbe als feste Regel und Zeitabschnitt. Schwer dürfte es halten, irgend einen Ort der katholischen Christenheit zu nennen, der nicht seine, diesem Heiligen gewidmete Kirche, oder doch wenigstens eine Martinskapelle, einen Martinsaltar besäße; denn das Volk vergißt die Seinen nicht, und in der That ist dieser Heilige der eigentliche Schutzpatron der großen Masse, wozu ihn die Milde und der barmherzige Sinn eines ganzen, der leidenden Menschheit gewidmeten Lebens berufen und auserkohren hatte. Aber vor Allen wurde sein Fest in der Stadt Tours mit großem Pomp gefeiert; und ganz Frankreich, ja ein bedeutender Theil von Europa sandte jedesmal zahllose Pilgerschaaren an die Schwelle seines Grabmals, oder in das dicht nahebei gelegene Kloster Marmoutier. Man strömte der St. Martinskathedrale von

Tours zu, und in die Martinische Felseinsamkeit der französischen Thebais am Loirestrande.

Leider haben die heftigen Stürme kirchlicher und politischer Umwälzung auch diesen Ruhm entführt. Schon während des sechszehnten Jahrhunderts wurde das Grab des Heiligen freventlich entweiht, zertrümmert und seiner Reliquien beraubt, die man zu Asche verbrannte. Die Basilika von Tours sowohl, als die erlauchte Abtei von Marmoutier vermochten dem zelotischen Vandalismus der Hugenotten nicht zu widerstehen; und das ehemals in dieser Gegend so glänzend begangene Fest lebt gegenwärtig mehr in der Rückerinnerung des Volkes, als in dem Cultus der Kirche fort. Es sei uns demnach gestattet, eine bei dieser frommen Feier abgesungene Hymne hier einzuschalten, und dem Rituale von Tours diese Poesie zu entnehmen, welche unstreitig Erz und Marmor überdauern wird.

Hymne zu Ehren des heiligen Martin.

Juble, Sion, bei der Gedächtnißfeier des Tages, wo Martin den Aposteln ähnlich und Besieger der Welt, unter den Himmelsbewohnern die Krone empfängt!

Martin, arm und demüthig, ein kluger Diener, treuer Haushälter und reich für den Himmel, ist in die Stadt der Engel emporgetragen.

Martin gibt, schon als Catechumene, sein Gewand einem entblößten Armen, und in der folgenden Nacht erscheint ihm der Herr in diesem Kleide.

Martin, den Kriegerruhm verschmähend, rüstet sich, nachdem er die Gnade der Taufe empfangen, den Feinden ohne Waffen Trotz zu bieten.

Während Martin das heilige Opfer darbringt, glüht er innerlich von göttlicher Liebe und gleichzeitig erscheint über seinem Haupte eine Feuerkugel.

Dieser Martin ist es, welcher die Himmelspforten aufschließt, welcher über Land und Meer gebietet, Krankheiten heilt und Ungethüme zu Boden wirft: ein wahrhaft erlauchter Mann!

Er ist es, der den Tod nicht scheut, der keine Arbeit des Lebens verweigert, und der sich auf solche Weise gänzlich in den göttlichen Willen ergibt.

Dieser Mann ist es, der Niemanden Schaden zufügte, der Allen nützlich gewesen war, der sich der Dreifaltigkeit angenehm zu machen wußte.

Martins Tod wurde dem heiligen Severin durch eine Vision verkündigt, worin er die melodischen Gesänge der himmlischen Heerschaaren vernommen.

Martin, dessen Leben Sulpicius Severus beschrieben hat, dessen Leichenbegängniß Ambrosius durch wunderbare Anwesenheit ehrte, tritt in den Himmel ein, den ihm ein fleckenloses Gewissen öffnet.

O Martin, erlauchter Seelenhirt, Krieger der himmlischen Schaar, vertheidige uns gegen die Wuth des verschlingenden Wolfes!

O Martin, thue auch jetzt, was du zu thun gewohnt bist; bringe Gott Deine Verwendung für uns dar; sei Deiner Kinder eingedenk, und verlasse sie zu keiner Zeit! Amen. *)

---

*) Gaude, Sion, quae diem recolis,
Qua Martinus compar apostolis
Mundum vincens, junctus coelicolis
Coronatur!
Hic Martinus pauper et modicus,
Servus prudens, fidelis villicus,
Coelo dives, civis angelicus
Sublimatur.
Hic Martinus jam cathecumenus
Nudum vestit; et, nocte protinus
Insequenti, hac veste Dominus
Est indutus.
Hic Martinus, spernens militiam,
Inimicis inermis obviam
Ire parat, baptismi gratiam:
Assecutus.
Hic Martinus, dum offert hostiam,
Intus ardet per Dei gratiam:
Supersedens apparet etiam
Globus ignis.
Hic Martinus, qui coelum reserat,
Mari praeest et terris imperat,
Morbos sanat et monstra superat,
Vir insignis!

Was in diesen alten Reimzeilen enthalten ist, hat der Dichter theils der Geschichte, theils der Legende entnommen. Schöpfen wir selbst aus den Quellenschriften, so belehren sie uns über das Leben des Heiligen und über den Beweggrund der Wallfahrten zu seiner Grabstätte in folgender Weise:

St. Martin wurde im Jahre 316 zu Sabaria, dem heutigen Stein am Anger in Ungarn, von heidnischen Eltern geboren, jedoch in Pavia erzogen, wo sein Vater als römischer Tribun in Garnison stand. Kaum zehn Jahre alt, fühlte er sich unwiderstehlich zum Christenthum hingezogen und blieb ihm treu, obwohl er gezwungen war, selbst das Kriegshandwerk zu ergreifen.

Die spätere Volksthümlichkeit des Heiligen läßt sich aus seiner Vorliebe für alle Bedrängten, aus seiner Anspruchlosigkeit,

---

Hic Martinus nec mori metuit
Nec vivendi laborem respuit:
Sicque Dei se totum tribuit
Voluntati.
Hic Martinus, qui nulli nocuit,
Hic Martinus, qui cunctis profuit,
Hic Martinus qui trinae placuit
Majestati.
Hic Martinus, cujus est obitus
Severino per visum cognitus,
Dum coelestis canit exercitus
Dulce melos.
Hic Martinus, cujus Sulpitius
Vitam scripsit, adstat Ambrosius
Sepultura; nil sibi conscius
Intrat coelos.
O Martine, pastor egregie,
O coelestis consors militiae,
Nos a lupi defendas rabie
Saevientis!
O Martine, fac nunc quod gesseras;
Deo preces pro nobis offeras;
Esto memor, quam nunquam deseras,
Tuae gentis!
Amen.

Güte und Sanftmuth erklären; Eigenschaften, die jedoch keineswegs große Beharrlichkeit im Bekämpfen aller Ueberreste des heidnischen Cultus ausschlossen. So schnell als die Umstände es gestatteten, verließ er die Kriegerlaufbahn und wandte sich nach Poitiers, wo St. Hilaire bereits Aufsehen erregte und für den erlauchtesten Bischof des damaligen Galliens gehalten wurde. Martin erhielt 355 die erste Priesterweihe, jede anderweitige Beförderung aus demüthiger Bescheidenheit ablehnend. Zwei Stunden von Poitiers entfernt, führte er das, späterhin durch Sarazenen zerstörte Kloster Ligugé auf, wo er anfangs mit wenigen Genossen einsiedlerisch lebte, vom Volke so sehr gefeiert, daß man ihn nach dem erfolgten Tode des heil. Lidoire, Bischofs von Tours, im Jahre 371 als dessen Nachfolger erwählte, obwohl nicht ohne eine Art List anzuwenden, um St. Martins Weigerung zu überwinden; bei welcher Gelegenheit er, wie die Sage behauptet, in seinem Versteck durch schnatternde Gänse verrathen wurde, die seit dieser Zeit jeden Martinstag zum Festschmause geschlachtet werden, um sie für solchen Verrath büßen zu lassen. Martin war zu fromm, zu gewissenhaft und zu bescheiden, um nicht vor der Verantwortlichkeit, die auf dem Bischofsamte lastet, zurückzuschrecken, und er weigerte sich daher eben so ernstlich und eben so lange vor dessen Annahme, wie es St. Ambrosius in gleichem Falle gethan hatte.

Von diesem Augenblicke an beschäftigte er sich unermüdet mit dem Studium der Theologie und den Pflichten seines Berufes. Einen Theil der Nacht hindurch las er die heiligen Schriften und die Kirchenväter, und überließ sich seinen Meditationen; den Tag über gehörte er fast ausschließlich dem Volke an, da er nicht allein Apostel, sondern auch Lehrer, Tröster und Friedensrichter war, Beichte hörte, Messe las, dem Hochamte und der Vesper beiwohnte, und an Sonn- und Feiertagen zu wiederholtemmale predigte. Den größten Theil seines Einkommens verwendete er zu Almosen, für den persönlichen Bedarf nur das durchaus Unentbehrliche in Anspruch nehmend.

In der That gehörte Martin zu den Zierden seiner Zeit, d. h. jenes vierten Jahrhunderts, das auch in kirchengeschichtlicher Beziehung merkwürdig bleibt, und zwar nicht allein seiner Kirchenredner und erlauchter Apostel wegen, sondern weil damals der

eigentliche Grundstein jenes Papstthums gelegt wurde, welches die Völker der gesammten Christenheit zwölf Jahrhunderte hindurch leitete. Der wahrhaft christliche Unterricht beginnt mit diesem Zeitabschnitte, wo ein Athanasius, ein Synesius, Chrysostomus, Paulin, Ambrosius und Augustin auftraten, die von Gott gleichzeitig berufen zu seyn schienen, um nach allen Seiten hin die ersten, durch das Zeugniß der Märtirer bestätigten Arbeiten der Apostel zu verkünden und zu erläutern. — Um von Frankreich zunächst zu sprechen, so zeichnete sich in jenen Tagen, nächst St. Martin von Tours, gleichfalls St. Victor von Marseille aus, dann St. Hilaire von Poitiers, St. Simplicius von Autun, St. Ferreol von Vienne in der Dauphiné, St. Liborius von Mans und so viele Andere mehr, ob zwar nicht Alle gleiche Berühmtheit erhielten.

Martin, der eifrige Jünger Christi, lebte noch sechsundzwanzig Jahre als Bischof, und starb den 11. November 397 *), d. h. sieben Monate nach dem Abscheiden des heil. Ambrosius von Mailand, im zweiten Regierungsjahre der Kaiser Cäsarius und Atticus.

---

*) Anderen Berichten zufolge fand sein Tod den 11. November 400 statt.

(Fortsetzung folgt.)

XXXIX.

Ein Gutachten aus dem Jahre 1830 über die Julirevolution und ihren Verlauf.

In einem heute längst vergessenen Buche (Die französische Revolution von 1830. Historisch und staatsrechtlich beleuchtet. Berlin 1831.) ist Seite 308 der Julirevolution folgendes Prognostikon gestellt.

„Zwei Parteien sind es gewesen, welche den Sieg über die Herrschaft des älteren Zweiges der Bourbonen davon getragen haben. Die eine derselben bestand aus dem von den Ideen des Liberalismus durchdrungenen Mittelstande und kann, im Verhältnisse zu der andern, füglich eine gemäßigte genannt werden. Ihren leitenden Ideen nach, dem alten Königthume und der Aristokratie der großen Grundbesitzer Feind, verfocht sie die Ansprüche der Aristokratie des Geldes und des beweglichen Vermögens, und steuerte auf die Herrschaft der doctrinellen Finanziers, der Industriellen und der Eigenthümer von mittlerem Vermögen hin.“

„Der überwiegende Einfluß dieser Partei fing mit der Erlassung des Wahlgesetzes von 1817 an. Hierdurch erhielt der liberale Mittelstand nach und nach eine Mehrheit der Stimmen bei den Wahlen der Deputirtenkammer, welcher die Regierung nur durch bedenkliche Mittel entgegenwirken konnte. Als er endlich wirklich die entscheidende Majorität in der Deputirtenkammer besaß, steigerte er seine Ansprüche bis zu dem

Versuche, auch die Minister zu ernennen, und dadurch die Leitung der Administration in seine Hände zu bekommen. Die Regierung aber fand sich seit den Ministerien Decazes und Lainée mit dieser Partei in einem bedenklichen Kampfe verwickelt. Sie suchte ihr den Sieg durch eine Reihe halber Maßregeln streitig zu machen, ohne die Wurzel des Uebels, das Wahlgesetz von 1817, zu zerstören, und das Recht der Deputirtenwahl für immer den Händen der großen Grundbesitzer anzuvertrauen. Daß ihr dieses zu einer Zeit, wo sie die Entschädigung der Emigranten, das Sacrilegiengesetz und den Krieg gegen Spanien durchzusetzen im Stande war, vollkommen gelungen wäre, kann wohl schwerlich einem Zweifel unterworfen seyn. Statt dessen ließ sie sich aus einer nachtheiligen Position in die andere treiben, und endete zuletzt, auf's Aeußerste gebracht, mit den unglücklichen Ordonnanzen vom 25. Juli."

„Aber jene gemäßigte, liberale Faction der Geldreichen zählte bei jenem Kampfe gegen die Regierung nicht auf ihre eigenen Kräfte; und dieß mit großem Rechte, denn die eigentliche Energie der Revolution geht ihr ab, weil ihr höchstes Streben auf friedlichen Genuß gerichtet ist. So rief sie also eine andere Gesinnung zu Hülfe und verbrüderte sich mit der Partei derjenigen, welche, tiefer eingedrungen in den Geist der Revolution, mit größerer oder geringerer Consequenz demokratisch-republikanische Institutionen für Frankreich in Anspruch nahmen."

„Mit Hülfe dieser Partei, welche die Kraft der Energie der Revolution in sich beschließt, hat sie ihren Zweck erreicht, die Dynastie vom Throne gestoßen und mit ihr die Ansprüche der ältern Aristokratie vernichtet."

„Aber im Momente des Sieges geschah das, was unvermeidlich geschehen mußte; beide Factionen zerfielen untereinander, und die innere Geschichte Frankreichs seit jenem Momente besteht in der Geschichte des Kampfes zwischen der Partei des Widerstandes, die den herabrollenden Wa-

gen der Revolution anhalten will, und der Partei der Bewegung, welche auch die letzten Consequenzen aus dem einmal angenommenen Principe nicht scheut. Die letztere hat unstreitig den Vortheil der ganzen und vollen Consequenz und der physischen Uebermacht der großen Volksmasse vor ihren Gegnern voraus. Mit Recht kann sie diesen vorhalten: Ihr habt die Revolution gewollt, ihr habt die Keime des souverainen Volkswillens aus den Herzen hervorgelockt und zur Blüthe entfaltet, weigert Euch jetzt nicht, die Frucht zu brechen, die Euch vielleicht bitter schmecken mag, welche aber durch Eure Pflege gereift ist; Ihr habt uns zum Kampf gegen das legitime Königthum und gegen die Aristokratie aufgerufen, und es ist Euch gelungen, den historischen Adel Frankreichs, die Ansprüche, welche die Ehre des königlichen Dienstes, die Geburt und der große Landbesitz gewährten, zu vernichten; glaubt ihr jetzt, daß wir gekämpft haben, damit die Financiers, die doctrinären Banquiers, die reichen Industriellen in der Fülle der Macht friedlich schwelgen sollen? Ihr habt den Thron eines Bürgerkönigs aufgerichtet; wir verlangen jetzt auch die republikanischen Institutionen, von denen er umgeben seyn sollte! — Wir nennen Jeden einen Aristokraten, der da verzehrt, was er nicht durch seine Industrie oder seiner Hände Arbeit verdient; — in unsern Augen hat der Banquier, der ein mit Staatspapieren gefülltes Portefeuille bei sich hat, und von den Zinsen derselben lebt, an denen auch der Schweiß Derer klebt, die sie aufbringen müssen, — kein größeres Recht, als der Feudalherr, der seine Scholle Landes von seinen Vätern ererbt hat. Hat dieser sein Recht in den Abgrund des allgemeinen Besten werfen müssen, so weigert auch Ihr Euch nicht, das Eurige zu thun, damit endlich die goldene Morgenröthe der allgemeinen Gleichheit erscheine, und das freie Volk auch nicht mehr Eure Ketten trage. — Also weg mit dem Census, der zur Wahl der Deputirten berechtigt, und jeder aktive Staatsbürger habe durch die freie Berechtigung zur Wahl seiner Repräsentanten den ihm gebührenden Antheil an der höchsten

Gewalt! Dann wird wahrhaft die Mehrheit herrschen, und nicht mehr eine kleine Zahl von 80,000 Wählern, um elender Pfennige willen, die sie bezahlen, 32 Millionen ihres Gleichen bevormunden. — So lautet das Evangelium der Partei der Bewegung, welche das Wort führt im Namen der „zahlreichsten und arbeitsamsten Klasse", nämlich der Dürftigen und Armen, und hierin liegt die Signatur der Zeit, welche Frankreich als nächste Zukunft bevorsteht. Die Revolution von 1789 **kann** sich nicht mehr widerholen, sie war ein Kampf gegen die **Feudalmonarchie**, und diese ist mit Haupt und Gliedern gestürzt. Jetzt aber beginnt als zweiter Akt der Kampf der Armen gegen die Geldreichen. Die mittleren Klassen haben einen vollen Sieg über die Aristokratie des Ranges und der Geburt erfochten. Jetzt sind sie als aristocratie bourgeoise in deren Stellen getreten, und zwischen ihnen und den Verfechtern der Gleichheit und der consequenten Demokratie, welche die Masse der Unbegüterten für sich hat, beginnt nun ein neuer und heftiger Kampf auf Leben und Tod *). Dieser kann in

*) „Am consequentesten wird die Ansicht der Partei der Bewegung von der in Paris neu entstandenen religiös-politischen Secte des St. **Simon** ausgesprochen. Der religiöse Theil dieser Lehre gehört nicht in den Kreis unserer Untersuchung; in politischer Hinsicht arbeitet diese Schule aber dahin, nachdem alle übrigen Unterschiede der menschlichen Gesellschaft gefallen, auch den drückendsten und am schwersten zu rechtfertigenden, den des **erblichen Eigenthums** aufzuheben. Sie will nicht sowohl eine allgemeine **Gütergleichheit**, sondern eine Vertheilung des Ertrags der Erde nach dem Fleiße, der Industrie und der Fähigkeit eines Jeden, und unbedingte Abschaffung des Erbrechts, als einer vernunftwidrigen Institution. Chacun selon sa capacité, chaque capacité selon ses oeuvres! ist ihr Wahlspruch. — Wird einmal die Volkssouveränität als Basis angenommen, so ist gegen die Consequenz dieser Lehre schwerlich etwas einzuwenden; durch bloßen Spott wird sie nicht widerlegt, und ihre nothwendigen Wirkungen werden um so furchtbarer seyn, als diese Botschaft vorzugsweise den Armen gepredigt wird."

zweierlei Formen geführt werden. Entweder schlägt die dermalige Opposition den langsamen Weg des Belagerungskrieges ein, der fünfzehn Jahre hindurch gegen die Restauration geführt wurde; d. h. sie erschüttert die jetzige Regierung durch die täglichen und unausgesetzten Angriffe der Presse, macht sie unpopulär und verhaßt, sucht durch List und Gewalt Wahlgesetze zu erlangen, die ihr den überwiegenden Einfluß in der Deputirtenkammer sichern, bearbeitet durch Schmeichelei und Schrecken die Wähler, und macht — um es mit einem Worte zu sagen — auch dieser Regierung ihre Existenz unmöglich. Oder die Opposition versucht, im günstigen Momente, durch den kühnern und gefahrvollern Handstreich einer Insurrection die republikanischen Institutionen zu erobern, welche sie wünscht und die ihr versprochen sind. — Ob sie den Sieg davon tragen werden, — ist nicht unseres Berufs, hier auszusprechen, da diese Frage ein zukünftiges Factum betrifft. Aber wenn wir die Vergangenheit befragen, so hat bis jetzt noch immer in Frankreich jede consequente Revolutionspartei über die minderconsequente allerdings den Sieg davon getragen, und wenn die geldreiche doctrinäre Partei, die furchtsam zwischendurchschlüpfend die Vortheile der ruhigen legitimen Herrschaft mit den Früchten der zu ihren Gunsten ausschlagenden Revolution vereinigen will, — den endlichen Sieg behielte, so wäre dieß das erste Beispiel in der Geschichte der Revolutionen, in denen, wie überall, der erste Schritt der menschlichen Willkühr angehört, die folgenden aber, den finstern Mächten verfallen, durch eine eiserne Nothwendigkeit geboten werden. Und kraft dieser Nothwendigkeit befindet sich Ludwig Philipp schon am Schluße des Jahres 1830 im folgenden Cirkel eingeschlossen. Entweder er schließt sich an die Partei des Widerstandes an; dann zerstört er die Leiter, auf welcher er zu seinem jetzigen Posten emporgestiegen ist, verfeindet sich mit der Revolution, die ihn geboren hat, und wird, indem er diese bekämpft, in die gefahrvolle Lage Karl's X. gedrängt, nur mit dem Unterschiede, daß er alsdann nicht, wie jener, die Partei der

Royalisten, sondern eine unpopuläre Kammer für sich hat. Oder er stellt sich, zeitig gewarnt, an die Spitze der Vorwärtsstrebenden; dann hat er die Deputirtenkammer wider sich, welche den gemäßigten, dem Strome der Revolution widerstrebenden Liberalismus vollkommen repräsentirt. Ohne Deputirtenkammer ist seine Regierung unmöglich. Er muß also dann jene auflösen und eine neue wählen lassen. Aber dasselbe Wahlgesetz liefert im Ganzen dieselbe Kammer, die Furcht der geldreichen Wähler vielleicht eine noch furchtsamere und den Fortschritten der Revolution noch mehr abgeneigte. So muß also ein im Sinne des Radikalismus gefaßtes Wahlgesetz durch die Kammer gebracht werden; dieses ist bei der eben angegebenen Gesinnung derselben unmöglich. Und somit steht also Ludwig Philipp an demselben Problem, dessen Lösung Karl X. so verderblich wurde. Er muß eine (radikale) Kammer durch Ordonanzen zusammenrufen, und schon haben ihm die Journale der Bewegung den Rath gegeben, die Wahlen nach dem Gesetze von 1791 veranstalten zu lassen, mithin dasselbe, was Karl X. gethan hat, freilich in umgekehrter Tendenz, zu versuchen."

„Jener Kampf der beiden Parteien des Widerstandes und der Bewegung *), welcher als nothwendige Bedingung die Fortdauer der Repräsentativregierung voraussetzt, kann aber durch zwei verschiedene Ereignisse unterbrochen werden. Napoleons Beispiel kann möglicherweise eine imperialistische Restauration von Seiten irgend eines jetzigen oder künftigen Feldherrn hervorrufen. Ein solcher könnte hoffen, in einem allgemeinen Continentalkriege Napoleons Regierungsweise im Innern Frankreichs wieder herzustellen, und durch die absolute Gewalt des Schwertes den Knoten des Parteikampfes zu lösen. — In der That liefert Südamerika das Beispiel mehrerer solcher, aber verunglückter Nachahmungen und Versuche; aber

*) „Man kann sie füglich durch die Benennung der Liberalen und die Radikalen unterscheiden."

mit Recht hat man daran erinnert, daß jedes Jahrtausend nur einen Napoleon habe, daß zu einem Versuche jener Art Cäsar und sein Glück gehöre, und daß ein solches Unternehmen, sobald es von einer untergeordnetern Natur ausginge, Reaktionen, und somit in jedem Falle zuletzt die Anarchie herbeiführen würde."

„Ein anderes Ereigniß, welches den ordentlichen Entwickelungsgang der Begebenheiten in Frankreich unterbrechen könnte, wäre eine Trennung der Provinzen von der Suprematie der Bevölkerung der Hauptstadt. Wir wagen nicht, zu entscheiden, ob und in wie fern eine solche wahrscheinlich sey, sobald die Begebenheiten in Paris sich weiter entwickeln; — aber gewiß ist es, daß in manchen Provinzen die Neigung für das alte Königshaus, in andern die Ideen der Revolution sehr bestimmt vorherrschen, und daß es ohne die Schreckensregierung der ersten Revolution schon damals schwer gefallen wäre, beide widerstrebende Richtungen zusammenzuhalten."

Man sieht, der Verfasser jener Schrift, dem Vernehmen nach späterhin Gründer und Redacteur des Berliner Wochenblattes, hatte die Thatsachen richtig vorausgesehen, und nur in Betreff der muthmaßlichen Dauer dieses ganzen Processes nicht auf achtzehn Jahre gerechnet. Daß die Thorheiten und Verbrechen der Menschen ihre Strafe empfangen müssen, läßt sich mit Gewißheit voraussagen, aber Zeit und Stunde der Vollstreckung hat sich Gott der Herr allein vorbehalten.

XL.

Ein neues Buch und ein Blick in die neue Zeit und ihre Zukunft.

Zweiter Artikel.

Der Blick in die Zukunft.

(Fortsetzung.)

Kehren wir einen Augenblick zu dem Buche zurück, von welchem wir ausgegangen sind. Da es erwiesener Maßen nicht das Erzeugniß eines methodischen Wahnsinns ist, was kann es anders seyn, als eine Inspiration des Lügengeistes? Wenn aber Hr. Daumer, der Herausgeber des „wahren Christenthums von A. Jais", dabei noch von einer redlichen, wahrheitsliebenden Forschung spricht; wenn er seinen Gegner ein aller Wahrhaftigkeit, Redlichkeit und Gewissenhaftigkeit entbehrendes Subject nennt, welches auf einen Platz unter ehrlichen, unbescholtenen Leuten keinen Anspruch habe; wenn er in seinen neuesten Entgegnungen sich einer furcht- und rücksichtslosen Redlichkeit und Wahrhaftigkeit rühmt, die gewiß einst noch hinreichende und gerechte Anerkennung finden werde: dann ist es der Geist der Lüge, der seinen Triumphzug hält, und nach völliger Besiegung aller Scham und Scheu zum Hohne sich mit dem Gewande der gemordeten Wahrheit bekleidet. Vergebens wird

man sich bemühen, die Sache anders zu erklären. Doch dieß haben wir in unserem ersten Artikel genügend besprochen; wir wollen hier, statt alles Weiteren, eine neue, literar-historische Specialität beibringen, welche mehr als alle allgemeinen Betrachtungen das Getriebe der Partei beleuchten wird.

Bald, nachdem das Daumer'sche Buch ausgegeben war, erschien ein neuer Band von dem Sammelwerke, welches unter dem Titel: „Das Kloster von J. Scheible“, die Sitten und Gebräuche der mittelalterlichen Vorzeit, mit besonderer Beziehung auf die religiösen Elemente darstellen will, und theils alte, seltene Schriften wieder abdruckt, theils neue in dieses Fach einschlägige Abhandlungen aufnimmt. Der siebente Band desselben führt den besondern Titel: „Der Festkalender, enthaltend die Sinndeute der Monatszeichen, Entstehungs- und Umbildungsgeschichte von Naturfesten in Kirchenfeste, Charakteristik der Blutzeugen, Kalenderheiligen u. s. w. Von Fr. Nork.“ Der Verfasser bestrebt sich darin, das Christenthum als einen verkappten Phallusdienst darzuthun, und indem er mit einer Rohheit und Verworfenheit, wie sie bisher auf literarischem Gebiete noch nicht vorgekommen war, Glaubenslehre, Cultus und Thatsächliches in einem unfläthigen Sinne sinndeutet oder vielmehr sinntödtet, schleppt er das Heiligste und Ehrwürdigste der christlichen Religion in dem Kothe der gemeinsten und ekelhaftesten Obscönität herum. Es setzt uns dieß ganz und gar nicht in Verwunderung: wir finden es vielmehr ganz naturgemäß, daß auf das Buch eines Hrn. Daumer unmittelbar das Buch eines Hrn. Nork folgte; wir sehen darin nur die Bewährung unserer Theorie von dem dreifachen Charakter des Antichristianismus. Solche Sodomsäpfel muß der Baum des Gegensatzes wider das Christenthum hervorbringen. Die Merkwürdigkeit aber, auf die wir unsere Leser eigentlich aufmerksam machen wollen, liegt in Folgendem: Hr. Nork gedenkt im Eingange seiner Abhandlung rühmend und preisend des daumer'schen Buches, er citirt wörtlich die Schlußworte desselben, daß die christliche Religion untergehen müsse, weil sie eine böse, ver-

derbliche sei, daß die wahre, gute, heilbringende Art von Religion in dem Glauben an die Natur, als eine im Weltall waltende göttliche Macht und Wesenheit, und in der Hingebung an sie als eine solche bestehe. Er belobt Hrn. Daumer, daß er sehr wohl gethan habe, mit dieser öffentlichen Erklärung seiner Art von Gottesbewußtseyn zu schließen, da die Feinde der Vernunft, welche so gern Unsinn mit dem mystisch klingenden: Uebersinnlich umzutaufen trachten, Jeden, der nicht zu ihnen hält, einen Gottesläugner schimpfen, und die Naturverehrung, welcher sich der sinnlich erschaffene Mensch gar nicht entziehen kann, für Sünde halten. Man müßte nach diesem Eingange erwarten, daß er, wie Hr. Daumer, das Christenthum deßhalb verwerfen werde, weil es eine falsche Uebersinnlichkeit und einen finstern, fanatischen, bis zum Mord und Menschenopfer getriebenen Spiritualismus lehre: allein gerade das Gegentheil: im geradesten Widerspruche mit sich selbst ist er im Verlaufe des Buches vielmehr damit beschäftigt, den Ursprung, das Wesen und die esoterische Seite des Christenthums in einen sinnlichen Naturdienst zu setzen. Herr Daumer macht dem Christenthum nirgends einen ähnlichen Vorwurf; vielmehr weist er jede Deutung dieser Art auf das Entschiedenste ab. Indem er von den Mysterien des Christenthums spricht, auf welche der heilige Petrus in seinem ersten Briefe anspiele, sagt er: „Es ist nun die Frage, von welcher Art wohl die hier angedeuteten und zugestandenen Mysterien gewesen. Geschlechtlich unsittlicher Art können sie nicht wohl gewesen seyn; denn solcher Unsittlichkeit wird, wie im neuen Testamente überhaupt, so besonders in diesen Briefen, zu eifrig und entschieden entgegentreten." Die Ansicht des Hrn. Daumer und jene des Hrn. Nork schließen sich also wechselseitig aus; die eine kann neben der andern nicht bestehen; sie kommen nur in dem Ziel und Ende, in dem praktischen Bestreben, das Christenthum verhaßt und verächtlich zu machen, miteinander überein: und dieß ist genug zu einem freundlichen und brüderlichen Bunde. Wenn es Jemanden nicht einleuchten

will, daß das Christenthum eigentlich ein Phallusdienst sei, so wird er vielleicht die Hypothese des Molochdienstes annehmbarer finden, und umgekehrt; und wenn er sich nur überzeugt, daß das Christenthum eine Religion sei, die man vom Erdboden vertilgen muß, so kömmt es nicht darauf an, ob er durch Hrn. Nork oder durch Hrn. Daumer bekehrt wurde. Kann sich der Geist der Lüge und des Truges glänzender manifestiren? So treiben diese literarischen Sykophanten ihr Spiel mit dem deutschen Publikum. Sie wissen, daß sie bei diesem Spiel selbst nichts auf's Spiel setzen; sie kennen den Zustand der deutschen Presse, die öffentliche Meinung und die Macht ihrer Partei.

Dieser dreifache Charakter wird auch in den Cultus der neuen Religion übergehen, und je mehr sich allmählig die dogmatische Seite derselben ausbilden, je entschiedener sie sich zum Dualismus und Satanismus gestalten, je unverhüllter sie die Anbetung des Satans verkündigen wird: um so mehr werden sich Unzucht, Mord und Trug zu religiösen Acten erheben. Das Rituelle aber bei diesem Cultus wird hauptsächlich in derselben blasphemischen Verspottung und Mißhandlung des christlichen Gottesdienstes bestehen, welche die in Magie und dämonische Mystik versunkenen, antichristlichen Secten des Mittelalters zu üben pflegten. Anfänglich werden die Anhänger der neuen Religion „die rohen Formen der Feindseligkeit" vielleicht noch vermeiden: allein im weiteren Verlaufe der Entwickelung werden dieselben ohne Zweifel wieder erscheinen, und zwar crasser als jemals. Und wenn Jemand meinen sollte, diese Behauptung sei allzu gewagt, und klinge für unser humanes Jahrhundert fast fabelhaft, so sind wir glücklicherweise in der Verfassung, ihm Daten aus ganz frischer Vergangenheit vorzulegen. Der brittische Dichter, dessen wir bereits gedacht haben, der Minstrel und Panegyrist des großen Lucifer, war zu sehr durchdrungen und begeistert von den Ideen, die er poetisch zu verherrlichen suchte, als daß er sie nicht auch in sein praktisches Leben hätte einführen sollen. Wie in England all-

gemein bekannt und in mehreren Schriften gedruckt zu lesen ist, feierte Byron öfters in Newstrad-Abtei schamlose, nächtliche Orgien, wobei er als Abt den Vorsitz führte, die Mitglieder in Mönchskutten gekleidet, den Rosenkranz an der Seite, erschienen, und das Abendmahl in vergoldeten, menschlichen Hirnschädeln ausgetheilt wurde. Auch trug er Amulete und magische Zeichen an seinem Leibe. Dieß geschah in unserem gegenwärtig laufenden Jahrhunderte vor ohngefähr dreißig Jahren. Ein so glänzender Vorgang konnte in unserem bescheidenen Deutschland, welches sich so gerne das Vorzügliche des Auslandes aneignet, nicht unbeachtet bleiben. Wir erinnern uns, vor nicht sehr langer Zeit in einem belletristischen Blatte einen Aufsatz gelesen zu haben, worin von einem zu Dresden bestandenen Benedictiner-Club Kunde gegeben wird. Der Verfasser war selbst Mitglied dieses harmlos fröhlichen Vereines, und berichtet mit der liebenswürdigen Offenheit von den Gebräuchen desselben. Der Vorsitzende führte gleichfalls den Titel: Abt, und entließ am Ende des Gelages seine Untergebenen mit dem Ite missa est. Da wir diese Notiz nur einem Zufalle verdanken, so dünkt es uns sehr wahrscheinlich, daß auch sonst noch Vereine dieser Art bestanden haben, oder noch bestehen mögen. Bei den jüngsten Vorfällen in der Schweiz sind ähnliche Cultusacte, wenigstens sporadisch, von den Radikalen geübt worden.

Es gehört zum Wesen aller Religion, ihren Bekennern eine jenseitige und dießseitige Seligkeit zu verheißen. Das Christenthum, die allein wahre Religion, von welcher jede andere, auf das natürliche religiöse Gefühl, auf eine ursprüngliche Tradition oder auf positive Vorlagen gestützt, Vorbild oder Zerrbild, Ahnung oder Entartung, Nachahmung oder Gegensatz ist: das Christenthum verheißt den Gläubigen nicht nur eine ewige, unaussprechliche Seligkeit nach glücklich vollendetem Kampfe dieses Lebens; es verheißt ihnen schon hier auf Erden Frieden und Freude im Geiste, und allen jenen Trost, welcher mit dem Stande einer Prüfung vereinbar ist und das mensch-

liche Herz wahrhaft zu befriedigen vermag. Es predigt zwar das Kreuz, die Selbstverläugnung, den beständigen Kampf: aber es zeigt uns auch einen Gottmenschen, der selbst in Allem, mit Ausnahme der Sünde, geprüft und erfahren, das Kreuz uns voranträgt; es zeigt uns — um nicht mit den Worten irgend eines Kirchenvaters, sondern mit Heinrich Heine in Paris zu sprechen — den gekreuzigten Christus, den Heiland mit der Dornenkrone, dessen Blut der lindernde Balsam ist, der in die Wunden der Menschheit hinabrinnt. Es lehrt uns das Geheimniß der Liebe, die uns das Joch süß und die Bürde leicht macht, die den Schmerz überwindet und selbst über die Schrecken des Todes triumphirt. Die neue Religion, obschon das strengste Widerspiel des Christenthums, aber dennoch die religiöse Form bewahrend, wird es an Seligkeitsverheißungen für hier und dort nicht ermangeln lassen. Und wenn wir das schon vorhandene Materiale in Augenschein nehmen, und nochmals zu den Franzosen hinüberblicken, so treten uns da die allerwunderlichsten Dinge entgegen.

Vor Allem ist es Fourier, der mit der ganzen Naivität eines antichristlichen Autodidakten das goldene Zeitalter beschreibt, das sich auf dem Höhepunkte der socialen Harmonie entwickeln wird. Man glaubt ein Märchen aus Tausend und Einer Nacht vor sich zu haben. Der Mensch wird 7 Schuh hoch und 144 Jahre alt werden, und bis zum hundertsten Jahre zeugungsfähig seyn. Er wird dreimal so viel Speise zu sich nehmen, als er gegenwärtig zu verzehren pflegt. Fünf Mahlzeiten werden täglich gehalten, und selbst der Aermste speist von vierzig Gerichten. Auch die sichtbare Natur wird sehr wesentliche Veränderung erfahren, das Klima ein ganz anderes werden, das Eis der Pole schmelzen, der Ocean sich in einen erfrischenden, limonadeartigen Liquor verwandeln. Neue Land- und Seethiere werden auf unerhörte Weise sich für den Dienst des Menschen abrichten lassen, und ihn schneller als die seitdem erfundenen Dampfwägen und Dampfschiffe von Ort zu Ort befördern. Freilich werden diese Herrlichkei-

ten wieder ein Ende nehmen und in absteigender Gradation den Institutionen, welche bis auf den gegenwärtigen Augenblick so viel Unglück und Elend über die Menschheit gebracht haben, wieder Platz machen, bis endlich nach einem Cyclus von ungefähr 80,000 Jahren die Erde zu Grunde geht. Indessen während dieses Zeitraumes findet eine beständige Seelenwanderung Statt; die Seelen der Verstorbenen werden immer wieder auf ein Neues zur Welt geboren, und so vertheilen sich die Weltzustände von Glück und Unglück, von Harmonie und Dissonanz, von Licht und Finsterniß gleichmäßig auf den ganzen Seelencomplex, welcher die Menschheit bildet. Ueberdieß erholen sich die Seelen der Abgestorbenen, mit subtilen Leibern angethan, immer einige Zeit in unbeschreiblich raffinirten Genüßen, und mit dem endlichen Untergange des Erdballs steigen sie von einem Grade der Seligkeit zum andern in's Endlose auf. Wir sehen, der Antichristianismus Fourier's hat noch ein ganz kindliches und kindisches Aussehen, wie denn überhaupt der antichristliche Socialismus und Communismus der Franzosen größtentheils noch auf dem Deismus ruht, und mehr in einem Vacuum von Christenthum, mehr aus Unkenntniß und Entfremdung, als aus direkter und principieller Opposition entstanden ist. Cabet gestattet zwar der schöpferischen Einbildungskraft keine solche Freiheiten; jedoch gibt es auch in Ikarien, d. i. in dem nach seinen Plänen eingerichteten communistischen Musterstaate, seiner Versicherung zufolge, kein anderes Unglück, als Krankheiten und geistige Leiden.

In Deutschland ist auch in dieser Beziehung wieder Alles viel gründlicher. Da der deutsche Antichristianismus sich jetzt erst aus seiner philosophischen Verpuppung herauszuarbeiten anfängt, so hat er sich mit der Verheißung einer jenseitigen Seligkeit noch nicht befassen können. Im Gegentheil hat er das Jenseits völlig beseitigt und eben darauf die Einladung gegründet, sich den dießseitigen Genüßen ohne allen Scrupel hinzugeben. Erst wenn die neue Mystik und Religion sich als solche festgesetzt haben wird, kann das Dogma von dem ent-

zückenden Paradies des Teufels, von welchem Hr. Daumer so viel Schönes zu sagen weiß, zu seiner vollständigen Entfaltung kommen. Dagegen haben die deutschen Philosophen und Poeten sich es desto mehr angelegen seyn lassen, ein Uebermaß von dießseitiger Glückseligkeit in Aussicht zu stellen, so bald sich die Völker nur des Christenthums entledigt haben werden. Das Christenthum ist es ganz allein, das wie ein Alp auf der Brust der Menschheit kauert, ihre Kräfte gebunden hält, sie mit Schmerzen vom Scheitel bis zur Fußsohle erfüllt, und sie überdieß noch mit schweren, sinnverwirrenden Träumen ängstigt. Hat sie sich nur einmal zu dem Entschluße ermannt, dieses Ungethüm von sich abzuschleudern; dann wird aller Jammer und alles Elend sich in Jubel und Entzücken verwandeln und die Idee eines goldenen Zeitalters ihre volle Verwirklichung erhalten. Die Morgenröthe und der Frühling sind die stehenden Bilder, deren sich Poeten und Prosaisten bedienen, um die vorbereiteten Anfänge, die geistige Bewegung nämlich, die von ihnen ausgeht, würdig zu versinnlichen. Selbst Heine, der Alles in's Lächerliche Ziehende, der Meister der Ironie, der hinter jedem Pathos den Satyr hervorgucken läßt, und eben deßhalb sich so sorgfältig hütet, selbst dem Lächerlichen eine unbewehrte Seite darzubieten, hat es in diesem Punkte doch nicht vermeiden können, bis zum Komischen phantastisch zu werden; und erhebt sich hierin nur in der Form und dem Ausdruck, nicht in dem Wesen über den naiven Franzosen. Daß die Menschen nach vollbrachter Ausrottung des Christenthums sich zu seligen, von Schönheit, Anmuth und Freude strahlenden Göttern verklären werden, ist einer seiner Lieblingsgedanken, zu dem er in verschiedenen Wendungen immer wieder zurückkehrt. Er schrieb schon vor dreizehn Jahren: „Einst, wenn die Menschheit ihre völlige Gesundheit wieder erlangt, wenn der Friede zwischen Leib und Seele wieder hergestellt, und sie wieder in ursprünglicher Harmonie sich durchdringen: dann wird man den künstlichen Hader, den das Christenthum zwischen beiden gestiftet, kaum begreifen. Die glück-

licheren und schöneren Generationen, die, gezeugt durch freie Wahlumarmung, in einer Religion der Freude emporblühen, werden wehmüthig lächeln über ihre armen Vorfahren, die sich aller Genüße dieser schönen Erde trübsinnig enthielten, und, durch Abtödtung der warmen, farbigen Sinnlichkeit, fast zu kalten Gespenstern erblichen sind! Ja, ich sage es bestimmt, unsere Nachkommen werden schöner und glücklicher seyn als wir. Denn ich glaube an den Fortschritt, ich glaube, die Menschheit ist zur Glückseligkeit bestimmt, und ich hege also eine größere Meinung von der Gottheit als jene frommen Leute, die da wähnen, er habe den Menschen nur zum Leiden erschaffen."

O ihr unseligen, vom Geiste der Lüge gefangenen und geblendeten Thoren! Gott kann den mit dem Blute seines eingebornen Sohnes besiegelten Bund nicht brechen; er kann seine Verheißungen nicht unerfüllt lassen; er kann seine Gnade und seine Erbarmungen und seine leitende Vorsehung von dem menschlichen Geschlechte nicht abziehen. Aber wenn es möglich und denkbar wäre; wenn der christliche Glaube und die Anbetung des allein wahren Gottes von der Erde verschwinden und eine Zeit kommen könnte, wo nach Heine's poetischer Vision nur Greise noch von der Anbetung eines todten Menschen und von einem schauerlichen Opfermahle zu erzählen wüßten, oder nach der noch poetischeren Auffassung eines Anastasius Grün die vormalige Bedeutung eines zufällig aufgefundenen Kreuzes von den Menschen gar nicht mehr verstanden würde: dann würde ein Zustand eintreten, von dem wir uns auch nur im Allgemeinsten kaum eine Vorstellung zu machen vermögen. Selbst in den wildesten Volksstämmen in Afrika, Amerika und Oceanien wirkt noch zum Theile die rohe Naturkraft, die sie vor manchem Uebermaß bewahrt, zum Theile aber ein dunkles religiöses Gefühl, das selbst bei dem sinnlosesten Götzendienst noch ein Gegengewicht bildet. Wo aber ohne alle Gegenkräfte die systematische Erstickung des wahren religiösen Gefühles, der möglichste Gegensatz gegen Gott und

die göttlichen Gebote, die vollständige Befriedigung aller Naturtriebe zum Princip erhoben würde: da müßte der Mensch bald zu einem Mischling von Teufel und Bestie werden, an Grausamkeit und Blutdurst die Hyäne übertreffen, an scheußlichen Ausschweifungen des Geschlechtstriebes bis zur Abstumpfung und Erschöpfung aller physischen und geistigen Kräfte noch unter jede Bestie hinabsteigen. Selbst der körperliche Typus müßte sich wesentlich verändern. Bekanntlich gilt die Race in Neuholland, die sich durch dünne Beine, hängenden Bauch, großes Maul, affenartigen Ausdruck und struppiges Haar charakterisirt, für die weiteste Abweichung von dem Ebenmaße und der harmonischen Vollkommenheit der menschlichen Glieder. Die neue Race würde dieses Urbild der Häßlichkeit bald erreichen, und durch die dämonische Beimischung überschreiten. Statt ehrwürdiger Greise, hoher herrlicher Frauen und schöner göttergleicher Enkel, wie sie Heine um die Flamme des Herdes gelagert schaute, als sich ihm am Charfreitage des verflossenen Jahres die Zukunft im Geiste der Lüge eröffnete: würden gräuliche, mit faulenden Geschwüren, der Folge ihrer Ausschweifungen, bedeckte Unholde sich um die thierische Nahrung raufen, und hungerigen Wölfen gleich sich untereinander zerfleischen. Kunst und Wissenschaft, und alle politischen und socialen Formen der Civilisation, und alles das menschliche Leben Erhebende und Verschönernde, selbst die Sprache, die Trägerin der Ideen, würde allmählig untergehen, die Fortpflanzung endlich aufhören, und der verödete Erdball Grab und Grabmahl eines völlig entarteten Geschlechtes seyn.

Wir wollen jedoch nicht länger bei Unmöglichkeiten verweilen, sondern die uns nahe liegende, der Möglichkeit angehörige und aus der Wirklichkeit sich hervordrängende Frage stellen: Werden die Wünsche und Pläne der Gegner des Christenthums jemals sich erfüllen? Wird es dazu kommen, daß die neue antichristliche Religion sich förmlich constituirt? Wird sie wenigstens vorübergehend einen Triumph und die Herrschaft über das Christenthum erringen? Die gründliche Beantwortung

dieser Frage hängt von einer Vorfrage ab: So lange die jetzigen Machthaber in Europa noch irgend eine Macht besitzen, so lange die bürgerliche Ordnung noch in den bisher üblichen Formen gehandhabt wird, so lange nicht alles Bestehende umgekehrt wird: so lange haben die neuen Religionsstifter ganz gewiß keine Chancen für die praktische Ausführung ihrer Pläne. Nur wenn uns in näherer oder fernerer Zukunft eine gewaltsame und totale Umwälzung aller politischen oder socialen Verhältnisse bevorstünde, wäre die Vorbedingung einer Verwirklichung erfüllt.

Drei Fermente sind es, die sich in dem Organismus der europäischen Gesellschaft allmählig angesetzt haben, und die eine völlige Zersetzung und Auflösung in derselben herbeizuführen drohen, und die wir nach einer jetzt beliebten Ausdrucksweise als eben so viele Welt- oder Lebensfragen bezeichnen können. Die erste ist die religiöse oder Glaubensfrage. Derjenige, der sie stellt, ist derselbe Antichristianismus, mit dem wir uns bis jetzt beschäftigt haben. Er fragt: Soll die falsche, böse, verderbliche Religion, Christenthum genannt, fürderhin noch geduldet werden? Sollen Institutionen, welche in den Gegensätzen oder dem Geiste des Christenthums wurzeln, ferner noch beibehalten werden? Soll es unter was immer für Formen und Benennungen erlaubt seyn, sich als Christ zu bekennen? Die zweite ist die politische oder Staatsfrage. Der Fragesteller wird bei seinem kürzesten Namen Radikalismus gerufen. Er fragt: Soll es fürderhin noch Fürsten und aristokratische Unterschiede geben? Soll die Fülle aller Autorität und Gewalt irgend Jemanden als dem Volke zustehen? Sollen in Europa andere Staatsformen als reine Demokratien geduldet werden? Die dritte endlich ist die sociale oder Eigenthumsfrage. Der Fragende hat sich nach dem Angelpunkte seiner Wünsche selbst Communismus getauft, und katechesirt die gesammte besitzende und genießende Menschheit mit folgenden verfänglichen Fragen: Soll es künftighin noch ein Eigenthum geben? Soll fortan eine Geldaristokratie der Reichen

geduldet werden? Sollen die Güter und Genüße des Lebens ungleich vertheilt seyn? Wurzel und Stamm ist hier der Antichristianismus, der Radikalismus und Communismus sind die Sprößlinge. Der gründliche Hasser des Christenthums ist immer ein Gönner und Beschützer des Radikalen und des Communisten, weil er sehr gut weiß, daß ohne Revolution an eine Vernichtung des Christenthums nicht zu denken sei. Dagegen ist der Radikale und Communist entweder vom Antichristianismus ausgegangen und hat denselben nur auf das praktische Leben angewandt, oder er haßt das Christenthum, weil die christlichen Institutionen mit seinen Entwürfen im Widerspruche stehen. Man könnte vielleicht noch eine vierte, die financielle oder Geldfrage hieher rechnen. Der Haushalt aller größeren europäischen Staaten ist mehr oder weniger zerrüttet. Die Staatsschulden haben in steigender Progression sich zu einer colossalen Höhe aufgethürmt. Die dafür jährlich zu zahlenden Zinsen verschlingen einen sehr ansehnlichen Theil des öffentlichen Einkommens. Sie allmählig zu tilgen, ist nicht nur keine Hoffnung vorhanden, sondern im Gegentheile werden die ordentlichen Einkünfte von Jahr zu Jahr ungenügender, die Staatsbedürfnisse zu bestreiten. Auch die Besteurung kann nicht höher getrieben werden: im Gegentheile wäre eine Erleichterung zu wünschen, da der Wohlstand immer mehr abnimmt, die allgemeine Verarmung zunimmt, der Industrialismus und die Eisenbahnen die Kapitalien erschöpft haben. Es stehen also, wenn auch nicht gerade in der nächsten Zukunft, Staatsbankerotte bevor, und die Lage der Dinge ist jetzt so verändert, daß Calamitäten dieser Art wohl nicht so leicht wie ehemals sich vermeiden, sondern höchst wahrscheinlich den Anstoß zu tiefeingreifenden Erschütterungen geben werden. Da jedoch dieses Uebel und die damit verbundene Gefahr mehr materieller und accidenteller Natur ist, und wir nur die geistigen Momente und die direct wirkenden Hebel berücksichtigen können, so werden wir bei den obgenannten drei Lebensfragen stehen bleiben. Und da ferner eine ge-

große Ausdehnung des Ueberblickes unsere Betrachtungen zu weitläufig und zu complicirt machen würde, so werden wir uns, wie es bisher vorzugsweise geschehen ist, ausschließlich auf Deutschland beschränken. Deutschland ist das Herz von Europa; es ist die Heimath des Antichristianismus in seiner gründlichsten und vollkommensten Ausbildung. Sollte in Deutschland einmal ein allgemeiner Umsturz erfolgen, so würden mehr oder weniger alle europäischen Staaten und Völker, mit Ausnahme eines einzigen, in das gleiche Verderben hineingezogen werden.

Antichristianismus, Radikalismus, Communismus heißen also die drei innig miteinander verbundenen Parteien, welche den Untergang alles Bestehenden beabsichtigen; sie sind jedoch keine Parteien im Sinne des constitutionellen Staatslebens. Sie nehmen noch keinen Antheil an den öffentlichen Verhandlungen; sie stehen noch nicht auf der großen Bühne des Tags; sie sind nur Souffleure, unsichtbare Regisseure und unverantwortliche Redacteure. Auf dem Kampfplatze steht vor der Hand noch ein anderer, ganz verschiedener Kämpfer, der mit der Staatsgewalt ringt und an ihr seine Kräfte übt. Er ist auch ein Fragesteller und hat gleichfalls zwei Fragen vorgelegt: eine politische und eine religiöse. In ersterer Beziehung wird er, obgleich nur eine und dieselbe Person: Liberalismus, in der letzteren Rationalismus genannt. Was er eigentlich fragt und will, werden wir in einen möglichst schmalen Rahmen zu drängen suchen. Er hat von der Freiheit seinen Namen: aber er will nichts weniger als wahre politische und bürgerliche Freiheit, sondern vielmehr Unterdrückung alles Denkens, Wollens und Strebens, das mit dem seinigen nicht übereinstimmt, weil er immer voraussetzt, daß dasselbe grundfalsch oder erheuchelt seyn müsse. Er haßt die bestehende Gewalt, aber nicht die Gewalt in sich, sondern nur ihre Inhaber, weil er sie durch Männer seiner Wahl selbst auszuüben wünscht. Er will weder Republiken noch Umwälzungen im Sinne des Radikalismus, und noch viel weniger — da seien die

Götter vor! — ein agrarisches Gesetz und eine communistische Güterteilung: aber er buhlt mit beiden Tendenzen, weil er sich einbildet, daß er sie als taugliche und doch ihm selbst unschädliche Werkzeuge benützen könne, um die verhaßte Staatsgewalt zu untergraben. Er nennt sich einen Volksfreund und schwärmt für Volksbeglückung: aber im Herzen verachtet er den unaufgeklärten Pöbel, wie denn auch seinerseits das Volk sich blutwenig um ihn bekümmert. Er eifert für Nationalität und Nationalehre: aber im Grunde ist er doch ein guter Kosmopolit, und, wenn sein Parteiinteresse es erheischt, verbündet er sich auch mit feindlichen Nationalitäten, und gibt die Ehre und den Vortheil seiner Nation ohne Bedenken preis. Was will er denn aber eigentlich? Er will ein solches constitutionelles Repräsentativ-System, in welchem der Fürst eine Null und sein Thron ein leerer Prunksessel, das Volk die andere Null, die Staatsverwaltung aber eine Maschine ist, deren Triebrad durch eine sogenannte Volksvertretung und ein Ministerium von seiner Farbe nach dem Takt des Rotteck-Welcker'schen Staatslexikons geschwungen wird. Er hofft dann mit einer an Einhelligkeit gränzenden Majorität zu regieren; er hofft, daß dann aller Zwist enden und alle schwierigen Probleme der Staatskunst sich von selbst lösen werden; er hofft, daß sich dann ein solcher Ueberfluß von Wohlfahrt, Freude und Zufriedenheit über das glückliche Land ergießen werde, daß vielleicht noch ein Ueberschüßiges an bedürftige Nachbarn abzugeben wäre. Um dieses schöne Ziel zu erreichen, ist es sein Hauptgeschäft, Opposition zu machen in allen Fällen, unter allen Bedingungen und um jeden Preis, die Maßregeln der Regierung zu tadeln, ihre Absichten zu verdächtigen, ihre Pläne zu durchkreuzen. Er nimmt Partei für Alles, wodurch das Ansehen der Regierung geschwächt wird; er jubelt, wo sich die Machthaber compromittiren; er beutet jeden Mißgriff und jedes Versehen möglichst aus; er lobt und schmeichelt nur da, wo sie sich selbst ihrer Macht begeben. Er ist der geborne Protector aller Aufstände und Empörungen [illegible]

fremden Ländern und der natürliche Fürsprecher aller politischen Verbrecher in der Heimath; er ist von der zärtlichsten Theilnahme für sie durchdrungen, und nimmt unbedingte Gnade und Verzeihung für sie in Anspruch, auch wenn sie in ihren Gesinnungen und Entwürfen verharren; jeder energische Gebrauch der Autorität, auch der rechtmäßigste und gerechteste, ist des Tadels und Widerspruches von seiner Seite gewiß. Mit einem Worte: er sucht, was an ihm liegt, den Regierungen das Regieren unmöglich zu machen.

In religiöser Beziehung ist sein zur Schau gestellter Wahlspruch wieder die Freiheit: Glaubens- und Gewissensfreiheit: aber er versteht darunter wieder nur die ausschließliche Freiheit seiner eigenen Glaubenslosigkeit. Der christliche Glaube ist ihm ein immer zum Fanatismus sich hinneigender Aberglaube, der eben deßhalb der strengsten Ueberwachung und Beschränkung bedarf; der von gescheiten, gebildeten Leuten nur heuchlerisch zu selbstsüchtigen Zwecken benützt wird, und den man dem Pöbel zwar nicht gewaltsam entreißen, aber doch allmählig durch alle anderweitigen Mittel entwinden muß. Er will keineswegs einen Antichristianismus und noch weniger — denn das hieße aus dem Regen in die Traufe kommen — eine neue Mystik und Religion: aber er thut dennoch im brüderlichen Bunde mit den Agitatoren des Antichristianismus sein Möglichstes, den Glauben und die Gläubigen und vorab die katholische Kirche zu verspotten, zu beschimpfen, zu verläumden und sie der öffentlichen Verachtung preiszugeben. Er hat ganz besonders seine Freude daran, Katholiken und Protestanten an einander und die Staatsgewalt auf Beide zu hetzen, und dann auf das wehmüthigste zu klagen, daß der Fanatismus der Gläubigen an allem Unglück und Unfrieden in Deutschland Schuld sei. Er macht es der Staatsgewalt zum Verbrechen, wenn sie irgendwo die wahre religiöse Freiheit handhabt, und überschüttet mit dem ungemessensten Lobe jene Staatsbeamten, welche bei vorkommenden Gelegenheiten die religiöse und kirchliche Freiheit mit Füßen treten und die himmelschreiendsten

Rechtsverletzungen begehen. Er weiß die katholischen und protestantischen Jesuiten so gut herauszuriechen, wie weiland Hr. Friedrich Nikolai in Berlin, und schreit sich täglich die Kehle heiser, um die Deutschen vor den Gefahren einer immer frecher ihr Haupt erhebenden Pfaffenherrschaft pflichtschuldigst zu warnen. Er sucht die Kirche und ihre Diener zu knechten, wo sich nur immer ein Anlaß darbietet, und spottet dann ihrer als feiler Sclaven der Staatsgewalt, wo sie sich wirklich knechten ließen. Er wüthet gegen die Verweigerung der priesterlichen Einsegnung bei gemischten Ehen und des kirchlichen Begräbnisses bei Ungläubigen, die sich selbst für solche erklärt hatten: aber es ist ihm nicht um den Segen und die Gebete der Kirche zu thun — auf solchen mittelalterlichen Plunder sieht er mit tiefster Verachtung herab — sondern er will die Kirche zwingen, sich selbst zum Indifferentismus zu bekennen, ihre Sacramente und Sacramentalien für leere Gaukelei zu erklären, und so durch moralischen Selbstmord sich selbst aufzulösen. Er verachtet gründlicher noch als den gläubigen Christen den gläubigen Juden, den Bekenner des mosaischen Gesetzes: er dringt aber deßungeachtet auf die Emancipation der Juden, bloß, um durch diese Demonstration kund zu geben, daß in seinen Augen eine Religion eben so wenig werth sei, als die andere, und um den Staat von allen christlichen Formen immer mehr und mehr zu entkleiden. Und da in neuester Zeit die antichristliche Partei es sich angelegen seyn läßt, auch den Propheten von Mekka und seine Religion im Gegensatze zu Christus und Christenthum in das glänzendste Licht zu setzen *), so ist er

*) Auch Hr. Daumer, der Unermüdete, arbeitet in diesem Artikel. Was auf irgend eine Weise mit dem Christenthume in Widerspruch steht: Heidenthum, Judenthum, Hexenthum findet an ihm einen warmen Vertheidiger: wie sollte es nicht auch der Islam? Unter den Zeitschriften ist es besonders der „Telegraph für Deutschland", ein Hrn. Daumer innigst befreundetes Blatt, welches sich mit dem Vertriebe dieses modernen Artikels befaßt. Dasselbe brachte vollends

aus gleichem Grunde auch damit von ganzer Seele einverstanden.

Was will er denn aber eigentlich auf religiösem Gebiete? Er will, daß der Name des Christenthums beibehalten, aber an die Stelle der Kirche und des gesammten kirchlichen Apparates ein allgemeiner Humanitätsverein eingesetzt werde. Die Mitglieder dieses Vereines wären weiter mit religiösen Alfanzereien nicht zu belästigen. Jeder lebt rechtschaffen und vergnügt, angenehm und menschenfreundlich; thut Gutes so viel er kann und will, und so viel sich ohne große Opfer und eigene Entbehrung thun läßt; sucht sich auf dieser Welt so wohnlich und bequem als möglich einzurichten, und überläßt das Jenseits nach dem Tode dem lieben Gott, ohne sich weiter um ihn zu bekümmern, wie denn gegenseitig mit Grund zu glauben ist, daß auch der liebe Gott sich weiter nicht um die Menschen bekümmert. Man sollte glauben, daß für ein solches Christenthum der Typus bereits gefunden sei, daß das Licht-

---

einen Aufsatz unter dem Titel: „Der muhamedanische Clerus in seinem Verhältnisse zu Fürst und Volk.“ Der christliche Clerus, insbesondere der protestantische, predigt dem, wenn auch noch so leidendem Volke immer nur die reinste Unterwürfigkeit, und gibt sich so zum politischen Werkzeug zur Aufrechthaltung der bestehenden Staatsgewalt her. Der katholische Clerus tritt wohl zuweilen mit dieser Macht in Gegensatz und Kampf, aber immer nur im eigenen Interesse, ohne Rücksicht auf Volksrecht und Volkswohl. „Ganz anders ist es im Islam, an dessen Clerus das Volk einen wahren, aufrichtigen Freund und Beschützer gegen despotische Willkühr hat, so wie es namentlich die Geschichte des osmanischen Reiches mit den herrlichsten, ehrenvollsten Beispielen belegt.“ Hierauf wird als solches Beispiel der große Mufti Dschemali angeführt, der sein hohes Amt eine lange Reihe von Jahren hindurch unter drei osmanischen Herrschern, worunter der grausame Selim I. war, bekleidet hatte. Dieß ist der kurze Inhalt des Aufsatzes, der, wenn nicht Hrn. Daumer selbst, doch gewiß einen seiner Freunde und Geistesverwandten zum Verfasser hat. Die Art und Weise, wie darin die Geschichte behandelt wird, ist ganz in seinem Geiste.

freundethum und das Rongethum hierin das Erdenkliche leiste, und daß ein noch hohleres, platteres, von dem Wesen der Religion entleerteres Schema nicht leicht möglich sei. Allein dem ist nicht so. Allerdings begrüßte der religiöse Liberalismus den abtrünnigen Priester bei seinem ersten Auftreten mit freudigem Jubel, bereitete auch dem armen Menschen einige geräuschvolle Triumphzüge, und sah manchen schönen Thaler nicht an, um seiner Sache mehreren Vorschub zu leisten. Als aber von bleibenden und gesicherten Einrichtungen die Rede war; als die Geldopfer fortgesetzt werden sollten; als gar den Gönnern zugemuthet wurde, sich alle Sonntage einige Stunden auf das Erbärmlichste zu langweilen: da erkaltete der Eifer, sie fanden den Spaß zu weit getrieben, und in der neuen Religion trotz ihrer Leerheit noch zu viel religiöse Form, und wandten dem Reformator des neunzehnten Jahrhunderts mitleidig lächelnd den Rücken zu. Dem Lichtfreundethum wäre es schon längst eben so ergangen, hätte demselben nicht die Opposition gegen die Staatskirche und Staatseinrichtungen mehr Consistenz verliehen. Der religiöse Liberalismus will, es soll ein- für allemal ausgemacht werden, daß es ein höchstes Wesen, Gott genannt, gebe, und daß der Mensch rechtschaffen leben müsse; dann soll aber von dieser ausgemachten Sache nicht weiter gesprochen und keine weitere Anforderung gestellt werden. Schon das Gerede von Gott und göttlichen Dingen ist unanständig, langweilig und unnützer Zeitverlust. Die Lesung eines gutgeschriebenen Buches kann eben sowohl und noch zweckmäßiger die Predigt, die schöne, freie Gottesnatur das dumpfe Bethaus, ein heiteres, geselliges Mahl den Gottesdienst ersetzen. Ueberhaupt nur nicht zu viel mit Ideen befaßt: das führt zuletzt immer zur Schwärmerei. Gedanken und mäßige Gefühle: das ist die rechte Mitte, die Leib und Seele gesund erhält. Uebrigens hat der religiöse Liberalismus seiner Natur nach keine so blutdürstigen Gelüste, wie der Antichristianismus; er rechnet mehr auf ein sanftes, allmähliges Absterben des christlichen Glaubens. Wenn er

manchmal wahrnimmt, wie es nach so vielen Anstrengungen und täglichen Belehrungen von seiner Seite doch noch immer gläubige Christen gibt, oder wenn er dem Jesuitismus wieder auf eine fanatische Gräuelthat gekommen ist, reißt ihm doch mitunter die Geduld; er findet es dann nicht zu uneben, daß die antichristliche Partei den Glauben mit Feuer und Schwert vertilgen möchte; es zuckt ihm dann, trotz aller Humanität, durch die Sehnen, als wollte er nach dem Beil oder der Brandfackel greifen; wenigstens nimmt er keinen Anstand, den gewaltsamen Protesten wider die Pfaffenherrschaft, selbst wenn sie, wie jüngst in der Schweiz, mit Priesterblut besiegelt wurden, Beifall zuzuklatschen.

Die Macht und Stärke der Partei bedarf keiner umständlichen Berechnung. Der Liberalismus ist auf politischem und religiösem Gebiete Löwe und Herr des Tages. Er beherrscht mit solcher Autorität die gebildeten Klassen, daß kein anderer geistiger Einfluß sich mit ihm messen kann. Fast die ganze periodische Presse hängt, wenige Ausnahmen abgerechnet, von seinen Winken ab; er macht nicht bloß darin tagtäglich die öffentliche Meinung: er ist selbst die öffentliche Meinung der zeitungslesenden Menge, welche außer den Zeitungen nichts Ernstes zu lesen pflegt; und erst in neuester Zeit hat auch der politische und religiöse Radikalismus sich einige selbstständige Organe geschaffen, und sich neben ihm zu einer journalistischen Macht erhoben. Er hat zwar als bloße Partei keine Würden, Titel und Ordenskreuze zu verleihen; allein er weiß die Ehrenbezeigungen, die von der Staatsgewalt ausgehen, in Mißachtung zu setzen, und dagegen jene Männer, die sich um ihn verdient gemacht haben, durch Nationalbelohnungen auszuzeichnen. Lorbeerkränze und Bürgerkronen, Ehrenbecher und bechernde Ehren, Dankadressen und Zweckessen, Unsterblichkeits-Anweisungen und Champagner-Toaste, Schaumünzen und nach Befund auch gangbare Münzen werden den Glücklichen zu Theil, welche er geehrt wissen will. Er canonisirt und excommunicirt die öffentlichen Charaktere, und wen sein Bannstrahl

getroffen hat, der mag thun, was er will, er wird nie mehr Gnade finden vor den Augen des großen Publikums; es müßte denn seyn, daß er, wie Freiligrath, mit reuigem und zerknirschten Herzen öffentliche Buße thut, und die Vergehungen seiner Jugend nach Kräften, wenn auch übermäßig und in's Extreme schlagend, wieder gut zu machen sucht.

Es wäre hier der Platz, noch manches Andere zu untersuchen, z. B. wie vom politischen Standpunkte aus sich eine solche Lage der Dinge bilden konnte, und ob daran die Regierungen oder die Regierten die mehrere Schuld tragen; ob die Regierungen nicht selbst politischen Theorien und Maximen huldigten, welche ihr eigenes Ansehen eben so sehr, wie die wahre Freiheit untergraben mußten; ob sie dieselben nicht in einer Weise zur Ausführung brachten, welche Mißtrauen und Unzufriedenheit erzeugen mußten, ob die Opposition nicht öfters in ihrem vollen Rechte und wohlbegründet war u. s. w. Allein mit Untersuchungen dieser Art können wir uns unmöglich befassen. Wir würden tief in die Vergangenheit und auch wieder zu tief in die Gegenwart eingehen und zwischen den einzelnen Regierungen unterscheiden müssen. Dieß würde uns aber zu weit von unserem Zwecke ab, und gegen unser Vorhaben auf das rein politische Gebiet führen. Wir begnügen uns daher zu bemerken, daß sehr häufig Recht und Unrecht auf beiden Seiten gleich vertheilt ist, daß sehr häufig die Regierungen, wenigstens in ihren bureaukratischen Repräsentanten, von denselben Ansichten geleitet und von demselben Geiste beselt waren, welcher die liberale Opposition beselte, und nur die Macht und die Mittel der beliebigen Ausführung nicht aus den Händen lassen wollten, ferner, daß es bei jenen Regierungen am übelsten steht, wo der größte Theil der Beamten-Hierarchie der Uniform nach zu ihren Dienern, und der Gesinnung nach zu der liberalen Opposition zählt.

(Schluß folgt.)

XLI.

Glossen zur Tagesgeschichte.

24. März.

Während manche unserer protestantischen Freunde schon vor dem Ausbruche der Revolution im richtigen Vorgefühl der Zeiten, denen wir entgegen gingen, das Bedürfniß einer Annäherung und Verständigung mit den Katholiken empfanden, nimmt heute eine andere Stimme noch in der zwölften Stunde der Gelegenheit wahr, dem herben Katholikenhasse einer gewissen orthodox-protestantischen Fraction auch in der dermaligen Bedrängniß Luft zu machen. Die „Evangelische Kirchenzeitung" tritt in der Nummer, die das Datum des für Berlin so verhängnißvollen 18. März d. J. trägt mit einer Philippika gegen die Deutsche Revolution auf, der wir wahrlich das Verdienst ehrlichen Muthes nicht abstreiten wollen. Aber der Verfasser will, wie er sagt, nicht bloß abstracte Wahrheiten verkünden, er will sie auch „in Beziehung, in Gegensatz bringen, zu dem Wahn, zu der Sünde des Tages." Von dieser Aufgabe weiß er dann leicht den Uebergang zum Angriffe auf die Katholiken zu finden, und einmal bei diesem Lieblingsthema angelangt, fließt die Feder über, wessen das Herz voll ist. „Der Graf Montalembert, der noch kürzlich so witzig, so beredt, so tapfer mit Worten zu streiten wußte gegen die Gott-

losigkeit der Schweizer Radikalen, — der Pater Lacordaire, dieser rüstige Prediger, ja, die Erzbischöfe von Lyon und Paris, und der päpstliche Nuntius daselbst haben kein Wort der Strafe gehabt für die Gräuel, die vor ihren Augen geschehen. Furcht im Herzen und süße Worte auf den Lippen beugen die Vorkämpfer der Kirche in Frankreich ihr Knie vor dem Götzen der Pöbelrevolution, und freuen sich nun, daß das „„siegende Volk““ die Religion „„mit Ehrfurcht umgeben““ habe. Aber solche Neutralität der Kirche, wenn das Fleisch wider Gott Krieg führt, die Ehrfurcht, die ihr gezollt wird unter der Bedingung, daß ihre Diener stumme Hunde sind und den Satan ungestört wüthen lassen in der Christenheit, ist der Kirche tiefste Erniedrigung. Denn Kampf mit Fleisch und Satan ist ihr heiligster Beruf, und Wunden in diesem Kampfe ihr Schmuck und ihre Ehre. „„Wenn das Salz dumm wird, womit soll man salzen? Es ist zu nichts hinfort nütze, denn daß man es hinausschütte und lasse es die Leute zertreten.““

„Also laßt uns" (Pietisten) „nicht dummes Salz werden, wie jene" (die Katholiken) „es geworden sind."

Also bethätigt die „evangelische Kirchenzeitung" in der Stunde der Gefahr, das oft und vielfach besprochene Bündniß! Ehrlich gestanden: so fest wir an die Aufrichtigkeit und den redlichen Willen einer sehr großen Zahl von Protestanten glauben, und so innig wir überzeugt sind, daß der gewaltige Ernst der Zeit diejenigen, die Gott und die Wahrheit redlich suchen, der Kirche näher bringen wird, als Jahrzehnte voll Glück und Frieden und ruhigem Wohlstande es je vermocht hätten, so wenig überrascht uns von jener Seite her und aus jenem Munde ein bitterer Angriff, wie der eben mitgetheilte.

Auch ist es unsere Absicht eben so wenig, als heute die Zeit und Stunde, gegen meuchlerische Insinuationen solcher Art Polemik zu machen. Wir wollen hier zunächst nur zweierlei: zuvörderst Akt von der Thatsache nehmen, dann aber [illegible]

der Sache selbst zur Orientirung unserer Leser Folgendes bemerken.

Ohne Zweifel wird jeder Christ mit der evangelischen Kirchenzeitung darin vollkommen einverstanden seyn, daß, wie sie sagt, „der lebendige, gegenwärtige Gott die Quelle wie aller Obrigkeit, so aller Freiheit ist." Dieß leidet nicht den mindesten Zweifel.

So gewiß alle gesellschaftliche Ordnung ein Geschenk des Himmels ist, und so gewiß Freiheit nur auf dem Felde der Ordnung gedeihen kann, so gewiß kann die Kirche weder der Anarchie, noch dem, was zur Anarchie führt, das Wort reden. Sie wird daher allen ihren Gliedern im Namen Christi empfehlen, mit den Mängeln und Gebrechen jedes gegenwärtigen und künftigen Zustandes der Gesellschaft Geduld zu haben, weil ein mangelhafter Zustand irgend einer Staatsordnung immer noch besser ist, als Anarchie. Das Gute aber, welches irgend eine Form des öffentlichen Lebens, irgend eine Phase in der Entwickelungsgeschichte des Staats ihr bietet, wird sie mit aufrichtigem Danke anerkennen, in allen Lagen und Zuständen aber Gott mehr gehorchen, als irgend einer menschlichen Gewalt.

Aber eben weil der Kirche Ziel und Beruf nicht in diesem Leben aufgeht, eben weil sie die göttliche Sendung hat: der Menschheit eine Brücke zu bauen in das Land der himmlischen Verheißung und des ewigen Friedens, — eben deßwegen wird sie den Staat, der kein ewiges Leben hat, niemals für etwas Anderes nehmen, als für eine wechselnde und vergängliche Form des irdischen Lebens. Sie wird die einzelnen Staatsformen und Verfassungen, für die sie keine Bürgschaft übernommen hat, lediglich als Durchgangspunkte auffassen, jeden derselben als solchen achten und anerkennen, sich selbst aber mit keinem derselben identifiziren.

Anders war es im Mittelalter. Als die weltliche Macht sich nicht nur auf die Kirche stützte, nicht nur von ihr geistlichen Beistand und Einwirkung auf die Gemüther zum Behufe

ihrer Selbsterhaltung verlangte, sondern es umgekehrt als ihren eigenen, wichtigsten und wesentlichsten Lebensberuf ansah: die Kirche Christi und deren Glauben zu schirmen und zu vertheidigen gegen jeden äußern und innern Feind, — da allerdings konnte und durfte die Kirche auch ihrerseits die weltliche Macht, vorausgesetzt, daß diese in den Händen rechtmäßiger, von der Kirche anerkannter Träger war, nicht antasten lassen. Das christliche Kaiserthum des Mittelalters war kraft der gesammten Staats- und Gesellschaftstheorie jener Zeit zwar nicht ein Stück der Kirche, aber die ihr entsprechende, unmittelbar durch den christlichen Glauben und die Kirche geschaffene Form der weltlichen Gesellschaft, eine Form, für welche die Kirche durch die Krönung des Kaisers und der christlichen Könige allerdings die Bürgschaft übernommen hatte. Durch alle Jahrhunderte der mittlern Zeit ging die Sage, daß einst jener christliche Staat, — das heilige römische Reich deutscher Nation, — zu Grunde gehen werde, daß dann aber auch die Zeit dessen nahe sei, der Alles hasset, was Gott heißt.

Das oben geschilderte Verhältniß zwischen Staat und Kirche hat sich gelöst, nicht durch den Willen der Menschen, oder durch die Theorie der Gelehrten, sondern, wie alles Große und Nachhaltige in der Geschichte, unbewußt, ohne vorbedachten Plan, durch die still und geheimnißvoll wirkende Macht der Zeit. Die Reformation, der westphälische Friede, die erste französische Revolution sind nichts als Stationen, auf dieser Bahn, deren eigentliches Ziel (Trennung der Kirche vom Staate) heute im gesammten Westen von Europa erreicht scheint. Nachdem der Staat eine neutrale Stellung gegen die Kirche genommen, nachdem er die Gleichgültigkeit gegen den Kirchenglauben und die Toleranz gegen die verschiedenen christlichen oder unchristlichen „Religionsparteien“ als das natürliche Fundament aller zeitgemäßen Politik in kirchlichen Dingen betrachtete und betrachten mußte, — da konnte umgekehrt die naturgemäße Rückwirkung von Seiten der Kirche nicht ausbleiben. Diese mußte fortan Toleranz gegen die verschiedenen

möglichen und denkbaren Formen des Staats als den, ihr nunmehr von der Vorsehung angewiesenen politischen Standpunkt betrachten, und von diesem Zustande der Gesellschaft nichts verlangen, als Freiheit zur Erfüllung ihrer apostolischen Mission, ein Recht, mit dem sie alle übrigen entbehren, und ohne welches sie nicht leben kann.

Die Kirche hat diesen Zustand nicht freventlich provozirt. Im Gegentheile, sie hat jede Ungeduld, Voreiligkeit und Maßlosigkeit, jeden Plan und Anschlag: mit menschlichem Dünkel in die Wege Gottes zu greifen, jeden Versuch heute schon eine Frucht zu pflücken, die morgen erst reif wird, — mißbilligt und den Ihrigen verwehrt. Sie hat das, was kommen mußte, aus der Hand Gottes angenommen, wenn und in soweit es ihr von der Vorsehung geboten und auferlegt wurde. Denn mit zu der Prüfung, die Gott schickt, gibt er gleichzeitig die Kraft und den Segen, ohne welche der Mensch der Versuchung erliegen müßte. Auch diese neue Lage, in welche sich heute die Kirche versetzt sieht, wird eine Zeit schwerer Prüfungen und großer Gefahren seyn. Aber, nachdem die alte Staatsordnung unwiederbringlich untergegangen ist, kann die Kirche nichts mehr verlangen, was einer von staatswegen bevorzugten Stellung ähnlich sähe. Heute verlangt sie bloß Theil zu haben an dem Rechte der allgemeinen Associationsfreiheit. Heute verlangt sie für sich, als moralische Person, wie für ihre einzelnen Glieder lediglich den allgemeinen Schutz des Lebens, des Eigenthums und der persönlichen Freiheit, den jede bürgerliche Gesellschaft ihren Theilnehmern gewähren muß. Versuche zur gewaltsamen Umwälzung eines bestehenden Zustandes wird sie aus demselben Grunde mißbilligen und verdammen, aus welchen sie es immer nur für eine schwere Sünde erklären kann, wenn Jemand freventlich einen Damm durchstechen, oder Feuer an einen Pulvervorrath legen wollte. Wenn aber eine Umwälzung geschehen ist, wenn die Staatsveränderung als vollendete Thatsache vorliegt, so kann, — innerhalb des heutigen Systems, — in welches die katholische Christenheit wahrlich nicht aus freier

Lust des Herzens hineingegangen, sondern in welches sie durch die überlegene Macht der Thatsachen hineingedrängt ist, — es kann, sagen wir, auf dieser Basis eine Reaction weder im Rechte, noch in der Pflicht, noch im Interesse der Kirche liegen. Rückläufige Bestrebungen solcher Art, — die von der Vertheidigung unsers Glaubens und unserer kirchlichen Freiheit wohl zu unterscheiden sind, — hätten in Deutschlands heutiger Lage schlechthin keinen Sinn. Was sollte auch ein, von katholischer Seite unternommener Versuch: die jüngsten Staatsveränderungen in Deutschland ungeschehen zu machen, eigentlich bezwecken? Etwa, daß Herr Eichhorn und Herr Bunsen den Traum jener quasi-orthodoxen Staatskirche fortträumen könnten, auf welche sie ihren christlichen Staat gründen wollten? oder die Wiederherstellung der österreichischen Censur, welche noch in allerneuester Zeit, in treuer Befolgung der josephinischen Normalien, Leopold Schefer's Laienbrevier ungehindert in den Wiener Zeitungen ankündigen ließ, dagegen aber auf das römische Brevier Jagd machte, und dieß zwar aus keinem andern Grunde, als weil darin eine Lection am Feste Gregor's VII. historisch referirend ungefähr dasselbe sagt, was denkende und redliche Protestanten, wie Voigt, Menzel, Leo u. A. heute zum Gesammturtheil Aller gemacht haben, die auf der Höhe deutscher Bildung stehen. Oder sollte etwa gar die katholische Contrerevolution sich zu Gunsten der welthistorischen Tänzerin und ihrer Trabanten hervorthun? Man kann es tief bedauern, daß jene Veränderungen mit Gewalt erzwungen wurden, man kann die Lage, in welche Deutschland durch diese Ereignisse gekommen ist, für eine der gefährlichsten Krisen halten, welche je über unser Vaterland hereingebrochen sind, — und dennoch wird man es für widersinnig, frevelhaft und unmöglich halten müssen, an eine Wiederherstellung der jüngsten Vergangenheit zu denken.

Dasselbe gilt von Frankreich, auf welches sich die Angriffe der „Evangelischen Kirchenzeitung" zunächst beziehen. Wir sind wahrlich nicht geneigt, alle Ueberschwänglichkeiten

der dortigen katholischen Schriftsteller neuer Schule vertreten zu wollen. Sie irrten und fehlten fast sämmtlich, nicht darin etwa, daß sie sich über die Lage der Kirche unter dem Polizeistaate täuschten, oder daß sie die Aufrechthaltung oder Wiederherstellung des letztern wünschten (denn in soweit sehen Alle klar)! sondern umgekehrt darin, daß sie, nach ihres Volkes Weise die neue Zeit mit Lobpreisungen begrüßten, die auf überspannten Hoffnungen und chimärischen Idealen beruhten. Sie haben die Mängel des frühern Zustandes klar und richtig erkannt, aber von der demokratischen Republik einen Zustand des Friedens und der Freude erwartet, den Gott seiner Kirche auf Erden nicht beschieden hat. Die neue Schule hat, in den meisten ihrer Mitglieder, die eigenthümlichen Gefahren, Kämpfe und Versuchungen verkannt, welchen die Glieder der Kirche auf dem neuen Wege entgegen gehen. So hat sie sich nur neue, schmerzliche Enttäuschungen bereitet, gerade so, wie Graf Montalembert sich heute wahrscheinlich enttäuscht fühlen wird, wenn er noch in der eilften Stunde in seiner berühmten Rede gegen Thiers die liberale Repräsentativmonarchie, als die rechtmäßigste und dauerhafteste aller staatsgesellschaftlichen Formen pries. Wenn aber heute Graf Montalembert, P. Lacordaire und der päpstliche Nuntius in Paris, nachdem der große Schlag geschehen, sich von jeder Reaction gegen die Republik fern hielten, wenn sie sogar die Achtung und Schonung dankbar anerkannten, welche die siegreiche Februarrevolution bisher der Kirche und dem christlichen Glauben erwies, — so thaten sie nur, was der einfache, gesunde Menschenverstand in ihrer Lage Jedem zum Gesetze machte. Oder meint etwa die „Evangelische Kirchenzeitung", daß die Republik in Frankreich weniger rechtmäßig sei, als das usurpirte Reich der Orleaniden? Verfolgt jenes Blatt die Haltung der dortigen Katholiken mit ihrem ungerechten und unverständig gehässigen Tadel, so hat sie dafür selbst heute unverhoffte Gelegenheit erhalten, es besser zu machen. Wir werden sehen, wie sie sich dieser Aufgabe entledigt.

XLII.

Der Kanton Freiburg am Ende Januar 1848.

Ab uno disce omnes.

Ueber den Zustand der unterjochten Kantone in der Schweiz haben die öffentlichen Blätter bisher entweder nur einseitige oder, wenn je auch von dem andern Theile etwas durchdrang, bloß fragmentarische Berichte gegeben. Begreiflich! dem Siegenden fällt mit dem Sieg auch das große Wort zu, der Unterliegende verliert, wenn nicht das Recht, doch den Muth zu demselben; in einem innern Krieg, bei welchem die Meinung Veranlassung und Zweck desselben ist, vollends. So ist's gekommen, daß viel unverdiente Glorie um das Haupt der siegenden Partei sich gehäuft, mannigfache, eben so wenig verschuldete Schmach auf die andere sich abgelagert hat; wie vor redlicher Prüfung der Flimmer von jener erblassen dürfte, so könnte sich dem wahren Thatverhalt gegenüber die Wucht von dieser ansehnlich vermindern. Sporadisch mitgetheilte Züge zur Darstellung der Kehrseite haben das Loos der Nebelbilder: sie tauchen auf, werden angeschaut und zerrinnen. Ein ruhig aufgefaßtes, treu dargestelltes Gesammtbild darf sich eine bleibendere Einwirkung versprechen. Ein solches von dem, was seit dem 14. November im Kanton Freiburg vorgegangen geben wir hier. Actenstücke und Berichte von [illegible]

[illegible] den [illegible] Stoff. Es sollen durch dieselbe sowohl der Geist und Zweck der [illegible] Umgestaltung des Kantons Freiburg, als die hiezu [illegible] Mittel enthüllt werden.

Der Proclamation der Tagsatzungs-Majorität zufolge hatten deren Kriegsrüstungen keinen andern Zweck, als das Schutzbündniß der sieben Kantone, für welches jene bald den gehäßigen Namen „Sonderbund“ erfand, mit Gewalt aufzulösen, und ihrem Vorgeben nach dem Bunde von 1815 das bisher mißachtete Ansehen wieder zu verschaffen. Anbei wurde ausdrücklich erklärt: es sollte dadurch weder die Unabhängigkeit, noch die Souverainität, noch die politischen Rechte, noch die kirchlichen Institute (mit Ausnahme der Jesuiten in Luzern) selbst nicht von ferne gefährdet werden; mit der Beseitigung des Sonderbundes werde jede Veranlassung des bisherigen Zwiespalts gehoben seyn. Die Capitulation, welche General Dufour dem Kanton Freiburg bewilligte, mußte in dem Glauben festigen, als sei es mit dem, was verkündigt worden, ernst gemeint. Wenige Stunden reichten hin, um die Ueberzeugung zu begründen, die vorgeschützte Auflösung des Sonderbundes sei ein eitler Vorwand, der wahre Zweck des Krieges gehe auf Umsturz der conservativen Regierungen, um radikale an deren Stelle zu setzen; wolle mit Uebermacht erzielen, was zehn Monate früher durch innere Meuterei hätte sollen erreicht werden.

Vermöge der Capitulation vom 14. November wäre die verfassungsmäßige Regierung des Kantons Freiburg, wäre die Unabhängigkeit des Kantons, wäre jede politische Einrichtung desselben, vor Allem das Eigenthum und die Personen gesichert gewesen. Der Oberfeldherr verhieß sogar den verfassungsmäßigen Behörden seinen Beistand zu Erhaltung der öffentlichen Ordnung. Das Alles waren zwar schöne Worte, aber zugleich Trugworte. Die Capitulation wurde eben so schnell gebrochen, als geschlossen. Man war übereingekommen, daß die freiburgischen Milizen des Contin-

gents und der Landwehr unmittelbar nach deren Abschluß sammt den Waffen in ihre Ortschaften zurückkehren könnten. Dem gegebenen Wort vertrauend, ließen sie sich verabschieden und gingen ihren Wohnörtern zu. Das Majoritätsheer stand unter den Waffen, als sie vorüberzogen. Statt diese Mannschaft, die nichts anders verschuldet hatte, als dem Ruf ihrer verfassungsmäßigen Obrigkeit gehorcht zu haben, unangefochten ihres Weges gehen zu lassen, wurde sie auf die vielfachste Weise geneckt und mißhandelt. Jeden Augenblick wurden Einzelne angehalten; man riß ihnen die Waffen weg, nahm ihnen Montirungsstücke ab; manche wurden durchgeprügelt, mit Kolbenstößen empfangen, der Barschaft, die sie bei sich trugen, beraubt. Eine besondere Wuth wurde gegen die Mannschaft des Landsturms losgelassen; diese vornämlich hatte Schläge, Plünderung zu erdulden; versuchte es der Eine oder der Andere, der Mißhandlung durch Flucht zu entgehen, so wurde Feuer auf ihn gegeben, so daß zur Ehre der Capitulation, des Völkerrechts und der patriotischen Gesinnung der Tagsatzungs-Majorität Einige auf dem Platz blieben. Das Meiste dieser Art ging unter den Augen der Offiziere vor sich, welche Einhalt entweder nicht thun wollten, oder nicht thun durften. Möchte man diesen Bericht in Zweifel ziehen, so frage man nach unter den Landleuten, man wird tausend Zeugen statt eines finden, welche denselben bekräftigen werden.

Am Abend des 14. Novembers zog das Majoritätsheer in Freiburg ein, zahlreich, wohlgeordnet; die Nacht verfloß ruhig, denn man hatte sich beeifert, den Forderungen der Sieger möglichst Genüge zu thun. Aber schon am frühen Morgen des folgenden Tages schritt der Haufe, welcher in dem Jesuiten-Pensionat unterbracht war, an das Zerstörungswerk. Alles Vorfindliche wurde zertrümmert, ohne zu fragen, ob es den Zöglingen oder den Lehrern gehöre? Dieses unangefochtene Beispiel ermuthigte zu gleicher Heldenthat im Seminarium, im Collegium und im Kloster der Ligorianer. Nicht besser ging es in den Kirchen. Besoffene Soldaten verhöhnten in

licher Kleidung die heiligen Handlungen; die geweihten Gefäße wurden entehrt, hierauf gestohlen, die Altäre besudelt, die Tabernakel erbrochen; man sah Soldaten, die das Heiligste als Cocarden auf ihre Tschakos hefteten. Nur die St. Nikolauskirche konnte geschützt werden.

Diesen Entweihungen und Plünderungen schloßen sich Gewalthandlungen gegen die Personen an. Ein Geistlicher, Hr. B., wurde von Waadtländern angefallen; nachdem sie ihn auf's empörendste mißhandelt hatten, schleppten sie ihn in's Freie, um ihn zu erschießen, was unfehlbar geschehen wäre, wenn nicht einige Offiziere ihn den Händen der Unmenschen noch hätten entreißen können. Andere, vornämlich Landleute, wurden in den Straßen der Stadt auf gleiche Weise mißhandelt. In verschiedenen Häusern wurde dasselbe, was in geistlichen Gebäuden geschehen war, durch die Einquartirten getrieben, und zwar nicht bloß am Tage des Einmarsches, sondern noch während mehrerer Tage, da das Majoritätsheer schon in Besatzung lag. Es waren aber auch demselben ganze Schwärme Freibeuter, Leute, die zu keinem Corps gehörten, gefolgt, welche mancherlei Gewaltthat verübten. Dergleichen besonders waren es, welche am 15. November Nachmittags in das Haus des Schultheißen Fournier einbrachen. Ihr Vorhaben war, denselben zu ermorden; da sie ihn aber nicht fanden, plünderten sie seine Wohnung, zerstörten, was sie nicht fortschleppen konnten, und mißhandelten seine Leute. Aehnliches Loos hatte das Haus des Hrn. E., aus keinem andern Grunde, als weil ein Sohn und ein naher Verwandter desselben unter den Jesuiten sich befanden; es wurde gleichfalls von oben bis unten verwüstet. Es ist wahr, daß einige Offiziere, daß besonders der Oberst Rilliet-Constant dergleichen Unthaten zu verhindern suchten; aber mußte nicht das zerstörende Princip, welches die Waffen in die Hand gegeben hatte, unvermeidlich in solcher Benützung des Sieges sich bewähren? Die Obern konnten sich überzeugen, daß es sehr leicht sei, die gehässig-

sten Leidenschaften zu entflammen, schwer, dieselben nachher in Schranken zu halten.

Was aber in der Stadt verübt wurde, ist im Vergleich zu dem, was ein Theil der Landschaft zu dulden hatte, eine Kleinigkeit. Das Schloß einer reichen Dame, welche allgemein ihrer Wohlthätigkeit wegen verehrt wird, erlitt gerade dieser Ursache wegen das Gleiche. Sie befand sich beim Eindringen der Soldaten in ihrer Kapelle; erst wurde diese unter den Augen der Dame auf das Schauderhafteste entweiht, hierauf, was in der Wohnung befindlich, gestohlen oder zertrümmert. In verschiedene Gemeinden kamen Waatländer mit Karren und führten von den Habseligkeiten der Einwohner weg, was ihnen in die Hände fiel. Meyerhöfe selbst in der Nähe der Stadt waren vor Plünderung und Verwüstung nicht sicher. Zu Mariahilf wurde ein Pachthof aus Muthwill in Brand gesteckt. In Echallens erfuhr eine vierundachtzigjährige Greisin das gleiche Schicksal aus demselben Grunde, wie in der Stadt Hr. E.; der empörendste Muthwille wurde in ihrer Gegenwart mit Bildern von Heiligen getrieben. Zu Ueberwyler drang eine Rotte Berner Soldaten in die Wohnung des Herrn von Diesbach. Aus dieser schleppten sie seinen Kapellan, Herrn Duc, einen seiner milden Gemüthsart und seines erbaulichen Wandels wegen allgemein geachteten jungen Geistlichen, in einen nahen Wald. Eine Magd, die um Schonung für denselben flehte, wurde zurückgeworfen und erhielt einen Schuß in die Achsel. Am folgenden Morgen fand man den Leichnam des Herrn Duc von vielen Kugeln durchbohrt. So verhielt es sich mit dem Schutz, welchen die Capitulation dem Eigenthum und den Personen zusagte. Um nachträglich darzuthun, welche Berechtigung General Dufour zu solcher Gewährung gehabt habe, wurden die geständigen Urheber dieses Mords durch eben das Kriegsgericht durchaus frei gesprochen, welches den Dr. Leuch, als Augenzeugen des im Kanton Freiburg Erfolgten wegen der Aeußerung: „er habe geglaubt, mit Eh-

renmännern ausgezogen zu seyn, und sehe nun wohl, daß es Räuber und Banditen gewesen wären", zu zweijähriger Gefangenschaft verurtheilte.

Unmittelbar nach der Capitulation hegte der Staatsrath das Vorhaben, zur Verhütung einer gewaltsamen Revolution seine Gewalt einer außerordentlichen Commission zu übertragen. Er ersah sich deren Glieder unter gemäßigten Männern der bisherigen Opposition. Diese wollten sich jedoch hiezu nicht herbeilassen, so daß er sich am 15. November Vormittags abermals versammeln mußte. Er beschloß, auf den 18. den großen Rath einzuberufen, in dessen Schooß eine Gewalt niederzulegen, weitere Verfügungen demselben anheimzustellen. Allein dieser gesetz- und ordnungsmäßige Gang konnte weder der siegesfreudigen Tagsatzungs-Majorität, noch dem radikalen Haufen im Lande zusagen. Kaum vernahm man, der Staatsrath sitze beisammen, als eine Rotte Waatländer Soldaten, Freischärler, politischer Flüchtlinge und anderer unberufener Gesellen mit Gewalt durch die Thüre der Staatskanzlei einzubrechen versuchte. Man verlangte den Beistand der in der Nähe postirten Truppen (Waatländer); aber die Offiziere erwiederten: sie seien nicht zum Schutz der Aristokraten ausgerückt. Man wendete sich an die Befehlshaber; diese gaben zur Antwort: sie hätten keine Weisungen. Inzwischen drang der Haufe in die Kanzlei ein, und nöthigte die noch versammelten Staatsräthe zur Flucht. Drohungen wurden ihnen nach und durch die Stadt gebrüllt. Was des Nachmittags in dem Hause des Herrn Schultheißen Fournier geschah, mußte sie überzeugen, daß für sie in der Stadt und in dem Kanton kein Schutz mehr zu finden sei, sie durch Flucht sich retten mußten.

Das hatten die Häuptlinge der Meuterei vom Morgen bezweckt. Sie veranstalteten nun alsbald eine sogenannte Volksversammlung, zu der sie schon in der Nacht die radikalen Elemente der Städtchen Bulle, Romont und Murten entboten hatten; die Bewohner der nächstgelegenen Dörfer dagegen

erfuhren nichts davon. Ein Haufe von 400 Köpfen sollte eine Bevölkerung von 100,000 Bewohnern des Kantons repräsentiren; dazu noch bestand derselbe zum größern Theil aus politischen Flüchtlingen und Fremden; dafür, daß friedliche Bürger nicht Theil nehmen konnten, war hinreichend gesorgt. Dennoch maßte sich dieser Haufe die Benennung einer **Assemblée générale des Citoyens du Canton de Fribourg** an, und schrieb über ihre dictatorische Schlußnahme: **Resolution populaire, prise en l'absence de tout gouvernement.** Nach einigen Ergüssen der wilden Leidenschaft schlug einer der Anwesenden vor: die bisherige Regierung des Hochverraths schuldig, den großen Rath als aufgelöst anzusehen, auf eine provisorische Regierung alle drei Gewalten zu übertragen, den künftigen großen Rath als constitutive und zugleich legislative Behörde zu bestellen, endlich Alles, was die gesetzmäßigen Behörden seit dem 9. Juni 1846 verfügt und vollzogen hätten, in weit solches das politische System der aufgehobenen Regierung berühre, als null und nichtig zu erklären. Wie angerathen, so beschlossen. Da ein großer Theil der Anwesenden aus politischen Flüchtlingen bestand, vergaß er sich selbst am wenigsten; er decretirte sich sofort Entschädigungen für frühere Erlittenheiten mit Befugniß, unter dem Vorwand des Hochverraths volle Rache an den ehevorigen Behörden zu nehmen. Die sieben Individuen, die der Haufe auf die Schilde hob, wurden durch denselben mit einer Gewalt ausgestattet, wie sie keine rechtmäßige Regierung eines Landes je gehabt hatte. Und darüberhin, was für Subjecte waren die mit derselben Bekleideten! Die Verfassung des Kantons war umgestürzt, den empörendsten Ungerechtigkeiten freier Lauf gegeben.

Sobald die Capitulation geschlossen war, verfügten sich drei Majoritäts-Repräsentanten nach Freiburg. — In frischer Erinnerung an die kurz zuvor erlassene Proclamation, ja noch mehr, kraft eines Artikels der Capitulation, hätte denselben obgelegen, die rechtmäßige Regierung zu unterstützen. Jene war vergessen, dieser wurde nicht beachtet, die in etwelche

Weise geschaffene provisorische Regierung fand Anerkennung, ohne die mindeste Prüfung oder Einrede. Ihr erster Act war, ihren Geschäftsgang nach dem Muster desjenigen zu Bern einzurichten. Sie gab dem „Freiburger Volk" zu vernehmen, wie ihre sieben Mitglieder die verschiedenen Verwaltungszweige unter sich getheilt hätten. Denn das ist eines der vornehmsten Kennzeichen des Radikalismus, daß er alle bisherigen Einrichtungen, Alles, was sich seit Jahrhunderten in das Staatsleben verflochten hat, alle Eigenthümlichkeiten, die sich an die Gewohnheiten, an die Bedürfnisse, an Bildung und Gesittung der Völker anschmiegen, vernichtet, um Alles unter eine und dieselbe Formel zu zwängen. Gleichzeitig wurde der Stadtrath von Freiburg aufgehoben und durch dictatorische Gewalt ein früher bestandener wieder eingesetzt.

In einer am gleichen Tage erlassenen Proclamation kündigten die Sieben ohne Scheu an: „Sie seien durch das Freiburger Volk (jene zusammengelaufenen Vierhundert) berufen worden, für das Wohl des Landes zu sorgen, und das in seinen Grundfesten durchwühlte gesellschaftliche Gebäude wieder zu festigen. Mäßigung und Gerechtigkeit würde ihr Losungswort, wie Herstellung einer wahren Demokratie ihr Bestreben, Achtung vor der Religion und dem erhabenen Cultus der Väter ihr Grundsatz sei." Wie sie hierin nach jeder dieser Beziehungen Wort zu halten sich beflissen haben, das wird der Verlauf dieses Ueberblickes darthun. Die vertriebenen Regenten wurden alsdann von ihnen „Oligarchen und Heuchler" genannt, als „pflichtvergessene Menschen", als „muthwillige Urheber schweren Unheils" bezeichnet. Das einzig Wahrhafte in dem hochtrabenden Wortkram war die Versicherung: „daß sie der Anerkennung und der Unterstützung von Seite der Tagsatzung sich zu erfreuen hätten." Im Vertrauen auf diese kündigen sie an, daß sie „mit unerbittlicher Strenge gegen die Feinde des Vaterlandes, gegen die Störer der öffentlichen Ordnung wüthen (sévir) werden."

Am folgenden Tage wurden alle bisherigen Beamteten

provisorisch erklärt, jeder möge seine Verrichtungen nur so lange fortsetzen, als es der provisorischen Regierung wohl gefalle. Dieses Wohlgefallen hielt nicht lange vor. Unverweilt wurden sämmtliche Oberamtmänner, der größte Theil der Gemeindevorsteher auf die Seite geschoben, um bewährten Radikalen Platz zu machen. Behufs dessen, was noch im Hintergrunde lag, wurden auch die Gerichte nach radikalem Sinne gesäubert, das verfassungsgemäß aus dreizehn Mitgliedern bestehende Appellationsgericht auf neun reducirt, Jeder, der als conservativ galt, daraus entfernt, ein politischer Flüchtling in dasselbe eingesetzt und alles vorgekehrt, um der Richtersprüche im Sinne der Siebenmänner sich versichert halten zu dürfen.

Den 19ten vernahm die katholische Bevölkerung des Kantons zu tiefer Bekümmerniß, daß es ihren Gewalthabern gefallen habe, nicht allein die Jesuiten, sondern zugleich sechs andere Orden aus dem Kanton zu verweisen. Lag in den Worten: „es sei dringliche Pflicht, dem Schwall der Uebel, die sich über das Vaterland hergewälzt hätten, Einhalt zu thun und deren Rückkehr zu verhüten", der nackte Hohn, so stellt sich in der Verfügung, daß alle Individuen dieser Orden binnen dreimal vier und zwanzig Stunden den Kanton müßten verlassen haben, die kalte Härte, in der Confiscation selbst ihrer beweglichen Habe, die gewaltthätigste Raublust dar. Daß nach dem Sieg der Majorität die Jesuiten würden geächtet werden, das ließ sich leicht voraussehen; daß es aber in solcher brutalen Weise geschehen, daß (während Landesverweisungen selbst als Strafe nicht mehr dürfen angewendet werden) die Verbannung selbst die gebornen Freiburger treffen, daß eine Beraubung des rechtmäßig erworbenen Eigenthums damit verknüpft seyn könnte, das hätte Niemand geahnt; daß dann ein solcher Gewaltact vollends auf religiöse Genossenschaften, die nur dem Jugendunterricht oder Werken der christlichen Liebe, wie die barmherzigen Schwestern, lebten, sich erstrecken sollte, das schmerzte tief. Das Volk mochte bereits ermessen, was unter der Herrschaft des Radikalismus seiner warte. Aber es

mußte schweigen; seine Herren rühmten sich nicht umsonst des Schutzes der Tagsatzung, die Bajonette derselben waren dazu aufgepflanzt. Hätte es je dieses mißachten können, eine Proclamation vom 25. November hätte es daran gemahnt. Sie kündigte ihm an: „Vaterlandsfeinde könnten leicht Ränke anspinnen und die“ (so viele Wohlthaten verbreitende) „Ruhe des Landes gefährden; deßwegen hätten alle Beamteten den Befehl, Jedermänniglich, der durch Thaten oder Reden als Feind der neuen politischen Einrichtungen und der von der Regierung getroffenen Maßregeln sich zu erkennen gebe, an gehörigem Orte“ (à qui de droit) „zu verzeichnen, worauf die Anklagekammer verfügen werde, ob ein solcher polizeilich oder criminell zu belangen sei.“ Das, hieß es ausdrücklich, berühre vornämlich die Geistlichen, „welche ihr heiliges Amt dazu mißbrauchten, die öffentliche Meinung irre zu führen und die Absichten der Regierung herabzuwürdigen.“

Am Tage zuvor wurden die Soldaten (l'arme fribourgeoise!) dafür gerühmt, „daß sie gegen ein dreifach zahlreicheres Heer zu Felde gezogen wären, rühmliche Beweise ihrer Hingebung zu Tage gelegt hätten; doch sei dieses auf den Ruf „„einer heuchlerischen, unsinnigen Obrigkeit geschehen, welche sie zu einen ungleichen, gottlosen und wahnsinnigen Kampf habe führen wollen, ihre Fahnen befleckt, indem sie dieselben in ein Panier der Empörung verkehrt hätte. Nun wären ihre Freunde, ihre Brüder herangezogen, um sie von häßlichen (hideuse) Tyrannen zu befreien. Ihr Sieg hätte den Kanton, die Schweiz in's Verderben gestürzt; dagegen habe ihn nun die Wahrheit über den Irrthum, die Freiheit über den Despotismus errungen; die Gerechtigkeit juble. Soldaten, das Vaterland anerkennt eure Dienste; es zählt auf euch!“

Inzwischen mußte man doch auf Herstellung des großen Raths Bedacht nehmen, zugleich Fürsorge treffen, daß dieses im radikalen Sinne geschehe. Dazu diente allererst jene Proclamation vom 25. November. Mittelst ihrer hatte man jeden



freien Laut, jede Aeußerung darüber, was dem Kanton frommen möge, erstickt, das wesentlichste Recht einer republikanischen Bevölkerung zum Besten einer kleinen Anzahl radikaler Tonangeber confiscirt. Während diese ungehindert sich zusammenfanden und nach Gutfinden, was ihnen zweckdienlich schien, vorbereiteten, war die unermeßliche Majorität zum Schweigen verurtheilt. Ja noch mehr! Jene tobten durch die Straßen der Stadt, stießen gegen Männer entgegengesetzter Meinung Drohungen aus, mißhandelten Einige, ohne daß dieses wäre geahnt worden. Um die Rückkehr der Ordnung und der Freiheit noch fühlbarer zu machen, durchzogen waatländische Heerhaufen das Land, und nahmen im direkten Widerspruch gegen die Capitulation eine allgemeine Entwaffnung vor, wobei sie es an Quälereien gegen diejenigen, die ihnen als Aristokraten (ristoux) bezeichnet wurden, nicht fehlen ließen.

Endlich erschien am 27. November, unter Berufung auf die Volksversammlung vom 15. und auf den an ihr kundgegebenen Ausdruck „des allgemeinen Volkswillens" (!) und unter Anführung mancher ergötzlicher Siebensachen (von denen „eine wahrhaft demokratische Repräsentation" nicht die geringste) das Decret Betreffs der Wahlen. Man hätte erwarten sollen, eine im Namen der Freiheit bewerkstelligte Revolution würde der oft im Munde geführten Freiheit einen ansehnlichen Zuwachs gewähren. Nichts weniger als das; eher das Gegentheil davon; dem vorgeschobenen Volkswillen sollte eher ein Zaum angelegt, als freie Bewegung gelassen werden. Es ist wahr, man führte indirekte Wahlen ein, beschränkte aber die Zahl der unmittelbar durch das Volk zu wählenden Mitglieder, und behielt dem großen Rath selbst die Ernennung von zehen vor; in der unzweideutigen Absicht, durch dieses Hülfsmittel radikalen Notabilitäten, welche das Volk nicht in dem großen Rath würde haben wollen, den Eintritt in denselben zu sichern. Auf diese Weise kam ein gewisser Chatonay aus Murten, der in seinem Bezirk nicht das mindeste Vertrauen besaß, in die oberste Behörde. Hätte man es allen Theilen des Land

möglich machen wollen, durch die Wahlen ihre Wünsche und Gesinnungen auszudrücken, so mußten die Wahlkreise vermehrt werden; statt dessen wurden sie vermindert und in einer Weise zusammengesetzt, wie sie den Berechnungen der Radikalen zu statten kam. So wurden einige entschieden conservative Theile des deutschen und des französischen Bezirks von Freiburg zu dem Wahlkreise Murten geschlagen, damit deren Bevölkerung in einer entschieden radikalen aufgehe. Mit solchen, alles Bisherige umkehrenden Grundzügen wurden Vollziehungsformen in Verbindung gebracht, welche jeden Widerspruch gegen den Willen der radikalen Machthaber unmöglich oder erfolglos machen mußten. Der Oberamtmann jedes Bezirks war der gefügige Diener derselben, deßwegen hatte er die Wahlversammlungen zu präsidiren, die Scrutatoren zu ernennen. Damit man aber des Erfolges zweifellos sich versichert halten möge, wurde in dem durch die Eroberung demoralisirten, durch ein Unterdrückungsheer besetzten, durch Gewalterlasse geschreckten Land das offene Handmehr eingeführt; darüberhin in Widerspruch mit aller bisherigen Uebung, allen Angesiedelten aus den Kantonen Zürich, Bern und Baselland das Wahlrecht zuerkannt.

Selbst diese Vorsichtsmaßregeln schienen noch nicht zu genügen. Man fürchtete, die conservative Gesinnung möchte noch allzugroße Lebensthätigkeit in sich tragen. Auch dem mußte vorgebeugt werden. Am 29. November, zwölf Tage vor den Wahlen, verkündete ein Decret, daß sämmtliche Mitglieder des vorigen Staatsraths, sechs und vierzig Mitglieder des großen Raths und zwanzig Offiziere, im Ganzen zwei und achtzig der angesehensten und bedeutendsten Bürger des Kantons, theils des Hochverraths, theils der Mitschuld an demselben und der Schädigung des Staats angeklagt seien. Als Grund der schweren Beschuldigung wurde angegeben, daß sie den Beschlüssen der Tagsatzungs-Majorität vom 20. Juli, 11. August, 4. November, so wie der Proclamation vom 20. October, nicht gehorcht, hiemit in offene Empörung gegen dieselbe sich gesetzt

hätten. Die Genannten insgesammt wurden nicht allein jedes öffentlichen Amtes unfähig erklärt, sondern es sollte zugleich durch die Friedensrichter das Vermögen Aller sequestrirt werden, die Oberamtmänner darüber wachen, daß dieses unfehlbar geschehe. Ihr Verbrechen bestand also darin, sich den Uebergriffen der Tagsatzungs-Majorität in die Rechte des souverainen Kantons entgegengesetzt, oder nicht auf deren Seite sich geschlagen zu haben.

Durch Beseitigung von zwei und achtzig Männern, welche vermöge ihrer gesellschaftlichen Stellung, ihres moralischen Werthes, ihrer Talente, ihrer Erfahrung aus der Menge hervorragten, wurde allerdings der conservativen Partei der Todesstoß versetzt. Aber selbst hiemit begnügten sich die Siebenmänner nicht. Eine Proclamation voll der wüthendsten Phrasen sollte am 6. December das Volk über seine Rechte und Pflichten belehren. Die verjagte Regierung wurde darin mit einer Fluth von Schmachworten und Vorwürfen übergossen und mitten unter dem, was seit drei Wochen geschehen war, darauf hingewiesen, „wie man ganz Europa ein Beispiel der Mäßigung, der Weisheit und der Gerechtigkeit geben müsse." „Nicht Feinden des Vaterlandes", heißt es darin, „auf deren Stirnen das frische Brandmal der Schmach und des Verbrechens noch rauche, dürfe das Volk das Ohr zu Gunsten derjenigen leihen, die sie empfehlen möchten", sondern der (so väterlich) für ihr Wohl sorgenden provisorischen Regierung. Auf des Volkes Patriotismus vertraue dieselbe; einen Beweis dieses Vertrauens gebe sie den „lieben Mitbürgern" dadurch, daß sie ihnen „das Recht direkter Wahlen ihrer Repräsentanten zugestehe." Also nicht mehr kraft natürlichen republikanischen Rechts sollten sie diese vornehmen, sondern bloß aus besonderer Gnade der Siebenmänner, welche somit volle Befugniß sich beimaßen, hierüber nach ihrem Gutdünken zu verfügen. Ist man je im Namen der Freiheit und des Volkes auf empörendere Weise zu Werke gegangen?

Noch wurden diese Vorkehrungen insgesammt nicht als vollständig sichernd anerkannt. Kurz vor den Wahlen sahn sich ehemalige Staatsräthe, Großräthe, Geistliche, Advokaten, Offiziere, bloße Privatpersonen, die dem Gewaltsystem nicht geneigt gehalten wurden, unversehens verhaftet oder zur Flucht genöthigt; der Terrorismus stand in seiner vollsten Blüthe.

Die letzten Maßregeln waren auf den Wahltag selbst verspart. Als dieser kam, setzten sich starke Abtheilungen der Majoritäts-Mannschaft nach den Wahlorten in Marsch. Unter der Herrschaft fremder Bajonette sollte sich das Volk sein Stellvertreter ersehen. Selbst damit noch ward der Sieg des Radikalismus für zweifelhaft gehalten. Es galt, jedes mögliche Hervortreten des wahren Volkswillens entweder in Täuschung zu verwandeln, oder gewaltsam darniederzutreten.

Werfen wir einen Blick auf das, was zu Romont verging! Dieser Wahlkreis besteht beinahe ganz aus conservativen Gemeinden; unter einer Zahl von zweitausend Wählern bilden die Radikalen zur Zeit kaum den fünften Theil. Allererst wählte der Oberamtmann, als Vorsitzer der Versammlung, die Scrutatoren durchweg aus diesem. Darauf schlug er, als erst zu Wählender sich selbst vor. Die Conservativen gaben ihm in demüthiger Willfährigkeit ihre Stimmen; daher die Wahl einhellig auf ihn fiel. Der radikale Robadey, bereits mächtig als einer der sieben Gewalthaber, kam als zweiter in Vorschlag. Ein Fünftheil der Hände erhebt sich für ihn; die Scrutatoren erklären: augenfällig vereinige er die Mehrzahl der Stimmen auf sich. So wurde er als Großrath ausgerufen. Da ließ sich von allen Seiten Gemurmel vernehmen; ein junger Mann hatte den Muth, das Gegenmehr zu verlangen. In dem gleichen Augenblicke, da er das Begehren stellte, werfen sich einige Vertraute, die man durch die Versammlung vertheilt hatte, auf ihn, mißhandeln ihn auf's Grauenhafteste, einer setzt ihm die Mündung einer Pistole auf die Brust; die



Waatländer Truppen kamen dazwischen, aber nur, um den jungen Menschen zu verhaften und in's Gefängniß zu führen. Die Wahl nahm hierauf ihren Fortgang, und sieben weitere Ernennungen erfolgten durch die gleiche Minorität, aber unter den Augen der eingeschüchterten und verblüfften Menge.

Ueber die Weise, wie in Bulle die Wahlen bewerkstelligt wurden, gibt eine kleine Gelegenheitsschrift des vormaligen Staatsraths Charles merkwürdige Aufschlüsse. Allererst ließen die Sieben ankündigen: „hinfort würde es bei den Wahlen redlicher hergehen als bisher." Wie diese Worte zu verstehen seien, konnte man bald inne werden. Vom 5. bis zum 10. December, dem Wahltage, gelangten einzig nach diesem Wahlkreis dreizehn Verhaftbefehle, nicht einer auf den Grund eines Vergehens, alle „im Namen des Gesetzes." Einige der Verhafteten wurden dann alsbald nach der Wahl, ohne irgend ein vorangegangenes Verhör, entlassen, andere nach Freiburg geschleppt. Vor den Wahlen reisten die Repräsentanten in dem Kanton herum, beriefen die Gemeindevorsteher, und sagten ihnen: das Maß der Kriegskosten, die Dauer der Besetzung werde von den gewählten Persönlichkeiten abhangen. Am siebenten traf ein Waatländer Bataillon ein, angeblich zum Schutz der Wahlen. Mehrmals hieß es, Hr. Charles solle ebenfalls verhaftet werden. Ein Versuch dazu am Morgen des Wahltags mißlang, weil er sich bis zum Augenblick der Wahl nirgends blicken ließ. Um eilf Uhr eröffnete der Oberamtmann dieselbe mit einer auf den Zweck berechneten Rede. Nachdem er geendet, fragte Hr. Charles: ob ihm vergönnt sei, auch ein Wort zu reden. Rund abgeschlagen. „Aber später eine Bemerkung?" — „Wir werden sehen!" — Lautlos, so war es Befehl des Oberamtmanns, sollte die Wahlhandlung vor sich gehen. So höflich als möglich machte Herr Charles hiegegen Vorstellung. „Still!" rief der Oberamtmann; „still!" brüllte nach ihm das jüngste Glied des Bureaux. Das war das Losungszeichen zu den kräftigern Lauten,

Noch wurden diese Vorkehrungen insgesammt nicht als vollständig sichernd anerkannt. Kurz vor den Wahlen sahen sich ehemalige Staatsräthe, Großräthe, Geistliche, Advokaten, Offiziere, bloße Privatpersonen, die dem Gewaltsystem nicht geneigt gehalten wurden, unversehens verhaftet oder zur Flucht genöthigt; der Terrorismus stand in seiner vollsten Blüthe.

Die letzten Maßregeln waren auf den Wahltag selbst verspart. Als dieser kam, setzten sich starke Abtheilungen der Majoritäts-Mannschaft nach den Wahlorten in Marsch. Unter der Herrschaft fremder Bajonette sollte sich das Volk seine Stellvertreter ersehen. Selbst damit noch ward der Sieg des Radikalismus für zweifelhaft gehalten. Es galt, jedes mögliche Hervortreten des wahren Volkswillens entweder in Täuschung zu verwandeln, oder gewaltsam darniederzutreten.

Werfen wir einen Blick auf das, was zu Romont vorging! Dieser Wahlkreis besteht beinahe ganz aus conservativen Gemeinden; unter einer Zahl von zweitausend Wählern bilden die Radikalen zur Zeit kaum den fünften Theil. Allererst wählte der Oberamtmann, als Vorsitzer der Versammlung, die Scrutatoren durchweg aus diesem. Darauf schlug er, als erst zu Wählender sich selbst vor. Die Conservativen gaben ihm in demüthiger Willfährigkeit ihre Stimmen; daher die Wahl einhellig auf ihn fiel. Der radikale Robadey, bereits mächtig als einer der sieben Gewalthaber, kam als zweiter in Vorschlag. Ein Fünftheil der Hände erhebt sich für ihn; die Scrutatoren erklären: augenfällig vereinige er die Mehrzahl der Stimmen auf sich. So wurde er als Großrath ausgerufen. Da ließ sich von allen Seiten Gemurmel vernehmen; ein junger Mann hatte den Muth, das Gegenmehr zu verlangen. In dem gleichen Augenblicke, da er das Begehren stellte, werfen sich einige Vertraute, die man durch die Versammlung vertheilt hatte, auf ihn, mißhandeln ihn auf's Grauenhafteste, einer setzt ihm die Mündung einer Pistole auf die Brust; die

Waatländer Truppen kamen dazwischen, aber nur, um den jungen Menschen zu verhaften und in's Gefängniß zu führen. Die Wahl nahm hierauf ihren Fortgang, und sieben weitere Ernennungen erfolgten durch die gleiche Minorität, aber unter den Augen der eingeschüchterten und verblüfften Menge.

Ueber die Weise, wie in Bulle die Wahlen bewerkstelligt wurden, gibt eine kleine Gelegenheitsschrift des vormaligen Staatsraths Charles merkwürdige Aufschlüsse. Allererst ließen die Sieben ankündigen: „hinfort würde es bei den Wahlen redlicher hergehen als bisher.“ Wie diese Worte zu verstehen seien, konnte man bald inne werden. Vom 5. bis zum 10. December, dem Wahltage, gelangten einzig nach diesem Wahlkreis dreizehn Verhaftbefehle, nicht einer auf den Grund eines Vergehens, alle „im Namen des Gesetzes.“ Einige der Verhafteten wurden dann alsbald nach der Wahl, ohne irgend ein vorangegangenes Verhör, entlassen, andere nach Freiburg geschleppt. Vor den Wahlen reisten die Repräsentanten in dem Kanton herum, beriefen die Gemeindevorsteher, und sagten ihnen: das Maß der Kriegskosten, die Dauer der Besetzung werde von den gewählten Persönlichkeiten abhangen. Am siebenten traf ein Waatländer Bataillon ein, angeblich zum Schutz der Wahlen. Mehrmals hieß es, Hr. Charles solle ebenfalls verhaftet werden. Ein Versuch dazu am Morgen des Wahltags mißlang, weil er sich bis zum Augenblick der Wahl nirgends blicken ließ. Um eilf Uhr eröffnete der Oberamtmann dieselbe mit einer auf den Zweck berechneten Rede. Nachdem er geendet, fragte Hr. Charles: ob ihm vergönnt sei, auch ein Wort zu reden. Rund abgeschlagen. „Aber später eine Bemerkung?“ — „Wir werden sehen!“ — Lautlos, so war es Befehl des Oberamtmanns, sollte die Wahlhandlung vor sich gehen. So höflich als möglich machte Herr Charles hiegegen Vorstellung. „Still!“ rief der Oberamtmann; „still!“ brüllte nach ihm das jüngste Glied des Bureaux. Das war das Losungszeichen zu den kräftigern Lauten,

nem vollen Umfange zu schildern. Unwille und das bittere Gefühl der Schmach sind dessen Hauptzüge. Jeder gesteht sich, wie die unbeschränkte Gewalt eines Einzelnen, sei es durch dessen Geistesüberlegenheit, sei es durch den äußern Eindruck der Macht und Würde, am Ende erträglich werden könne; einem Volk aber vorreden, es sei frei, dasselbe zur Ernennung seiner Beauftragten einberufen, und in dem Augenblick, in welchem es sein Recht ausüben will, ihm unter den brutalsten Formen Gebieter aufladen, hierauf verkünden, das seien die Männer seiner Wahl und seines Vertrauens, das ist ein Mißbrauch der Gewalt, den einzig der Radikalismus sich erlauben kann, und wofür er nach einem Seitenbild in der Geschichte vergeblich sich umsehen würde, wenn überhaupt dieselbe für ihn irgend eine Bedeutung hätte.

Daß von einem großen Rath, der aus den maßlosesten radikalen Elementen besteht, und durch Gewaltmaßregeln bestellt wurde, nur revolutionäre und gewaltthätige Beschlüsse zu erwarten seien, das begreift sich leicht. Einer der ersten Acte der neuen gesetzgebenden Behörde bestand in Billigung aller Vorkehrungen der provisorischen Regierung und der Genehmhaltung aller Befugnisse, die sie sich beizulegen beliebt hatte. Darauf wurden Tagsatzungsgesandte ernannt. Ihr Auftrag lautete, zur Revision der Bundesurkunde Hand zu bieten, ohne Rücksicht auf die Souverainität des Kantons. Außerdem, daß Freiburgs Radikale sich dem Willen der größern Kantone fügen müssen, bietet die Persönlichkeit der beiden Gesandten, Page und Bussard, den Clubbisten von Bern zureichende Gewährleistung, daß sie den radikalsten Maßregeln zu der angeblichen Regeneration der Schweiz ihre Zustimmung niemals versagen werden.

Nicht genug, für Umsturz der Bundesverfassung zu stimmen, mußte auch die Kantons-Verfassung einer Revision unterworfen werden. Auch die Vorarbeit hiezu wurde den Ra-

dikalsten unter den Radikalen aufgetragen. Es liegt ein seltsamer Widerspruch darin, die Glieder der vorigen Regierung der Güter-Confiscation zu unterwerfen, mit dem Vorwande: sie hätten gegen Verfassung und Bundesurkunde gehandelt, gleichzeitig aber kein Bedenken zu tragen, beide zu vernichten.

Mit den politischen sollten auch die kirchlichen Institutionen angetastet werden. Das Signal dazu gab am 22. December der Antrag eines gewissen Weitzel: die Commission zu Entwerfung der Verfassung habe in dieselbe Bestimmungen über Feststellung der Verhältnisse zwischen dem Staat und der Geistlichkeit aufzunehmen. Er entwickelte seinen Antrag hierauf mit allem Giftigen, was jemals in einer solchen Versammlung gegen die Geistlichkeit hat können vorgebracht werden. Bei der Erörterung verhallten ungehört die Stimmen einiger Weniger, welche die Schranken des Zulässigen nicht zu überschreiten riethen. Umsonst machten dieselben darauf aufmerksam, man sollte sich doch vorerst mit dem Bischof darüber in's Einverständniß setzen. Fünfzig gegen neun Stimmen bekannten sich zu dem Antrag, wie er gestellt worden war. Während ihres vierzigtägigen Waltens bis dahin hatten die Provisorischen ihre Gesinnungen gegen die Geistlichkeit hinreichend zu Tage gegeben. Nicht nur wurden mehrere Priester in's Gefängniß geworfen, sondern die Pfarrer von Buodens, Villarepos und Romont ohne irgend eine Proceßform aus ihren Pfarreien verjagt, ohne ihnen auch nur einen Beweggrund zu solchem Verfahren anzudeuten. Man gefiel sich darin, gegen das kirchliche Ansehen die maßloseste Verachtung zur Schau zu tragen. Das zeigte sich besonders am 4. Januar in der Verhandlung über eine Zuschrift des Bischofs in Betreff jenes Antrages. In dieser verlangte er: „Achtung vor den religiösen Institutionen und ihren Rechten, freies Walten des bischöflichen Ansehens in Ausübung seiner Pflichten, unbeirrte Verwaltung des geistlichen Eigenthums (eine Controle werde er niemals verwei-

gern), und Einverständniß mit ihm hinsichtlich aufzustellender Normen über das Verhältniß zwischen Kirche und Staat." Als das Schreiben verlesen wurde, war auf manchen Gesichtern spöttischer Hohn wahrzunehmen. Der junge Advokat Fröhlicher rief: „als eine große Zahl Bürger (die Meuterer vom Januar) in den Gefängnissen schmachteten, fand es der Hochwürdigste nicht angemessen, Schritte zu ihrer Erleichterung zu thun"; der Advokat Weitzel fand den Styl der Zuschrift unangemessen; ob man sich allenfalls demüthig den Befehlen des gnädigen Herrn fügen solle? ein Anderer fand, die Ausdrucksweise diene der Zuschrift nicht zur Empfehlung; wieder Einer erblickte eine giftige (virulente) Mißbilligung aller bisherigen Schritte der provisorischen Regierung; „gewähren", sagte ein Vierter, „hieße das Land zu Grunde richten"; die einzige Stimme, welche zu Achtung vor dem geistlichen Ansehen aufforderte, wurde nicht gehört, das Schreiben als einfaches Gesuch an die Commission für Bittschriften gewiesen.

Der große Rath wollte aber das Jahr nicht schließen ohne ein öffentliches Dankopfer gegen seinen Schöpfer, die Siebenmänner. Nachdem diese in einem Bericht am 16. December ihre unermüdliche Thätigkeit und die Summe aller ihrer wohlthätigen Anordnungen in das erforderliche Licht gestellt hatten, kündete jener dem Volk in einer Proclamation an, daß diese es wären, welche die Republik gerettet hätten. „Denn sie, wird demselben bezeugt, hätten die Anarchie und Rebellion unterdrückt, das Land mit dem Bund ausgesöhnt, das Finanzchaos entwirrt, die Jesuiten und ihre Affilirten verjagt, den Urhebern des Kriegs ein Kennzeichen angeheftet, den Grund zu einer neuen Verfassung gelegt, allüberallhin Ordnung, Friede und die Herrschaft des Gesetzes zurückgeführt. Sie hätten sich um das Vaterland bestverdient gemacht, und würden hoffentlich das heilsame Werk weiter fortführen." — Wie, das war auf das neue Jahr verspart. So wohlthuend das alte geen- t hatte, eben so befriedigend sollte das neue beginnen, die

Bedeutung der Worte: „Mäßigung und Gerechtigkeit“ immer vollkommener enthüllen.

Noch schmachtete der Kanton unter dem Joch des Majoritäts-Heeres; es war dringlich, die Gebieter desselben durch einen ersten Wurf der gierig erwarteten Kriegskosten einigermaßen zufrieden zu stellen. Dazu boten sich zwei Wege dar. Entweder konnte man eine Abschlagssumme in Schuldtiteln und in Versicherungen auf Liegenschaften nach Bern schicken, oder zu einer Steuer seine Zuflucht nehmen; man gab einem gezwungenen Anleihen den Vorzug. Die erste Sitzung des großen Raths wurde am 3. Januar mit diesem Antrag eröffnet. Man hatte das gehässigste Mittel gewählt; die Vermuthung liegt nahe, es sei deßwegen ausersehen worden, weil sich die schreiendste Widerrechtlichkeit damit vereinbaren ließ. Das Anleihen sollte die Summe von 300,000 Franken einbringen, und auf die Förderer des Kriegs verlegt werden. Was ihrer weiter warte, konnten sie der Bestimmung entnehmen, daß das Eingezahlte ihnen künftighin in Abrechnung solle gebracht werden. Nebendem erscheint ein Aufruf zu freiwilligen Unterzeichnungen als Spott oder als Lächerlichkeit, zumal da nicht weniger als dreihundert Franken wollten angenommen werden. Der Antrag wurde, wie zu erwarten stand, mit voller Deferenz angenommen, die Summe auf fünfundfünfzig Personen, mit Ausnahme einer einzigen insgesammt der conservativen Partei angehörend, vertheilt, unter solidarischer Verbindlichkeit Aller. Zu Abführung derselben war eine Frist von zehn Tagen anberaumt; wäre der Forderung bis dorthin nicht Genüge gethan, so hätten die Betreffenden die gesammte Last der Einquartierung an Beherbergung und Ernährung der Kriegsleute zu tragen. Man kann sich leicht vorstellen, welche peinliche Tage die Gebrandschatzten in der Ungewißheit, ob sie die Summe würden zusammenbringen können, durchmachen mußten.

Das war indeß nur das Vorspiel von weit Ungerechterem, von einer Verfügung, durch welche die Verfolgten voll-

ends sollten zu Grunde gerichtet werden. Bereits in den ersten Tagen der Revolution hatten die Radikalen den Vorsatz gefaßt, den Gesammtbetrag der Kriegskosten auf die Glieder der vormaligen Regierung und andere ihnen gleichgesinnte Männer zu werfen, Zu dem Ende mußten die Oberamtmänner die Gemeinden zu Petitionen in diesem Sinne auffordern, mit beigefügter Drohung: thäten sie das nicht, so würde die unerschwingliche Summe auf sie fallen. Einige hatten die Schwachheit, sich bereden zu lassen, womit sie es den Racheschnaubenden möglich machten, sich hinter den Volkswillen zu verbergen. Der Beschluß vom 29. November, 82 Männer in Anklagestand zu versetzen, und einstweilen ihr Vermögen zu sequestriren, bahnte den widerrechtlichen Act an, mittlerweile die Behörden ausfindig machen sollten, wie hoch die Entschädigungssumme, auf die der Staat Anspruch habe, sich belaufe; die Persönlichkeit derjenigen, welchen diese Arbeit aufgetragen war, berechtigt zu einem sichern Schluß auf die Rechtlichkeit und Parteilosigkeit, in der sie vollzogen wurde.

Zwischenein beschlich die Treiber der Zweifel: ob wohl diese Mittel unfehlbar zum Ziel führen dürften? Sie fürchteten den langsamen Gang gerichtlicher Verhandlungen und ebensosehr eine mögliche Freisprechung der Angeschuldigten, am Ende eine Verurtheilung zu minder ausgiebigen Summen. Zuverläßiger fanden sie es, wenn die achtungswerthesten Männer des Landes ohne weiten Umschweif durch sie selbst zu Grunde gerichtet würden. Der große Rath durfte ja nur zu diesem Behuf die Richtergewalt sich beilegen und ein Dekret gegen die Schuldigen erlassen. Der Antrag hiezu kam am 10. Januar. Vorher wurde eine Zuschrift der Majoritäts-Repräsentanten verlesen, worin sie neben vielen klangvollen Worten über Regeneration, Fortschritt zu künftiger Wohlfahrt bemerken: „daß der Weg, den Schuldigen einen Theil der Kriegskosten auf gesetzgeberischen Wege aufzulegen, formell nicht der richtige seyn. Setze sich der große Rath an die Stelle der Gerichte, so

werfe er sich damit auf die Bahn der Willkühr." Damit hatten die Herren Stockmar, Reinert und Grivaz eine unantastbare Wahrheit ausgesprochen. Wir wollen auch glauben, es seie ihnen mit diesem ertheilten Wink ernst gewesen, wenn gleich manche Antecedentien und mancher bei Gelegenheit eröffneter Blick in die wahren Gesinnungen der beiden Erstgenannten den tausend Beweisen radicaler Verschmitztheit, die bisweilen den Schein rechtlicher Gesinnung anzunehmen sich bequemt, nicht genugsam gegen jeden Zweifel sichern. Sollten bei dem engen Verkehr dieser Repräsentanten mit den Häuptlingen zu Freiburg nicht die wesentlichsten Verfügungen abgemacht worden seyn, noch bevor dieselben dem großen Rath zur Annahme vorgelegt wurden? Sollten die Freiburger Häuptlinge sich erlaubt haben, das Wichtigste ohne, selbst gegen den Willen ihrer Lehrmeister durchzuführen? Jedenfalls bleibt die Wirkungslosigkeit des Schreibens von diesen Händen höchst merkwürdig.

Die Erörterungen, zu denen dasselbe im großen Rath Veranlassung gab, verscheuchen die Zweifel nicht. Die Größe der Krise hieß es, gebiete außerordentliche Maßregeln; der große Rath handle gegen die Schuldigen nur wie die Tagsatzung gegen die Sonderbundskantone; das Strafrecht stehe diesem so vollkommen zu als jener. Der Antrag lautete: von den sogenannten Schuldigen 1,200,000 Franken einzutreiben, sie in drei Kategorien zu theilen, die Abstufung für jede derselben durch die provisorische Regierung bestimmen zu lassen, dann sämmtliche Individuen jeder Kategorie für das gesammte Betreffniß derselben haftbar, anneben alle für zehn Jahre ihrer politischen Rechte verlustig zu erklären, und sie unter polizeiliche Aufsicht zu stellen: weitere 600,000 Franken sollten von den Klöstern, 100,000 von der Weltgeistlichkeit erhoben werden. Den Termin, bis zu welchem Bezahlung geleistet seyn müsse, habe die vollziehende Gewalt zu bestimmen; erfolge jene bis dorthin

nicht, so falle die ganze Last der Besetzung des Kantons auf die Säumigen.

Dieser Antrag verbreitete Bestürzung durch's ganze Land. Aber die Aussicht, die vornehmsten Conservativen zu Grunde zu richten und sie hiedurch jedes Einflußes zu berauben, die kirchlichen Corporationen um einen Theil ihres Vermögens zu bringen, war für die Radikalen allzulockend, als daß sie sich durch die Rücksicht auf Ordnung und Gerechtigkeit hätten können irre machen lassen. Doch fand der Vorschlag im großen Rathe selbst Widerspruch, und es bedurfte einer zehntätigen Verhandlung, bis er am 20. Januar als Spoliations-Decret erscheinen konnte; die Kleinigkeit, daß solches allen Grundsätzen gesellschaftlicher Ordnung und den ersten Begriffen der Gerechtigkeit widerspreche, kam nicht in Betracht. Jede Bestimmung dieses Decrets ist eine Rechtsverletzung der ungeschlachtesten Art. Die angeblichen Urheber oder Förderer des Sonderbundes, welche die provisorische Regierung nach Ermessen bezeichnen kann *), werden zu Entrichtung von 1,600,000 Franken verfällt, die gesammte Geistlichkeit soll 800,000 Franken bezahlen, zusammen 2,400,000 Franken, obwohl die Forderung der Eidgenossenschaft nicht volle 1,700,000 Franken beträgt; wonach mehr als 700,000 Franken darüber hinaus als angebliche Entschädigungsforderung des Kantons verlangt werden. Allein es ist längst bekannt, daß es der Radikalismus mit Zahlen, sobald sie zu seinem Vortheil sich anwenden lassen, so genau nicht nimmt. So hatte im Jahre 1841 der Gesandte von Aargau in der Tagsatzung behauptet, die Besetzung des freien Amts habe 350,000 Franken gekostet. Der gewesene Bürgermeister Muralt von Zürich wies ihm an der Hand des eidgenössischen Kriegstarifs nach, daß sie nicht einmal auf 70,000 Franken

*) Nach den neuesten Berichten hat sie zwanzig Männer aufgehoben, welche für die auf 1,600,000 Franken erhöhte Summe einstehen sollen.

sich könne belaufen haben. Der aargauische Ehrenmann half sich mit der kurzgefaßten Behauptung: er müsse für das, was seine Regierung versichere, unbedingten Glauben in Anspruch nehmen. Ein ähnlicher radikaler Ehrenmann eines andern Kantons behauptete ein paar Jahre später, ein Kloster habe binnen dreißig Jahren einen auffallend unbedeutenden Vorschlag gehabt. Er wurde in der Tagsatzung als absichtlicher Fälscher dargestellt, indem er bewußt Franken und Gulden gleichwerthig genommen habe. Eine Gesellschaft von Ehrenleuten hätte denselben ausgestoßen, vor seinen Tagsatzungs-Collegen blieb er, was er war.

Weiter noch wurde jeder öffentlichen Moral Hohn gesprochen. Denn während man kalten Blutes das Verderben einer großen Zahl schuldloser Familien verfügte, während man die Beraubung kirchlicher Institute guthieß, sprach man den Theilnehmern an der mißglückten Empörung vom Januar 1847 eine Schadloshaltung (nachträgliche Belohnung) von 100,000 Franken zu. Die Beschließenden und die Beziehenden sind größtentheils dieselben Leute. Zugleich wurde das Spoliationsdecret im Eingang eine Amnestie genannt; wiewohl, nicht genug, daß die Betroffenen durch die Erpressung sollten gebüßt seyn, auch das gutgeheißen wurde, daß sie noch auf die Dauer von zehn Jahren aller bürgerlichen Rechte, die Geistlichkeit auf immer der Verwaltung ihrer Ausstattung beraubt werden sollte; um sie planmäßig in die radikale Knechtschaft einzuzwängen.

Ueber dieses Decret ließ der erwähnte Herr Charles ein Flugblatt erscheinen, dem er die Ueberschrift gab: Le bien d'autrui ne prendras ni retiendras injustement. Er zeigt darin, daß Freiburg niemals an der Verbindung der sieben Kantone sich hätte betheiligen sollen; daß hiedurch maßloses Unheil über den Kanton gekommen, dieß aber dennoch (wenn immer mit beschränkter Einsicht) in vollkommen gesetzmäßiger Befugniß

und kraft bedeutender Majorität des großen Raths geschehen sei. Habe ihn und andere seiner Collegen dieses früher tief bekümmert, so bekümmerten ihn gegenwärtig die Lockmittel, wodurch man die Menge verleiten wolle, ihre Hände mit fremdem Gut zu besudeln, noch weit tiefer. Niemals bisher sei Jemand irriger Ansicht wegen bestraft worden; nehmen, wo sei, gebe eben keinen Beweis ausgezeichneter Verwaltungskunst. Diejenigen, an welchen diese geübt werden solle, hätten nichts nach Willkühr, alles nach dem Willen derjenigen verfügt, welchen die Entscheidung zugestanden habe. Was heute Diesen, könnte morgen Andern geschehen. — Dieses Schriftchen sollte nachher durch gerichtliche Verfolgung seines Verfassers widerlegt werden.

So hat sich unter dem Schutze der Majoritätswaffen der unbemessenste Radikalismus in Mitte eines größtentheils conservativen und religiösen Volkes sein wohlbewahrtes Zwingurt erbaut. Er schreitet in seinem Werk keck und rüstig voran. Alle Maßregeln werden getroffen, um sein Bollwerk unangreifbar zu machen, um das Volk, welches zur Zeit noch dasselbe mit unheimlichen Gefühl anschaut, erst zu lähmen, dann zu entsittlichen. Während der katholische Verein auf's Schärfste untersagt ist, werden sogenannte patriotische Vereine gebildet, in denen man gegen Religion und Eigenthum, die Grundpfeiler aller gesetzlichen Ordnung, loszieht. Man spricht offen von der Nothwendigkeit, politische Propaganda machen zu müssen, und wäre es zuletzt selbst mit gewaffneter Hand.

Allein zwei neue, durch die ganze Schweiz bisher unerhörte Maßregeln bezeichnen am besten, wie diese Leute den Kanton auf eine lange Zukunft hinaus für ihre Personen auszubeuten gedenken, und welches Gewicht die Worte Freiheit, Rechte des Volkes und Ordnung in ihrem Munde haben. Die erste dieser Maßregeln ist, daß der durch die oben bezeichneten Mittel zu Stande gekommene große Rath aus eigener Macht-

vollkommenheit für die Dauer von neun Jahren unabänderlich sich festgesetzt hat, indeß eine solche Absicht bei den Wahlen sorgfältig verschwiegen wurde, somit das Volk in dem Wahn stehen mußte, es wähle gemäß der bisher bestandenen Uebungen. Die zweite, noch ungewöhnlichere Maßregel ist noch ärger. Wie durchgreifenden Einfluß auf die Bildung neuer Verfassungen der Radikalismus auch bisher an sich zu reißen wußte, überall hat er doch noch, und wäre es bloß zum Schein gewesen, die Annahme und Verwerfung einer zu Stande gekommenen Verfassung dem Volke zur Abstimmung unterlegt. Die aus jenen zusammengerotteten Haufen vom 15. November hervorgegangenen Gewalthaber Freiburgs setzen sich auch über dieses hinweg, befehlen, daß auch diese letzte Form zerbrochen werde. Ueber das, worüber sie Eins geworden sind, es hinfort Verfassung des Kantons zu nennen, soll das Volk nicht abzustimmen haben, es soll in Kraft erwachsen, sobald es von ihnen im großen Rath wird angenommen seyn. Somit eine auferlegte oder anbefohlene Verfassung!

Das ist die gegenwärtige Lage des Kantons Freiburg; aus ihr läßt sich schließen, welche Zukunft demselben bevorstehe.

XLIII.

Die Wahlen zum deutschen Parlament.

Ein neues politisches Leben hat begonnen; überall werden die Wahlen für die große constituirende Versammlung in Frankfurt vorbereitet. Wir brauchen unsern Lesern nicht erst zu sagen, wie verhängnißvoll der Tag in Frankfurt für sie als Katholiken, als Deutsche, als Genossen eines bestimmten Stammes seyn wird. Ein neuer Bund soll von den Deutschen, im Einvernehmen mit ihren Fürsten, geschlossen, und Deutschland aus einem Staatenbund in einen Bundesstaat umgewandelt werden.

Ihr werdet eures eigenen Glückes Schmiede seyn; von eurer Thätigkeit, eurem Muth und eurer Pflichttreue wird es, nächst Gott, abhangen, ob ihr euch und euren Enkeln und dem ganzen Vaterlande in der alten Kaiserstadt eine Krone gesetzlicher Freiheit oder die Fesseln schmachvoller Unterdrückung schmieden werdet.

Die Einheit des gesammten Vaterlandes soll gestärkt und dadurch seine Macht nach aussen vermehrt werden. Die deutsche Fahne, seit Jahrhunderten verachtet, soll wieder Ehrfurcht gebietend und ihre Getreuen schützend in Mitte der Nationen wehen. Zugleich aber soll auch die Freiheit und innere Ent-

wicklung der einzelnen Glieder des deutschen Bundesstaates gegen eine ihr Leben aussaugende französische Centralisation und radicale Zwingherrschaft gesichert werden. Freiheit und Einheit sollen in Frankfurt einen Bund schließen, und die Competenz der Gesammtregierung und der einzelnen Landesregierungen sie soll dort ihre Abgrenzung zum Heile des Ganzen und der Glieder erhalten.

Die Freiheit eurer Kirche soll zur Wahrheit werden. Sie soll fortan keine dienende Magd des Staates seyn; denn nicht blos der Unglaube, die Sectirerei und der Indifferentism, sollen die neue Freiheit genießen, auch euere Kirche, ihr Glaube, ihre Diener, ihr Eigenthum sollen gleichmäßig gegen bureaucratischen Absolutism wie gegen radicale Raub- und Herrschgelüste gesichert werden. Die Freiheit der Lehre, der Rede, der Vereinigung soll nicht allein den Feinden des Christenthums, sondern auch der Kirche in ihrem ganzen Umfang ungemindert zu Gute kommen.

Groß wie die Aufgabe ist darum auch eure Verantwortlichkeit bei diesen Wahlen und zwar doppelt in einem Augenblick, wo das Vaterland nach innen und aussen von den größten Gefahren bedroht wird. Denn ohne Uebergang aus dem Alles bevormundenden Beamtenstaat in die äußerste democratische Strömung geschleudert und in den Besitz von Rechten und Freiheiten gesetzt, die weder England noch Amerika in so ausausgedehntem Umfang besitzen, müssen wir uns den neuen Pflichten gewachsen zeigen. Schon hat die Revolution und die Anarchie in manchen unserer Provinzen Unheil verbreitet, und alle Autorität vernichtend und Recht und Ordnung mit Füßen tretend frech das Haupt erhoben, während die Marken unseres ungerüsteten Vaterlandes, nach allen Weltgegenden hin, von mächtigen äußeren Feinden bedroht werden. Wie einst der Tempel von Jerusalem, so soll auch jetzt der Bau des neuen deutschen Bundes, das Schwert in der Hand, aufgerichtet werden.

Wir sollen die neuen Freiheiten begründen, und vor Umsturz und Zügellosigkeit bewahren. Sollen sie uns nicht zum

Fluch werden, so muß Jeder an seiner Stelle die neuen Pflichten erfüllen, die sie uns auferlegen. Die Zeit des müßigen Zuschauens ist vorüber, wer nicht mitspricht und nicht mithandelt, der wird todgetheilt. Wer sich nicht seinen Theil an der Freiheit nimmt und ihn mit männlichem Muth behauptet, dessen verdientes Loos ist Knechtschaft.

Täuscht euch darum nicht, Katholiken! euer Glaube, wie eure Rechte, euer Hab und Gut, wie euer Leben und die Freiheit und Sicherheit eurer Person stehen auf dem Spiel. Schüttelt den Schlaf von euren Gliedern, zeigt euch als Männer und stehet für eure Sache ein, damit die Freiheit kein Monopol einer Partei, sondern ein Gemeingut Aller werde. Wachet darum auf und haltet zusammen, und gebt Nichts dem blinden Zufall preis.

Ihr seyd davon überzeugt, daß kein Bau von Bestand seyn kann, der nicht auf Religiosität, auf Sittlichkeit und Rechtssinn gegründet ist. Darum wählt Männer, die euch und dem Vaterlande diese Bürgschaften geben; nur so wird es wieder groß und mächtig nach aussen, und frei und blühend im Innern dastehen und gleich gesichert seyn vor herabwürdigender Tyrannei, wie vor demagogischer Anarchie.

Ihr seyd die volle Hälfte der Nation, alle rechtlich gesinnten Protestanten sind hierin eure Bundesgenossen, darum laßt euch nicht von einer revolutionären, den Glauben und das Recht bedrohenden Partei tyrannisiren. Die Schweiz, die der Radikalism in seine Fesseln geschlagen, sei euch eine Warnung; Frankreich, das er an den Abgrund gerissen, sei euch ein abschreckendes Vorbild; auch in Deutschland zählt er Bundesgenossen, die als Landesverräther bereits Schaaren bewaffneter Proletarier an die deutschen Marken gerufen, um euch dasselbe Schicksal zu bereiten. Seyd darum auf eurer Hut, vereinigt eure Kräfte und wählet Männer von unerschrockenem Charakter, die in eurem Namen den neuen Bund auf Gott und das Recht gründen.



XLIV.

Bureaukratie und Kirche.

Die schwüle Gewitterluft, welche längst auf Deutschland drückte, hatte schon seit einer Reihe von Jahren in allen deutschen Landen, namentlich im katholischen Volke, eine lediglich im Instinkt wurzelnde, bange Besorgniß vor etwas Unnennbarem, Gewaltigem, Ungeheuerm hervorgerufen, an dessen Schwelle wir stünden, und welches nur durch demüthiges Flehen zum Himmel vielleicht noch gewendet werden könne. — Dieses Gefühl der Bangigkeit, dieses Suchen nach Rath und Trost rief die zahllosen Gebetvereine hervor, deren Mitglieder verpflichtet waren, täglich ein Gesetz des Rosenkranzes für die Bekehrung der Sünder zu sprechen. — In polizeilicher Hinsicht läßt sich nichts Unschuldigeres, ja der Empfehlung Würdigeres denken, als wenn das Volk in seiner Angst, Noth und Besorgniß vor der Zukunft sich in das „Jenseits" flüchtet und in Formen, die von der Kirche gebilligt und mit Abläßen versehen sind, seine Noth Gott vorträgt, um dort Hülfe zu suchen, wo sie allein zu finden ist. — Oder wollten etwa die weltlichen Regierungen, daß die Beschwerden, statt bei dem himmlischen Hofe, bei **ihnen** angebracht würden? Fühlten sie sich wirklich stark genug, diesem Andrange zu widerstehen?

Ob und was die österreichische Bureaukratie gedacht oder gefühlt haben mag, vermögen wir nicht anzugeben. Was wir aber wissen ist, daß sie die genannten Gebetsvereine mit unversöhnlicher Erbitterung verfolgte, auf diejenigen fahndete, die sie empfahlen, die Schriften, Medaillen, Bilder, die das Volk zur Andacht aufmunterten, confiscirte, und überhaupt in jeder Weise that, was und wie es sich von ihr erwarten ließ. — Die demüthige Vorstellung des gemeinen Mannes: daß ja Se. Majestäten der regierende Kaiser, nebst der frommen Kaiserin, selbst Mitglied eines solchen Vereines sei, fand, wie billig, keine Berücksichtigung.

Das nachstehende Actenstück aus dem Jahre 1844 ist ein Erlaß einer bischöflichen Behörde in Oesterreich, die wir aus Schonung der Personen und schuldiger Rücksicht auf ihr heiliges Amt nicht nennen wollen.

Nro. 3. Currenda. Vom 3. 1844.

Rubrum:
„Bekanntmachung eines hohen Regierungs-Präsidial-Erlasses, bezüglich des Verbotes pietistischer Vereine.“

„Das hohe Landesregierungs-Präsidium hat unterm 12. Januar und 8. März d. J. das Ordinariat in Kenntniß gesetzt, daß der unter dem Namen „Rose“ hohen Ort ungesetzlich erklärte Verein, ungeachtet der im Jahre 1840 bekannt gegebenen Erinnerung, Mitglieder in dieser Diöcese behalten habe; daß die zwei Druckschriften: das in Einsiedeln aufgelegte Andachtsbuch: „„Der lebendige Rosenkranz““ von Michael Sintzel, und das Blatt (ohne Druckort): „„Betrachtungen des heiligsten Leidens unsers Herrn Jesu Christi““ *), welche von der k. k. Hof-

*) Dieses Flugblatt empfiehlt für jeden Monatstag in drei verschiedenen Rubriken: 1) die Betrachtung eines Geheimnisses aus dem Leiden Christi; 2) eine äußerliche, 3) eine innerliche Uebung. So z. B. für den zweiten: Jesus wäscht seinen Jüngern die Füße. Aeußerliche Uebung: Sich um verächtliche Arbeiten annehmen. Innerliche Uebung: O Herr! wasche und reinige mein unreines Herz.

und Polizei-Censur nur das Transeat, das heißt, zur öffentlichen Ankündigung und Anempfehlung nicht geeignet, erhalten haben, hier und da vorgefunden werden, und die Aufforderung beigefügt, den Verkauf dieser zwei Druckschriften zu überwachen, und den Verkehr, wenn er von Geistlichen statt findet, wirksam einzustellen, deren Pflicht es ist, diesem hohen Orts ungesetzlich erklärten, und ähnlichen pietistischen Vereinen entgegen zu wirken."

„Diese hohe Erinnerung wird dem Clerus zur schuldigen Befolgung bekannt gemacht."

— — —

Und nun wundere sich wer kann, daß die Gerichte Gottes über einen Zustand hereinbrechen, wo selbst geistliche Behörden durch die Bureaukratie genöthigt oder verleitet wurden, Andachtsübungen als pietistischen Unfug zu schmähen, die das Oberhaupt der Kirche gebilligt und dem christlichen Volke empfohlen hatte!

Für den siebenten: Jesus wird wie ein Uebelthäter gefangen und gebunden. Aeußerliche Uebung: seinen eigenen Willen verläugnen. Innerliche Uebung: O mein Jesus! wie ein Lamm hast Du Deinen Mund nicht aufgethan. Als äußerliche Uebungen werden auch ferner anempfohlen: Ueber Niemand sich beklagen. Aus menschlicher Rücksicht nichts Gutes thun oder unterlassen. In Kreuz und Trübsal beständig die heilige Geduld bewahren u. s. w.

XLV.

Ein neues Buch und ein Blick in die neue Zeit und ihre Zukunft.

Zweiter Artikel.

Der Blick in die Zukunft.

(Schluß.)

Was uns eigentlich beschäftigt, ist die Frage: Kann dieser Zustand der Dinge, wie er sich nun einmal gemacht hat, kann dieser Kampf zwischen den Regierungen und dem Pseudoliberalismus, wobei die ersteren immer mehr Terrain verlieren, und der letztere im Grunde ihn nicht gewinnt, noch lange fortdauern? Müssen nicht beide Kämpfer ihre Kräfte erschöpfen, sich gegenseitig aufreiben und am Ende der hinter ihnen lauernden Partei des Umsturzes zur Beute werden? Darin stimmen wohl alle zu einem Urtheile Befähigten überein, daß dieser Zustand auf die Länge der Zeit nicht haltbar sei, und daß nothwendig eine tiefeingreifende Wendung eintreten müsse. Die Verschiedenheit der Ansichten dreht sich nur darum: ob diese Wendung eine gewaltsame seyn werde, oder auch eine friedliche seyn könne. Es gibt geistreiche, erfahrene, mit der Weltlage vollkommen vertraute Männer, welche nichts weniger als den gedankenlosen Leichtsinn und die unbegreifliche Verblendung des

destructiven Liberalismus theilen, und dennoch an eine friedliche Lösung glauben und mit Zuversicht das Entstehen einer neuen Ordnung auf den Fundamenten der bisher bestandenen erwarten, wenn auch dieser Umbau nicht von allen Erschütterungen frei seyn sollte. Sie stützen diese tröstlichere Ansicht hauptsächlich auf folgende Gründe. Sie machen vorerst geltend, daß die eigentlichen Volksmassen von jenen heillosen Grundsätzen und Tendenzen, die wir bereits geschildert haben, bis jetzt noch unberührt geblieben sind; ferner, daß die Regierungen, von einer traurigen Erfahrung und den Zeichen der Zeit belehrt, immer mehr zur Einsicht dessen, was Noth thut, gelangen werden; endlich und zwar vorzüglich, daß sich im Angesichte der drohenden Gefahr eine conservative Partei in Deutschland zu bilden anfängt, welche in ihrer weiteren Ausbildung immer mehr Einfluß auf die öffentliche Meinung gewinnen, und dem modernen Liberalismus das Gegengewicht halten wird. Eine conservative, im wahren und echten Sinne liberale Partei, welche auf religiösem Gebiete weder Zwang, noch Heuchelei, sondern freie Bewegung will; und daher eben so gegen das Territorial-System, wie gegen die vormundschaftliche Zuchtruthe der Bureaukratie protestirt; welche den confessionellen Zwiespalt nicht in die gemeinschaftliche Verwesung des Indifferentismus aufgelöst, sondern dadurch vermittelt wissen will, daß die Gläubigen beider Confessionen die religiöse Ueberzeugung und den positiven Glauben aneinander achten, und sich die religiöse und kirchliche Freiheit wechselseitig gewähren. Eine Partei, welche auf politischem Gebiete den Despotismus eben so sehr in der Form der absolutistischen Autokratie und Bureaukratie, wie in jener des Radikalismus und Terrorismus verabscheut, und daher vor Allem eine aus dem Volke selbst hervorgehende und das ganze Volk in allen seinen Ständen umfassende Vertretung zu seinen Wünschen zählt; welche Anhörung aller Parteien, Achtung vor jeder ehrlichen Ueberzeugung und eine freie Presse verlangt; welche von den [illegible]rungen als Grundbedingung des Vertrauens [illegible]

Oeffentlichkeit in Allem, was das [illegible] und die Grundsätze der Verwaltung betrifft, fordert: welche wünscht, daß die Fürsten ihren Völkern näher und hinter der Scheidewand hervortreten, welche die modernen Staats- und Verwaltungsformen zwischen Fürst und Unterthan aufgebaut haben. Eine Partei, welche in der Wissenschaft und Kunst die schönsten Blüthen wahrer Kultur und Gesittung, Hüterin der Ideen und das Gegengewicht gegen die den Menschen verdummende Ausschließlichkeit der materiellen Interessen erblickt. Eine Partei endlich, welche trotz aller ökonomischen Drangsale und finanziellen Verlegenheiten in allen deutschen Landen noch hinreichende Hülfsquellen zu finden glaubt, wenn nur das geistige Gleichgewicht hergestellt ist, und gesündere national-ökonomische Grundsätze aus den bittern Erfahrungen der jüngsten Vergangenheit abgezogen und mit Festigkeit durchgeführt werden.

In drei Momenten dürfte Alles ausgesprochen seyn, was zu einer minder trüben Aussicht in die Zukunft berechtigen kann, und ohne die darin liegenden Wahrheiten im Mindesten zu verkennen, wollen wir nur in Beziehung auf die praktischen Folgerungen unsere Einwendungen und Gegengründe in Kürze auseinandersetzen. Den ersten Trostgrund entkräftet die Betrachtung, daß die meisten neueren Revolutionen nicht von den Volksmassen, sondern von einem winzigen Häuflein unternehmender Konspiranten ausgingen, und selbst da durchgesetzt und fortgeführt wurden, wo die unermeßliche Mehrheit des Volkes nicht für den Umsturz gestimmt war, wie uns das Beispiel Spaniens lehrt. Die faktischen Grundlagen, auf welche der zweite Trostgrund sich stützen könnte, wollen wir nicht untersuchen; und wenn wir auch deßhalb das erschütterte Vertrauen, welches die Persönlichkeit eines edlen und geistreichen deutschen Fürsten erweckte, nicht noch mehr erschüttern wollen, so zweifeln wir doch für alle Fälle, ob zu einer gründlichen Umwendung noch Zeit seyn werde, da ein neues, gegliedertes und den ganzen Staatsorganismus durchgreifendes System nicht mit einem Zauberschlage entstehen kann, und im-

mer einer längeren Vorbereitung bedarf. Wir zweifeln ferner, ob der beste Wille in den höheren Regionen die starren, widerstrebenden Formen der Bureaukratie, in welche die Staatsverwaltung in ganz Deutschland mehr oder weniger eingezwängt ist, überwältigen würde. Was endlich die Bildung einer conservativen, echtliberalen Partei betrifft, so steht der Verwirklichung dieser schönen Idee zwar nur ein Hinderniß entgegen: aber ein Hinderniß, welches leider allen Versuchen Trotz geboten. Was bisher die Eintracht unter den Wohlgesinnten und alles einige Zusammenwirken zu einem und demselben Zwecke vereitelt hat, und es noch lange vereiteln wird, was wie ein Pfahl in der offenen Wunde steckt, sie in beständiger Entzündung und Eiterung erhält, und den Heilungsproceß unmöglich macht, was den Gegnern des Christenthums unendlichen Jubel bereitet, und sie zu den kühnsten Hoffnungen stimmt: ist der confessionelle Zwiespalt, welcher Deutschland in zwei entgegengesetzte Hälften scheidet. Da uns dieser Punkt als der wichtigste scheint, werden wir uns näher hierüber erklären.

Es ist eine unläugbare, und allerdings für uns erfreuliche Thatsache, daß in neuester Zeit viele denkende, ernst und redlich strebende Protestanten sich aus den verjährten Vorurtheilen herausgearbeitet, und eine Anerkennung des Katholicismus in sich ausgebildet haben, wie sie vom Anfange der unseligen Spaltung bis jetzt auf protestantischer Seite nicht vorgekommen ist. Wir haben zwar zu Ende des vorigen Jahrhunderts eine ähnliche Erscheinung erlebt. Der Impuls hiezu ging damals von zwei innig verwandten, in anderer Beziehung aber entgegengesetzten Gebieten des geistigen Strebens aus: von der Philosophie und von der Poesie. Die Naturphilosophen protestirten im Namen der Speculation, die Romantiker im Namen der Kunst zunächst nur gegen den geist- und gemüthlosen Rationalismus, in welchen sich damals die Philosophie eben so, wie die protestantische Theologie aufgelöst hatte; aber in weiterer Folge entwickelte sich hieraus eine Rückwendung zum Ka-

tholicismus, in so weit der katholische Cultus und das katholische Leben, besonders im Mittelalter, der Speculation und der Poesie viel näher stand. Die Coryphäen dieser Bewegung gehörten unstreitig zu den genialsten und geistreichsten Männern, welche Deutschland damals besaß; deßungeachtet ward dadurch in religiöser Beziehung die Lage der Dinge weder bedeutend, noch nachhaltig verändert. Einige Wenige, welche diese Richtung über ihren Impuls hinaus mit ganzer Seele verfolgten, traten zur katholischen Kirche über; die Andern stimmten die anfängliche Begeisterung von Ton zu Ton herab und endigten mit der Erklärung, daß dieselbe niemals einen wahren Ernst hinter sich gehabt habe, oder mit einer förmlichen Verwahrung gegen alle Verdächtigungen dieser Art. Nachdem diese Hinneigung zum Katholicismus unmittelbar nach dem Befreiungskriege wider Napoleon noch einmal aufgeflackert hatte, erlosch sie bald gänzlich, ging in eine noch schärfere Opposition von Seite des Protestantismus über, und füllt heute nur noch ein Blatt in der deutschen Literargeschichte aus. Der Grund aber dieser ihrer religiösen Bedeutungslosigkeit ist ein doppelter. Sie ist in gewisser Hinsicht — in so weit nämlich alle, die geistige Geschichte der Menschheit bildenden Bestrebungen stetigen Gesetzen der Entwickelung unterliegen — zu früh gekommen. Die Philosophie hatte noch die Stadien des entschiedenen Pantheismus, des Skepticismus und endlich des Antichristianismus; die Poesie noch Stadien der pantheistischen Naturvergötterung, die Schwärmerei des Hasses und der Zerstörungslust und der dämonischen Begeisterung zu durchlaufen. Ferner ruhte die damalige Anerkennung des Katholicismus auf rein speculativen und ästhetischen Grundlagen. Und so wie der Philosoph in seinen Resultaten der christkatholischen Offenbarungslehre sich nähern kann, und je tiefer und gründlicher er forscht, sogar sich nähern muß, ohne deßhalb das katholische Glaubensprincip anzunehmen: so kann auch der Dichter im Katholicismus die reichste Quelle poetischer Stoffe entdecken, und

sich dafür und darin begeistern, ohne deßhalb die doppelte Kluft zwischen Gefühl, Erkenntniß und That zu überspringen.

Diese Verhältnisse haben sich heute zu Tage wesentlich verändert. Die Philosophie hat sich bereits erschöpft und ist eben im Begriffe, sich zur Nichtphilosophie umzugestalten, und die Poesie steht nicht mehr ferne von jener Markscheide, wo die dämonische Begeisterung, ihr eigenes Wesen klar erkennend und aussprechend, die geborgten Formen des Schönen abwerfen und desjenigen sich entschlagen muß, was ihr bisher noch den Charakter der Poesie verliehen hatte. Was aber noch viel mehr und die Hauptsache ist: Die heutige Anerkennung ruht auf ganz andern und viel solideren Fundamenten, sie geht aus rein praktischen, sittlich-religiösen Gründen hervor, und wird von der lebendigen Erfahrung und dem historischen Beweise getragen. Daß der Sinn für die Wahrheit heut zu Tage fast erstorben ist, und daß die Lüge, auch wenn sie das Kühnste wagt, des Erfolges gewiß ist; daß die Begriffe von Recht und Gerechtigkeit, wie sich so eben erst in der Schweiz gezeigt hat, völlig aufgelöst und nur mehr ein loses Gewebe von höhnender Sophistik sind; daß der Maßstab des Sittlichguten und Edlen Vielen abhanden gekommen ist, und was durch alle Zeiten als niedrig, schändlich und fluchwürdig galt, als erhaben, tugendhaft und ehrwürdig gepriesen wird; daß nicht mehr Ideen, sondern meist nur materielle Interessen die großen Motoren des gemeinsamen Wirkens und Strebens sind, und was von Ideen treibt und bewegt, fast nur rein negativer und destructiver Natur ist: Alles dieß liegt so deutlich vor, daß es sich keinem klaren, gesunden und ungetrübten Auge entziehen kann. Auch jeder wohlgesinnte und geistig befähigte Protestant wird hierüber im Reinen seyn, und es kommt dann nur darauf an, wie weit derselbe einer weiteren Forschung Raum geben will, wie weit er, durch kein in Vorhinein gestecktes Maß und Ziel beengt, die Ursache dieser Zustände zu ermitteln sucht, und aus den gewonnenen Resultaten die nothwendigen Schlußfolgerungen ziehen. Wenn er durch alle Entwicklungsstufen bis zu dem

fängen zurückgeht, kann er wenigstens so viel nicht verkennen, daß der erste Anstoß von jenem Protest ausging, welchen die Reformatoren des sechszehnten Jahrhunderts gegen die bisher bestandene, alleinige Autorität eingelegt, und womit sie in den weiteren Folgen, wenn auch gegen ihre Absicht und Meinung, alle Autorität in ihrem Principe untergraben hatten. Wenn er ferner jene Zeit, wo noch keine Spaltung bestand, prüfend in's Auge faßt, so kann er auch dieß nicht verkennen, daß das Mittelalter zwar eine rauhe und derbe, aber doch eine gesunde, kräftige, großartige und ideenvolle Zeit war; daß die mittelalterlichen Zustände zwar, wie alle menschlichen Zustände, ihre Uebelstände und Schattenseiten hatte, und daher keineswegs wie ein Normalzustand für immerwährende Zeiten betrachtet werden können; daß sie aber frei waren von jenen innerlichen Krankheitsstoffen, von jenen Pestbeulen, die wir so eben als Signatur der Gegenwart summarisch aufgezählt haben. Wenn er endlich nach dem letzten Grunde des mittelalterlichen Gesundheitszustandes forscht, so wird er auch dieß nicht verkennen, daß derselbe einzig und allein in dem christlichen Bewußtseyn und dem lebendigen Glauben liege, von welchem damals die ganze Menschheit durchdrungen war; und da es damals kein anderes Christenthum gab, als das katholische, so wird er unmöglich die Ansicht beibehalten können, daß die katholische Kirche eine Entstellung, Entartung, das bloße Zerrbild eines reinen Urchristenthums war: er wird vielmehr anerkennen, daß die katholische Kirche, bei allen Gebrechen in ihrer menschlichen Seite und in ihren menschlichen Organen, dennoch das göttliche Wesen des Christenthums unversehrt in sich bewahrt habe. Er wird mit allen diesen Betrachtungen und Folgerungen bis zu einem gewissen Punkte noch Protestant bleiben können, und nicht einmal so weit zu gehen brauchen, als die Puseyiten in England gegangen sind. Er wird vielleicht die Intention Luthers und vieler seiner Genossen rechtfertigen, ihren festen, positiv-christlichen Glauben hervorheben, die Nothwendigkeit einer Reformation und das anfängliche



Recht einer Opposition durch die damals bestehenden kirchlichen Aergernisse begründen, die extremen Schritte und die maßlose Polemik der Reformatoren und selbst alles Derartige in der späteren Entwickelung des Protestantismus durch die Nothwendigkeit der Selbsterhaltung entschuldigen, wodurch jede Partei, die sich einmal gebildet hat, über das rechte Maß hinausgetrieben wird, besonders wenn auch der Gegner in der Hitze des Kampfes sich ähnlicher Verstöße schuldig macht: aber er wird dafür halten, daß die Gründe, welche früher Haß und Kampf rechtfertigen, oder doch entschuldigen konnten, jetzt nicht mehr vorhanden seien. Und da die Spaltung nun einmal besteht, und weder durch die frommen Wünsche Einzelner, noch durch irgend eine gewaltsame Anstrengung beseitigt werden kann, so wird er jedenfalls das Eine wünschen und verlangen, daß der äußerliche Kriegszustand gegen die katholische Kirche aufgehoben werde, daß gläubige Katholiken und Protestanten sich innerhalb ihres wohlerworbenen Rechtszustandes frei und lebendig bewegen und auf ihren Unterscheidungslehren bestehen; nichts destoweniger aber das gemeinsame Bekenntniß des göttlichen Erlösers als eine feste Basis gegenseitiger Achtung und Liebe ansehen, und auf wissenschaftlichem, politischem und socialem Gebiete ihre Kräfte vereinigen, um die Angriffe ihres gemeinschaftlichen, tödtlichen Feindes, des Antichristianismus, von sich abzuwehren. Er wird sich in diesen Ansichten um so mehr bestärkt finden, wenn er bemerkt und erwägt, daß der Antichristianismus die katholische Kirche als das eigentliche Bollwerk des christlichen Glaubens betrachtet, sie eben deßhalb vorzugsweise zur Zielscheibe seiner wüthendsten Ausfälle macht und nicht müde wird, Alles zu ihrer Vernichtung aufzubieten. Dieß ist der Charakter der heutigen Anerkennung und das Bild eines heutigen, dem Katholicismus geneigten Protestanten, und wir zweifeln nicht nur nicht, sondern wir besitzen die volle Gewißheit, daß es in Deutschland viele lebendige Originale gibt, welche in ihrem Herzen der Ueberzeugung sind, daß die katholische Kirche ein Haus mit vielen Wohnungen sei, dessen

äußersten, durch das unwandelbare katholische Dogma gezogenen Burgfrieden auch gläubige Protestanten gläubig anerkennen, und darin einen wohnlichen Platz finden, und in dem vollen Besitze und Genusse der Wesenheit dessen, was sie suchen und wollen, sich heimisch fühlen könnten.

Wir haben damit nach bestem Wissen und Gewissen Alles angeführt, was sich für die Idee einer Vereinigung aller conservativen Kräfte des confessionellen Zwiespaltes ungeachtet anführen läßt; wir sind jetzt um so mehr berechtigt, auch die Kehrseite hervorzuwenden. Jene Protestanten, deren Ansichten und Gesinnungen wir so eben bezeichnet haben, gehören größtentheils dem Laienstande an. Der Protestantismus, in in so fern er durch die Theologen von Fach repräsentirt wird, hat bis jetzt nur wenige und sehr schwankende Schritte gethan, sich den Katholiken auch nur auf neutralem Gebiete zu nähern. Viele unter den Theologen haben nicht einmal die alte Bitterkeit abgestreift. Es gibt sogar noch Viele, welche aus jener äußersten Gallbitterkeit, von der die Urheber der Glaubenstrennung erfüllt waren, entweder noch niemals herausgekommen sind; oder es für räthlich und zeitgemäß erachtet haben, sich dieselbe wieder auf ein Neues anzueignen. Wir reden hier nicht von einzelnen, beschränkten Zeloten, deren es immer welche geben wird, auch nicht von Leuten des Troßes, die, im Herzen echte Rationalisten, manchmal eine gläubige Gesinnung heucheln, um mit größerem Erfolge schmähen und lästern zu können. Wir reden hier von höchst achtbaren Männern, die durch die That gezeigt haben, daß ihnen ihre Ueberzeugung jedes Opfers werth ist. Ein Beispiel aus neuester Zeit wird unsere Behauptung auf das schlagendste und anschaulichste beweisen.

Wir haben unlängst von einigen Blättern des „Danziger Kirchenboten für Stadt und Land" Einsicht genommen. Der Herausgeber dieses Wochenblattes ist, oder vielmehr war — denn es ist seitdem eingegangen und hat sich mit dem „Kirchenblatt für die evangelisch-lutherische Kirche Preußens von

Dr. Schröder“ vereinigt — Dr. Kniewel, ehemaliger Pastor zu Danzig, der aber aus der preußischen Unionskirche ausgetreten, um sich zu der ungemischten lutherischen Glaubenslehre zu bekennen. In dem Blatte vom 16. Juni vorigen Jahrs fanden wir folgende Anzeige: Wir freuen uns, unsern Lesern die Erscheinung des achten Heftes der Schriften Dr. Martin Luthers für das deutsche christliche Volk (156 Seiten, Preis 5 Sgr.) anzeigen zu können. Es enthält dasselbe folgende wichtige Aufsätze des Gottesmannes: 1) Von den neuen Eckischen Bullen und Lügen. 2) Wider die Bulle des Antichrists. 3) Warum des Papstes und seiner Jünger Bücher von Dr. Martin Luther verbrannt sind. 4) Von der babylonischen Gefängniß der Kirche. Unter diesen vier Schriften ist vornämlich die letztgenannte für unsere heutige Zeit und für den Zustand der Kirche in derselben von hoher Wichtigkeit. Die Kraft der Wahrheit und der tiefe, geistvolle Blick, womit Luther die babylonische Gefängniß der Kirche erfaßte, machte im ganzen deutschen Volk und weit drüber hinaus einen gewaltigen Eindruck.“ Am Schluße dann heißt es: „Die rasche Aufeinanderfolge der Hefte dieser sinnig und höchst zweckmäßig veranstalteten Ausgabe von Luthers Volksschriften bezeugt die rege Theilnahme des deutschen Volks und dessen tiefes Bewußtseyn von dem, was ihm in so wüster, glaubens- und kraftloser Zeit, wie die gegenwärtige, vor Allem Noth ist; sie bezeugt aber auch den redlichen Fleiß der edeln Männer, welche diese Ausgabe mit eben so großer Uneigennützigkeit als Einsicht besorgen und durch historische Einleitungen, wie durch erklärende Anmerkungen unter dem Texte, das Verständniß für jeden Leser fördern.“ Wessen Inhalts die angeführten Schriften Luthers sind, und welche Sprache darin gegen die katholische Kirche geführt wird, ist allgemein bekannt und erhellt schon aus den Titeln. Herr Dr. Kniewel aber, der an die Gottheit Jesu Christi und an die Erlösung glaubt, und um dieses Glaubens willen jede zeitliche Rücksicht bei Seite gesetzt hat, derselbe Dr. Kniebel hält dafür, daß es in so wü-

ster, glaubens- und kraftloser Zeit, wie die gegenwärtige, vor Allem Noth thue, den unversöhnlichsten, ingrimmigsten Haß wider katholische Christen anzufachen, die gleichfalls an die Gottheit Jesu Christi und die Erlösung glauben, und für diesen Glauben ihr Blut und Leben hinzugeben bereit sind. Er hält diese Ansicht in einer Zeit fest, wo man sich auf offenem Markte verschwört, den christlichen Namen vom Erdboden zu vertilgen. Er findet kein Bedenken daran, sich durch diese Art von Polemik den eifrigsten Anhängern und Vorkämpfern des Antichristianismus beizugesellen. Hr. Dr. Kniewel steht aber nicht etwa einsam da: es besteht ein ganzer Verein von edeln Männern, deren redlicher Fleiß und Eifer, Einsicht und Uneigennützigkeit er nicht genug zu rühmen weiß, welche dasselbe Ziel verfolgen, und das große Heilsmittel für unsere wüste, glaubens- und kraftlose Zeit: den Haß gegen die katholische Kirche um einen wahren Spottpreis, die Portion zu fünf Silbergroschen, unter dem protestantischen Volke zu verbreiten suchen.

In dem darauf folgenden Blatte beantwortet Hr. Dr. Kniewel verschiedene Einwürfe seiner rationalistischen Gegner, und berührt dabei auch, daß ihm von dieser Seite bemerkt worden sei, er könne, obschon das strenge Lutherthum im schärfsten Gegensatz zum Katholicismus stehe, doch noch katholisch werden. Diese verdächtigende Möglichkeit weist Hr. Dr. Kniewel auf das Entschiedenste zurück, indem er den Gegner bittet, sich um ihn keine Sorge zu machen. Was erwiedert er aber noch weiter? Sagt er vielleicht: Ich bin Lutheraner aus voller, freier Ueberzeugung, und will es bleiben, und daß es mir damit Ernst ist, habe ich euch bewiesen. Bevor ich mich aber mit einer rationalistischen Geistesarmuth befreundete, bevor ich die heilige Schrift zu einem eitlen Menschenwerk erniedrigte, bevor ich die göttlichen Erbarmungen mit Füßen träte, bevor ich die Gottheit des Erlösers verläugnete: wollte ich in der That viel lieber katholisch werden. Gegen eine solche Antwort wäre nicht das Mindeste einzuwenden; aber Hr. Kniewel gibt

der Sache eine ganz andere Wendung. Er sagt: „Die Geschichte bezeugt, daß Luther nicht mit dem Vernunftglauben, sondern mit der absoluten Wahrheit des göttlichen Wortes den Romanismus bekämpfte, und daß es heute keinen römischen Katholicismus mehr geben würde und geben könnte, sondern eitel wahrhaft evangelisch-unirte Christen, wenn nicht der Rationalismus die einzige Gotteswaffe gegen Rom, das Wort Gottes, zu Schanden gemacht hätte, so daß es jetzt wiederum da liegt, wo es Luther in seiner Zeit fand: im Staube, zu Boden geworfen. Wer nun diese Waffe wieder ergreift und damit kämpft, der kann nicht römisch werden. Wer aber diese Waffe entweder gar nicht ergreift, oder sie nach seiner Vernunft umschmiedet, der ist innerlich schon römischer Art: denn da gilt die menschliche Klugheit." Wir könnten einige Blätter mit einem Commentare zu diesen Worten ausfüllen; allein wir begnügen uns, sie einfach angeführt zu haben, theils weil wir hier nichts weniger als eine Polemik gegen den Protestantismus im Sinne haben, theils weil der Eindruck, den dieselben an und für sich auf jeden verständigen und unbefangenen Leser machen müssen, durch einen Commentar nur geschwächt werden könnte.

Allerdings sind Aeußerungen und Grundsätze dieser Art nicht der Ausdruck der Gesinnungen der gesammten protestantischen Gottesgelehrtheit, sondern charakterisiren nur eine Fraction derselben, und wir haben sie auch nur als solche angeführt. Wir sind auch überzeugt, daß die Ansichten des Hrn. Dr. Kniewel und der Herausgeber der luther'schen Volksschriften über das, was in unserer Zeit Noth thut, bei vielen ihrer Amtsbrüder keinen Beifall, vielmehr die entschiedenste Mißbilligung finden werden: nichts destoweniger ist Mißtrauen und Abneigung, nur unter milderer, weniger acuter Form, auch bei den gemäßigteren protestantischen Theologen die herrschende Stimmung. Wenn sie auch nicht geradezu altlutherischen Haß gegen die katholische Kirche predigen, und die ungläubigen, rationalistischen Gegner alles positiven Christenthums und Ve-

katholischen Christen nicht in eine Reihe stellen: so fällt es ihnen doch unendlich schwer, auf dem Grunde des gemeinschaftlichen Bekenntnisses Jesu Christi eine wohlwollende Anerkennung der katholischen Kirche auszusprechen; und wo dieß denn doch geschieht, ist dieselbe mit so vielen Clauseln, Vor- und Nachbehalten versehen, daß sie sich zuletzt, genau betrachtet, in Nichts auflöst. Es zeigt sich hierin am Besten der Unterschied zwischen deutschem und englischem, gläubigem Protestantismus; denn während dieser auf dem Wege sehr gründlicher theologischer und historischer Studien sich dem Katholicismus angenähert hat, weist dieser alle wissenschaftliche Untersuchung und Verständigung principiell von sich ab, oder sieht darin gar, wie Hr. Dr. Kniewel, eine verdammungswürdige Klugheit des Fleisches. Und wenn auch nicht Alle mit eben Demselben die katholische Kirche beschuldigen, daß sie die heiligen Schriften, die bis zur Stunde so treu von ihr bewahrt wurden, in den Staub getreten habe; wenn auch nicht Alle noch heut zu Tage die absolute Wahrheit des Buchstabens der heiligen Schrift behaupten; wenn auch nicht Alle die Geschichte zum Zeugen aufrufen, daß es ohne den Rationalismus nur eitel wahrhaft evangelisch-unirte Christen geben würde, und dabei Wiedertäufer, Zwinglianer, Calviner und alle übrigen, schon bei dem ersten Beginnen der Reformation auftauchenden Fractionen des Protestantismus vergessen: so sind doch die Meisten darin einverstanden, daß der gläubige Protestant alle wissenschaftlichen Untersuchungen, mögen sie theologischer oder historischer Natur seyn, vermeiden, nur in einem engen Kreise hergebrachter und formulirter Ansichten sich bewegen, und nur damit allen Widersprüchen und Einwendungen begegnen müsse. Jede Zumuthung, hierüber innerhalb der Schranken des positiv-christlichen Glaubens eine Verständigung einzuleiten, wird nur als ein arglistiger, heimtückischer Versuch, den Puseyismus und die damit verbundenen Gefahren des Protestantismus in Deutschland einzuschwärzen, mit Unwillen und Ereiferung abgelehnt. Damit ist aber auch der Weg zu einer wahrhaften

Annäherung abgeschnitten. So lange die katholische Kirche von allen Seiten gedrückt und verfolgt ist, dürfte sich vielleicht, im Ganzen und der Mehrzahl nach, eine leidliche Waffenruhe bewerkstelligen lassen; allein der Katholicismus dürfte nur in irgend einer Richtung, wenn auch nur vorübergehend, prosperiren, so würden die lockeren Bande einer zurückhaltenden und mißtrauischen Anerkennung bald wieder zerreißen.

Was aber jene, den Katholicismus wirklich anerkennenden Laien betrifft, so bilden sie eine zerstreute Kirche ohne gemeinschaftlichen Halt und Einigungspunkt, und ließe sich auch dieses wesentliche Erforderniß zur Bildung einer Partei herbeischaffen, so würde es doch den Meisten an Muth und Beharrlichkeit mangeln, um die ihnen zugetheilte Aufgabe durchzuführen. Muth und Beharrlichkeit, und zwar in einem mehr, als gewöhnlichem Maße, gehört in der That dazu, um der liberalen Allmacht gegenüber sich mit Katholiken zu conservativen Zwecken zu verbinden, und die Anwaltschaft der katholischen Kirche auch nur in ihren evidentesten Rechtsansprüchen zu führen. Wer sich dessen unterwindet, setzt seinen Fuß in eine dornenvolle Lebensbahn und muß gewärtig seyn, schwere und bittere Kränkungen zu erfahren, vielleicht selbst in seiner bürgerlichen Stellung Unannehmlichkeiten sich zu bereiten. Wie kann man aber durchweg eine solche Selbstaufopferung von Männern verlangen, welche denn doch der Kirche, für die sie so große Opfer bringen sollen, nicht einverleibt sind?

Nachdem wir gegen die drei Trostgründe unsere Bedenken vorgebracht haben, können wir nicht umhin, auch drei positive Gründe anzuführen, welche uns mit der Hoffnung einer friedlichen Lösung zu streiten scheinen. Alle Zeichen der Zeit weisen dahin, daß eine welthistorische Periode abläuft, und daß wir an einem jener Wendepunkte stehen, um welche die Menschheit nie ohne große und allgemeine Drangsale herumkömmt. Je tiefer aber das Verderben, welches den ruhigen Fortbestand der bisherigen Verhältnisse unmöglich macht, sich eingefressen

hat, je mehr böse Säfte sich angesammelt haben, und je mehr auch die der Auflösung widerstrebenden Lebenskräfte wach und rege geworden sind: desto furchtbarer wird die Krisis, der Kampf zwischen Tod und Leben seyn. Hiezu kömmt noch die Erwägung, daß die eigentliche Materia peccans in dem Organismus, der Rationalismus keines Heilungsprocesses und keiner allmähligen Umwandlung fähig ist. Der Rationalismus kann weder belehrt noch bekehrt werden; er kann durch keine Wissenschaft überwiesen, durch keine Consequenz überzeugt, durch keine Erfahrung unterrichtet, durch keine Idee begeistert, durch kein echtes Gefühl gerührt werden. Er ist wider alle diese Angriffe durch das dreifache Hornleder der Beschränktheit, der Philisterei und des Eigendünkels geschützt. Er gleicht jenen zähen Stoffen in der Natur, die mit keinem andern Stoffe eine Verbindung eingehen, die durch keine Flüssigkeit erweicht, durch keine Säure zersetzt, die nur in der Gluth des Hochofens zu Staub verbrannt werden können. Endlich scheint uns auch Alles auf nahende Strafgerichte Gottes hinzuweisen, und da wir zu Solchen sprechen, welche die Weltgeschichte von dem allein richtigen, dem christlichen Standpunkte betrachten, so glauben wir auch diesen Grund nicht übergehen zu sollen. Wenn die Menschheit, immer mehr und mehr von Gott und dem göttlichen Gesetze abfallend, einen Weg betritt, der zuletzt mit ihrem Untergange endigen müßte: dann verhängt Gott über das verkehrte Geschlecht die fürchterlichste seiner irdischen Strafen: er überläßt die Menschen für eine Zeit den Einbildungen ihres irregegangenen Verstandes und den Gelüsten ihrer verderbten Herzen, damit ein Wahn durch den andern, ein Frevel durch den andern vernichtet werde, ein Frevler an dem andern seinen Richter und Henker finde, und in den Schrecken dieser Gerichte es sich offenbare, daß Er allein der Herr und der Allerhöchste sei, und die Züchtigung zugleich zur Heilung diene. Welche Zeit aber, fragen wir, hat den Abfall von Gott, und zwar nicht bloß den moralischen, sondern auch den *principiellen*, so weit getrieben, und in solcher Stärke und Aus-

dehnung betrieben? Welche Zeit läßt sich hierin auch nur von Ferne mit der unserigen vergleichen, wo der Abfall auf dem einen Ende sich bis zum dämonischen Haß Gottes und förmlichen Satanismus zugespitzt, auf dem andern Ende bis zur äußersten Gleichgültigkeit und völligen Apathie gegen Gott und die göttlichen Dinge ausgeflacht hat?

Mit allem dem soll aber doch nichts entschieden, und noch viel weniger etwas prophezeit seyn. Der Schreiber dieser Zeilen ist weder ein Prophet, noch der Sohn eines Propheten, und bildet sich nicht ein, in Erkenntniß der Zukunft etwas vor andern Menschenkindern voraus zu haben. Er schöpft aus Quellen, die Jedem zu Gebote stehen und von Jedem geprüft werden können. Seine Ansichten beruhen einerseits auf einer emsigen Beobachtung und Erforschung der thatsächlichen Zustände unserer Zeit und der in ihr wirkenden Kräfte, und andererseits auf der combinatorischen Anwendung der geistigen und sittlichen Gesetze, nach welchen sich die Ausbildung der Ideen und ihre Einflüsse auf das Leben der Menschheit regeln. Hieraus läßt sich die Zukunft allerdings mit mehr oder weniger Wahrscheinlichkeit conjecturiren, aber nicht mit der Sicherheit eines Mathematikers formuliren, weil der wirkliche, thatsächliche Verlauf der Weltgeschichte von unzählbaren, scheinbar zufälligen, aber von der Hand der Vorsehung geleiteten Vorfällen und Ereignissen abhängt, die kein menschliches Auge vorhersehen und kein menschlicher Scharfsinn berechnen kann. Die Rathschlüsse Gottes sind unerforschlich und seine Pläne oft in ein undurchdringliches Dunkel gehüllt. Es ist möglich, daß die furchtbare Krisis sich noch längere Zeit verzieht. Es ist möglich, daß sie gar nicht eintritt, und daß wir durch eine Reihe weniger gewaltsamen Lysen über die Zeitenwende hinübergleiten. Wie dem aber auch seyn möge, dürfte es immer nützlich und lehrreich seyn, in nähere Erwägung zu ziehen, wie sich die Zukunft gestalten würde, wenn der gewaltsame Umsturz wirklich so, wie wir es besorgen, eintreten sollte. Diese hypothetische Construction der Zukunft wollen wir nun versu-

chen, und bitten unsere Leser nur, uns dabei der streng-stylistischen Verpflichtung zu dem fortwährenden Gebrauche des hypothetischen: Es würde, zu entheben, und uns, damit der Fluß der Rede nicht zu sehr gehemmt sei, den Gebrauch des positiven: Es wird, zu gestatten.

XLVI.

Von einzelnen Wallfahrtsörtern in Frankreich.

IV.

Das Fest des heiligen Martin von Tours und seine Kirche.

(Schluß.)

Der Clerus der St. Martinskirche von Tours bestand schon im ersten Jahrhundert nach ihrer Erbauung aus mehr als dreihundert Personen, worunter sich Viele durch ihre Wissenschaft auszeichneten. Zur Zeit des heil. Gregor von Tours unterhielten sie bereits eine Schule, worin die heilige Schrift erläutert, so wie Kirchengesang, Ritus und Disciplin gelehrt wurden. Karl der Große hatte seinen Erzieher Alcuin zum Vorsteher dieser Abtei ernannt, und er trug wesentlich dazu bei, ihren Ruhm noch weiter zu verbreiten; denn hier bildete er viele Schüler, unter denen man einen Rhabanus Maurus, einen Amaury, einen St. Alberic u. A. m. nennt. Diese Anstalt galt für die Mutter der Pariser Universität, und die beste und schönste Handschrift des Sueton, welche die königliche Pariser Bibliothek noch jetzt besitzt, gehörte während des zwölften Jahrhunderts den Mönchen von St. Martin von Tours.

Frankreichs Regenten betrachteten St. Martin stets als ihren ersten Schutzpatron, und besuchten als Pilger seine Grabstätte. Wenn sie einen Feldzug begannen, bedienten sie sich des großen Schleiers mit dem Abbilde des Heiligen, welcher seine Tomba bedeckte, als Heerbanner. Sie sowohl, als die Prinzen vom Geblüt, die Großen und Bischöfe des Landes hielten es für eine Ehre, unter die Zahl der Domherrn von St. Martin aufgenommen zu werden. Zu ihnen rechnete man unter andern die Herzoge von Burgund, von Anjou, Bourbon, Bretagne, von Preuilly und viele Andere mehr. Wenige Kapitel hatten eine so zahlreiche Beamtenzahl, wie diese Kirche. Außer 28 Ehrendomherren zählte sie eilf ansäßige Würdenträger und 15 Pröbste; sie hatte außerhalb 51 Canonicate und 112 andere Pfründen zu vergeben; 29 Kirchen standen unter ihrer Oberleitung und mit den berühmtesten Kathedralen Europas unterhielt sie eine geregelte Verbindung und Verbrüderung.

Die Wallfahrten zu dem Grabe des Heiligen wurden bald so berühmt, wie jene nach Jerusalem, nach Rom oder St. Jakob von Compostella. Man sah sich genöthigt, dicht bei dieser Kirche zwei große Spitäler zu erbauen, um die kranken Pilger darin aufzunehmen, und die stets zunehmende Anzahl der Gesunden ließ die wenigen Wohnhäuser und Gasthöfe nebenbei allmählig zu einem Marktflecken anwachsen, der bald als wesentlicher Bestandtheil mit der Stadt Tours selbst zusammenschmolz.

Dieses merkwürdige Gotteshaus wurde unter der Regierung Lothar II., der im Jahre 613 in seiner Person die Gesammtmonarchie Frankreichs vereinigte, durch eine Feuersbrunst größtentheils verzehrt; doch ließ dieser Fürst die Kirche bald wieder herstellen und mit Zinn eindecken. Auf Befehl König Dagoberts verfertigte St. Eloi, sein Minister und Goldschmied, für die Gebeine des Heiligen einen goldenen Reliquienkasten. Dieß Kunstwerk war mit einer zwei Finger dicken Goldplatte überzogen und mit Agaten, Topasen, Saphiren, Smaragden, Perlen, ja sogar Kamöen wie übersäet und mit einer Aufschrift versehen. Der Altar über dieser Tomba hatte einen, 333 Mark wiegenden Dom von Goldblech, ebenfalls reich an Edelgestein, und an der Eingangspforte las man

die aus goldenen Buchstaben zusammengestellten Worte: Quam metuendus est locus iste, vere Templum Dei est et porta Coeli, und tiefer unten: Martini corpus totis venerabile terris.

Unter den kostbaren Gegenständen, welche sich in diesem Wallfahrtsorte befanden, bemerkte man außerdem noch: vier Reliquienkästen von Gold und vierzehn andere von vergoldetem Silber, angefüllt mit insgesammt in edle Metalle und kostbare Steine gefaßten Reliquien. Man sah fünfunddreißig Bildsäulen von Gold und Silber, größtentheils in Lebensgröße; acht große goldene, reich besetzte Kreuze; einen ähnlichen Becher von Gold, 27 Mark wiegend, Pokal Karl des Großen genannt; zahllose Monstranzen, Lampen, Leuchter, Bischofstäbe, Altargefäße u. s. w. von edlen Metallen; einige dieser Lampen hatten die Gestalt von Schiffen, von Burgen mit Thürmen, von Thieren rc. Man bewundert eine Orgel mit silbernen Pfeifen; ein auf Pergament mit silbernen Buchstaben geschriebenes Evangelienbuch, dessen goldener Deckel 38 Mark wog; ein Missale und einen Psalter ähnlich verziert; die von Sulpicius Severus verfaßte Lebensgeschichte des Heiligen, gleichzeitig auf Pergament geschrieben und in Elfenbeinschnitzwerk und Silber eingebunden; Kirchenornate von unschätzbarem Werthe, wenn die daran verwendete Kunstarbeit in Anschlag genommen wird; so vieles Andere mehr, was wir übergehen, um nicht genöthigt zu seyn, einen lästigen Katalog zu liefern.

All diese Opfergaben blieben sorgfältig aufbewahrt, und nur an dem großen Festtage des Heiligen wurden sie öffentlich zur Verehrung ausgestellt, was jedesmal zahllose Pilgerschaaren nach Tours führte. So frommgläubige Huldigungen währten bis gegen den Anfang des sechszehnten Jahrhunderts, wo der wahrhaft religiöse Sinn immer mehr zu verschwinden begann, wo selbst viele Monarchen den Kirchenreichthum mit neidischem Auge betrachteten und darauf sannen, die Weihgeschenke ihrer eigenen Vorfahren sowohl, als die Spenden einheimischer und fremdländischer Privatpersonen für ihre persönlichen Zwecke zu verwenden.

König Ludwig XI. war durch den Tod Karls des Kühnen

von seinem gefährlichsten Gegner befreit worden, und aus Dankbarkeit hatte er das Grabmal des Heiligen mit einem 6776 Mark wiegenden Silbergitter umgeben lassen, wofür, nebst den Anfertigungskosten, 72846 Livres bezahlt worden waren, was heutzutage mehr als 370000 Franken betragen würde. Gleichzeitig schenkte er seine silberne, mit Edelsteinen verzierte Statue hieher, im Gewicht von 126 Mark, und nach Einnahme der Burg La Guerche in der Bretagne ließ er sie in Silber modelliren, 52 Mark schwer und ebenfalls in diesem Gotteshause aufstellen, wie nicht minder eine ähnliche Nachbildung seines Lustschlosses Plessis. — Einige Zeit darauf sah sich Franz I. durch die italienischen Kriege und sonstige thörichte Verschwendung in den äußersten Geldmangel versetzt; um den Feldzug des Jahres 1522 beginnen zu können, nahm er zu Erpressungen und selbst zu den Kirchenschätzen seine Zuflucht. Er beschloß unter Anderm, sich jenes Silbergitters zu bemächtigen, was auch, trotz alles Widerspruchs der Geistlichkeit und des Stadtmagistrats von Tours, geschah. Weil dem reinen Metall beim Einschmelzen viel Zusatz beigegeben wurde, so konnte man gegen 400,000 Thaler ausprägen lassen, Testons à la grille genannt. Es fehlte nicht an Personen, welche des Königs Niederlage bei Pavia als eine Strafe Gottes betrachteten, und diese Meinung schien selbst unter den höheren Ständen verbreitet zu seyn, weil bald nach dem Verluste jener Schlacht die Mutter Franz I. mit ihren Enkeln eine Sühnwallfahrt zu dem Martinsgrabe anstellte und reiche Geschenke hinterließ.

Der ehemalige Augustinerabt de l'Epine und sein Prior Gerbault waren im Jahre 1547 die ersten, welche in Tours Luthers und Calvins Lehrsätze verbreiteten, obwohl sie ihre Reden und Versammlungen anfänglich nur in den benachbarten Felsgrotten von Saint-Georges und Roche-Corbon hielten. Bald verbreiteten sich indeß ihre Anhänger so sehr, daß 1552, Gerbault in den Straßen der Stadt selbst zu predigen wagte, und man einige Kreuze und Marienbildsäulen umstürzte.

Zehn Jahre später stand der Prinz von Condé an der Spitze der französischen Protestantenpartei; er hatte sich im März 1562 der Stadt Orleans bemächtigt, und gab nun seinem Schwager, dem Grafen de la Rochefoucauld, dem Marquis von Genlis und einem Herrn de Vigean den Befehl, die Kirchen von Saint-Gatien, Beaumont, Plessis, Marmoutier und insbesondere von Tours ihrer Schätze zu berauben, was auch wirklich, beginnend mit dem 15. Mai, geschah, und zwar im Beiseyn der Erwähnten, so wie des königlichen Procurators, des Advokaten des Königs und noch einiger andern Personen des höhern Adels, die sich von Bewaffneten und .... von dem Henker begleiten ließen, um den Widerstand der Priester von St. Martin bemeistern zu können. Alles vorgefundene edle Metall wurde durch vier Goldschmiede eingeschmolzen, und zwar in eigens zu diesem Zweck vor der Kirche selbst erbauten Oefen, in denen man auch dreihundert reich mit Gold und Silber besetzte Altarbekleidungen und Meßgewänder ausbrannte, weil sich Niemand fand, der diese Gegenstände hätte an sich kaufen wollen. Die Reliquien des heiligen Martin und so vieler andern Heiligen hatten dasselbe Loos; man verbrannte sie zu Asche, um diese alsdann theils in die Luft zu streuen, theils in einen Winkel unter der Sonnenuhr zu werfen. Die geraubten Kleinodien wurden amtlich zu 430,000 Thalern angeschlagen, während man den Gesammtbetrag an Gold und Silber zu 1,200,000 Livres berechnete.

Und dieß nannte man .... reformiren.

XLVII.

Glossen zur Tagesgeschichte.

4. April.

Was sich aus der großen Gährung entwickeln und herausstellen wird, in welche ein plötzlich hereinbrausender Orkan zwei Drittheile von Europa, und unser deutsches Vaterland insbesondere geworfen hat, dieß vermag zur Stunde noch keine menschliche Weisheit und Voraussicht zu bestimmen. Trösten wir uns einstweilen damit, daß der Herr aller Dinge die innere wie die äußere Politik der Ueberlegung und den Rathschlägen der Diplomaten, Minister und Staatskünstler entzogen, und sich selbige augenscheinlich und sichtbarlich zur Schlichtung und Ordnung durch jenes Zusammentreffen der Thatsachen vorbehalten hat, welches der vulgäre Sprachgebrauch Zufall zu nennen pflegt. Dieser nämlich hat, seit noch nicht vollen vier Wochen, seine Regierung in Deutschland angetreten. Aufrichtig gestanden: unser Vertrauen auf die „Weisheit der Kabinette“ war von jeher nicht so groß, und wir konnten uns darüber nicht einmal sonderlich wundern, da es sich jetzt recht klar und augenscheinlich herausstellt, wer eigentlich immer der rechte Herr, und wie schwach es um diese von den Hohen und

Mächtigen geübte Weltregierung bestellt gewesen ist. Damit ist keineswegs gesagt, daß nun Jedweder guten Fug habe, die Hände in den Schooß zu legen und unthätig der Dinge zu warten, die über ihn hereinbrechen werden. Im Gegentheil: Jeder muß sich rühren, und heute mehr, wie je, gilt der Spruch: Hilf Dir selbst, so wird Dir Gott helfen. Allein diese Selbsthülfe geht schwerlich über die Abwehr dessen hinaus, was wir nicht wollen, und kann im glücklichsten Falle nur so viel ausrichten, daß in engern Kreisen, wie in zerstreut liegenden Oasen von unten herauf Ordnung in der Gesellschaft und Sicherheit für Leben, Eigenthum und Freiheit geschaffen werden. Die politische Gestaltung von ganz Deutschland ist jeder Berechnung entrückt. Sie wird durch das Factum entschieden werden, und heute dürfte es nicht leicht ein müßigeres und überflüssigeres Geschäft geben, als Constitutionen für ein neues deutsches Gesammtreich zu entwerfen. Der Genius, der von Gott berufen, das schöpferische Werde über das Chaos unseres deutschen Staates und unserer Gesellschaft aussprechen wird, ist noch nicht erschienen. König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen ist es nicht, — so viel scheint schon ohne vermessenen Blick in die Zukunft mit Zuversicht behauptet werden zu dürfen.

Es war nicht anders zu erwarten, als daß in der gegenwärtigen Angst und Noth durch alle deutschen Gauen der Ruf nach einem Kaiser erschallen würde. Dieser Nothruf ist eben so erklärlich als gerechtfertigt; es ist das Bedürfniß nach Ruhe, Sicherheit und Ordnung von innen und außen, welches ihn auspreßt. Nur laufen dabei Selbsttäuschungen unter, die Niemand, der noch einer nüchternen Erwägung unserer thatsächlichen Verhältnisse fähig ist, theilen kann. Den meisten schwebt bei Nennung des Namens eines Kaisers, ein ehrwürdiges Bild aus dem Mittelalter vor. Wie Rudolf von Habsburg einst die „kaiserlose, die schreckliche Zeit" beendigt, so meinen sie,

soll auch heute wieder ein deutscher Monarch, freilich auf eine zeitgemäße Grundlage gestellt, die gegenwärtigen Wirren unseres Vaterlandes lösen, und eine neue Aera des Ruhms, der Größe, der Freiheit und des Wohlseyns für Deutschland gründen. — Ist dieß unter den heute geltenden, democratischen Voraussetzungen möglich? ist ein Kaiserthum logisch denkbar, ohne daß sich zuvor eine Grundlage der neuen, unabhängigen, kaiserlichen Macht herausgebildet hat? ist überhaupt eine deutsche Monarchie denkbar unter den Bedingungen und innerhalb der Gränzen, in welche man, nach den heutigen democratischen Begriffen, die kaiserliche Macht bannen will, ja bannen mußte, wenn man dem Zeitgeiste und der dermaligen öffentlichen Meinung Genüge thun wollte? So viel ist klar: der bloße Kaisertitel kann unmöglich den Zauber üben, gleichzeitig die auswärtigen Feinde zu schrecken und nach innen hin der Anarchie zu wehren. Die alte kaiserliche Gewalt wieder herzustellen ist aber, wäre selbst der beste Wille dazu vorhanden, rein unmöglich. Jene Macht war theils moralischer, theils physischer Art. Der unstreitig wichtigere moralische Bestandtheil derselben lag in den, durch die Sage ausgeschmückten und verschönerten Traditionen aus der grauen Vorzeit, hauptsächlich aber in der Advokatie über die römische Kirche, kraft welcher der Kaiser innerhalb des Staats- und Völkerrechtes jener Zeit „ein Haupt allem christlichen Volke" war. Die politische Macht des Kaisers ruhte im Mittelalter einfach auf dem Begriffe der Feudalität. Wer ihm, als Oberhaupt des Reiches, die Hulde geleistet, war ihm innerhalb des gesetzlichen und herkömmlichen Maßes zum bewaffneten Dienste verpflichtet. Diese Reichshülfe bot der Kaiser auf, wann und gegen wenn es ihm gefiel, und mit Hülfe dieses feudalistischen Reichsheeres, welches begreiflicherweise zunächst und hauptsächlich aus seinen Anhängern bestand, schlug er den Widerspruch Derer zu Boden, die seine Gegner und Widersacher waren. Daneben bestand die Privatmacht des kaiserlichen Hauses aus seinen eigenen Vasal-

len, zu denen er als mächtiger Fürst im Reiche in einem ähnlichen Verhältnisse stand, wie als Reichsoberhaupt zu den Mannen des Reiches.

Daß diese kaiserliche Macht möglichem Mißbrauche unterworfen war, verstand sich bei ihr, wie bei jeder andern Macht auf Erden, einfach von selbst. Welche Schutzmittel und Garantien hatten dagegen die Fürsten und Vasallen des Reiches? Die Anschauungsweise der gesammten Zeit war in dieser Hinsicht in ihren allgemeinen Umrissen folgende. — Zuvörderst ging man nicht vom Mißtrauen und von der Vermuthung der Hinterlist und Schlechtigkeit aus, sondern vom Vertrauen auf Rechtlichkeit, Tüchtigkeit und Gewissenhaftigkeit dessen, den man zum Könige der Deutschen und als solchen zum Kandidaten der höchsten Würde der Christenheit wählte. Zweitens lag eine wichtige Bürgschaft in dem Verhältnisse des Kaisers zum Papste. Der Statthalter Christi war eine selbstständige, große, moralische Macht neben der kriegerischen und auf materiellen Mitteln beruhenden des Kaisers. Er war dieser letztern mindestens ebenbürtig, und deßhalb Mißbräuchen und einzelnen Ungerechtigkeiten durch Bitten, Vorstellungen und Ermahnungen entgegen zu wirken berufen und verpflichtet. Gegen das Uebermaß des Gräuels und gegen verhärteten, bösen Willen hatte die Kirche im äußersten Nothfalle Bann und Interdict, mit ihren staatsrechtlichen und politischen Folgen. Drittens galt im germanischen Mittelalter durchgängig der einfache Grundsatz: daß Jeder, dem Unrecht geschah, sei es von einem Höheren, Ebenbürtigen oder Niederen, wenn gütliche Mittel nicht verfangen wollten oder dem Angegriffenen nicht zu Gebote standen, sich mit eigener Gewalt selbst schützen und sein Recht vertheidigen konnte. — Die Geschichte des deutschen Reiches ist eine, durch alle Jahrhunderte gehende Sammlung von Beispielen zur Anwendung dieses Grundsatzes. — Ob jene Garantien gegen despotischen Mißbrauch der kaiserlichen Gewalt nicht thatsächlich in vielen Fällen schlimmer gewesen, als

das Uebel, welchem man zuvorkommen wollte, dieß zu untersuchen, ist hier nicht unsere Absicht. Wir wollten nur in wenigen Zügen den Kern und die Grundlagen der kaiserlichen Macht im Mittelalter schildern, und deutlich machen, daß und warum eine Wiederherstellung derselben, wie sie war, weder möglich ist, noch in Wahrheit von irgend Jemanden beabsichtigt wird, der sich über vage Gefühle, historisch-poetische Reminiscenzen und unklare Velleitäten Aufschluß zu geben Willens und im Stande ist. Ueber die Garantien gegen den Mißbrauch der monarchischen Gewalt sei uns aber bei dieser Gelegenheit nur noch erlaubt, auf die einfache, eben so evidente als in der Regel mißkannte Wahrheit aufmerksam zu machen: daß keine Macht denkbar ist, ohne die Freiheit, sie zu gebrauchen, und keine Freiheit ohne Möglichkeit des Mißbrauchs. Den letztern von vornherein ausschließen wollen, heißt die Freiheit aufheben, und mit dieser fällt kraft unabweislicher, logischer Nothwendigkeit auch die Macht und die moralische Würde zu Boden, die ohne Freiheit ein trügerischer Schein und ein leerer Name bliebe.

Sollen wir also unsere unverholene Meinung über die gegenwärtigen Bestrebungen zur Wiederherstellung eines, alle deutschen Länder umfassenden Reiches und darüber aussprechen, ob es möglich sei, an die Spitze desselben einen Kaiser zu stellen, — so müssen wir zuerst die unerschütterliche, durch die Geschichte der neuesten Ereignisse nur noch befestigte Ueberzeugung aussprechen: daß nicht die Klugheit und Ueberlegung der Menschen, sondern die Gewalt der Ereignisse Reiche gründet und Verfassungen baut. Kein einzelner Gesetzgeber und keine deliberirende Versammlung wählt für ein Volk (und zumal für ein solches, welches nicht neu aus dem Strome der Zeiten auftaucht, sondern eine zweitausendjährige Geschichte hinter sich hat, und nicht auf einer einsamen Insel im stillen Weltmeere, sondern in der Mitte des europäischen Continents wohnt), —

kein einzelner Gesetzgeber und keine constituirende Versammlung sagen wir, wählt für ein solches Volk eine Verfassung oder Staatsform, wie man die Farbe zu einem Waffenrock oder eine Cokarde wählt, sondern die Thatsachen schaffen neue Staatsgewalten, dekretiren gebieterisch die Form der Gesellschaft, und gebieten den einzelnen wie ganzen Volksstämmen die Unterwerfung unter die Schöpfung der allmächtigen Zeit. Damit soll begreiflicherweise keineswegs die vernünftige Ueberlegung, die Berathung, die Wahl zwischen den Einen oder den Anderen, Vernünftigen oder Unverständigen, Guten oder Schlechten ausgeschlossen seyn. Dieß wäre der sich selbst nicht verstehende Quietismus der (pseudo)-historischen Schule Savigny's. — Was wir aber behaupten, ist erstens: daß kein gewissenhafter und vernünftiger Mensch zu irgend etwas mitwirken oder seine Zustimmung geben soll, was er für schlecht und verwerflich hält. Zweitens, daß keine Deliberation, wenn sie Nachhaltiges gründen will, in ihren politischen Schöpfungen und Einrichtungen weiter gehen darf, als daß sie das, durch die Thatsachen Gegebene, ohnedieß schon in den faktischen Verhältnissen Liegende ausspricht und anerkennt, und drittens, daß das wirkliche Endergebniß zuletzt doch immer von dem Willen und der vorherigen Ueberlegung der Menschen unabhängig ist.

XLVIII.

Literatur.

I.

Schweden, Sonst und Jetzt. Geschildert in Briefen auf einer Reise von Ludwig Clarus. 2 Thle. Mainz, Verlag von Kirchheim, Schott und Thielmann. 1847.

Wer das nördliche deutsche Flachland durchwandert, trifft wohl an vielen Stellen, mitten auf sandiger Ebene aufgethürmt, einzelne große Felsblöcke. Kein Gebirg ist in der Nähe überhaupt, und keines auch, von dem gerade diese Steine kommen könnten. Woher sind sie denn? Es sind nordische Findlinge, sagt man. Durchwandert derselbe Reisende das weite Gebiet der Geschichte, durchforscht er der Völker Vergangenheit; er wird überall, in Deutschland, Italien, Frankreich, England, Rußland, Türkei, bis dahin selbst, wo der Grönländer in keinem grünen Lande mehr sein trauriges Leben fristet, ja vielleicht, wo in demselben Erdtheile in einem südlichen See der eingeborne Glanz versunken schlummert; er wird überall nordischen, skandinavischen Findlingen begegnen. Sie liegen in Europa in gleichem Maße auf den blutigen Feldern von Lützen und Pultawa; sie schweben über dem Halbmonde von Konstantinopel so gut, wie über dem Kreuze von St. Denis. Welch wunderbares Land also dieser skandinavische Norden! Woher jene Springfluthen, jene Wasserfälle gleichsam, die mit unge-

messener Kraft und ungemessenen Bahnen die Erde und die Völker überstürzt, und an allen Enden einzelne Tropfen zur Erinnerung zurückgelassen haben? Man durchforscht die Geschichte seiner Völker, die Natur seines Landes; immer mehr entfaltet es sich wunderhaft und abentheuerlich. Es ist unmöglich, Alles zu erzählen, ja es ist unmöglich, sich nur vorzustellen, wie sich da paart im Geiste der wildeste Wahnsinn, die wildeste Wuth mit der weichsten, kosendsten Zärtlichkeit, wie der klarste, trockenste Verstand mit der fratzenhaftesten, überspanntesten Phantasie. Siehe jenen Fluß, wie er so still, so klar dahin fließt, wie er dich so unendlich tief und weich anschaut aus dem überhangenden Birkengebüsche; es ist ein spielendes, tändelndes Kind meinst du, aber sehe zwei Schritte weiter, und du wirst ihn rasend finden, wüthend und konvulsivisch sich umherwerfen auf den Mächten des Abgrundes. Doch nicht lange dauert die Berserkerwuth, der Strom tändelt bald wieder mit dem blumigen Ufer, und blickt ruhig hin über die grünende Wiese. Das ist ein Bild des skandinavischen Geistes; im Trolhätta sehen wir ihn. Und nun das Land! Es ist eine gewaltige steinerne und eiserne Brust, eine Stein- und Eisen-Masse, die über dem Feuer wogt und sich hebt. Stelle dich auf jenes, an's Licht gekommene gerundete Felsstück neben der Küste, und du betrittst, woran vielleicht die Flosse eines nie gesehenen Meerungeheuers vormals gestreift hat; stelle dich auf Lapplands schwarzes Geklüfte, und du kannst die Sonne um Mitternacht sehen, oder mehr noch, wenn es dir vergönnt ist, die von Blitzen der Kälte gebildete nordische Himmelskrone.

Das alles reizt wohl zu einer Reise nach Schweden. Dieß Land kann man in dieser Hinsicht das Italien des Nordens nennen. Die Küste ist von Deutschland nur eine Nacht entfernt. Es sind auch bereits zahlreiche Berichte von Touristen des Nordens vorhanden. Zu ihnen gesellt sich das vorliegende Buch, dessen Verfasser sich Ludwig Clarus genannt

hat. Sein Zweck ist nicht gewesen, etwas Effektvolles zu schreiben, wie es bei manchem jener Touristen in verschiedener Manier der Fall gewesen ist, wenn gleich nicht selten diese Schmetterlingsjagd unglücklich ausgefallen, wo die Hand zu hitzig gehascht, und den zarten Staub der Flügel verwischt hat. Wir finden in dem Reiseberichte weniger Schilderungen, als Versuche zu belehren und zu unterrichten, welche uns in einem Punkte besonders von sehr großer Wichtigkeit zu seyn scheinen. Darauf wollen wir jedoch später zurückkommen; denn das erste, was einem Reisenden begegnet, und das erste, wonach der Leser einer Reisebeschreibung sich umsieht, ist doch immer die Landschaft. Diese ist nun zwar, dem angegebenen Hauptzwecke gemäß, spärlicher bedacht, jedoch nicht so stiefmütterlich, oder so ganz übersehen, daß der Reisende nicht an bedeutenden Stellen gezeigt hätte, wie er ihren Carakter richtig aufzufassen verstanden. So, wenn er die Ufer des Mälarsee schildert und hervorhebt den wehmüthig rührenden Ausdruck, welcher den schwedischen Landschaften so eigenthümlich wäre, oder wenn er an andern Orten die tiefe Stille bewundert, in der der Reisende sich wie eingesponnen fühlt. Aber freilich man muß das selbst gesehen und erfahren haben, um Wort und Bild zu verstehen. Es läßt sich eine gewaltige Natur, es läßt sich eine schöne Landschaft wohl auffassen nach der Beschreibung; aber davon ist nichts in Schweden. Es ist grau in grau die Färbung; nirgends majestätischer Alpenpracht oder weiter Thäler üppige Fülle. Knapp, eingekniffen sind die Thäler, der Stein liegt nackt unter den Füßen, die Bergwerke sind im flachen Lande. Aber eben dieses graue Pilgermeer des Landes, seine Gebücktheit, mit dem es neben dem prächtig, voll und wild strömendem Wasser leise und still hinzieht, die kindliche Naivität, die aus diesen kleinen Thälern anspricht, als bäten sie uns mit höflichem, zierlichem Knixe und Gruß, doch auch ein wenig sie anzusehen, ehe wir durch ihre Hecke weiter gingen zu der rauschenden Herrin des Landes, eben so

höflich oder zierlich, wie sich zu gebehrden pflegen die kleinen schwedischen Buben und Mädchen selbst, wenn sie dem Reisenden die so häufige Hecke der Straßen öffnen, wie der Verfasser wohl beobachtet hat; — dieses ist es, das zu uns spricht, das zu uns klagt. Das Land ist in der Sklaverei des Wassers, daher seine Stille, daher seine Wehmuth, die wir erfahren und empfinden. Das Wasser entzückt und berauscht den Reisenden in Schweden. Wenn er steht auf der so berühmten Höhe Mohlbacke in Stockholm, was anders stimmt, da seine Seele zu einer entzückten und berauschten Aeolsharfe, als die magische Furche, die tief unten das rudernde Boot auf dem Wasser zieht? was reißt ihn hin schauerlich und wonnevoll auf der Elfkasleby-Brücke anders, als die Wirbel der Dal-Elf, den Zauberreigen tanzend mit den Strahlen des Mondes? wenn er sich erdrückt fühlt zwischen den schwarzen Bergwänden Dalarnesi, in jener steinerfüllten, ja steinmäßigen Hohebene, wenn man so sagen darf, wie in einem Grabe; was erheitert ihn anders, als die schöne Dal-Elf, wenn er an einem wilden Abende zu dem Bette dieser reizendsten Nixe Schwedens herniedergestiegen ist? was soll man sagen von dem Rausche, der Jeden wohl ergreifen wird auf Topp-ö, sich zu stürzen in die Umarmung der milden, bei Tralhätta jungfräulich unbezwungenen Gotha-Elf? Dem Schreiber dieser Zeilen wird es unvergessen bleiben, als er dieß versuchte, auf demselben Strome bei seinem fünften Falle, auf leichtem Kahne bei nächtlicher Weile immer und immer hinüber und herüberfahrend durch den Wirbel, gewogt auf hundertfach schlingendem Arm und hundertfach trügerisch kosendem Busen des feuchten Weibes. — Jener wehmüthige Ausdruck der Landschaft macht das Reisen bei Nacht in Schweden zu dem wahren und eigenthümlichen Reisen in diesem Lande. Der Verfasser hat davon freilich nichts erprobt, weil er überhaupt wenig zu Lande umhergekommen, nur bis Dannemora, vermuthlich nur aus Aerger und Grauen vor den Extrapost-Karren, deren bitterer Feind er geworden;

wäre er aber nur höher hinaufgegangen nach den ärmeren, öden Theilen von Dalarne etwa, er hätte gewiß noch größere Wunderdinge von Karren gesehen, als auf der kultivirten Landstraße zwischen Stockholm und Dannemora. Alles dieß jedoch verändert nicht die Nacht in Schweden. Schon in Stockholm beginnt sie in Sommertageshelle zu zeigen; nördlicher aber ist sie nicht nur helle, sondern auch alle Ränder durch angefüllt von menschlichem Leben und Bewegen. Was also sonst hindert, fällt weg. Aber nun besonders gegen Ende Mai, im Zwielicht des Aufganges der mitternächtlichen Sonne, die einsame Fahrt zu machen, wo im tiefen Walde des Mondes große, bronzene Scheibe im dunkelbraunen Gewässer, welches neben dem Wege fließt, uns begleitet, oder wo ein hohbeuferter, düsterer See uns an den erinnert, der Hertha auf Rügen, und über uns die Eos jener Sonne nicht bloß mit rosigen Fingern den Schleier am Horizonte hebt, rein dahinfliegt über den ganzen Himmel mit lasurnem, purpurnem, grünem, gelbem, mildem Flügel der prächtigsten Farben; dann ist des Reisens Reiz, dann erscheint weniger grau und kalt des Landes eigenthümliches Gewand. Es leben auf und gehen um die dunkeln Gespenster und Sagen, die fast an jedem Orte der Tag bedeckt. Der Verfasser des vorliegenden Reiseberichts hat aus ihnen heraus ein Band geflochten, mit welchem er nicht unergötzlich den fortlaufenden Gang der Reise aufgehalten und genöthigt hat, gelegentlich stille zu stehen, oder auf einen Augenblick von der geraden Straße abzuweichen. Mythe, Tradition, Geschichte bedeutend und geschmackvoll, zu gehöriger Zeit und Ort hervorzusuchen und zu erzählen, hat er trefflich verstanden. In andern Ländern, wo die Gegenwart überreich ist in Natur, Kunst und Wissenschaft, politischer und socialer Bestrebungen, da würde vielleicht solche Manier für gesucht erscheinen; da möchte es scheinen, als ziehe man es vor, im grünen Walde dürres Reisig bettelnd zu suchen. In Schweden ist aber die Gegenwart nicht so übervoll an menschlich

erlaubtem und unerlaubtem öffentlichem Streben. Das Haus, die Familie ist noch immer das Centrum des Lebens, der Gegenstand verbreiteter Poesie. Aber freilich, man muß das behagliche Nerrland, man muß das arme Dalarne betreten haben, um das mit Sicherheit wahrnehmen zu können. Hier besonders tritt es mit dem rührendsten Ausdrucke entgegen. Inmitten wüster Ebenen und Felder wird das trostlose Auge genährt durch die Zierlichkeit und Reinlichkeit der menschlichen Wohnungen; kein Schmutz, kein Gestank selbst in dem ärmlichsten Dorfe nicht; das kleinste Fenster so rein und blank, so akkurat geschmückt mit Gardinen und Rouleaux, mit Blumentöpfen; man glaubt ein kindlich aufgeputztes Puppenhäuschen zu sehen; und dann wiederum im tiefsten, stillsten Walde, wo kaum der ferne Ton der arbeitenden Axt heimlich leise übersäuselt wird vom Rauschen der Blätter, und dem Gesange der Vögel an gewöhnlichen Tagen, da wird am Sonntage das arme Auge, welches nichts besitzt von Naturschönheit, zu Thränen gerührt, wenn ihm auf einmal überkommt die Fülle der menschlichen Schönheit, erblickend wie zum heiteren, reinen Ballspiele die geschmückte Jugend der Geschlechter auf einen offenen Plan getreten ist, unverdorben, nicht etwaigen Fabeln gleich, die unter der Pracht der Alpen verdorben sind von denen, welche Pracht und Wollust suchen. So sympathisirt das Volk mit seinem Lande. Mit seinem Maiblümchen edler Häuslichkeit in der Hand steht es am Ufer jenes wildströmenden Flußes, der jetzt die Staaten Europas durchtost. Man wende nicht ein, bekannte Laster, wie eben jene vielbesprochene Trunksucht, die auch der Verfasser des vorliegenden Berichts erwähnt. Ein Volk ist schon kein Engel; und dann liegt gerade die Trunksucht in jenem Geiste, von dem wir gesagt haben, daß wir ihn bei Trollhätta sähen, in jenem berserkerischen Geiste. Das trotzige Trinken ist jenen kalten, ruhigen und ernsten Menschen eigen, die plötzlich bei geeigneter Gelegenheit von furchtbarer Gluth ergriffen werden, als stürzte sich der ruhige Fluß auf eine kurze Zeit

tosend über den Abgrund. So kalt und furchtbar erregt zugleich, schildert auch der Verfasser die schwedischen Menschen. Die körperlichen, convulsivischen Anfälle der sogenannten predigenden Kinder gehören ebenfalls hieher. Man wende ferner nicht ein, die Armuth des Landes, die nothwendig, zwingend abhält von dem materiellen Streben, als der Quelle jenes, die Staaten durchrasenden Stromes. War denn England so reich an solchem Gut, als es den Handel begann an sich zu reißen? Oder ist seine Leder-Produktion, die doch nur im eigentlichen Englande von Bedeutung ist, wirklich so viel überreicher, als die Schwedens, welches im Süden und Norden die gesegnetsten Provinzen hat? Der Sinn der Menschen ist ein anderer. Noch heute sind die beliebtesten schwedischen Dichter ein frommer Bischof und eine einfache Hausfrau. Es möge auch nicht eingewandt werden, daß wir uns auf schwedische Manier zu emphatisch über die Idylle ausgebreitet, die Land und Volk seyn solle. Man weise uns vielmehr erst das Gegentheil nach. Es ist überhaupt ein eigen Ding um den Vorwurf, daß Jemand sein Vaterland zu sehr herausstreiche, um auch auf diese schwedische Manier zu kommen. Man mag zwar gegenüber jenem schon besprochenen Geiste, der im Kleinen wie im Großen derselbe ist, oftmals Gründe solchen Tadels finden; aber man erwäge wohl dabei, daß kein Reisender oder Geschichtsforscher fähig ist, das ganze süße und schmerzliche Geheimniß, die ganze Fülle eines Volkes und Landes zu ergründen. Sie gleichen alle jenen umherirrenden Räubern, die die Küsten und Buchten entlang streichen, um zu finden, wo sie die Diebes-Landung wagen dürften. Man steigt hinunter in das Bergwerk und nimmt ein loses Stück als einen großen Schatz mit, oder wundert sich wohl, wie der Bergmann seine Stollen so sehr liebt. Es ist nun einmal nicht anders; selbst der Bewohner der tiefsten Klippe, wie man meint, nennt sie sein süßes Eiland.

Aber nun jener so schwärmende Geist, jener wiederum so

enge Geist, wird er nicht wenden seinen Stoß gegen Religion und Kirche, oder abwenden seine Schwäche davon, beides in anderer Weise? Nein, man ist in Schweden fromm und gläubig. Woher dieß? Hier treten die Forschungen, die Belehrungen des Verfassers des vorliegenden Berichts mit ihrem großen Gewichte auf. Sie zeigen uns, daß man in jenem Lande fromm und gläubig ist, weil die katholischen Wurzeln im Volke durch die aus Raubsucht reformirenden Könige aus dem Hause Wasa nicht haben ausgerottet werden können. „Mein edler Stammvater, der erste König aus dem Hause Wasa — schrieb oder konnte wenigstens schreiben Gustav III. — schaffte den katholischen Glauben wahrscheinlich aus finanziellen Rücksichten ab. Der Clerus besaß zu jener Zeit ein bedeutendes Vermögen, dessen er vielleicht für sein Reich bedurfte. Darum wurde er mit jenen Unterthanen protestantisch, und verschaffte sich auf diese Weise die richtigen Ressourcen. Jetzt stehen die Sachen anders, und wenn wir nicht bereits gute Lutheraner wären, so würde ich mich sicher mehr als einmal besinnen, ehe ich dem römischen Glauben abschwöre." — Ist das nicht tout comme chez nous? Die Raubsucht der deutschen Fürsten nach dem kirchlichen Vermögen als Haupterregung ihres Abfalls, hat selbst der Protestant Bunsen in seiner Kirche der Zukunft nicht verdecken gewollt. Welchen Widerstreit mußten die reformirenden Könige Gustav Wasa und Karl IX. erfahren, zu welchen gewaltsamen und blutigen Maßregeln mußten sie ihre Zuflucht nehmen, um den Grundstein ihrer, für sie nützlichen Reformation zu legen! Auf Menschenopfer gründete Gustav Wasa, und besonders Karl IX., der Vater Gustav Adolph's, dieß Werk für ihre weltliche Größe, und letzterer vergaß nicht, diese Opfer fortzusetzen zu Gunsten derselben Größe. Wie stand es aber mit der Größe Gottes, welche doch aus der Reformation sonnenklar hätte hervorgehen müssen? Der Erzbischof von Upsala räth den abgesetzten König Erich XIV. zu vergiften, weil dieß nach Gottes Wohlgefallen

gehandelt hieße; die Unordnung in der Kirche brachte es dahin, daß man dem Odin diente! So bringt die Unordnung in der Kirche Götzendienerei zu allen Zeiten hervor. — „Bis zur Einführung der Reformation in Schweden", sagt der Verfasser des Reiseberichts, „entwickelte sich auf der Universität zu Upsala ein reges wissenschaftliches Leben und Treiben. Allein, nachdem die neue Lehre Eingang gefunden, verschwanden alle Spuren geistiger Thätigkeit an dieser Hochschule, welche namentlich von 1538 bis 1572 ganz gefeiert zu haben scheint. Mit dem Katholicismus war die Gelehrsamkeit gleichsam abhanden gekommen. Die Jugend hatte nicht Lust zu studiren, und an lutherischen Lehrern war gänzlicher Mangel. Gustav Wasa fand nicht einmal taugliche Lehrer für seine Söhne im Lande, und mußte dergleichen aus Deutschland verschreiben. Solchen Erfolg hatte auf die wissenschaftliche Bildung in Schweden die Reformation, welche man als ein durchgreifendes Licht zur Ueberwindung der Finsternisse der früheren Zeit zu lobpreisen beflissen gewesen ist." — Dieß urtheilt ein Protestant, wie der Verfasser des Reiseberichts einer ist. — Um nun jedoch das Bleiben der katholischen Wurzeln im Volke zu erklären, so ist wohl zuerst so viel gewiß, daß durch äußere Gewalt die Gemüther zwar äußerlich niedergehalten, aber dadurch allein von ihren alten Wurzeln nicht getrennt werden können; sie hat also nicht die innere Einwirkung geübt, durch welche z. B. von ihren Kollegen die deutschen Protestanten bis zum Atheismus getrieben worden sind; sie schon hat vielmehr die alten Wurzeln stehen lassen. Diese sind ferner auch nicht durch einen schaal gemachten Gottesdienst aufgeweicht worden. Der Verfasser des Reiseberichts schildert den schwedischen Gottesdienst sehr anschaulich und lebhaft; er zeigt, wie viel Katholisches darin noch liegt, eine Folge der Bestrebungen Johanns III. Und auch die richtende, regierende Gewalt der Kirche tritt in einzelnen Fällen nicht selten dem Bilde entgegen, wie bei den Kirchenbußen der Verbrecher, wo es in der Absolution

Schluße heißt: „Nachdem du vor Gott und seiner Kirche, die du durch deine schwere Sünde geärgert hast, deine Vergehen erkannt und abgebeten, auch Besserung gelobt hast, so verkündige und verstatte ich dir, im Namen der Kirche, Erlassung und Vergebung, und erkläre, daß du in die Gemeinschaft derselben wieder aufgenommen bist." — Demnach also, haben wir zu viel gesagt, wenn wir die Frömmigkeit und den Glauben des Volks daher erklären, daß seine alten katholischen Wurzeln stehen geblieben, nicht aufgelobert und ausgejätet worden sind? Auch sind sie schon in die Dichtung hineingewachsen, wie bei Stagnelius einem der größten Lyriker und auch Dramatiker Schwedens. Die katholische Emancipation im Staate wird auch in Schweden nicht ausbleiben, und nach ihr dann weiter nicht deren kirchliche Folgen, wie in England. Die katholische Kirche zu Christiania wird nicht allein gebaut bleiben im skandinavischen Norden, nicht allein ein Findling daselbst bleiben der römischen Herrschaft in der Kirche.

Neben diesem großen Gegenstande ist noch besonders in dem Reiseberichte hervorzuheben die Geschichte der dramatischen Poesie in Schweden, welche als der erste, vollständige Versuch der Art im Deutschen anzusehen ist. Diese Geschichte zeigt, daß in dem Lustspiel mehr noch in der Posse und im Conversationsstück das Meiste geleistet worden ist; in der Tragödie weniger. Es fehlte jenem bald üppig strudelnden, bald kalt gleitenden Geiste, jenem Geiste Gustav's III. die Ruhe, aus dem für die Tragödie der Menschen gegebenen Glauben heraus zu arbeiten. Dieser Glaube ist kein anderer, als der: ich glaube an ein ewiges Leben, dieß Leben ist nur ein Traum, ein Schatten, ein Schatten, der vorüberfliegt. La vida es sueno; life is but a walking shadow. Am farbigen Abglanz haben wir das Leben. Alle großen und wirklichen Tragödien sind Positive dieses Glaubens durch die Negation der Handlung; dieser am negativen, jener am positiven Pol der Dichtung. Auch in Schweden, was da von wirklicher Tragödie ist, hat

diesen Ursprung; der Dichter ist Stagnelius, von dem wir kurz zuvor gesagt, daß in seinen Dichtungen die katholische Volkswurzel hineingewachsen sei. Ueber seinen Märtyrer urtheilt der Verfasser des Reiseberichts in folgender Weise: „Das ganze Stück ist in einer Sprache verfaßt, welche ihre Ausdrücke einem Herzen entnimmt, das bis auf seinen innersten Grund von Andacht und der großen Heiligkeit seines Zwecks durchdrungen ist. Man glaubt ein Saitenspiel von einem höheren Sterne her zu vernehmen, dessen Töne, in diese niedern Räume hernieder verirrt, unsere Brust mit einem unendlichen Sehnen erfüllen, auf der Jakobileiter des Glaubens und der Liebe mit ihnen hinaufzusteigen zum Ursprunge der ewigen Harmonie. Alles, was dieß Sehnen Brennendes, Erhebendes, Hinreißendes enthält, spiegelt sich in des Dichters Seele, welche ihre mächtigen, himmelanstrebenden Schwingen ausbreitet, um mit sich verwandte Seelen aus einer Welt, in welcher sie sich nur als Fremdlinge erkannten, hinaufzuführen in jene Wohnungen, wo des Friedens Palme bereit sind, dem Schlafe des müden Wanderers Kühlung zufächeln."

Wir können nun nicht dem Verfasser dieses Reiseberichts überallhin auf die Wege seiner Forschungen und Betrachtungen folgen; aber wohl sagen, daß überall Anregung und Förderung, nicht bloße Unterhaltung ausgebreitet ist. Das ist der wesentliche Charakter dieses Buches, und wir können daher dasselbe allen Freunden einer solchen Lectüre wohl empfehlen.

II.

Ueber barmherzige Schwestern, ein Vortrag im wissenschaftlichen Vereine zu Berlin, von Dr. Joseph Hermann Schmidt, königlichen Geheimen-Medicinal-Rath und Professor. Berlin, bei Wilhelm Besler 1847.

Als das katholische Krankenhaus zu Berlin eingerichtet wurde, erhob sich sofort der dunkle Schwarm der Zeitungs-Krähen, und Dohlen, mit dem Gekrächze ihrer Gemeinheit umlärmend, das Werk der Liebe. Jesuiten seien es in anderer Manier, nichts als Proselytenmacherei darin verborgen! der jesuitische Einfluß habe ganz und gar den Geist der christlichen Liebe aus dem Orden der barmherzigen Schwestern verjagt. Insinuationen wurden in willkührlichen Erdichtungen von dem Krankenhause zu München hergenommen. Indessen, die lichtscheue Angst hat sich wohl stille legen müssen; im Gefühle ihrer Ohnmacht, das aller Augen sichtbare Wirken der reinen Strahlen zu hemmen oder zu verfinstern, hat sich jene Wolke mürrisch in ihre Winkel zurückgezogen, wo sie in der Stille brüten mag. Es traten auch zur Defension achtbare Stimmen auf, zu denen der vorliegende Vortrag gehört, ausgehend vom ärztlichen und allgemein menschlichen Standpunkte. Arm und krank zugleich zu seyn, sagt er, ist der bitterste Pleonasmus im menschlichen Leben, ein Cirkel, worin jeder Punkt Ursache und Wirkung zugleich ist; und dieser Pleonasmus hat sich jetzt nicht allein erdrückend aufgehäuft über dem Gedeihen Einzelner und einzelner Familien, er ist eine Epidemie der Völker, unter dem Namen des Pauperismus, geworden. Ein helfendes Heilmittel ist nothwendig. Woher dieß nehmen? Aus der Tugend des weiblichen Herzens, aus der Barmherzigkeit, aber auch ausgeübt von weiblichem Arme, von dem helfenden Erbarmen des Weibes selbst. Warum nicht barmherzige Brüder? Die männliche Barmherzigkeit hätte ihren Platz auf dem Berge Karmel oder dem St. Bernhard, äußere Gefahr abzuwenden von Einzelnen auf einem

Nebenwege der Reise, aber gegen jenen innern allgemeinen Landesfeind, der auf allen Wegen lauere, könne nur helfen eine organisirte weibliche Landwehr. „Nicht das stehende Heer der Finanzen und der Kommunal-Kassen vermag den Koloß zu bewältigen, ein zweites Landwehrsystem ist die Aufgabe der Zeit, auch hier die unzertrennliche Verwebung der Kriegsmacht mit der Intelligenz und besonders mit dem Besitze, aber auch eine thätige Liebe jedes Einzelnen nach dem Maße seiner Kräfte zu dem, der brüderlich neben und unter uns steht, ein Tugendbund gegen den großen Feind im eignen Lager, unter abermaliger Betheiligung der Frauen und Jungfrauen des Landes, ein Schutzsystem des eigenen Heerdes und väterlichen Ackers, welches wesentlich eins ist mit dem, das Christenthum zu beweisen, nicht durch Bekenntnißstreit und nur in äußeren Gebährden, sondern durch Leben und That, daß in praktischer Liebe zu einander kommt, was im dogmatischen Kampfe auseinander steht.“ — Das sind die Grundideen des Vortrags, wobei der Redner noch darauf hingewiesen, daß auch im Physischen jenes weibliche Kriegsheer nicht zu schwach sei für seinen Kampf. Und nun, können wir uns wohl entziehen dem Gefallen an diese Idee, daß sich ein Epheu helfend und besänftigend schlinge um den armen und kranken Baum, der schon genugsam von andern Umschlingungen ausgesogen und verbittert ist und wird? O ja, gewiß, es gefällt; — aber die That, wo bleibt die That? Die Organisation jener Landwehr wird wohl im Gefallen stecken bleiben. Wie soll man es nennen, daß die Guten zu guten öffentlichen Werken nicht bloß lässig sind, sondern sogar sich verwundern, wenn Einer von ihnen die Sache mit der That angreift? — Das Schlechte kennt kein Zaudern; das weibliche Heer der Verführung ist in zahllosen Legionen wohl organisirt, das der Barmherzigkeit ist fast nur wie ein Tropfen auf den heißen Stein geworfen. Und doch, wie zeigen nicht große Beispiele den Segen eines unermüdlichen Wirkens des Guten; der Segen des öffentlichen Beispiels selbst, das zur Nachahmung reizt! Wir können uns nur mit Wehmuth erinnern jener Zeiten, da das, was jetzt als die Aufgabe der Zeit theoretisch erst annehmbar zu machen gesucht wird, was ungewohnt erscheint, bereits praktisch gelöst dastand, und eine gewohnte Thätigkeit war; jener Zeiten, wo der Besitz

der Kirche noch hinreichte, große Muster und Kräfte der gesuchten Art zu organisiren; jene Zeiten waren doch so weit zurück, und wir? — wir sind so weit zurück. — Aber das Kloster auf dem St. Bernard wird umgestürzt, und auf dem Gipfel der Alpen eine Tabagie errichtet werden; welch kolossaler Fortschritt dann! — ein Ballsaal und ein Boudoir auf den Gletschern. —

Wenden wir uns jedoch zu unserm Gegenstande, so ist noch zu erwähnen, daß der Lectüre der vorliegenden Schrift ihr Verfasser durch viele feine Bemerkungen und Beziehungen auch einen äußern Reiz zu geben gewußt hat. Es ist ein neuer Beitrag zu der alten Erfahrung, daß wenn ein Arzt als Schriftsteller außer seinem Fache auftritt, er auch da entdeckt die feinsten Beziehungen und Gleichungen, nicht vergißt seine semiotische und symptomatologische Uebung und Gewöhnung. Der Ertrag ist bestimmt für das katholische barmherzige Schwestern-Institut in der Kaiserstraße und die evangelische Diaconissen-Anstalt im Koepnicker Felde; — vorausgesetzt, daß sie ihn annehmen wollen, eventuell also für die v. Kinkesche Blindenstiftung in Soest und Paderborn. Eine Gelegenheit zur helfenden That für Armuth und Krankheit ist immer gegeben.

XLIX.

Zeitfragen.

18. April 1848.

Die Beilage zur Allgemeinen Zeitung vom 14. April enthält einen Aufsatz („die deutschen Verfassungsreformen"), den Niemand zu dieser Zeit und an diesem Orte erwartet oder gesucht haben würde. Daß die Redaction die Klugheit oder den Muth gehabt, ihn aufzunehmen, verdient ehrende Anerkennung von Freund und Feind. Der Verfasser streut seinen deutschen Landsleuten keinen Weihrauch, dessen Anwendung, wie die des Opiums, den einmal daran Gewöhnten zu immer stärkern Gaben nöthigt. Im Gegentheil: er ruft Worte des Tadels und der Strenge in den Nationaltaumel hinaus, die jenem hohen Grade von Anerkennung nicht entsprechen, welchen die Deutschen des neunzehnten Jahrhunderts sich in Ermanglung fremden Lobes so freigebig als bereitwillig selbst zu zollen pflegen. An Macchiavelli's Wort: „wer einen alten Staat neu gestalten, und ihm eine freie Verfassung geben will, muß so viel wie möglich „„die alten Formen beizubehalten suchen"", — anknüpfend, macht er auf den Unterschied zwischen Frankreich und England aufmerksam. Die politische Grundmaxime des letztern ist: Festhalten an den bestehenden Einrichtungen, unbeschadet allmählicher Reformen. Hierdurch und durch die Aufrechthaltung des, das demokratische Element mäßigenden, aristokratischen Einflusses hat sich England vor wiederholten

Revolutionen, vor periodisch wiederkehrenden Zerrüttungen, welche alle Bedingungen der Ordnung und des Gedeihens auf lange Zeit entziehen, seit der Staatsumwälzung von 1688 bewahrt. Jener politische Sinn des Volkes, der in der Achtung vor Herkommen, Gesetz und fremdem Rechte wurzelt, jene Fähigkeit: selbst frei zu seyn, und die Freiheit des Andern neben sich zu dulden, diese sittlichen Eigenschaften des Engländers sind es, die das brittische Volk von den convulsivischen Wehen des Continents bewahrt haben, und vielleicht auch dießmal noch, wo der Constitutionalismus des Festlandes rettungslos zusammenstürzt, die englische Freiheit durch die Brandung des Zeitstromes geleiten werden." Wie ganz anders Deutschland! „Nicht die Weisheit des stammverwandten Englands, sondern die Thorheit Frankreichs wird in Deutschland zum Muster genommen. In der Kunst, ein schadhaftes Gebäude einzureißen, sind die Franzosen ausgezeichnete Praktiker. Wo es aber galt, etwas Neues für die Dauer zu gestalten, zeigten sie sich als die ärgsten Stümper. Alle ihre vielfachen glorreichen Schöpfungen seit 1789 hatten keine nachhaltige Lebensfähigkeit. Folgt nun daraus, daß wir uns ihre Fertigkeit im Einreißen zu Nutzen machten, gleichsam eine Verpflichtung auch in den stümperhaften Bauexperimenten ihren Fußstapfen zu folgen? Mit gerechter Entrüstung denkt jeder gute Deutsche an die Zeiten zurück, in welchen das Paris des vierzehnten und fünfzehnten Ludwig Musterbild und Richtschnur für die Fürsten und höhern Stände in Deutschland war. Nun, heut zu Tage ist die schimpfliche Nachäfferei in der Sache ganz dieselbe, nur gehören die Affen einer andern Species an, es sind die sogenannten Freisinnigen, die Volksführer und die verführten Volksmassen. Auch von diesen heutigen Notabeln und ihrem Schweife kann man sagen: wie er räuspert und wie er spuckt, wird dem Pariser abgeguckt. Zweimalhunderttausend brodlose Arbeiter brüllen Tag für Tag auf den Pariser Straßen die Marseillaise. In der Beilage zu der Allgemeinen Zeitung vom 8ten April lesen wir das Ausschreiben einer Preisaufgabe für die

Composition eines deutschen Nationalliedes, unter Beifügung der patriotischen Ausrufung, „Deutschland muß und soll eine Marseillaise erhalten!" *) Trop tard! riefen die Pariser ihrem Karl X. und Ludwig Philipp zu. Mit derselben Phrase werden in Deutschland von tausend Stimmen alle Concessionen, welche die radikalen Forderungen nicht ausnahmslos erfüllen, werden alle Mahnungen zur Besonnenheit und Mäßigung zurückgewiesen. Unter dem gehässigen Namen Feudallasten wurden (1789) in Frankreich die bäuerlichen Grundlasten des verschiedensten, großentheils privatrechtlichen Ursprungs mit einem Schlag abgeschafft. Das Schlagwort hallt auch in Deutschland wieder. Obschon es sich großentheils von erbpachtlichen oder Gültenkaufs-Verhältnissen, also von Pachtschillingen und Capitalzinsen handelt, so tragen doch viele redliche Deutsche kein Bedenken, zur vollständigen Erreichung des französischen Musterbildes nicht etwa Ablösbarkeit zu billigen Bedingungen zu verlangen, sondern der Gesetzgebung gänzliche Aufhebung aller dieser Pseudo-Feudallasten, Beraubung der Berechtigten zum Vortheil der Pflichtigen, ohne alle Entschädigung zuzumuthen. Volksversammlungen, Clubsdebatten, Petitionen und Demonstrationen in Masse, Adressen im Tone von Decreten bilden in Frankreich die Tagesordnung. Ganz Deutschland wetteifert, in dem Uebermaße solcher Agitation hinter seinem Muster nicht zurückzubleiben. Allgemeines Wahlrecht, allgemeine Wählbarkeit kommen (ohne Census) für die Wahlen zur französischen Nationalversammlung, und zwar für alle Sitze in derselben **) zur Anwendung. Also bald sieht auch unser Vaterland hierin die Bürgschaft tausendjährigen Heiles; das Frankfurter Vorparlement proclamirt für die Wah-

*) Wir bemerken, setzt die Redaction der Allgemeinen Zeitung hinzu, daß dieser Aufruf unter den bezahlten Privatankündigungen stand.

**) In Ansehung eines Theiles der Sitze hält der Einsender (gewiß mit Recht) diese breiteste Grundlage für unbedenklich.

len zu der Versammlung, welche über Deutschlands künftige Verfassung beschließen soll, die Ausschließung zweier Stände *), und in Preußen [illegible] sich, die Zulassung der Armen für die Wahlen zur preußischen constituirenden Versammlung, Regierung und sogenannten Landtag in Berathschlagung der neuesten Pariser Mode. In Frankreich gibt es nur noch Ex-Pairs. Zahlreiche Stimmen in unsern Clubs und Zeitungen verlangen Gleichstellung der deutschen Volksvertretung mit der französischen auch in diesem Punkte, und damit radikale Lossagung von der conservativen Staatsweisheit Englands."

Wir können, leider! nicht umhin, die Wahrheit dieser Schilderung im vollsten Maße anzuerkennen, erlauben uns aber zur Ehrenrettung des deutschen Nationalcharakters eine ergänzende, das strenge Urtheil über unser heutiges Treiben bedingende Bemerkung. Man würde durchweg fehlgreifen, wollte man nicht zwischen dem wirklichen deutschen Volke und der deutschen Bildung sorgfältig unterscheiden. Das eigentliche deutsche Volk — der Landmann und der gewerbtreibende, von seiner Hände Arbeit lebende Bürger, selbst in den größern Städten, — ist, wo er nicht geflissentlich durch Mißhandlungen und Schlechtigkeiten von oben her empört, oder durch böswillige Verführer aufgehetzt ist, ein braves, nüchternes, billiges, im Kreise seiner Interessen einsichtsvolles und gescheutes, seiner großen Mehrheit nach kerngesundes Volk. Selbst wo es heute durch schlechten Einfluß fremder Aussendlinge verwirrt und verdorben worden, wird es sich, dem Ernst der Zeiten und dem Drange der Thatsachen gegenüber, an deren Gränze wir stehen, leicht und schnell zurecht finden. Die deutsche Bildung dagegen steht auf einem durchaus andern Boden,

*) Für eine constituirende Versammlung, meint die Redaction der Allgemeinen Zeitung, hat das wohl viel weniger Bedenken, als wenn diese Bestimmung für alle Zukunft hätte festgestellt werden wollen. Aber soll die constituirende Versammlung nicht eben die Verfassung für alle Zukunft festsetzen?

und wer in Deutschland den Geist der Schule in sich eingesogen hat, wer seinen Nervengeist aus unsern Zeitungen, Romanen und Broschüren zog, lebt in einem geistigen Dunstkreise, welcher eher allem Andern, als dem ursprünglich deutschen Volkscharakter ähnlich sieht, wie er in Wahrheit und Wirklichkeit von jeher war und heute noch ist. Am meisten gilt dieß von der dermaligen, spezifisch-deutschen, politischen Bildung. Ohne Uebertreibung kann von dieser behauptet werden: welcher Deutsche dieselbe ohne Vorbehalt angezogen und mit festem Glauben in sich aufgenommen hat, ist mehr Franzose (von 1789), als die heutigen Franzosen selbst. Zwischen dem gebildeten deutschen Politiker unserer Tage und dem praktischen, vor Allem sein eigenes Interesse, ohne Romantik und Sentimentalität, richtig erwägenden und verstehenden Engländer waltet nicht die leiseste Familienähnlichkeit, ja nicht einmal mehr eine Erinnerung oder ein Anklang an die ursprüngliche gemeinsame Heimath und Verwandtschaft ob. Phrasen und Toaste gelten nichts; — wir sprechen von der faktischen Wahrheit, vom Leben, von der That. Und weil diejenigen, die in der nächsten Zukunft über Deutschlands Schicksal entscheiden werden: die gebildeten, deutsch-geschulten Politiker nämlich, — dem geistigen Zuge nach Frankreich hin folgen, und in der Atmosphäre der französischen Bildung aufgezogen sind, — so haben wir, — so weit menschliche Berechnung die Zukunft annähernd voraussagen kann, — nicht englische, sondern französische Schicksale für unser deutsches Vaterland zu gewärtigen, vorbehaltlich jedoch des großen Unterschiedes, der sich aus der geographischen Lage und der Geschichte ergibt, welche Frankreich seit Jahrhunderten schon im Gegensatze zu Deutschland zur nationalen Einheit erzogen, ja gedrängt und sie ihm aufgezwungen hat, während Deutschland, um hier nur eines erheblichen Umstandes Erwähnung zu thun, — bis zur Elbe und zum adriatischen Meere hin mit slavischen Elementen durchwachsen ist.

Wenn wir so eben über die deutsche politische

kein ganz günstiges Urtheil fällten, wenn wir, was allerdings unsere unvorgreifliche Meinung ist, zu verstehen gaben, daß die deutsche Schulpolitik ihren Standpunkt außerhalb der wirklichen, thatsächlich vorhandenen Welt und in der Region der allergefährlichsten Selbsttäuschungen genommen hat, so sind wir weit entfernt, die Einzelnen anzuklagen, welche das Unglück haben, in diesen Illusionen befangen zu seyn. Die mangelhafte, ja die gänzlich irre geleitete, politische Bildung der heutigen Deutschen ist nicht das Werk und die Schuld der Jetztlebenden. Sie ist die Frucht der Reformation und der Entwicklung, welche deren Grundprincipien durch den despotischen Territorialismus in katholischen wie in protestantischen Ländern erhalten hat. Aus diesem aber ist in der Doctrin die, alle Freiheit der Familien, der Gemeinden, der Corporationen aller Art in der Wurzel zerstörende Lehre von der Omnipotenz der Centralstaatsgewalt, und in der Praxis das Alles regierende, Leib und Seele knechtende System der Bureaukratie erwachsen. Dürfen wir unsere Professoren, Advokaten, Aerzte und Literaten anklagen, daß sie mit ihren politischen Anschauungen größtentheils auf diesem Boden, der Lüge und der Knechtschaft stehen, und nicht auf dem der englischen Freiheit? Unsere Zukunft hängt davon ab, ob die Ereignisse dem eigentlichen deutschen Volkselement, welches der letztern und nicht der erstern verwandt ist, die Oberhand über unsere halb antike, halb französische Bildung verschaffen werden. Träte aber dieser Proceß ein, so dürfte Vieles zu Grunde gehen, worauf Deutschland bisher stolz gewesen ist. Sollte wirklich etwa Barbarei das einzige Heilmittel gegen unsere vieljährigen chronischen Leiden seyn, so ist jetzt eine Aussicht zur beginnenden Genesung vorhanden.

L.

Ueber Zehenten und Gilten und deren Ablösung.

Gleichwie es keinen Staat geben kann, in welchem die Unterthanen nicht verpflichtet wären, an ihre Obrigkeit zur Bestreitung der Kosten für die Heere, Beamten, öffentliche Gebäude und Anstalten, Abgaben zu zahlen, so ist es auch für die äußere Existenz einer jeden religiösen Gemeinschaft erforderlich, daß diejenigen, welche die Vortheile aus dieser Verbindung ziehen, die Mittel zur Bestreitung der Bedürfnisse derselben herbeischaffen. Schon im Heidenthum und Judenthum, hier nach der ausdrücklichen Vorschrift Gottes, brachten daher die Genossen der Religion ihre Gaben für die Bedürfnisse des Cultus und der Diener der Religion als Opfer dar; aber aber auch die Kirche Christi konnte der äußern Mittel nicht entbehren. Der heil. Irenäus, indem er die Kirche mit dem Volke Gottes des alten Bundes vergleicht, sagt daher: „Oblationen hier und Oblationen dort, Opfer beim Volke, wie in der Kirche, nur die Art ist verändert, weil nicht mehr von Knechten, sondern von Freien dargebracht wird, denn Einer und Derselbe ist der Herr.“ Das Princip also blieb unverändert, und auch unsere heidnischen Vorfahren konnten, als sie zu dem Christenthume sich bekehrten, um so weniger Anstand neh-

auf dem Altare des wahren Gottes ihre Gaben darzubringen, wie sie sie ihren falschen Göttern geopfert hatten. Als sich daher die Kirche veranlaßt sah, das Gebot des Zehnten aus dem alten Bunde zu erneuern, hat sie damit doch keineswegs ein völlig neues Princip aufgestellt, sondern einen vollkommen natürlichen, allen Völkern geläufigen Grundsatz, daß der Mensch der Gottheit von dem Seinigen Etwas opfern soll, in eine bestimmte Form gebracht, in eine Form, deren Anwendung durchaus nichts Drückendes in sich schloß; denn wenn Gott zehn Garben gibt, warum sollte der Mensch davon nicht Eine dem Geber alles Guten zurücklassen? Der Zehent bildete daher von den ältesten Zeiten her einen Bestandtheil des „Eigenthums des Gekreuzigten", dessen Antastung durch die weltliche Gewalt von jeher als ein völlig willkürlicher Eingriff betrachtet wurde. In unserer Zeit wird nun allgemein eine Ablösung oder Aufhebung der Zehnten und aller Naturalreichnisse gefordert, und es sieht sich die ihres frühern Eigenthums beraubte, jetzt nur nothdürftig ausgestattete Kirche auch in Bayern mit dem Verluste eines bedeutenden Theiles ihres Vermögens bedroht. Der hiesige erzbischöfliche geistliche Rath hat sich daher zu Anfang des vorigen Monats mit einer Vorstellung an Seine Majestät den König gewendet, die wir wegen der Klarheit ihrer Fassung, indem sie alle hieher gehörigen Punkte gründlich ausführt, hier folgen lassen:

Allerdurchlauchtigster, großmächtigster König!
Allergnädigster König und Herr!

Die Umwandlung der kirchlichen Zehnte
und grundherrlichen Reichnisse betreffend.

„Die allerehrfurchtvollst Unterzeichneten halten es für ihre Pflicht, sich bei der bevorstehenden Umwandlung der grundherrlichen Reichnisse und Zehente, einer Angelegenheit, welche die Rechte und das Wohl der katholischen Kirche und des katholischen Volkes in Bayern so nahe berührt, vertrauensvollst dem Throne Euerer Königlichen Majestät zu nahen."

„Wir wagen diesen Schritt nicht so fast in der Absicht, um die in Frage stehenden Temporalrechte der Kirche und den rechtmässigen Besitz ihres Eigenthums, welches sowohl durch allgemeine Kirchen- und Staatsgesetze, als durch feierliche Verträge garantirt ist, und deßhalb einer Rechtfertigung nicht bedarf, näher zu begründen, oder um den unaufhaltsamen Forderungen der Zeit durch starre Festhaltung des bisherigen Besitzstandes auch mit Gefährdung des allgemeinen und öffentlichen Wohls einen nutz- und erfolglosen Widerstand entgegenzusetzen; sondern wir beabsichtigen mit dieser unserer submissesten Vorstellung zunächst nur, vor Euerer Königlichen Majestät jene besonderen Gründe allerunterthänigst auszusprechen, welche eine billige Behandlung der Kirchenstiftungen und eine gerechte und volle Entschädigung derselben in besonderer Weise motiviren, falls die Umwandlung der grundherrlichen Reichnisse wirklich zur unabweisbaren Nothwendigkeit geworden seyn sollte."

1. „Wir glauben hier vor Allem erwähnen zu dürfen, daß bei den kirchlichen Zehent- und übrigen Grundrechten sowohl hinsichtlich ihrer Bestimmung ganz eigenthümliche Verhältnisse vorliegen."

„Es ist nämlich ein in der Natur der Sache liegender und daher unbestreitbarer Grundsatz, daß der Diener des Altares von dem Altare zu leben haben müsse; daß daher jede Gemeinde, welche eines Seelsorgers bedarf, verpflichtet sei, für den standesmäßigen Lebensunterhalt desselben zu sorgen."

„Es ist ein in den kirchlichen Rechten eben so feststehender Grundsatz, daß jede Pfarrei und jede andere kirchliche Pfründe eine ausgewiesene, bleibende Dotation haben müsse."

„Eine unterbrochene Erfahrung von mehr als tausend Jahren bürgt überdieß dafür, daß die für den Seelsorgsdienst unentbehrlichen Pfarreien (von anderen kirchlichen Anstalten und Stiftungen hier abgesehen) am leichtesten, zweckmäßigsten und dauerhaftesten hergestellt werden können, wenn die betreffenden Gemeinden ihrem Seelsorger zur Dotation einen Theil des Gemeinde-Grundbesitzes als Widdum und einen Theil der Früchte ihrer eigenen Grundstücke als Zehent überlassen."

„In dieser Weise sind ursprünglich alle katholische Pfarreien gegründet worden."

„Der pfarrliche Widdum und der pfarrliche Zehent sind daher die wesentlichsten Bestandtheile der primitiven Dotation der katholischen Pfarreien, und an den Genuß derselben ist für die Inhaber der Pfarrpfründen die Verpflichtung zur Pastorirung der Pfarrgemeinden geknüpft. Beneficium datur propter officium."

„Von Seite der Geistlichkeit stehen also Recht und Pflicht in einem so unzertrennlichen Zusammenhange, daß das Eine ohne das Andere nicht erschüttert werden kann. Aber auch von Seite der Gemeinden kann die übernommene Verpflichtung nicht abgeschüttelt werden, ohne den daran geknüpften Anspruch auf seelsorgliche Dienstleistung zu gefährden, oder die Nothwendigkeit herbeizuführen, das entzogene primitive Dotationsobject durch andere, in der Regel noch schwerere Opfer zu ersetzen."

„In diesem einfachen und klaren Verhältnisse liegt der wesentliche Unterschied zwischen den meisten (aus der theilweisen Zerstückelung großer Widdumsgüter entstandenen) grundherrlichen Rechten und fast allen Zehentrechten der Kirchen und kirchlichen Pfründen und den grundherrlichen Rechten und Zehenten der Laien. Für letztere sind die Rechte nur eine Quelle von Einkünften ohne gegenseitige Verpflichtung zur Leistung unentbehrlicher Dienste an die Grund- und Zehentholden; für den Clerus aber sind sie der Verpflichtungsgrund zur Leistung solcher Dienste, welche keine Gemeinde entbehren kann, so lange sie im kirchlichen Verbande steht."

„In diesem einfachen und klaren Verhältnisse liegt auch der Grund, warum die katholische Kirche von jeher fest darauf bestand, daß alle kirchliche Pfründen und Anstalten mit Grundstücken, oder mit Renten, welche auf Grundstücke radicirt sind, dotirt werden sollen. Eben so liegt in diesem Verhältnisse der Grund, warum die katholische Kirche ihre deßfallsigen wohlerworbenen Rechte auf die primitive Dotation ihrer Anstalten, welche nicht nur mit der Subsistenz ihrer Diener, sondern auch mit dem gesicherten Fortbestande ihrer wesentlichsten und unentbehrlichsten Dienstesstellen auf das innigste zusammenhängen, wie ein ihr anvertrautes Fideicommiß so lange festzuhalten sich verpflichtet sehen muß, als

nicht der Drang der Umstände und höhere Interessen ein solches Opfer gebieterisch von ihr fordern, wie dieses am Anfange des laufenden Jahrhunderts geschah, wo vorläufig die Hochstifte, Collegiatstifte und Klöster Deutschlands nach dem eigenen Ausdrucke des Reichsdeputations-Recesses (§. 66) die unschuldigen Opfer des damals abgeschlossenen Friedens werden mußten."

2. „Ist jetzt der Fall gegeben, daß auch die Pfarreien und andere kirchliche Anstalten dem öffentlichen Wohl durch Umwandlung ihrer grundherrlichen und Zehent-Rechte in Capitalien oder Geldleistungen ein ähnliches Opfer bringen müssen; so wird hierbei das eben entwickelte Verhältniß der aus den Grundbelastungen fließenden Bezüge des Clerus zu seinem Amte und Berufe um so weniger aus dem Auge gelassen werden dürfen, als der Clerus nicht, wie etwa der Staat, seinen Ausfall an Einkünften dieser Gattung auf anderen gesetzlichen Wegen selbst zu ersetzen suchen kann, ein solcher Ersatz aber bei einer die bisherigen Renten schmälernden oder ihre Fortdauer gefährdenden Ablösung nur zu häufig nothwendig werden wird. Denn da die Kirchendiener und kirchlichen Anstalten nicht um ihrer selbst willen, sondern vielmehr der Gemeinden wegen da sind; da sie diesen die nothwendigsten Dienste leisten, und von ihrer Erhaltung die wichtigsten Interessen des Volkes abhängen; da die Kirchendiener ihre Grundrenten nur in partem Salarii beziehen, und die übrigen kirchlichen Anstalten derselben zu ihrer Erhaltung, und zwar wieder vorzugsweise des Volkes wegen bedürfen, so müssen sie bei dieser Umwandlung der Grundrenten entweder vollständig entschädigt werden, oder es trifft der Nachtheil, welcher mit jeder Schmälerung der Congrua in Folge dieser Umwandlung unzertrennlich verbunden seyn würde, vor Allem die Gemeinden, welche das Mangelnde auf ihre Kosten zu ersetzen haben, wenn sie anders verlangen, daß sie ihre religiösen Bedürfnisse auch ferner in entsprechender Weise gesorgt werde. — Die Gemeinden haben ja primitiv die Pflicht, das Cultusvermögen nach dem Bedürfnisse und den Anforderungen seines Zweckes herzustellen, zu erhalten und zu ergänzen. Die Verkürzung und Schmälerung desselben würde daher in anderer Weise und sicherlich als eine weit gehäßigere und drückendere Last auf das Volk zurückfallen."

„Die Schwere dieser Last leuchtet ein, wenn die große Zahl jener Kirchen- und Pfarr-Stiftungen in das Auge gefaßt wird, welche schon bei dem gegenwärtigen Zustande der Dinge nur den Nothbedarf, oder nicht einmal diesen genießen. Nach Döfingers statistischer Beschreibung der katholischen Pfarreien befinden sich allein im Regierungsbezirke Oberbayern unter den darin angeführten 563 sogenannten Oekonomie-Pfarreien 165 Pfarrpfründen, welche nach ihren Fassionen unter der Congrua stehen, und nicht geringer ist die Zahl jener Pfarreien, welche zwar die Congrua noch anziffern, aber selbst durch unbeträchtliche Verluste unter dieselbe herabgedrückt werden würden."

„Daraus geht hervor, welch eine große Zahl von Pfarrpfründen entweder zu bloßen Filialen herabsinken oder gänzlich eingehen müßten, falls ihre gegenwärtigen Grundrenten nicht nach ihrem Vollbetrage surrogirt werden sollten. Zugleich ist ersichtlich, wie groß und drückend die Lasten der betreffenden Gemeinden ausfallen müßten, wenn ihnen anders an der Erhaltung ihrer Seelsorger und Stiftungen gelegen ist."

„Der Umstand, daß immer noch viele Pfarreien bei einem Einkommen verbleiben würden, welches die gesetzliche Congrua übersteigt, könnte hierin keine Erleichterung verschaffen, da man, ohne alle Rechtsprincipien zu verletzen, der einen Pfründe ihren Ueberschuß nicht nehmen darf, um damit den Mangel der andern zu decken, und da mit der Abgleichung aller Pfründen auf einen und den nämlichen Ertrag der Kirche jedes Mittel zur Belohnung und Beförderung verdienter Männer entzogen würde."

3. „Wir wollen indessen nicht behaupten, daß das oben (Ziffer 1) entwickelte Verhältniß bei allen Theilen des kirchlichen Besitzthums in gleichem Grade bestehe. Denn bei vielen kirchlichen Beneficien, Cultus-Gebäuden und religiösen Anstalten ist es außer Zweifel, daß ihre Zehenten und Grundrenten nicht aus der primitiven Dotation, sondern aus dem Privatvermögen frommer Vorfahren kommen, welche durch freiwillige Stiftungen ihren Nachkommen ein durch seinen Zweck geheiligtes Gut für ewige Zeiten hinterlassen wollten."

„Allein auch bei solchen aus dem Willen Einzelner hervorgegangenen kirchlichen Fundationen steht Niemanden die Befugniß

zu, daran eine wesentliche, die Möglichkeit der Erfüllung des Stiftungszweckes in Frage stellende Veränderung vorzunehmen."

„Durch eine solche Veränderung würde dem entschieden ausgesprochenen letzten Willen, dessen Heilighaltung von allen civilisirten Völkern und Gesetzgebungen stets als eine schwere Gewissenspflicht anerkannt worden ist, offenbar auf eine selbst vom Standpunkte des gemeinen Rechtes aus verwerfliche Weise zu nahe getreten werden. Und die Opfer, welche in einem solchen Falle gebracht werden müßten, würden nicht nur dem Kirchen-Vermögen, und namentlich dem größten Theile der Beneficien der katholischen Kirche, sondern auch den Stiftungen für Zwecke des Unterrichtes und der Wohlthätigkeit tödtliche Wunden geschlagen."

„Doch hier reicht es zum großen Troste, daß — in voller Anerkennung der Heiligkeit frommer Stiftungen — auch die Verfassungs-Urkunde Titl. IV: §. 9 festgesetzt":

„„Allen Religionstheilen ohne Ausnahme ist das Eigenthum der Stiftungen und der Genuß ihrer Renten nach den ursprünglichen Stiftungs-Urkunden und dem rechtlichen Besitze vollständig gesichert.""

„Wenn aber deßungeachtet an dem so feierlich garantirten Eigenthum der Kirche, so wie an jenem der unmündigen Menschheit ohne die dringendste Noth, ohne billige und gerechte Entschädigung und ohne Sicherheit für die Zukunft Veränderungen vorgenommen werden sollten; so müßten wir dieses um so mehr beklagen, als die Geschichte den schlagendsten Beweis liefert, daß mit jedem ungerechten Angriffe auf das Vermögen der Kirche und der frommen Stiftungen ein eigenthümlicher Unsegen verbunden, und darin gewöhnlich nur der Vorbote großer und allgemeiner Calamitäten für die sociale Ordnung der Staaten zu erkennen ist."

4. „Bei der Umwandlung der Zehente sind aber auch noch andere sehr wichtige Punkte nicht außer Acht zu lassen."

„Dahin gehört vor Allem die Verpflichtung der Zehentberechtigten, in den gesetzlich bestimmten Fällen zu Kirchen- und Pfarrhof-Bauten zu concurriren. Es bleibt nach unserer Meinung eine Forderung der Gerechtigkeit, wie der Billigkeit, daß im Falle der Ablösung des Zehentrechtes oder der Fixirung der Zehentgefäll

den geistlichen Decimatoren, welchen keine Ablösung und Fixirung einen vollständigen Ersatz für den Naturalzehentbezug gewähren kann, diese Baulast um so mehr abgenommen werde, als voraussichtlich der Fall der Concurrenz in Zukunft bei vielen unter die Congrua herabsinkenden Pfründen eintreten wird, wo er bisher nicht gegeben war."

„Das Nämliche gilt hinsichtlich der Dominicalsteuer, wenn sie nicht bei der Feststellung der Fixirungs- oder Ablösungsnorm ohnehin schon berücksichtiget werden sollte."

„Auch sind manche Pfarreien mit Absenten an das Staats-Aerar belegt, welche im Falle einer Schmälerung der Pfarr-Renten unerschwinglich werden müssen."

„Ueberdieß dürfen wir hier nicht verschweigen, daß die Ablösung des Pfründezehents einerseits die Führung der pfarrlichen Oekonomien in hohem Grade entwerthen, und die großen Pfarr-Oekonomie-Gebäude, auf welchen häufig noch bedeutende Aussitz-Capitalien ruhen, unnütz machen, anderer Seits aber die traurigsten Rückwirkungen auf die ärmere Klasse des Volkes erzeugen, vielen Händen die Arbeitsgelegenheit entziehen, und dadurch beitragen würde, die Verdienstlosigkeit und den Nothstand dieser Klasse auf eine höchst fühlbare Weise zu vermehren; was wieder die größten Nachtheile für die Gemeinden selbst im Gefolge haben würde."

„In gleicher Weise könnten wir es nur beklagen, wenn dem Clerus, welcher durch seine Stellung und seinen Beruf die beste Zuflucht der Armuth ist, und der seinen Wohlthätigkeitssinn im Allgemeinen und seine besondere Verpflichtung zur Unterstützung hülfsbedürftiger Pfarr-Armen zu keiner Zeit verläugnet hat, durch Entziehung der Naturalreichnisse die besten und angemessensten Mittel zur Erleichterung und Unterstützung der Armuth entrissen werden würden."

5. „Wenn diese Momente allgemein die verdiente Beachtung fänden, so dürfte das auffallende, maßlose Anstreben gegen die Naturalbezüge der kirchlichen Stiftungen, in welches man besonders in neuester Zeit auf alle Weise auch den eigentlichen Bauernstand hineinzuziehen bemüht war und noch ist, in seinem wahren Gehalte erscheinen, und es dürfte klar werden, daß eine Ablösung

dieser Gefälle als keine Wohlthat, sondern vielmehr als ein großes Unglück für das allgemeine Beste zu betrachten sei, was auch — unseren Erfahrungen und Beobachtungen nach — der immense Mehrtheil des Volkes jetzt noch einsieht und so lange einsehen wird, als man ihm nicht die verkehrte Meinung beibringt, er könne der grundherrlichen Lasten und der Zehentpflicht ohne eine entsprechende Gegenleistung in Geld und ohne Gefahr schwerer Ueberbürdungen für die Zukunft los werden."

6. „So viel endlich die Art der Umwandlung der fraglichen Rechte betrifft, ist es im Hinblicke auf die Bestimmung des Kirchengutes und auf die durch eine Schmälerung desselben gefährdeten Interessen des Volkes von hoher Wichtigkeit, daß ein Modus gewählt werde, welcher einer Seits für die Sicherheit der Fonde und der Gefälle Bürgschaft leistet, und anderer Seits den Clerus sowohl bei der Umwandlung als bei der Erhebung dieser Gefälle nicht in unabsehbare und höchst verderbliche Zerwürfnisse mit den Pflichtigen versetzt."

„In dieser Beziehung glauben wir, daß hinsichtlich des Zehents und anderer unständiger Grundrenten durch Fixirung im Körnermaße allen billigen Wünschen der Verpflichteten entsprochen werden könnte. Behufs der Ermittelung eines gerechten Fixums könnten, da sich gegen die Pfründebefassionen und gegen die Durchschnittsberechnungen manche Einwendungen machen lassen, die Grundlagen des Steuergesetzes zur Basis gewählt, die Laudemien aber nach einer billigen Schätzung in Maierschaftsfristen umgewandelt werden. Auch dürfte die Zehentlast in vielen Fällen auf eine für beide Theile vortheilhafte Weise durch Abtretung eines dem Zehentwerthe äquivalenten Grundstückes surrogirt werden können."

„Auf diese Weise würde für die kirchlichen Anstalten wenigstens noch die Wohlthat einer gesicherten Hypothek für ihre Fonde und Renten gerettet werden."

„Dabei wagen wir es noch allerehrfurchtsvollst, es der Weisheit Euerer Königlichen Majestät zur allergnädigsten Erwägung anheim zu geben, ob es bei dem Zusammenhange, in welchem dieser Gegenstand nicht bloß mit dem Wohl und Wehe der Kirche, sondern auch mit dem allgemeinen Besten des Volkes steht, nicht als rathsam erscheinen dürfte, daß der Staat bei dem Fixi-

rungsgeschäfte als vermittelnd eintrete und dasselbe durch seine einschlägigen Beamten besorgen lasse. Wir glauben, daß dadurch dem Unverstande und dem Eigennutze Einzelner gebührende Schranken gesetzt und unzählige Dissidien vermieden werden könnten, welche auf eine segenvolle Wirksamkeit des Clerus den nachtheiligsten Einfluß üben müßten."

7. „Sollten jedoch die Zeitverhältnisse sich mit einer billigen Fixirung der kirchlichen Zehent- und Grund-Renten nicht begnügen, sondern eine Ablösung derselben in Geld erzwingen, so können wir dieses nur als ein großes Uebel und als ein allgemeines Unglück betrachten, und zwar selbst in dem Falle, wenn ein Geldcapital geboten würde, welches mit dem gegenwärtigen Werthe der Naturalbezüge noch in einem billigen Verhältnisse steht. Denn der Geldwerth ist nach der Erfahrung sehr wandelbar und im fortwährenden Sinken begriffen, während die Naturalien im gleichen Verhältnisse im Werthe steigen."

„Dazu käme noch der unberechenbare Nachtheil für die Kirche, daß durch Geldablösungen, falls diese in großer Ausdehnung folgen sollten, jene Sicherheit des Fonds, wie der Renten verloren ginge, welche allein im Grund und Boden liegt. Dagegen stünden dann fortwährend die empfindlichsten Verluste für das Kirchenvermögen in unabwendbarer und sicherer Aussicht." —

„Indem wir es in aller Unterthänigkeit gewagt haben, diese Erwägungen vor Eurer Königlichen Majestät, als allerhöchsten Beschützer der Kirche, auszusprechen, überlassen wir uns der tröstlichen Hoffnung, daß Allerhöchst-Dieselben dem geheiligten Gute der Kirche jenen Schutz allergnädigst werden angedeihen lassen, welchen die Zeitumstände nur immer gestatten und den die Gerechtigkeit, so wie das Wohl Allerhöchstdero getreuer katholischer Unterthanen eben so vertrauensvoll als dringend in Anspruch nehmen."

„Wir ersterben in allertiefster Ehrfurcht

München, den 11. April 1848.

Euerer Königlichen Majestät

allerunterthänigst treu gehorsamste Director und Räthe des erzbischöflichen geistlichen Rathes.

Dr. Martin v. Deutinger,

Dompropst.

Da diese Vorstellung des erzbischöflichen geistlichen Rathes sich auch über die anderweitigen neben den Zehenten vorkommenden grundherrlichen Reichnisse verbreiten mußte, so mögen auch über diese einige Bemerkungen hier ihre Stelle finden. Es ist bekannt, daß unsere germanischen Staaten sämmtlich durch Eroberung gegründet worden sind, und daß die Besiegten zu den Siegern in ein mehr oder minder strenges, persönliches und dingliches Abhängigkeitsverhältniß getreten sind. Indem die Kirche im Laufe der Zeit vielen Grundbesitz erwarb, blieben auch die Reallasten, die auf diesem hafteten, zu ihren Gunsten bestehen, und haben sich trotz der allgemeinen Aufhebung der Leibeigenschaft, die ohnehin der Kirche gegenüber niemals einen sehr strengen Charakter hatte, erhalten. Das ursprüngliche Unrecht, welches in der Eroberung lag und welches diese Lasten auf die Grundstücke legte, so wie der etwa spätere Vertrag, welcher oft zu den gleichen Resultaten führte, gereicht aber dem gegenwärtigen Besitzer nicht zum Nachtheile, denn in dem Laufe von Jahrhunderten hat der Besitz unzählige Male geändert, und Jeder, der das Grundstück erwarb, erwarb es auch mit der Last, aber eben deßhalb auch um einen geringeren Preis. Wenn man also diese Lasten, die in den Händen mancher weltlichen Besitzer freilich öfters etwas zu weit ausgedehnt und ausgebeutet worden sind, aufhebt, so macht man auf Kosten der Giltberechtigten, die wiederum das Recht ebenfalls gar oft titulo oneroso erworben haben, den gegenwärtigen Besitzern ein reines Geschenk. Auch ist der Staat, wenn er billiger Weise die Entschädigung übernehmen will, gar nicht im Stande, dieses anders zu thun, als durch Auflagen neuer Steuern, und sich auf solche Weise wiederum an den von der Gilt Befreiten zu erholen, so daß man sich hier stets in einem Circulus vitiosus herumdreht.

Der von dem Minister der Finanzen vorgelegte Ablösungsgesetzesentwurf ist nun aber, wenn überhaupt eine solche Maßregel nothwendig war, wegen der Billigkeit der in ihm aufgestellten Art und Weise der Ablösung nicht zu tadeln. Dessenungeachtet bleibt das

Princip stets dasselbe, und wenn ein hiesiges vortreffliches Volksblatt: „Der Volksbote für Bürger und Landmann" Num. 21 darüber in einer freilich vielleicht etwas zu derben Manier*) und in Ausdrücken, die wir nicht billigen können, sich äußert, so sind doch die principiellen und praktischen Resultate, die es aus dem Entwurfe zieht, kaum zu widerlegen. Indem wir diese Gelegenheit benützen, auch unsern Lesern die gedachte Zeitung zu empfehlen, theilen wir im Nachfolgenden den betreffenden Artikel mit:

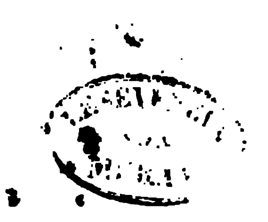
„Der geneigte Leser weiß, was das für Leute sind, die sich Communisten oder Gütergemeinschäftler heißen; es sind solche, die verlangen, daß die, welche nichts haben, mit denen theilen sollten, die etwas besitzen, entweder mit Güte oder mit Gewalt. Sie wollen ihre eigenen leeren Taschen vollgemacht und anderer Leute Säckel, wenn etwas d'rin ist, geleert wissen. Man wird zwar sagen, ganz dasselbe wollen die Räuber und Diebe auch; das kommt aber bloß daher, weil diese eben auch Communisten sind, nur daß sie nicht so weit gehen, wie die andern, welche gleich auch Haus, Hof, Aecker, Wiese, Wald, kurz Alles mit denen theilen wollen, die dergleichen haben. Einen Sinn hat das freilich, wenn auch einen recht schlimmen; aber man kann nicht sagen, daß das Ablösungsgesetz, wie es den Ständen jetzt vorgelegt ist, auf was Besseres hinauskommt. Im Gegentheil, der Communismus wird dadurch auf die Tagesordnung gesetzt. Mit diesem Gesetz wollen die Herren Minister den Bauern einen Kapitalwerth von nicht weniger als 80 Millionen Gulden schenken. Wer dabei am meisten angeführt wird, soll vorerst nicht gesagt werden; aber wovon wollen denn die Herren Minister ein solches Kapital verschenken, da doch die Geldnoth ohnehin so groß ist, die Staatseinnahmen für die Staatsausgaben nicht mehr langen, und schon wieder ein Anlehen gemacht werden muß, um, außer andern Dingen, den Soldaten nur die nöthigen Mäntel u. dgl. kaufen zu können? Pah! aus anderer Leute Leder ist gut Riemen schneiden, und jetzt sollen die Riemen einmal für die Bauern geschnitten werden. Daß man hinterher ihnen die Haut

*) Auch den Angriff auf den hochw. Pfarrer Ruland in Betreff seiner Rede über das Placet können wir nicht billigen.

dafür über die Ohren ziehen wird, sagt man ihnen vorläufig nicht; aber die Bauern werden's früh genug erfahren. Die Grundlasten sollen also jetzt so abgelöst werden, daß nach den eigenen (übrigens viel zu niedrigen) Angaben der Minister der Staat jährlich drittehalb Millionen Gulden (bei genauem Lichte besehen, sind's aber vier Millionen) von seinen Einnahmen verliert. Da man indessen die Ausgaben nicht auch verschenken kann, so müssen die Steuern gleich um so viel erhöht werden, und das trifft mehr aus als ein Drittheil der jetzigen ganzen direkten Steuer, die etwa sechs Millionen ausmacht. Wer also diesen Theil des großmüthigen Präsents ausbeuten soll, sind — die Steuerzahlenden. Profit! — Allein weiter! Die Stiftungen, Krankenhäuser, Spitäler, Waisenhäuser, Lehranstalten u. s. w. sollen zwangsweise jährlich auch eine Million, ein volles Drittheil ihres Bezugs, verlieren, um sie den Bauern zu schenken. Was wird daraus? Eine große Menge katholischer und protestantischer Pfarreien können nicht mehr bestehen, müssen eingehen. Wen trifft der Verlust? Doch wohl die Gemeinden, wenn sie nicht Heiden werden wollen. Sollen dieselben aber nicht eingehen, so muß auf andere Weise Rath geschafft werden; doch woher? Entweder muß der Staat die Mittel hergeben, und dazu muß er sie auch irgend wo hernehmen, also — noch weitere Steuern auflegen, oder — die Gemeinden müssen selbst in den Beutel greifen. Ferner, habt ihr bisher in eurem Krankenhause oder Spital dreihundert Arme verpflegt, so sollt ihr jetzt hundert davon auf die Gasse werfen, oder, da die Gemeinden für ihre Nothleidenden zu sorgen haben, so seyd ihr gezwungen, so viel mehr Geld durch Gemeindeumlagen aus euren Taschen aufzubringen. Habt ihr so lange sechszig arme Waisen in eurem Waisenhause erhalten können, müßt ihr jetzt zwanzig davon heraustreiben. Das heißen die Minister „„Ablösung"", der Volksbote aber heißt's unverantwortlichen Raub an den Armen und an einem Eigenthum, das die beschworne Verfassungsurkunde unter den besondern Schutz des Staats gestellt hat. Wahrlich ein besonderer Schutz hier! Wenn aber die Gemeinden sich nicht wie ein Mann dagegen erheben, und mit einem Sturm von Adressen an Regierung und Stände solchem Raube Halt gebieten, so wäre Hopfen und Malz

an ihnen verloren. — Endlich kommen noch die Privaten, das heißt die Gutsherren, sowohl die, welche bisher die Bauern nicht geschunden, als die, welche sie geschunden haben, aber auch noch viele andere Leute, die das Eigenthum von Grundrenten, Zehenten u. dgl. als ein sicheres ständiges Einkommen in gutem Vertrauen auf den gesetzlichen Schutz ihres Besitzes gekauft und ihr Kapital darin angelegt haben. Diese zusammen verlieren jährlich eine Million, werden also gleichfalls um so viel ärmer gemacht. (Daß die Naturalfrohnden mit der Masse der im ersten und zweiten Abschnitt des Gesetzentwurfs bezeichneten, theilweise unserer Zeit mehr als zur Schmach gereichenden Feudallasten, die besonders in Franken zu Haus sind, ohne Weiteres fallen, wird Niemand im Ernst beklagen dürfen, aber die betragen im Ganzen nicht mehr als höchstens 300,000 fl. an Werth über jene Million.) Was ist die Folge? Sie müssen ihre Ausgaben um ihren Verlust beschränken, und wen trifft dieß wieder am härtesten? Man hört schon jetzt, daß dieser oder jener Fürst, Graf u. s. w. einem bedeutenden Theil seiner Dienerschaft aufgekündigt hat; auch die kleineren Grundherren entlassen wen sie irgend entbehren können, und was wird nun aus den Fortgeschickten? Sie vermehren eben die Zahl der Brodlosen. Aber auch die Gewerbtreibenden und besonders alle, die Luxusgegenstände fabriziren oder damit handeln, Putzmacherinnen und Modewaarenhändler nicht zu vergessen — sie bekommen auch ihr respektables Theil von der „„Ablösung““; ja es ist beinahe zu bezweifeln, ob z. B. Herr Michel Schnetzer für die Zukunft so viel Käs verkaufen wird, als bisher. — Allein mit allem diesen ist man noch lange nicht am Ende, und eine der schlimmsten Folgen ist vielleicht die — Ablösung des bisher so hoch gestandenen Landeskredits, dem seine erste Grundlage geraubt wird. Doch für heute genug von diesem Kapitel!“

Die Num. 24 des gedachten Volksboten enthält abermals einen sehr beherzigenswerthen Artikel über diesen Gegenstand, und zwar dießmal eine Zuschrift einer Gemeinde. Aus Mangel an Raum können wir denselben nicht mehr aufnehmen.



LI.

Ueber das Verhältniß der Staatsgewalt zum geistigen Leben der Nation.

(Diese Denkschrift wurde einem hohen österreichischen Staatsmanne im Frühjahre 1844 übergeben. Sie hatte im praktischen Leben nicht den allermindesten Erfolg.)

Das geistige Leben jeder Nation bietet mehrere Seiten dar, welche für die Staatsgewalt vom höchsten Belange sind. Dahin gehört: die öffentliche Meinung, die Presse nebst der Preßgesetzgebung, und der öffentliche Unterricht. In allen diesen Beziehungen hängt die Stellung der Regierung von einer großen Vorfrage ab. — Wie soll oder wie will sie sich zur Kirche stellen? Alle Maßregeln auf jedem der oben bezeichneten Gebiete sind nichts als Corrolarien, die aus der Art und Weise, wie jene eine große Frage entschieden wird, von selbst folgen.

In Beziehung auf den Gegenstand dieser Untersuchung ist hier vorläufig zu bemerken, daß sich möglicherweise drei Systeme denken lassen, die je nach dem Ziele, welches die Staatsgewalt verfolgt, verschieden sind. Diese letztere will entweder aufrichtig den Frieden mit der katholischen Kirche und ihrem Oberhaupte, — oder sie will den Bruch mit beiden, und

was die Gegner des Christenthums in unserer Zeit den Fortschritt (aus der Kirche heraus) zu nennen pflegen. Oder endlich, sie will keins von beiden, sondern bemüht sich, den mittlern Standpunkt des Febronianismus der Achtziger- und Neunzigerjahre auch noch in der Gegenwart festzuhalten; sie hofft nach der einen Seite hin die naturnothwendige Fortbildung desselben in den Radikalismus verhindern zu können, und sucht nach der andern das Wiedererwachen der kirchlichen Gesinnung und die zeitgemäße Restauration einer, mit der Kirche in Einklang stehenden Wissenschaft nach Kräften unmöglich zu machen. Jedes dieser drei Systeme, unter denen jede katholische Regierung die Wahl hat, erstreckt seine naturgemäßen, direkten oder indirekten Folgen sofort auch auf alle andern Gebiete des geistigen und literarischen Lebens. Im ersten und zweiten der oben genannten Fälle entsteht Bewegung im guten oder im übeln Sinne. Im dritten Falle ist der Fortschritt wie der Rückschritt gehemmt, und somit wenigstens scheinbar die Bewegung in jedem Sinne stillgestellt. Aber vollkommene Stagnation ist in geistiger Hinsicht eben so wenig möglich, wie in physischer. Wo das Leben aufhört, fängt eine andere Bewegung an, — die Verwesung. Daher kann in der Wirklichkeit ein System, welches den Stillstand zu seinem Princip und Zielpunkte erwählt, nur den Tod in seinem Gefolge haben. Insbesondere kann das naturwidrige Beharren auf dem Febronianismus nur zum allervollständigsten Siege der radikalen Opposition führen, weil es das allein wahre und ausgiebige Gegengenwicht gegen die falsche Lehre: eine tüchtige, auf religiöser Grundlage beruhende Wissenschaft und Volksgesinnung außer Wirksamkeit setzt und die kirchliche Gesinnung der Massen schwächt, die fortschreitende, moralische Auflösung aber zu hemmen keine Macht hat.

Nach diesen, durch die drohenden Zeichen der Zeit nothwendig gemachten Vorerinnerungen kehren wir zu den obengenannten Gegenständen dieser Erörterung zurück.

I.

Die öffentliche Meinung.

Da der Mensch nicht vom Brode allein lebt, so denkt und urtheilt er über Alles, was in den Bereich seiner Wahrnehmung fällt und sein Interesse in Anspruch nimmt. Die Folge davon ist: daß er das, was seinem eigenen Wesen verwandt und entsprechend ist, liebt und begehrt, das, was ihm widerstrebt, haßt und von sich stößt. Endlich versteht es sich von selbst, daß vorkommenden Falls Jeder seinem Denken und Fühlen gemäß handelt. Dieß ist eine, in der menschlichen Natur liegende Thatsache, welche ändern oder verbieten zu wollen Niemanden einfallen kann.

Was von dem Einzelnen gesagt ist, gilt auch in Beziehung auf ein ganzes Volk. Indem viele Einzelne gleichzeitig auf übereinstimmende Weise urtheilen, entsteht hieraus, auch abgesehen von den Mitteln der geistigen Communikation, entweder innerhalb einzelner, größerer Kreise, oder selbst in ganzen Ländern, eine Uebereinstimmung des Urtheils, eine Art Gesammturtheil. Dieses nennt man öffentliche Meinung.

In Beziehung auf diese walten bei Privatpersonen, wie bei Regierungen große und tiefgreifende Mißverständnisse ob.

Eins der gewöhnlichsten ist: die öffentliche Meinung für ein Erzeugniß der neuern Zeit, oder für gleichbedeutend mit der Presse zu halten, und ein Entstehen einer öffentlichen Meinung erst von der Erfindung der Buchdruckerkunst her zuschreiben. Allein dieß ist keineswegs richtig. Im oben bezeichneten Sinne hat es zu allen Zeiten und lange ehe es eine Presse gab, eine öffentliche Meinung gegeben, gerade so wie auch schon vor Erfindung des Geldes Handel getrieben wurde. — Die Presse ist nicht die öffentliche Meinung selbst, sondern nur ein Circulationsmittel beim Austausch der menschlichen Urtheile.

Ideen. Daher gibt es ohne allen Zweifel auch in den Ständen eine öffentliche Meinung, welche von der Thätigkeit der Presse gar nicht, oder wenigstens nur mittelbar berührt werden. Daß in die nicht lesenden Klassen neue Ansichten und Meinungen schwerer eindringen, als in die lesenden, ist keinem Zweifel unterworfen; dafür ist aber auch die Schwierigkeit: auf diesem Gebiete einmal festgewurzelte Ueberzeugungen oder Vorurtheile auszurotten, so gut wie unüberwindlich. Jedenfalls muß also zwischen der öffentlichen Meinung der lesenden und der nicht lesenden Schichte der Bevölkerung unterschieden werden. — Jede von beiden ist eine Welt für sich; in jeder von beiden sind andere Ideen im Umlaufe, in jeder wird der Austausch auf andere Weise vermittelt.

Ein zweiter sehr gewöhnlicher Irrthum oder Kunstgriff böswilliger Absicht äußert sich in dem Mißbrauche der mit der Berufung auf die öffentliche Meinung getrieben wird. Auch innerhalb der gebildeten und lesenden Welt sind die Meinungen in vielen Punkten sehr getheilt, und nicht alle sind durch die Presse hinreichend vertreten. Nichts destoweniger geschieht es jeden Augenblick, daß eine einzelne Fraction der öffentlichen Meinung, oder die öffentliche Meinung in einem gewissen, vielleicht sehr begränzten Kreise für die öffentliche Meinung schlechthin ausgegeben wird. Der gewöhnlichen Anforderung gegenüber: „daß die Regierung die öffentliche Meinung für sich haben müsse", muß daher immer gefragt werden: von welcher öffentlichen Meinung die Rede sei? — Dagegen ist diese Anforderung vollkommen begründet, wenn sie dahin erklärt wird: daß eine Regierung irgend eine Fraction der öffentlichen Meinung für sich haben, daß irgend ein Theil der Bevölkerung das System der Staatsgewalt aus wirklicher, wahrer Ueberzeugung theilen, es mit vertrauensvoller Hingabe billigen, den Gang der Regierung ungeheißen und unbezahlt aus allen Kräften unterstützen müsse. Eine Regierung, die unter ihren Unterthanen gar keine Partei, in diesem hier angegebenen Sinne hätte, stände freilich am Vorabende ihres Unterganges.

Der öffentlichen Meinung gegenüber hat die Staatsgewalt zwei Extreme zu vermeiden. Es wäre falsch und verderblich, wenn sie die öffentliche Meinung als eine unberechtigte Einmischung des Publikums in öffentliche Angelegenheiten ansehen und verlangen wollte, daß die Welt sich über das Thun und Lassen der Regierungen gar kein Urtheil erlauben solle. Eine solche Ansicht wäre zu allen Zeiten falsch gewesen, heut zu Tage aber, wo alle europäischen Staaten, ohne Ausnahme, in finanzieller Hinsicht auf den Credit, d. h. auf die günstige Meinung basirt sind, welche sich das Publikum über die Lebensdauer und die Redlichkeit der Regierung und die Ordnung im innern Haushalte derselben gebildet hat; heut zu Tage wäre der Versuch: eine öffentliche Meinung nicht statuiren oder nicht anerkennen zu wollen, vollends absurd. — Eine Regierung kann die öffentliche Meinung lenken oder aufklären, sie kann auch eine gewisse Meinung bekämpfen, aber nicht die Existenz einer öffentlichen Meinung an sich aufheben, nicht sie verbieten wollen. — Sie würde diesen Zweck nicht erreichen, wohl aber sich selbst eines jeden Stützpunktes in der öffentlichen Meinung berauben. — Eben so falsch und verderblich wäre aber auch das entgegengesetzte Extrem. Eine Regierung, die sich von der öffentlichen Meinung in's Schlepptau nehmen lassen wollte, würde auf ihre eigene Würde, Autorität und Selbstständigkeit Verzicht leisten. — Es allen Fractionen der öffentlichen Meinung gleichzeitig recht zu machen, wäre unmöglich. Die Regierung hätte also nur die Wahl zwischen einem unwürdigen unehrlichen Schaukelsystem, oder der willenlosen Unterwerfung unter den Terrorismus derer, die am lautesten schreiend, die Meinung erregen, daß sie die stärkste öffentliche Meinung vertreten. — Handelt eine Regierung wahr, gerecht und aufrichtig, thut sie ihre Pflicht, will sie das Gute, hat sie gewöhnlichen Verstand, Muth und vor Allem Charakter, so kann und wird ihr auch eine öffentliche Meinung (das, was im gewöhnlichen Leben eine Partei genannt wird,) nicht fehlen. — Im entgegengesetzten Falle ist jedes Kolettiren mit der [illegible]

Meinung ohnedieß umsonst, und kann nur dazu dienen, den moralischen Bankerott zu beschleunigen.

II.

Die Presse und die Preßgesetzgebung.

Die öffentliche Meinung kann sich durch die verschiedensten Mittel äußern. — Absichtslos und instinktmäßig wählt sie oft die willkührlichsten, zufälligsten Zeichen, in denen sich die Gleichgesinnten aussprechen, in denen sie sich erkennen, durch die sie sich mittheilen können. — Darf sie nicht durch die Presse sprechen, so wird oft ein unbedeutendes Theaterstück oder irgend eine einzelne, mit fanatischem Beifall aufgenommene, liberale Tirade, oder ein Witzwort, welches vom Munde zu Munde geht, das Ventil, aus welchem die lang verhaltene Stimmung unaufhaltsam hervorbricht. Dergleichen zu verbieten oder zu verhindern ist unmöglich. Die mündliche, zum großen Theile selbst die handschriftliche Mittheilung stocken zu machen, gibt es ohnedieß kein Mittel. Diese ist ihrer Natur nach schon bei weitem freier, als die freieste Presse, und um so gefährlicher, je mehr sie beschränkt, gehemmt, beaufsichtigt wird. — Ueberhaupt ist keine materielle Gewalt auf Erden stark genug, gegen die Verschwörung einer öffentlichen Meinung Stand zu halten, die sich nicht äußern darf.

Das wichtigste Mittel der Gedankencirculation ist, als das leichteste und schnellwirkendste, freilich die Presse, in welcher sich die öffentliche Meinung gleichsam verkörpert. Diese muß als eine große Macht behandelt werden, welche direkt freilich nur auf einen kleinen Theil der Bevölkerung wirkt, indirekt aber alle Klassen berührt. Das, was das lesende Publi-
glaubt und wünscht, verwandelt sich in einer gewis-
Saft und Leben des Volkes, und vollendet, wie das
lauf durch den ganzen Organismus. — Ande-
er Irrthum, zu glauben, daß die Presse

die öffentliche Meinung schlechthin erzeugt. Mit eben so vielem Rechte kann man umgekehrt behaupten: die öffentliche Meinung erzeugt die Presse. Beides ist gleich wahr. So gewiß zu einer Thätigkeit der Presse nicht nur Schriftsteller, sondern auch Leser gehören, so gewiß stehen Presse und öffentliche Meinung in unaufhörlicher Wechselwirkung. Die Presse ist immer ein Symptom bereits vorhandener Gesinnungen, und es läßt sich keine Wirksamkeit eines Schriftstellers denken, der nicht ein ihm gleichgestimmtes und homogenes Publikum schon vorfindet, dem er seine eigenen Gedanken dollmetschen kann. Umgekehrt ist es unläugbar, daß durch diesen Proceß die Macht des Gedankens wie eine Lawine wächst, und daß seine anziehende Kraft mit seinen Anhängern zunimmt.

Aus diesem Stande der Dinge ergibt sich die wichtige Folgerung, daß die Preßgesetzgebung nicht nur das einzelne Symptom, sondern das gesammte geistige Leben der Nation, nicht nur die Presse, sondern den Zustand der öffentlichen Meinung im Auge behalten muß. — Maßregeln gegen die Presse werden vernünftigerweise doch nur ergriffen, um die öffentliche Meinung vor irrigen und verderblichen Richtungen zu bewahren. Denn nicht darauf kömmt es an, daß etwas nicht gelesen, sondern darauf, daß es nicht geglaubt werde. Die Regierung muß sich also selbst redlich und unbefangen Rechenschaft geben, ob das System, welches sie der Presse gegenüber beobachtet, wirklich den von ihr gewünschten und beabsichtigten Einfluß auf die öffentliche Meinung äußere, oder umgekehrt, ob es nicht vielleicht Wirkungen hervorbringe, welche nachtheiliger und gefährlicher sind, als die Uebel, welche verhütet werden sollen. Die Staatsgewalt ist hier in einer ähnlichen Lage wie der Arzt, dessen Zweck es unmöglich seyn kann, unbekümmert um den Erfolg, gewisse Mittel anzuwenden, sondern im Gegentheil, gleichviel durch welche Mittel die Krankheit zu heilen. — Die Preßgesetzgebung wird sich also lediglich nach den Verhältnissen richten müssen, die sie in einem bestimmten Lande vorfindet. Ist die Krankheit gewisser falscher Grun

bereits in ein Volk, oder in das lesende Publikum eines Volkes eingedrungen, oder gar zur Herrschaft gelangt, so wäre es ein offenbarer Mißgriff, eben dieses Publikum durch ängstliche Absperrung gegen die nämlichen Grundsätze schützen zu wollen. Auch der Arzt wird nicht mehr die Zeit mit prophylaktischen Mitteln verlieren, wenn der Kranke bereits im höchsten Stadium der Epidemie darnieder liegt. Noch verderblicher wäre es, in dem eben erwähnten Falle, wenn die Staatsgewalt, die Widerlegung der schlechten Doctrinen verbieten, die geistige Bewegung hemmen wollte, „um keine Aufregung hervorzurufen." Dieß wäre das sicherste Mittel, den bösesten und gefährlichsten Richtungen den allervollständigsten Sieg ohne Kampf in die Hände zu spielen. Hat sich einmal das Miasma der politischen, philosophischen und religiösen Irrthümer über ein Volk gelagert, — und welches Land von Europa wäre heute davon frei! — so kann nur die gesteigerte Thätigkeit im guten und positiven Sinne die höchste Aufregung aller erhaltenden Kräfte vor hoffnungsloser, moralischer und politischer Fäulniß retten. Diese muß aber eintreten, wenn die Staatsgewalt sich Mühe gibt, die Wirksamkeit der guten und die der schlechten Presse gleichmäßig zu hemmen. In Beziehung auf die erstere wird sie ihren Zweck freilich erreichen, die schlechte Presse aber hat Mittel genug, sich zu emancipiren. Einem solchen Stande der Dinge gegenüber wäre die allerschrankenloseste Licenz der Presse das bei weitem geringere Uebel.

Betrachtet man dagegen die irrigen Grundsätze, Meinungen und Doctrinen als eine Krankheit, deren Daseyn nicht geläugnet werden kann, und welche durch bloße Gesetze und Befehle der Staatsgewalt aus der Welt zu schaffen, nicht möglich ist, so fragt es sich, welche Mittel die Natur der Dinge gegen diese Uebel bietet. Ist es nach der fehlerhaften und gebrechlichen Natur des Menschen nicht möglich, dieselben gänzlich zu heben, so mag wenigstens versucht werden, durch heilsame Gegengewichte ihre Wirksamkeit zu brechen. — Diese Mittel sind hier, wie überall, sowohl positiver als negativer Natur.

Positiv ist nur das Gute, welches sich gegen die Sünde, die Lüge und den Irrthum nicht bloß defensiv verhält, sondern seiner Natur nach angreifend ist und nach der Herrschaft strebt, die ihm gebührt. So kann auch der schlechten Presse wahrhaft und eigentlich nur die gute begegnen, wie die falsche Lehre nur durch die wahre, die Finsterniß nur durch das Licht verdrängt werden kann. — Keines von beiden wollen, die Negation oder das Verbot, als Zweck, statt als Mittel zu behandeln, wäre ein Standpunkt, der sich selbst aufhöbe, und wie bereits dargethan wurde, rettungslos zum geistigen und moralischen Bankerott führen müßte.

Die negativen Mittel gegen die schlechte Presse sind entweder repressiver oder präventiver Natur, d. h. entweder Strafgesetze für den Mißbrauch der Presse oder Censur, wodurch der Gebrauch derselben einer polizeilichen Aufsicht unterworfen wird. Des einen oder des andern dieser Mittel bedarf jede Regierung. Beide aber können, auch wenn die Wirkung, welche sie beabsichtigen, vollständig eintritt, ihrer Natur nach immer nur negativ wirken. Sie können die oben erwähnten positiven Mittel, die gute Presse und die richtige Lehre nicht ersetzen, sie können ihrer Natur nach niemals die Stelle jenes Fonds religiöser und politischer Gesinnung und Ueberzeugung vertreten, der im Volke leben muß, und dessen jede Regierung zu ihrem Bestehen bedarf. Gerade so kann auch der Körper nicht von der bloßen Enthaltung von Speise und Trank leben; er bedarf neben der Diät positiver Nahrungsmittel, wenn er nicht in kürzester Frist zu Grunde gehen soll. Jede Censur und Preßgesetzgebung also, welche die Wirksamkeit der guten Presse hemmt oder unmöglich macht, ist dadurch allein schon verwerflich und gefährlich.

In Hinsicht des Begriffs der guten Presse ist hier jedoch nothwendig zu bemerken, daß darunter lediglich eine, in einer selbstständigen, freien, unabhängigen Gesinnung wurzelnde zu verstehen ist. — Vertheidiger solcher Art, die zu

der Willkühr und gesinnungslosen Schmeichlern der Gewalt wohl zu unterscheiden sind, findet die politische Ordnung heut zu Tage schwerlich außerhalb der Reihen derer, welche zugleich auch die kirchliche Ordnung verfechten. Eine bezahlte und censurirte Regierungspresse ist ohne allen Einfluß auf die öffentliche Meinung. Abgesehen von der damit verbundenen Geldvergeudung hat sie den großen Nachtheil, daß sie auch auf die ehrlichen Vertheidiger der Regierung den Schatten einer unehrlichen und gemeinen Denkweise wirft.

Fragt man nach diesen, dem einen, wie dem andern Systeme gegenüber, zu beherzigenden Vorerinnerungen: ob das Repressiv- oder das Präventivsystem den Vorzug verdiene? so kann es, vom bloß theoretischen Standpunkte aus, gar keinen Zweifel unterworfen seyn, daß es besser ist, ein Uebel, ehe es geschehen zu verhüten, als es zu bestrafen, nachdem es geschehen ist. — Allein das praktische Leben führt auch in dieser Beziehung zu dem Resultate: daß es keine politische Universalmedizin gibt, daß jedem dieser beiden Systeme seine eigenthümlichen Nachtheile ankleben, und daß von einem Vorzuge des einen oder des andern, immer nur mit Rücksicht auf ganz bestimmte kirchliche und politische Zustände die Rede seyn könne. Es wäre eben so ungereimt, der englischen Regierung die Einführung der Censur zu empfehlen, als im Kirchenstaate die Preßfreiheit proclamiren zu wollen *). Insbesondere kömmt bei der Censur Alles auf die Einsicht, den wissenschaftlichen Standpunkt, die Gesinnung und die Redlichkeit der Personen an, in deren Händen die oberste Leitung derselben liegt. Die Erfahrung hat gezeigt, daß es zuweilen den böswilligsten Feinden der Kirche und des monarchischen Princips gelungen ist, sich der Censurverwaltung für ihre Zwecke zu bemächtigen. So geschah es, nach Fiévée's Zeugniß, in Frankreich, wo, als

*) Geschrieben im Jahre 1844! Anmerkung der Redaction der historisch-politischen Blätter.

Napoleon die kirchliche und bürgerliche Ordnung wieder herstellen wollte, die Jakobiner durch die Censur für die anarchischen Principien der encyclopädistischen Philosophie zu arbeiten fortfuhren; so in Spanien, wo unter Karl IV. die Inquisition (als oberste Censurbehörde) in die übelsten Hände gerathen war, und Llorente, der Generalsekretär derselben, sich späterhin offen als Freimaurer bekannte; so endlich auch heut zu Tage in einem großen Theile von Deutschland, wo die Censur, nach Ausweis der Erfahrung, nur dazu dient, die frevelhaftesten Angriffe, besonders auf die Kirche und den christlichen Glauben, vor jeder Verantwortlichkeit sicher zu stellen, die katholische Vertheidigung aber nach Kräften zu hemmen und niederzuhalten.

Auch der Zustand der Presse in Oesterreich leidet, so eigenthümlich er sich auch sonst gestaltet hat, dennoch in vielem Betracht, unter den unglücklichen Verhältnissen, welche in dieser Beziehung auf ganz Deutschland lasten. Die Censur wird hier strenger geübt, als in irgend einem andern europäischen Lande. — Dennoch haben sich hier, theils gerade in Folge dieser Strenge, theils in Gemäßheit der noch bestehenden, die Kirche betreffenden Gesetzgebung, theils endlich als Ergebniß der hiesigen Anordnungen im Studienfache, Uebelstände herausgestellt, die nicht minder bedenklich sind, als die in manchen andern deutschen Ländern obwaltende Licenz. Weder auf dem theologischen und canonistischen, noch auf dem politischen, noch auf dem staatsrechtlichen und historischen, noch auf irgend einem andern ernstern, wissenschaftlichen Felde hat sich in Oesterreich eine Thätigkeit der Presse entwickelt, die irgend ein Gewicht in die Schale der Vertheidigung des Rechts, der Ordnung und der Wahrheit zu legen im Stande wäre. Dafür ist hier aber seit den letzten fünfundzwanzig Jahren eine zum Theil durch sehr bedeutende Talente vertretene, belletristische Literatur entstanden, deren beseelendes Princip ein kaum verhüllter Materialismus und Pantheismus ist, dessen grobe Ausbrüche die Censur verhindern kann, über dessen Geist sie aber Herr zu

werden außer Stande ist. — Eine Unzahl von Journalen, die von dieser Literatur leben, nähren das Lesebedürfniß des Publikums, und sind eine Schule, in welcher die heranwachsende Generation schreiben und denken lernt. — Abgesehen davon, daß Oesterreich das einzige Gegengewicht gegen solche Presse, — ein tüchtiges, reges, ernstes wissenschaftliches Leben im Inlande nicht besitzt, so ist es auch allen Einflüssen der schlechten Presse Preis gegeben, die von Sachsen und Würtemberg aus dieses Land überschwemmt, ohne daß die strengsten negativen Maßregeln den Reiz des Verbotenen aufwiegen könnten. Und dennoch fällt das ganze Odium dieses Systems auf die Regierung; die öffentliche Meinung aller Klassen hat auf das Entschiedenste gegen diesen Zweig der öffentlichen Verwaltung Partei genommen. Die Schuld dieses großen Uebelstandes in bestimmten Personen zu suchen, wäre ein großer Irrthum. Sie liegt bei weitem tiefer in einem Complexus von Verhältnissen, Ansichten und historischen Voraussetzungen, deren Wurzel und Quelle im Eingange bezeichnet wurde. Die Censur ist in Oesterreich von dem Willen und der Einsicht der Personen, die sie handhaben, ziemlich unabhängig. Sie ist selbst nur der Ausdruck eines falschen und unmöglichen Systems, welches, wie ein Fatum über Oesterreich schwebt, des Systems: zu gleicher Zeit gegen die Kirche und gegen den Radikalismus Krieg zu führen, und mithin das Gute und das Schlechte miteinander niederzuhalten.

Dennoch kann die Censur in Oesterreich nicht aufgegeben werden, schon deßhalb nicht, weil hier die, den radikalen Angriff abwehrenden, das Positive in Staat und Kirche vertheidigenden Kräfte entweder gar nicht vorhanden, oder nicht an den geistigen Kampf gewöhnt sind *). — Allein die Censur müßte:

a) von dem Grundsatze ausgehen dürfen, daß es ihre Auf-

---

*) Siehe die vorige Note. Anmerkung der Redaction.

gabe sei, das Gute frei zu lassen, das Böse und Schädliche aber zu unterdrücken. — Mit dieser Aufgabe müßte die Gesetzgebung in Einklang gebracht werden.

b) Es müßte von der Censur nicht gefordert werden, daß sie kleinlich den Buchstaben censire; es müßte ihr gestattet seyn, den Geist eines literarischen Erzeugnisses in Anschlag zu bringen, — und jede Aengstlichkeit, Kleinlichkeit und Pedanterie in der Handhabung ihres Geschäftes und in den Formen fallen zu lassen.

c) Eine österreichische, der ausländischen das Gleichgewicht haltende, gute, freimüthige Presse müßte möglich gemacht, und auf jede Weise ermuntert werden.

d) Gegen das Einschmuggeln wirklich schädlicher Sachen müßte der Staat durch strenge Strafgesetze sicher gestellt werden, welche die schlechte Literatur, wenn auch nicht gänzlich ausschließen, so doch in einem Grade vertheuern könnten, daß sie aufhörte, gefährlich zu seyn.

III.

Der öffentliche Unterricht.

Es ist hier eben so wenig die Absicht, eine Kritik des öffentlichen Unterrichtswesens in Oesterreich zu liefern, als einen Reformplan für dasselbe zu entwerfen. — Dieß sind Detailfragen, die nicht hieher gehören. Hier ist nur das Ziel zu bezeichnen, auf welches die Regierung von ihrem Standpunkte aus hinarbeiten muß.

Drei verschiedene Sphären des Unterrichtswesens gibt es, die nach verschiedenen Grundsätzen behandelt werden müssen: die Volksschule, die Gelehrtenschule und die Universität. — Technische Spezialschulen bezwecken bloß die Vorbereitung für gewisse Verrichtungen des bürgerlichen und gewerblichen Lebens. Sie stehen in sofern also zu dem geistigen Leben der

Nation gar nicht in directer Beziehung und sind, weil sie Ideen weder erzeugen noch weiter leiten, nicht eigentlich als allgemeine Volksbildungsanstalten, sondern als Gegenstand gewerbpolizeilicher Obsorge zu behandeln.

a) Die Volksschule soll nicht eine Bildung in die niedern Klassen werfen, welche diese aus ihrer Sphäre reißt. Noch weniger soll sie sich zum Zwecke setzen, die Massen durch rationalistische Aufklärung der Kirche zu entfremden. Sie soll dem Volke die Elementarkenntnisse, d. h. außer der christlichen Glaubens- und Sittenlehre: Lesen, Schreiben und Rechnen beibringen.

Die große Erzieherin des Volkes ist und bleibt die Kirche. So wird auch die Volksschule ihrer Idee nach als eine Hülfsanstalt der Kirche betrachtet, und in die nächste und innigste Beziehung zu den Bischöfen und Pfarrern gebracht werden müssen. — Freilich hängt hierbei Alles davon ab, ob die Geistlichkeit selbst von einem echt kirchlichen Geiste beseelt ist.

Der Radikalismus unserer Zeit hat es vornämlich in allen deutschen Ländern auf die Volksschullehrer abgesehen. Dieses Standes will er sich für seine Zwecke bemächtigen, sich in ihm ein weltliches Rabbinat bilden, um dieses dem Priesterthum gegenüberzustellen, und mit dessen Hülfe die niedern Stände für seine Umwälzungspläne vorzubereiten.

Die Bildung der Elementarschullehrer darf daher keine Regierung aus dem Auge verlieren. Von dieser Seite her droht der bestehenden Ordnung Deutschlands eine Gefahr, die um so größer ist, je weniger sie erkannt und beachtet wird. — Sollte sich der aus Laien bestehende Orden der Schulbrüder, der in Frankreich seit dem Anfange dieses Jahrhunderts viel Gutes gestiftet, und die Anerkennung aller Volksklassen erworben hat, auch nach Oesterreich ausbreiten, so wäre dieß als ein glückliches, dem Staate höchst ersprießliches Ereigniß nicht nur nicht zu hindern, sondern nach Kräften zu befördern.

b) Während in Beziehung auf die Volksschule Alles darauf ankommt, ein falsches Leben, eine verderbendrohende, künstliche Ueberreizung von dieser Sphäre fern zu halten, thut dagegen dem gelehrten Unterricht in Oesterreich umgekehrt Belebung, Erfrischung, Anregung vor Allem Noth. — Die Blüthe der Nation geht durch die gelehrte Schule; hier empfängt sie die Richtung sowohl für ihr künftiges Fachstudium, wie für das dereinstige praktische Leben. Jede Reform des Unterrichtswesens muß also in dieser Sphäre beginnen, wenn sie ausgiebig seyn soll.

Es kann hier, wie oben bereits erwähnt, weder auseinandergesetzt werden, wo es dem österreichischen Gymnasialwesen fehlt, noch wie es verbessert werden könnte. Hier ist nur als allgemeinster Gesichtspunkt festzustellen, daß nicht der Schulplan, überhaupt nicht das geschriebene Gesetz, sondern nur der Stand der Gymnasiallehrer helfen kann. In der Frage: wo bekommen wir tüchtige Gymnasiallehrer her? oder in den Anstalten zur Erziehung und höhern Ausbildung der Gymnasiallehrer, nicht in der Entwerfung eines Planes, wie der Unterricht ertheilt werden sollte, liegt das Problem. — Man sorge für tüchtige Lehrer, und bezeichne diesen das Maß des Wissens, welches man von ihren Schülern fordern wird, wenn sie das Gymnasium verlassen. In Beziehung auf das wie? des Unterrichts kann man ihnen dann in einem ziemlich weiten Umfange freie Hand lassen.

Ob aber diese Hebung des Standes der Gymnasiallehrer zu erreichen ist, ohne daß Ausländer für österreichische Lehranstalten gewonnen werden, und ohne daß österreichischen Unterthanen der Besuch ausländischer Bildungsanstalten, — beides wenigstens als Ausnahme von der Regel, — gestattet wird, dieß ist eine Frage, die hier nur aufgeworfen, nicht beantwortet werden kann.

Dermalen ist in Oesterreich der Gymnasialunterricht in den Händen theils von geistlichen Orden, theils von weltlichen

Lehrern. Im Wesentlichen wird es bei dieser Verfassung auch in Zukunft sein Bewenden behalten müssen. — Jedes bloß äußere Reglement hilft nichts, und es gibt keine Corporation und keinen Orden, dem die Bildung der Jugend, ohne weiteres, mit Hoffnung auf sichern Erfolg ausschließlich in die Hand gegeben werden könnte. Auch die Jesuiten würden einer solchen Erwartung keineswegs entsprechen. Abgesehen von dem moralischen und scientifischen Nachtheil, den ein Monopol solcher Art ihnen selbst zufügen müßte, abgesehen von der Nothwendigkeit, die ihnen dadurch auferlegt würde, minder streng in der Zulassung zu ihrem Orden zu seyn, abgesehen endlich von der Mißgunst, die eine solche Begünstigung im übrigen Clerus hervorrufen dürfte, wäre aber auch selbst jener berühmte Orden, wie er heute ist, und menschlichem Ansehen nach in den nächsten Menschenaltern seyn wird, dieser Aufgabe in einer Monarchie wie Oesterreich heute keineswegs gewachsen. Wie hohes Lob auch die wiederhergestellten Jesuiten in ihrer seelsorglichen Thätigkeit verdienen, so walten dennoch über ihre wissenschaftliche Befähigung zur gelehrten Erziehung und ihre gegenwärtigen Leistungen auf diesem Gebiete, auch unter sonst unparteiischen Beobachtern, mindestens sehr getheilte Meinungen ob. Nur darüber ist kein Streit, daß das Personal, über welches der Orden jetzt und in der nächsten Zukuft zu verfügen haben wird, nicht hinreichen würde, noch mehr Unterrichtsanstalten zu besetzen, als heute schon, selbst zum aufrichtigen Bedauern klar sehender Freunde der Jesuiten, von ihnen versehen werden. Andererseits ist gewiß, daß die Gesellschaft Jesu, wo sie dem Gymnasialunterricht auf einzelnen Anstalten vorsteht, nur dann Ersprießliches wird leisten können, wenn ihr in der Form und Methode ihrer Wirksamkeit völlig freie Hand gelassen wird. Ueberhaupt ist in dieser Beziehung Aufhebung jedes pedantischen, widernatürlichen und unnützen Zwanges, den die Staatsgesetzgebung über die Bildungsanstalten verhängt, und die freie Concurrenz, sowohl der

geistlichen mit den weltlichen Anstalten, als der verschiedenen geistlichen Orden unter sich, eine conditio sine qua non jeder Verbesserung des österreichischen Gymnasialwesens.

c) Die Universitäten sollen die höheren Wissenschaften vertreten. In Beziehung auf sie gilt das Meiste von dem, was über die Gymnasien gesagt worden. Je verderblicher die Richtung ist, welche die österreichische Jugend zur radikalen Opposition dieser Zeit hin genommen hat, je gefährlicher es ist, wenn der angeregtere und lebhaftere Theil derselben einseitig den oben geschilderten belletristischen Bestrebungen sich hingibt, und je weniger bloß negative Vorkehrungen hiergegen auszurichten vermögen, desto nothwendiger ist es, ein positives Gegengewicht zu schaffen, um die frivole, gefährliche, seichte, der Negation dienende Beschäftigung durch ernste, tüchtige, positive Studien aus den Herzen und Köpfen der Jugend zu verdrängen. Eine nothdürftige Abrichtung zum künftigen Arzte oder Beamten kann dieses Ziel nicht erreichen. Auch hier ist es die Aufgabe, die Studien von einem geisttödtenden Mechanismus, von einem bloß das Gedächtniß in Anspruch nehmenden, und dieses Vermögen durch Ueberfüllung zu Grunde richtenden Zwange, von pedantischen, keine wahre Sicherung gewährenden, aber die Jugend erbitternden Formen zu befreien, vor Allem aber den wissenschaftlichen Geist und Sinn der Studirenden durch Lehrer, die selbst vom Geiste ihrer Wissenschaft durchdrungen sind, zu wecken, und ihm dann durch indirekte Mittel eine Richtung auf ein gutes Ziel zu geben. Daß geistige Anregung und wissenschaftliches Interesse der Jugend gefährlich sei, weil eine einmal in Bewegung gesetzte intellectuelle Thätigkeit ja auch eine falsche Richtung nehmen könne, und daß daher die Beschränkung der Studirenden auf das Memoriren ihrer von staatswegen vorgeschriebenen Lehrbücher am besten gegen Extravaganzen sichere, und gute Unterthanen und Beamte erzeuge, — dieß ist ein in seinen Folgen höchst gefährlicher Irrthum. Er unterdrückt jedes höhere Talent, be-

raubt den Staat der Stütze einer tieferen Wissenschaft, und wirft die Jugend, vom Austritt aus ihren Knabenjahren an, in eine Opposition, die nur zu den traurigsten Erscheinungen führen kann.

Auch in diesem Stücke findet sich die Reform von selbst, sobald statt des oben bezeichneten, jede freie Regung ausschließenden Zwanges das entgegengesetzte Princip zum Ausgangspunkte genommen wird: daß tüchtige Studien und wissenschaftliche Bewegung mit echter Religiosität zusammen gehen können und sollen, und daß die Wissenschaft ohne Gefahr für den Staat in hohem Grade frei seyn kann, sobald Religion und Kirche, von dem Joche des Febronianismus befreit, und in ihre natürlichen Rechte tretend, wiederum ihren schützenden, belebenden und versöhnenden Einfluß geltend machen.

LII.

Das Christenthum und der moderne Humanismus.

(Kritik und Betrachtungen über die Schrift: Der Romantiker auf dem Throne der Cäsaren oder Julian der Abtrünnige. Ein Vortrag von David Friedrich Strauß. Mannheim 1847.)

> His nituntur, quae ex falso composuerunt et quae de ambiguitate fecerunt.
>
> Tertull.

Nach mehr als fünfzigjähriger Pause hat sich der Antichristianismus wieder gegen die Anhänger gläubiger, altangestammter Ueberzeugungen mit blutigen Waffen gemessen. Ergoß sich auch die Heerschaar, welche im Auftrage der Tagsatzung

zu Bern die Execution an den Kantonen des Sonderbundes vollzog, nicht mit der Wuth ihrer nächst jüngsten Vorgänger, der „colonnes infernales“, die der Convent von 1793 über die unglückliche Vendée gleichfalls zur Execution einer Acht ausgesendet hatte; trotz des milderen Genius unseres Jahrhunderts und unerachtet der menschenfreundlichen Gesinnung des Oberfeldherrn brach dennoch der „Tigergeist“, welchen der nun im Wahnsinn träumende Dichter der „Albigenser“ als den einzig mächtigen „Heiland der Zeiten“ heraufbeschworen, bei jeder Gelegenheit durch die Schranken der Disciplin. Wer bürgt uns, was geschehen wäre, hätten die Söhne der Urschweiz, statt von Rath- und Hülfelosen zu schnell preisgegeben zu werden, wie einst die tapfere Vendée unter Talmont und Laroche-Jacquelin hartnäckig gefochten, und jeden Fuß breit Landes, erst nachdem Leichen ihn bedeckt, dem Dränger überlassen? Die Vorsehung hat durch Rathschlüsse und Zulassungen, welche die Einen demüthigend, die Andern nicht zu rohem Uebermuthe verdächtigen dürften, diese letzten Katastrophen abgewendet oder mindestens aufgeschoben; zu glauben aber, daß der siegestrunkene Radikalismus nach den einmal gestillten Gelüsten, gesättigt sich zur Ruhe legen und fortan, nachdem er am eigenen Heerde sich bequem eingerichtet, kein Wässerchen mehr in Europa trüben werde, das wäre der Täuschungen ärgste und verwerflichste. Als die Tricolore zum ersten Male über der alten Königsburg von Frankreich wehete, blickte das alternde, heilige römische Reich deutscher Nation mit Verwunderung, aber für sich sorgenlos, auf das fremde Schauspiel im fremden Land; jedoch nur zwei Lustren später sprach ein Sohn der nämlichen Revolution im Kaisersaal zu Regensburg die Todes-Sentenz demselben einst so sorglosen, tausendjährigen Reiche. Allerdings; der vollendeten Thatsache, dem erklärten Siege der Umwälzungspartei, gegenüber, hat auch jetzt der englische Minister des Auswärtigen, Palmerston, das ganze Recht, den Repräsentanten Großbritaniens und dem gesammten Europa zu erklären: „Es sei dort in der Schweiz nichts mehr zu vermitteln

(the question of mediation is at end)." Sind ja die finsteren Zeiten des Mittelalters vorüber, die den Begriff und den Werth des „fait accompli" noch nicht kennend, den sonderbaren Wahn gehegt hatten, dort gerade beginne ritterliche Ehre und ritterliche Pflicht, wo es gälte, unterdrückte Unschuld zu befreien, geübtes Unrecht zu bestrafen. Aber noch nach einer andern Seite hin hat der Ausspruch Palmerstons, von dem wir nicht wissen, ob er gerade in diesem Jahre der hohe Priester der europäischen Diplomatie gewesen, eine große, weltgeschichtliche Bedeutung.

Gewiß; es ist nichts zu vermitteln. Jeder Versuch dazu würde mit Hohn und Schaden enden. Wo die Principien bis in den letzten Grund geschieden, einander feindselig sind, spotten sie endlich aller Bemäntelung und aller Friedenspolitik. Zu ihrer Stunde auf die Oberfläche der weltgeschichtlichen Bewegung emporgeworfen, das Neue müde der leeren, theoretischen Existenz, das Alte sein historisches Daseyn zu schirmen genöthigt, werden sich im Streite für und wider die entgegengesetzten Kräfte messen, und nicht eher zur Ruhe gelangen, bis der Einen Potenz, ausschließlich gegen die Andere, vollendeter Sieg zugefallen ist. Ueber diesen Satz sind die tiefer Denkenden jeder Partei einstimmig. Gerade der erklärte Radikalismus, so oft er ehrlich zu reden für gut gefunden, hat dieß längst vor uns und in mannigfachen Formen einbekannt. Wem aber nun in der That das keineswegs beneidenswerthe Loos zu Theil geworden (und es dürfte nahehin schon das des jetztlebenden Geschlechtes seyn), die Zeiten solcher universalhistorischer Krisen mitzubestehen; der möge als den einzig besten Rath zunächst den hinnehmen, dem unvermeidlich Kommenden mit festem Blicke entgegenzusehen, um je nach seiner Ueberzeugung auch den eigenen Standpunkt mit Bewußtseyn zu wählen und mit entschiedener Kraft zu sichern. Es ist immerdar ein nicht gemeiner Gewinn, auch von dem Härtesten nicht unvorbereitet überrascht zu werden, und Angesichts des Trostlosesten wenigstens jenen Trost genießen zu können, welchen in hochbetrübten

Tagen einst der ehrwürdige Suger von Saint-Denis über der Gruft des vierten Capetingers, seines königlichen Freundes, diesem nachgerufen:

> Felix, qui potuit mundi nutante ruina,
> Quo jaceat praesciisse loco.

Wir handeln im Geiste der eben dargelegten Ansicht, wenn wir ein jüngstes Erzeugniß der Literatur nicht unbeachtet lassen, das allerdings in Anbetracht seiner flüchtigen Erscheinung kaum einer näheren Aufmerksamkeit gewürdigt werden sollte. So hohl und nichtig indeß auch nicht selten ein derartiges Erzeugniß an sich seyn mag; so kann es doch durch die zufälligen Umstände, unter welchen es an das Licht tritt, und als concreter, wie formaler Ausdruck allgemein verbreiteter und dadurch einflußreicher Anschauungsweise ein ungewöhnliches Interesse hervorrufen. Unter die bezeichnete Kategorie in ihren gesammten Merkmalen fällt nun die oben angeführte Flugschrift von David Friedrich Strauß, dem Verfasser des mythisirten Lebens Christi: über Julian den Abtrünnigen. Eine Partei-Schrift im engsten und schlimmsten Sinne des Wortes, erweist sie sich gleichwohl durch die eigenthümliche literarische und sociale Stellung ihres Urhebers, wie nach Veranlassung, Geist und Tendenz ihres Inhaltes als eine denkwürdige Urkunde zur Aufhellung und Beurtheilung gegenwärtiger Zustände, und als ernstes Prognostikon einer nahen, sehr nahen Zukunft.

Der Verfasser des mythischen Lebens Jesu hat in dem Jahrzehent seit dem ersten Erscheinen seines vielgenannten Werkes Gelegenheit gehabt, den schnellen Umschwung irdischer Dinge auch an sich selber zu erproben. Die helle Glorie, welche ihm vom Anfange herein die Gesinnungsgenossen um die Stirne gebreitet, ist längst von dem strengen Ernste der positiven, wissenschaftlichen Forschung erblichen; während andererseits auch auf der abschüssigen Bahn der Negation der Mythiker sich bald von ungleich consequenteren und noch verwegenern Nebenbuhlern

überholt und zurückgelassen sah. Dem historischen Christus, welchen Strauß in das Grab der Mythe gebettet, hatte Bruno Bauer und Feuerbach die völlig „zerlederten" Evangelien sammt den Apostelbriefen auf die Bahre nachgeschleudert; und eine andere Schule, Zeller und Schwegler im Vordertreffen, war bemüht, mit den Urkunden über das Leben des Urhebers des Christenthumes zugleich auch alle übrigen Documente für die historische Existenz der Kirche in sich überstürzender Kritik zu zerstören, und dann die Trümmer chaotisch zur dauerhaften Verwirrung der Geister durch einander zu mengen. Wie D. F. Strauß seinerseits den älteren Rationalismus bitter darob verhöhnt hatte, daß dieser furchtsam bisher stets auf dem halben Wege inne gehalten, in gleicher Weise blickte auch schon eine ganz frische, dem neuen mythischen Welt-Ei in überraschender Schnelle entsprungene Nachkommenschaft, ein keckes, titanenhaft sich gebarendes Geschlecht, das nur in vollendeter Negation aller Transcendenz seinen Beruf erkannt hatte, mit täglich wachsender Verachtung auf den einstigen Choragen zurück, der in seinen „Streitschriften" gegen die Bekämpfer seines Systems, noch geraume Zeit zwischen der Rückkehr zum vordem verspotteten Rationalismus und der durch jenes bedingten, gewaltsam treibenden Nöthigung in's erklärte Heidenthum hinaus, unentschieden und haltlos hin und her schwankte. Mittlerweile war im guten Deutschland der Ronge-Jubel ausgebrochen, und der alten christlichen Welt-Aera bei Champagner-Toasten und Festessen das Seelgeräthe gefeiert worden; Uhlich darauf in Magdeburg hatte sich vom Consistorium dortselbst eine eben so wohlfeile, als gloriose Martyrkrone zu verdienen gewußt; es war um Straußens Ruhm für immer geschehen, falls es ihm jetzt nicht gelang, auf irgend einem Wege sich wieder in den wogenden Strom der Tagesgeschichte zu versetzen und als lion du jour um den Kranz der Volksgunst mitzubuhlen. Und glücklich genug, die Gelegenheit bot sich.

Ein deutscher Herrscher war in einem, allen Zeitgenossen wohl bekannten Momente, vor die versammelten Repräsentanten

seines Volkes in der Würde seines erhabenen Berufes getreten, und hatte unter dem Vielen, was sein Herz in jenem Augenblicke bewegen mochte, auch das feierliche Gelöbniß seiner tiefen, religiösen Ueberzeugung vor ihnen ausgesprochen: „Ich und mein Haus wir wollen dem Herrn dienen.“ Wenige Monate später hatte ein katholischer Erzbischof denselben erlauchten Fürsten unter den Hallen des hohen Domes am Rhein an dieß königliche Wort mit Dank und Freude erinnert. Durch dieses offene und so allseitig gewürdigte Bekenntniß, daß auf dem deutschen Throne eine Persönlichkeit walte, die allein von dem historischen Christus Ihr und Ihres Hauses Heil erwarte, und die eben in solchem Bewußtseyn dem Geiste der Verneinung mit seiner theoretischen wie praktischen Zerstörungswuth gegen das Christenthum, auf das Nachdrucksamste hiemit in's Angesicht widersagt hatte; war hiemit auch Letzterer auf das Dringlichste herausgefordert, nun auch seinerseits entgegen das letzte Wort zu geben, nun auch sein tiefstes Bewußtseyn, wie sein entschiedenstes Wollen geradehin und unverkümmert auszusprechen. Es gebührt in so ferne nun D. F. Strauß wirklich der Ruhm, den dargebotenen Moment so richtig und unmittelbar erfaßt zu haben, daß er in eben angedeuteter Beziehung durch seine jüngste Schrift uns kaum etwas zu wünschen übrig läßt. Stoff und Haltung derselben gestatten uns nicht, einen Augenblick zu zweifeln, daß der Vortrag des Mythikers über Julian den Abtrünnigen in der That nichts mehr und nichts weniger zur Aufgabe sich gestellt habe, als schlechthin die formale Gegenantwort, das Manifest des absolutesten Nihilismus in Sache der Religion abzugeben, auf jene noch dem historischen Christus und Christenthume huldigende, feierliche Erklärung, welche König Friedrich Wilhelm IV. seiner Eröffnungsrede an die vereinigten Reichsstände zu Berlin, angefügt hatte. Die Uebersicht über den genannten Vortrag, welche wir nun zu liefern haben, wird beweisen, wie trefflich die nicht ohne Scharfsinn gewählte Maske ihrem Zwecke entspreche, und gleich der Larve in dem antiken Lustspiele gleich-

mäßig zur Darstellung eines individuellen Charakters wie zur ergötzlichen Verspottung desselben dienen müsse. Es ist daher auffallend, daß der Berichterstatter über „Kaiser Julian und seinen neuesten Beurtheiler“ in den Ergänzungsblättern der Allgemeinen Zeitung (November 1847 S. 535 ff.) dieß Element der Persiflage, das die ganze in Rede stehende Schrift durchdringt, wir dürfen wohl kaum behaupten, nicht erkannt hat, sondern beinahe völlig es zu umgehen für gut erachtete. Aber schlechthin unbegreiflich scheint es, wie der Berichterstatter zu der Behauptung kömmt, Strauß, der „Leidensgenosse“ des „vielgeschmähten Julian“, beabsichtige in dem Schriftchen eine „Auseinandersetzung seines persönlichen (!) Verhältnisses zu Julian“ und eine „Erörterung der Bedingungen, unter denen Strauß dem Kaiser die Hand reichen, der Einschränkungen, mit denen er ihn als Vorläufer und Bundesgenossen gelten lassen will.“ Ist das wirklich die liebe, einfache Unbefangenheit, welche einen im Wortlaute so klaren Autor, wie Strauß, von dem, was er sagt, das schnurgerade Gegentheil sagen läßt; oder ist es absichtliche Täuschung, um das öffentliche Urtheil von dem eigenthümlichen Zwecke der Schrift abzulenken? Aber gerade dieß wird und kann Strauß selbst am wenigsten wollen. Wenn nun der Referent in der Allgemeinen Zeitung dafür die recht undankbare Mühe auf sich nimmt, die von Strauß gewohnter Weise gebrauchten historischen Untreuen und dessen willkührliches Spiel mit Begriffen und Kategorien aufzuzeigen und theilweise ausführlich zu widerlegen; so dürfte dem Mythiker selbst diese unberufene Nacharbeit an seinem eben so künstlich als witzig gefertigten Zeitbilde ziemlich überflüssig, wenn nicht geradezu komisch vorkommen. Lag ihm doch, was er deutlich genug verräth, nur in so weit an einer, mit ostensibler Erudition zusammengesuchten, mosaikartigen Charakterzeichnung seines Helden, als ihm diese zur Folie und zum Rahmen eines der Gegenwart viel näher gestellten Bildes verwendbar wurde. Indem

wir im Folgenden, um mit Strauß selbst zu reden, aus seiner Schrift gerade dieß Bleibende von dem Vergänglichen sondern, und somit auf das eigentliche Wesen und die sociale Bedeutung derselben die nähere Rücksicht nehmen, erfüllen wir nebenbei die Pflicht, jene obenberührte Berichterstattung in den Beiblättern zur Allgemeinen Zeitung, bezüglich dem relevantsten Punkte bestmöglichst zurecht zu setzen und zu ergänzen.

Schon die Art, mit welcher der Sophist vor sein Publikum tritt, ist voll tiefen Charakters. Indem er seine Rednerbühne als Tribunal zum Gerichte über den „letzten Heiden" des Alterthumes aufstellt, hat er als Jury und Auditorium die Heiden der Neuzeit um sich versammelt. Den Sprecher wandelt ein eigenthümliches Wohlbehagen an, es gereicht ihm zur „besonderen Beruhigung", so ganz unter Gleichgestimmten sich zu wissen. „Von unserem Kreise nämlich", beginnt das Pladoyer, „kann ich versichert seyn, daß in demselben kein Mitglied sich befindet, welches, wird Julians Name genannt, vor dem Apostaten das Kreuz schlägt und einen inneren Schauer entweder wirklich empfindet oder doch pflichtschuldigst äußern zu müssen glaubt; ich habe in soferne Unbefangene mir gegenüber, welche dem Urtheile, das ich vor Ihnen zu begründen mich bemühen will, mit keinem bannenden Vorurtheil — sei es voraneilen oder in den Weg treten werden." Es liegt uns ferne, Glossen zu diesem Texte niederzuschreiben. Auf seinem Standpunkte hat ja D. F. Strauß die ungeschwächte Vollmacht, einer Erscheinung auf das Innigste sich zu freuen, welche nothwendig in einer Mehrzahl von Menschen das christliche Gefühl als ein bereits vollkommen erloschenes und Ertödtetes voraussetzt. Wollte Strauß vielleicht schon hiemit eine Erwiederung liefern, wie es sich mit der von dem Widerparte ausgesprochenen Ueberzeugung, „das Volk sei in deutschen Landen noch das alte, christliche Volk", in der Wirk-

lichkeit verhalte? Und daß Er, welcher einst dem historischen Rechte der Vergangenheit so kecken Trotz geboten, in diesem Falle die geschichtliche Gegenwart richtiger, als jener, beurtheilt habe; dafür kann er von der Nordostgrenze des deutschen Landes, von Königsberg an bis im Westen am Rhein und dem Neckar, und diese aufwärts gen Süden hin, wo in der Schweiz der längst glimmende Brand eben zur hellen Flamme ausgeschlagen war, eine nahezu ununterbrochene Kette erklärter, antichristlicher Bewegungen und Strebungen für seine Meinung mit ganzem Fug als Bürgschaft anrufen.

Uebergehen wir die zum Theil ironische Kritik, welche Strauß über die frühern Beurtheiler des Apostaten, unter denen, mit Ausnahme Gibbons, er uns nur deutsche aufzählt, verhängt hat, und folgen wir ihm unmittelbar in den Hauptinhalt seines Vortrages. Hier gibt er uns vor Allem den Nachweis über die Motive, die ihn für Julian den neuen Titel eines Romantikers auf dem Throne der Cäsaren schöpfen hießen. Beklagenswerther Julian! Den friedlosen Todten, der vor fünfzehn Jahrhunderten schon hoffen durfte, sein jüngstes Urtheil von dem Götterrathe zu empfangen, kleidet nun schonungslos ein muthwilliger, gothischer Grammatikos in den bunten Rock der Romantik, und schleppt den tollen Mummenschanz als vorgeblich historische Gestalt auf's Neue vor den Areopag der Sterblichen unter dem Monde, so daß wir mit Silenos voll Spott auch ihm zurufen müssen:

„Ach ein ganz Anderer, o Freund, erscheinest du nunmehr als vordem!"

Solch rächendes Schicksal ahnte nimmer der geistreiche, gekrönte Satyriker, als er seinerseits die schimmernde Schaar der Cäsaren, seiner Vorgänger, vor den strengen Gerichtshof der Himmlischen lud! Aber wie in aller Welt kömmt den Julian wirklich unter die Romantiker? Was hat dieser kaiserliche, affectirte Prunkredner mit seiner eingelernten Rhe-

torik und Metaphysik, mit seinen frostigen Allegorien, was hat er gemein mit der Romantik, die aus der Tiefe des reinen, natürlichen Gemüthslebens, ein voller, frischer Quell heraufquillt in das reiche, farbenglänzende Leben der Phantasie? wie kömmt die dürre, geschmacklose Antiquitätskrämerei mit den Resten des verwesenden Heidenthumes, wie Julian und seine Sophisten sie in's Große getrieben, in Beziehung mit der eigenthümlichsten Schöpfung aus der Durchdringung germanischen Geistes mit den alles befruchtenden Elementen christlicher Idee? Denn wie abweichend auch die wissenschaftliche Bestimmung des Wesens der Romantik unter den Kunstgelehrten aus den verschiedenen Nationen gegeben worden ist; gerade darin stimmen Alle überein, daß Geist und Form der romantischen Poesie den nämlichen Elementen seinen Ursprung verdanke, welche allem Wirken des germanischen Mittelalters das eigenthümliche Gepräge aufgedrückt, der Vermählung des ritterlichen, thatendurstigen und liebewarmen Sinnes der deutschen und nordischen Völker mit der durch das Christenthum erst zum vollen, bewußten Leben erweckten und erleuchteten Sehnsucht nach dem Unendlichen und Geheimnißvollen der jenseitigen Welt. Wir könnten uns, wäre es um wissenschaftliche Verbürgtheit zu thun, neben Bouterweck, A. W. Schlegel, Lachmann und Gervinus auf Raynouard, Lebeeu und Andere berufen, die den verschiedensten Schulen und Ueberzeugungen angehörend, eine so ganz abweichende Anschauung vom Wesen der Romantik kundgeben, daß die Meisten aus ihnen dieselbe, als der antiken, hellenisch-römischen Bildung völlig fremd, ja im gewissen Sinne derselben entgegengesetzt betrachten. Aber Strauß ist ein ehrenwerther Mann. Er weiß, was er thut, und kennt seine Zeit. Das Falschmünzerhandwerk mit Begriffen, das er so lucrativ in seinem „Leben Jesu" ausgeübt, hat seitdem in Deutschland Anerkennung und Nachahmer die Fülle gefunden und reißendere Fortschritte gemacht. Wie an der Börse der Metallwerth nun der weit geringere Faktor geworden, wogegen die imaginäre

Münze des Papieres durch Hausseurs und Bassours einen von dem Willen der Großbankiers, ganz jüngst „Finanzungethüme" genannt, nahezu völlig willkührlichen Cours annimmt; ein System, das nach erfahrner Männeransicht seiner Zeit einen allgemeinen Bankerott zur Folge haben kann; in gleicher Weise wird nun in der Wissenschaft, zunächst in den einflußreichsten Disciplinen derselben, in Religion, Philosophie, Geschichte und Politik, ein nicht minder muthwilliges Spiel mit Worten und Begriffen getrieben, und wir lassen Herrn Dr. Strauß gerne die Ehre, ihn unter diesen Hausseurs und Bassours des nun so arbiträren Werthes menschlicher Ausdrucksformen im ersten Range zu zählen, ja wir erkennen ihm den analogen Titel eines Begriff-Ungethümes, falls er Gefallen daran findet, mit Freude zu.

Der Begriff der Romantik, wie er eben aus der Straußischen Münzstätte hervorgegangen, spricht sich aus als „die Verquickung des Alten und Neuen, zum Behuf der Wiederherstellung oder besseren Conservirung des ersteren, vorzugsweise auf dem religiösen, doch auch auf anderen Gebieten." Woher aber Dr. Strauß seinen Begriff vom Romantischen geschöpft, erklärt er unmittelbar selbst, wenn in erster Reihe „romantische Dichter" diejenigen genannt werden, „welche die verblichene Mährchenwelt des mittelalterlichen Glaubens als tiefste Weisheit poetisch zu erneuen strebten." (S. 18.) Es kümmert den Mythiker nicht, was mit Fr. v. Schlegel die tiefsten Forscher gerade über den Gegensatz des Romantischen zu dem bloß Veralteten und Nachgekünstelten ausgesprochen haben; der kleine Zufall, daß vor etlichen Jahrzehnten Achim von Arnim, Clemens Brentano, Schlegel, Novalis u. A. die Poesie des höchsten Geistes- und Liebeslebens, und damit auch die unvergängliche Schönheit der Volksdichtung, der Kotzebue'schen Afterpoesie entgegengesetzt, und dadurch den Namen einer romantischen Schule auf's Neue in die Literatur eingeführt haben: dieser Zufall genügt, daß darüber der reale Zu-

halt des Begriffes der Romantik leichthin verwischt, und dem Zuhörerkreis als ein caput mortuum verflüchtigter Begeisterung und Gläubigkeit verächtlich gemacht wird. Ist nun retrograd und romantisch für Dr. Strauß gleich bedeutend, so müssen unter die gezeichnete Kategorie allerdings eine Menge Einzelerscheinungen befaßt werden. Und in der That entwirft sofort der Mythiker mit gewandten Zügen die Portraits seiner neu eröffneten romantischen Gallerie, unter welche der Kundige leicht den Namen ihrer Urbilder zu schreiben im Stande ist. „Philosophische Romantiker", fährt er a. a. O. fort, „sind uns jene, welche der kritisch-entleerten Philosophie den Inhalt, den sie denkend nicht zu produciren wissen, durch phantastisches Einmengen religiösen Stoffes zu verschaffen suchen; der romantische Theolog — und dieß sind sie heut zu Tage, wenn nicht in hervorbringender, doch in aneignender Weise alle — müht sich durch philosophische und ästhetische Zuthaten den abgestandenen theologischen Kohl wieder genießbar und verdaulich zu machen; romantische Politiker sehen in der Wiedererweckung des mittelalterlichen Feudal- und Ständewesens das einzige Heilmittel für den modernen Staat; ein romantischer Fürst endlich wäre derjenige, der, wie unser Julian, in den Vorstellungen und Bestrebungen der Romantik aufgenährt, dieselben durch Regierungsmaßregeln in die Wirklichkeit überzusetzen den Versuch machte." — Man sieht, Strauß skizzirt nach lebendigen, ganz nahe stehenden Originalen, und hat nur noch die kleine Mühe, seinen Helden Julianus in die benöthigte Vermummung zu stecken, um mit der niedlichen Marionette das geistreiche Schattenspiel zu Nutz und Frommen der Gegenwart fortzusetzen. Dazu muß nun Neander helfen; der große „göttliche" Neander, welcher einst im jugendlichen Eifer, Julian's Religiosität auf Kosten der christlichen Pietät verherrlichte, wie er später in gleicher Weise Johannes

Huß und Hieronymus von Prag mit der unfehlbaren Autorität der consequenten Feindschaft gegen die katholische Kirche ohne Bedenken „heilig" gesprochen hat.

Neander hat in der Schrift „der Kaiser Julian und sein Zeitalter" (Leipz. 1819) an dem Apostaten die großartigsten, ritterlichsten Züge entdeckt, und mit unerschöpflichem Pathos emporgehoben. Die tiefste Ehrfurcht, das Vollmaß reiner Begeisterung für die Gestalten und Traditionen der Götter- und Heroenwelt; den lebendigsten Glauben an das Göttliche in der Menschenbrust und den heldenmäßigen Muth, mit welchem er den Kampf gegen das Christenthum unternommen, das bereits eine welthistorische Macht geworden, und die schöne Götterwelt mit gänzlicher Vernichtung bedrohte; alles das bewunderte und feierte der junge neologische Autor an seinem Helden, dessen Charakter er doch so ganz schief aufgefaßt oder absichtlich in diese Form umgedichtet hatte. In der That wies in gerechtem Unwillen schon bei dem ersten Erscheinen des beregten Buches die ernstere Kritik auf die das christliche Gefühl so schwer verletzende Mißachtung hin, mit welcher dasselbe den Widerstand betrachtet und dargestellt, den die Bekenner der Kirche Christi standhaft und entschieden gegen das neu sich aufdrängende heidnische Element, so wie gegen die mannigfaltigen Häresien aufboten, die den Fortbestand des Glaubens gefährdeten. Ganz richtig wurde dort schon bemerkt, wie sehr bei so gestalteter Sache zweifelhaft bleibe, ob man an dem Autor eines solchen Panegyrikus auf Julian etwa einen verspäteten Schüler des Libanius oder wirklich noch einen Bekenner christlichen Namens zu verehren habe? Derselbe Mann, dem jene Bedenken galten, ist nun im Laufe der Zeit zu einer Bedeutung emporgekommen, daß ihn Dr. Strauß mit treffender Ironie als den „Petrus der modernen Kirche" bezeichnen darf, vielleicht zumal in dem Angedenken der neuesten „Streitschriften", nicht ohne die leise Andeutung, gerade ihn, den prätendirten neuen Petrus, ungleich dem ersten wahren, thatsächlich mehr als ein einzig Mal, und zwar bisher ohne Reue

und Buße, auf dem Wege bald des halben, bald des ganzen Verrathes an seinem Herrn und Meister betreten zu haben. So ist es denn eben, seltsam genug, der nämliche Neander, den man zur Stunde mit Christian Josias Bunsen und J. Ullmann als den dritten Stein im Fundamente der projectirten „Kirche der Zukunft" anzusehen beliebt, welcher die Idee wie das Material zum bittersten Spotte über die neuesten christlichen Bestrebungen unter der Maske des „heidnischen Romantikers auf dem Throne" dem erklärten Gegner der Vergangenheit wie der Gegenwart des Christenthumes geliefert hat. Von dem einmal genommenen Standpunkte aus entwickelt nun Dr. Strauß im Ganzen sehr folgerichtig die einzelnen Partien seines Gemäldes. Der natürliche Boden der Romantik ist ihm da erkennbar, wo in Uebergangsepochen einer „altgewordenen Bildung" eine „neue" gegenübersteht. Die mystischen Gemüther können und wollen vom liebgewordenen Alten nicht scheiden, und vermögen doch des Eindringens der neuen Elemente sich nicht völlig zu wehren. Aus diesem Widerstreite, aus mystischen Wehen, entsteht die Romantik, die Geburt der Selbstverblendung und inneren Unwahrhaftigkeit. „Wie aber jetzt Christenthum", erklärt Dr. Strauß, „und freier Humanismus, standen sich zu Julians Zeit Heidenthum und Christenthum gegenüber." (S. 21.) Von diesem leitenden Gedanken aus gliedert sich die Parallele, die wir einstweilen, ohne sie kritisch zu untersuchen, einfach referiren. Dort standen Götterverächter (ἀσεβεῖς), d. h. die Christen den Heiden gegenüber, wie jetzt die Läugner der Gottheit Christi den „Romantikern." Die Christen verweigern das idololatrische Opfer; gleich den Humanisten, welche Abendmahl und Kirchenbesuch meiden. Das mythologische Heidenthum vertheidigte sein (vermeintliches) Recht der Präscription, vertheidigte seine historische, wie sociale Berechtigung in eben der Art, wie die Kirche des Christenthums die moderne Philosophie als neu, willkührlich, sitten- und staatsverderblich zurückzuweisen strebt. — Man sieht, Strauß ist dießmal sehr klar,

und in erwünschterer Schärfe kann das Wesen des Gegensatzes nicht mehr ausgedrückt werden, welcher das treibende Princip in der Geschichte der Gegenwart und Zukunft ausmacht. Vermöchten wir das *πρῶτον ψεῦδος*, die Brutalität hinwegzudenken, welche das Christenthum im Vergleich zum Humanismus auf die Stufe des Heidenthums herabzusetzen nicht erröthet; wir müßten Dr. Strauß im Verhältniß zu denen, welche er bekämpft, mindestens den Preis der rückhaltlosen Ehrlichkeit zugestehen. Suchte sich das Heidenthum durch die Aufnahme neuplatonischer Ideen und in euhemerister Deutung zu vergeistigen und zu verjüngen; so sieht Strauß eine Wiederkehr dieser Verhältnisse in den „Umdeutungen, welche christliche Romantiker in Theologie und Philosophie mit dem Gottesbegriff, der Dreieinigkeits- und Engellehre des christlichen Himmels vorgenommen haben." Er prägt diese Parellele ganz in das Concrete aus, wenn er bald darauf sagt: „In der Götterwelt Plutarchs und Plotins, des Libanius und Julian würden Homer und Hesiod ihren Olymp so wenig wieder erkannt haben, als in Neanders Christenthum ein Paulus und Johannes das ihrige, in Schleiermachers christlichen Glauben ein Luther und Calvin den ihrigen erkennen würden." Es ist in der That die Schuld, die verantwortungsschwere Schuld der Reformatoren des sechszehnten Jahrhunderts und ihrer principiellen Verneinung aller Autorität, daß in Folge der Veränderungen des protestantischen Lehrbegriffs, deren Geschichte bekanntlich schon Bossuet geschrieben, ob des Restes christlicher Wahrheit und christlicher Cultusform, der in den protestantischen Gemeinden sich mehr oder minder kräftig bis heute gerettet, dem Christenthume selbst als solchem dieser höhnende, dasselbe auf's Tiefste entwürdigende Vorwurf gemacht wird; ein Vorwurf, der nur das Schicksal des außerkirchlichen Lehrbegriffs, aber diesen freilich in vollster Stärke treffen kann und treffen muß. Hingegen darf es sich Strauß zum Verdienste rechnen, daß er,

wie in seinem Leben Jesu, so auch hier aller theologischen und politischen Halbheit einen scharfzeichnenden Spiegel vor Augen hält, um sie gleichmäßig von dem Lächerlichen wie von dem längst Abgenützten ihres Beginnens und Wollens zu überzeugen. In der Absicht, die Gegenwart zu treffen, legt Strauß mit schneidender Bitterkeit den innern Widerspruch in Julians religiösem Charakter dar. Des frommen Cäsars Verhalten zu dem von ihm hergesuchten, mythologischen Heidenthume schildert er einerseits als ein höchst willkührliches, andererseits als ein blind oder erheuchelt andächtiges und superstitiöses. Er selbst ein ruhmrednerischer Philosoph, und die in seinem Solde stehenden und dogmatisirenden Sophisten, den Hoftheologen Maximus an der Spitze, nehmen keineswegs Anstand, den überlieferten Mythen und Legenden beliebige allegorische und rationalistische Auslegungen zu unterstellen; aber eben dem Glauben, der somit nur ein Werk seines eigenen Gutbefindens, ein Gebilde seines Witzes oder Geschmackes war, huldigt er in superstitiöser Frömmigkeit, und wird schlechthin zum Feinde und Verfolger derjenigen, welche einer andern Betrachtungsweise zu folgen sich erkühnen. Den Haß und die Verfolgungssucht des Apostaten hat Strauß nach Gibbons Vorgang nur leise und schonend angedeutet, da eine Hervorhebung dieser Thatsachen, die von christlichen wie heidnischen Autoren gleich stark verbürgt sind, dem Zwecke der beabsichtigten Parallele nicht entsprach. Nicht um diese zu vervollständigen, sei es gesagt, daß gerecht und wahr Gregor von Nazianz über Julian geurtheilt hat, wenn er bemerkt, derselbe habe die Aufgabe, durch Lockungen und feine Worte vom Christenthume abzuwenden, für sich behalten; Gewalt und Tyrannei gegen Andersdenkende auszuüben, seinen Beamten in der Provinz, wie den aufgehetzten Massen des Pöbels anheimgegeben.

(Schluß folgt.)

LIII.

Zur Zeitgeschichte.

26. April 1848.

Die verunglückte Recognoscirung, welche der chartistische Radikalismus in London am 10. April vorgenommen, und die überlegene Macht, welche der bestehende englische Staat bei dieser Gelegenheit ihm gegenüber entwickelt hat, ist ein neuer Beweis, daß jenes merkwürdige Land nach ganz andern Voraussetzungen veranschlagt werden muß, als alle, gleichviel ob bureaukratisch oder constitutionell regierten Länder des Continents. Der Sinn des moralischen Sieges, den Ordnung und Eigenthum in London erfochten haben, ist einfach der, daß dortlandes die in Besitz befindliche, aristokratische Republik einerseits und anderntheils die, nach der Herrschaft ausgreifende, communistisch-republikanische Ochlokratie sich vorläufig mit den Augen gemessen haben, und daß sich die letztere zur Stunde noch zu schwach gefunden hat, einen Kampf mit den Waffen der Emeute, mit der Faust und dem Steinpflaster zu wagen. Damit ist begreiflicherweise dieser Feind noch nichts weniger als vernichtet, und John Bull irrt, wenn er jetzt in heiterer Gemüthlichkeit dem Todeskampfe der Monarchie auf dem Continent zuschauen zu dürfen glaubt. Aber der Chartismus ist

wenigstens für den Augenblick gelähmt und der unvermeidliche entscheidende Kampf auf Leben und Tod, den Ordnung und zerstörende Gewalt auch in England mit einander kämpfen werden, ist wenigstens auf eine Zeit hinausgeschoben. Gewinnt während dieser Frist einerseits der katholische Glaube und mit ihm ein versöhnendes Element in den Massen die Oberhand, und will und kann andererseits die Regierung ihres gefährlichsten Feindes, des Industrialismus seiner landesverderblichen Folgen, Herr werden, dann ist England gerettet. Wo nicht, — so wandelt auch diese Verfassung — die älteste unter allen europäischen und die einzige, die sich im echten Sinne des Wortes historisch gebildet hat — früher oder später aber unfehlbar den Weg alles Fleisches.

Wir haben oben das bestehende England eine Republik genannt. Darüber, daß es eine solche ist, kann unter denkenden Beurtheilern heute wohl nicht leicht mehr ein vernünftiger Zweifel obwalten. Wo der Schwerpunkt der Regierung in einem oder auch in beiden Häusern eines Parlaments liegt, wo die Krone pensionirt ist, wo statt des Monarchen Minister regieren, die nicht ihm, sondern den Ständen verantwortlich sind, da kann die Republik höchstens durch altherkömmliche Ausdrücke und durch Formen der Etikette maskirt werden, die dem ancien régime der fürstlichen Herrschaft entlehnt sind, — aber eine solche Verfassung ist keine Monarchie mehr; sie ist Herrschaft einer Corporation, mithin Collectivherrschaft, Gemeinwesen, Republik. Auch England ist eine bloße Titularmonarchie; hinter dem Namen der altfürstlichen Herrschaft birgt sich verschämt die Republik, die dortlandes nicht mehr unter eigner Firma aufzutreten wagte, weil sie durch Cromwell in den übelsten Ruf gekommen war. Diese Täuschung hat lange die Welt geäfft. Heute ist, wie gesagt, wohl nicht leicht mehr Jemand in Europa, der sie nicht durchschaut. Die gegenwärtige englische Republik hat nur das Eigenthümliche, daß sie unter Umständen und Voraussetzungen entstanden ist und besteht, die conservativer sind und dem dortigen Staatswesen eine längere

Dauer versprechen, als dieß den Fundamenten des bisherigen monarchischen Princips auf dem Festlande nachgerühmt werden kann. In dieser Beziehung hat England die meiste Aehnlichkeit mit Venedig, dessen Verfassung bekanntlich zwar auch eine Republik, aber nichts weniger als leicht beweglicher Volksherrschaft günstig oder förderlich war, und deßwegen ein Lebensalter erreichte, wie wenig andere Staaten.

Rechnen wir die conservativen Elemente in dem politischen Zustande Englands zusammen, so finden wir diese, außer der insularischen Lage des Landes, hauptsächlich in der Macht des Herkommens und in dem Charakter des Volkes, welches die Fähigkeit und die Uebung der Freiheit aus seiner altsächsischen Heimath mitgebracht hat. In England hat sich kein leichtfüssiges, genußsüchtiges Sklavenvolk im rasch verfliegenden Rausche unklarer Begeisterung eine vermeintliche freie Verfassung dekretirt, sondern die ersten germanischen Einwanderer haben den Grundsatz mitgebracht: daß Jeder Herr ist in seinem Rechte; daß Jeder sein eigenes Interesse zu verwalten berufen ist, und daß Niemand berechtigt ist, beaufsichtigend, beschränkend, oder wider Willen beglückend in den Lebenskreis des Andern einzugreifen, so lange dieser an keinem fremden Rechte einen Friedensbruch begeht. Das ist Freiheit, und diese hat sich auf den brittischen Inseln in beständiger und lebendiger Gewohnheit erhalten bis auf den heutigen Tag. Sie besteht dort unabhängig von dem politischen Gerüste, ja troß der, durch und durch verkehrten und unwahren, halbamtlichen Doctrin und der durch diese festgestellten Omnipotenz der beiden Häuser des Parlaments. Diese wirkliche Freiheit fühlt und genießt jeder Engländer, der etwas zu verlieren hat, ganz abgesehen von seinen sonstigen religiösen oder politischen Meinungen. Zudem hat jenes seltene Volk sich eine Eigenschaft bewahrt, die den Bewohnern des Continents, und unter diesen den heutigen Deutschen in einem Grade abhanden gekommen ist, der kaum für möglich gehalten werden sollte. Der Engländer versteht sein eigenes Interesse! Rechnet man dazu noch

den wesentlichen Umstand: daß das Parlament kraft einer sehr einfachen, unscheinbaren Vorrichtung immer nur aus Leuten bestehen kann, die bei der Aufrechthaltung der Ordnung und des Rechtszustandes am meisten betheiligt sind, weil sie am meisten zu verlieren haben, so begreift es sich, warum England nicht der Boden ist für politische Experimente. Jene kleine Vorrichtung aber besteht darin, daß, abgesehen von der erblichen Pairie, abgesehen von dem unabhängigen Einkommen von fünfhundert Pfund Sterling, welche jedes Parlamentsglied nachweisen muß, — der Staat Denen, die im Parlamente ihren Sitz nehmen, keine Diäten bezahlt. Das Member of the Parliament muß daher ein Vermögen besitzen, wodurch es in den Stand gesetzt wird, während des größten Theils des Jahres aus eigenen Mitteln in London lebend, ohne Entschädigung den Staatsgeschäften obliegen zu können. So lange diese Einrichtung besteht, hat es mit jedem gewaltsamen Umsturze der bestehenden Verhältnisse in England gute Wege, vorausgesetzt, daß „der große Ungewaschene" (the great unwashed) nicht etwa mit Hülfe der Söhne Erins über kurz oder lang stark genug wird, die Aristokratie des Vermögens durch einen Handstreich abzuschütteln, und dann folgerecht zu einer allgemeinen Plünderung vorzuschreiten.

---

28. April.

Die Hoffnung Jener, welche glaubten, daß es in Oesterreich nach dem entscheidenden 13. März mit einer, wenn auch tief greifenden, so doch immer noch an das Bestehende anknüpfenden Reform gethan seyn werde, — diese Hoffnung ist auf eine überaus traurige Weise zu Schanden geworden. Es scheint in den Sternen geschrieben, daß die heutige österreichische Monarchie die Schuld der Väter und Vorväter seit zweihundert

Jahren bis auf den letzten Heller bezahlen soll. Deßhalb lockern sich dort allgemach die Bande der Gesellschaft und der Zustand, welcher in der kaiserlichen Residenzstadt in Folge der Märzereignisse eingetreten, sieht einer beginnenden Auflösung des Staats und einer Anarchie der Gesellschaft wie ein Wassertropfen dem andern ähnlich. Davon gibt wenigstens die dortige freie Presse, — mit oder ohne Absicht, — unzweideutiges Zeugniß. Denn selbst das Scheußlichste, was sie zu Anfange der achtziger Jahre geleistet, überbietet sie heute bei weitem, obwohl sie, was Geist, Talent und Fähigkeit des folgerichtigen Denkens betrifft, vereinzeltstehende Ausnahmen vorbehalten, seit Blumauer's Tagen eher Rück- als Fortschritte gemacht hat. Hätte der Radikalismus es eigends darauf angelegt, die schwärzesten Voraussagungen verknöcherter Wortredner der Censur glänzend zu rechtfertigen, wollte er den geschwornen Widersachern jeder freien geistigen Regung mit Vorbedacht und Absicht in die Hand arbeiten, — er könnte sich nicht kopfloser und kindisch unerfahrner benehmen. Um so weniger darf es verschwiegen werden, daß jene Presse nicht einmal die wahre Gesinnung der Wiener, geschweige denn die der Landleute und der Bewohner der Provinzen ausdrückt. Die in der Schriftstellerwelt den Ton angebenden Doctoren der Rechte schöngeistigen Literaten, Aerzte, Studenten, gebildete Juden machen begreiflicherweise im wirklichen österreichischen Volke nur einen ziemlich kleinen Bruchtheil aus. Im Gegensatze zu jener Literatur stecken in jenem Volke, unpartheiischen Beobachtern zufolge, früher gar nicht gekannte, oder nicht genugsam anerkannte Schätze von Ehrenhaftigkeit und gesunder Einsicht, von Lenksamkeit zu allem Guten, echter Humanität und christlicher Gesinnung. Aber es liegt in der Naturgeschichte jeder Revolution, daß diese Elemente des echten Volksgeistes auch dort noch nicht zu Worte, und noch weniger zur Kristallisation in einer neuen geselligen Ordnung kommen, oder auf den ersten Zusammenstoß einen Sieg über die Dummheit und Schlechtigkeit erkämpfen konnten. Schon sind die ersten Anlagen und Fun-

damente einer mit Talent und Muth für Recht und Wahrheit kämpfenden Presse auch in Oesterreich unverkennbar vorhanden, und Licht und Finsterniß werden sich dort schneller von einander scheiden, als man im ersten Beginne hoffen durfte. Wäre im österreichischen Volke, namentlich in dessen untern Schichten, ein minder großer Fond von echter Gesittung, den die jetztlebende Generation nicht ihrem eigenen Verdienste, sondern der Thatsache verdankt, daß ihre Voraltern in einer ähnlichen Krisis, wie die heutige, an der Kirche festhielten, wahrlich! dann hätte der Mangel an jeder politisch-socialen Autorität, verbunden mit der Doctrin der principmäßigen Auflehnung gegen jede gesellige Ordnung, die dortlandes seit den Märztagen von den Dächern gepredigt wird, schon längst jede Regierung unmöglich gemacht, und im raschen Fortschritte zur allgemeinen Plünderung und zum grausigen Blutbade geführt. Diejenigen, die noch eine Hoffnung für Oesterreich haben, setzen sie daher, nächst Gott, hauptsächlich auf das Volk und seinen einfachen, verständigen Sinn, den die lange Herrschaft der früheren officiellen Doctrin noch nicht ausrotten und vertilgen konnte. Einstweilen ist es Pflicht, diesen tröstlichen Gesichtspunkt mit aller Kraft des Herzens festzuhalten. Ihn aufgeben, hieße an Deutschland, an dem größten Theile von Europa rettungslos verzweifeln müssen.

LIV.

Der Bischof von Luxemburg und die antikirchliche Partei.

Im ganzen deutschen Vaterlande gibt es keine Stätte, wo die Zwietracht nicht ihr Haupt erhoben hat. Kaiserreich oder Herzogthum, überall schwingt sie ihre unheilvolle Fackel, überall brechen die alten Uebel hervor, welche unter den verschiedenartigsten Gestalten, durch lange Jahre, an den Eingeweiden Deutschlands genagt haben. Auch das Großherzogthum Luxemburg ist in den Wirbel dieser so tief bewegten Zeit erfaßt worden. Hier aber sind es eher religiöse als politische Zerwürfnisse, welche die Ruhe des Landes stören, und seine Zukunft gefährden. Bei dem Ausdrucke: „religiöse Zerwürfnisse", glaubt man gewiß nichts anders, als daß hier die alte Feindschaft zwischen Katholiken und Protestanten wieder zum Ausbruche gekommen sei. Keineswegs. Die Bevölkerung des Großherzogthums Luxemburg ist eine rein-katholische, nicht allein dem Namen, sondern wenigstens in ihrer Hauptmasse, auch der Gesinnung nach, welche nirgends in Deutschland tiefer wurzelt, als hier, trotz allen Strebens einer gewissen Partei, diese Gesinnung zu ersticken. Diese Partei hat ihren Hauptsitz in der Stadt Luxemburg selbst. Wo eigentlich das Ziel dieser Partei hinausgeht, ist schwer zu sagen. Ohne bestimmtes Panier, ohne

bekannten Grundsätzen, scheint jedoch ihr Ziel eher ein negatives, als ein positives zu seyn. Freigeisterei, Verhöhnen der Geistlichkeit, Gespött über Alles, was dem Glauben seiner Väter treu geblieben, und sich nicht schämt, bei jeder Gelegenheit als echte Katholiken zu erscheinen; dieß sind die Kennzeichen dieser Partei, welche gewiß nicht Schuld daran ist, wenn durch ihr Beispiel und die Macht der Ansteckung die fromme Landesbevölkerung noch nicht völlig entchristet, und dem Atheismus verfallen ist.

Dieses Festhalten der Landesbevölkerung an ihrer Religion muß um so bemerkenswerther, ja um so bewunderungswürdiger erscheinen, wenn man bedenkt, daß dieses Beispiel einem Volke gegeben war, welches die ehemalige Achtung vor höher stehenden Klassen der Gesellschaft in seinen Sitten aufbewahrt hat, und folglich für ihr Beispiel um so empfänglicher seyn sollte; wenn man bedenkt, daß das Land meistens von Männern regiert wird, welche auf Universitäten erzogen, wo der Geist der Irreligiösität am stärksten grassirt, nach vollzogenen Studien in ihre Heimath keine andere Religion mehr, als die sogenannte Vernunftsreligion mit sich zurückbrachten. Wer das Land nur flüchtig bereist hat, dem muß das schlichte Urtheil der Landesbewohner über diese Männer aufgefallen seyn. Wie oft habe ich nicht, bei Besprechung irgend eines freigeistigen Wortes oder antireligiösen Betragens, den Bauer in seiner Einfalt sagen hören: ja, der ist aber ein Ausstudirter.

Ein merkwürdiges Licht über das Treiben dieser Partei werfen die jüngsten Vorgänge bei Gelegenheit der Entlassung des Luxemburger Staatskanzlers Hrn. v. Brockhausen.

So lange Luxemburg keinen eigenen Bischof besaß, hatte diese Partei freies Spiel. In jedem Conflict zwischen bürgerlichen und kirchlichen Behörden, wurde die letztere zurückgesetzt. Die Geistlichkeit war wehrlos, und mit jedem Tage sank die Macht der Kirche tiefer. Die Errichtung des Luxemburger Bischofstuhls setzte aber der freigeistigen Willkühr der Luxembur-

ger Machthaber ein um so mächtigeren Damm entgegen, als der neue Bischof, gleich beim Eintritt seines hohen Amtes, das geistliche Ruder mit starker Hand ergriff, und den unerschütterlichen Willen kund gab, das ihm anvertraute Heiligthum mit aller ihm inwohnenden Kraft zu schützen. Mehr bedurfte es nicht, den Haß dieser Partei zu verdienen, und sich zur Zielscheibe ihrer Pfeiler zu machen. Kein Mittel unterblieb, ihn von seinem Sitze zu entfernen. Durch die bereitwilligste Vermittelung des Luxemburger Kanzlers fanden täglich die verschiedenartigsten Beschuldigungen ihren Weg zum Ohr des Königs-Großherzogs. Bald hatte der Bischof die geistliche Begleitung zum Begräbniß eines hochgestellten Beamten verweigert, welcher jedoch nichts anders verschuldet hatte, als nach seinem Gewissen zu handeln, nämlich allen religiösen Beistand in seiner Todesstunde abzuweisen; bald war der Bischof ein Ausländer, nämlich ein geborner Aachner; bald wäre er über das Land, wie über eine Beute hergefallen; eine poetische Wendung, um zu sagen, daß der Bischofsgehalt, 4800 Gulden jährlich, eine Last für das Land sei. Diesen Hauptbeschwerden schloß sich eine Reihe anderer, nicht weniger haarsträubenden Beschuldigungen an. — Dem scharfen Blick und der edelmüthigen Einsicht des Großherzogs konnten aber die geheimen Triebfeder dieser Ränke nicht verborgen bleiben. Die vorgebrachten Beschuldigungen schlugen fehl. Merkwürdig genug, ein protestantischer Fürst war es, der die katholische Kirche gegen Katholiken in Schutz nahm, ein Zug, welcher den erhabenen Sinn des Königs Großherzogs in seinem schönsten Licht zeigt. Um die durch diese Umtriebe tief aufgeregten Gemüther zu beschwichtigen, fand sich der Großherzog veranlaßt, dem Hrn. v. B. seine Entlassung zu gewähren, jedoch nicht eher, bis dieser, durch die Langmuth des Fürsten ermuthigt, sich erdreistete, seinem Souverain ein in trotziger Sprache abgefaßten Memorandum, worin er sich zum Hauptkämpe seiner Partei aufwarf, zu richten. Auf das Entlassungsdekret, welches jedoch die schmeichelhaftesten Ausdrücke für die geleisteten Dienste ent-

hielt, erfolgte eine giftige Antwort des gefallenen Kanzlers. Ihre Ausdehnung erlaubt uns nicht, sie mitzutheilen. So viel sei jedoch gesagt, daß es schwer halten würde, ein Seitenstück zu diesem merkwürdigen Schreiben zu finden. Selten wurde eine solche Sprache von einem Unterthan gegen seinen Fürsten geführt. Man möge sich übrigens den Ton dieses Dokumentes durch folgende Stellen vergegenwärtigen:

„Ich habe nicht Ihr Wohlwollen und Ihre Gunst nachgesucht. Sie schicken mich fort, sei es; dennoch betrübe ich mich keineswegs darüber, denn ein Fürst darf nicht mehr die Würde eines unter ihm gestellten Mannes verletzen, wenn dieser Mann vor aller Welt frei aufschauen kann, und da ein gutes Verfahren ein anderes werth ist, so empfiehlt mir eben diese Würde, die Titel: Ehren-Kammerherr, Ritter vom Stern der Eichenkrone ꝛc. Ew. Majestät zurückzuweisen.“

Daß übrigens das Betragen des Herrn Staatskanzlers von mehreren Seiten nach Gebühr gewürdigt worden ist, bedarf wohl kaum einer Erwähnung. Unter anderen von hochstehenden Personen herrührenden Protestationen, können wir uns nicht versagen, folgende Schlußworte eines Schreibens des Freiherrn von Wydenbruck mitzutheilen:

„Vorzüglich müssen wir die Eingenommenheit beklagen, mit welcher H. v. B. sich über den Herrn Bischof und die Geistlichkeit hierselbst ausspricht, denn es erhellt zur Genüge daraus, wie derselbe es verschmäht, sich eine richtige Kenntniß der hiesigen Zustände zu verschaffen, er vielmehr den Berichten einer bekannten katholikenfeindlichen Partei, welche unsern verehrungswürdigen Oberhirten gern vogelfrei erklären möchte, Glauben beigemessen, und auf diese Art sich als ein willenloses Werkzeug derselben hat gebrauchen lassen. — Ein echter Staatsmann würde im Gegentheil bedacht haben, wie sehr es in unserer verhängnißvollen Zeit Noth thut, daß der Staat, mit der Kirche Hand in Hand vereinigt, der Ungebundenheit Schranken zu setzen sich bemühe, und würde zugleich erwo-

gen haben, daß die Beihülfe der Priester nur dann zu diesem Zwecke wirksam seyn kann, wenn der Staat die allgemeine Achtung vor denselben aufrecht zu erhalten sich bestrebt, sie nicht ihren Launen und Ansichten unterwürfig zu machen sucht, und sie in den Stand setzt, frei und unabhängig ihre Pflichten auszuüben."

„Eine Einseitigkeit, wie sie von Seiten des Hrn. v. B. in dem bereits Erwähnten zu Tage tritt, dürfte übrigens den Schlüssel zu manchen Uebelständen geben, die dermalen so allgemein besprochen werden."

„Vorzüglich aber fühlen wir uns gedrungen, das Benehmen unseres Allergnädigsten Königs und Großherzogs als bewundernswerth zu bezeichnen, denn das in Rede stehende Aktenstück gibt klar zu verstehen, wie Se. Majestät gegen alle giftigen und kirchenfeindlichen Einflüsterungen taub, die Gesetzlichkeit nicht verletzen, und von den diplomatischen Künsten und Staatsstreichen, welche jene Freiheitsmänner anriethen, nichts wissen wollte." . . . .

Zum Schluß werden wir nur noch bemerken, daß wenn man die Luxemburger Zustände mit aller Unbefangenheit in's Auge faßt, man sich der schmerzhaften Ahnung nicht erwehren kann, daß für dieses Land keine erfreuliche Zukunft zu hoffen steht, so lange die wichtigsten Stellen des Landes ein ausschließliches Monopol der Stadt und Dorf Notarien, Advokaten und Freimaurerzunft bleiben werden, der es gelungen ist, sich der königlichen Gunst aufzubringen, und alle Zugänge der Gewalt besetzt zu halten; so lange nicht Männer, welche durch Vorgänge, Ansehen und Gesinnung eine hinlängliche Bürgschaft für die so wichtige Aufrechthaltung der Eintracht zwischen Staat und Kirche darbieten, an die Spitze der Verwaltung und in den Rath des Königs Großherzogs berufen seyn werden.

Nachschrift.

Seit uns obige Erörterung mitgetheilt worden, sind die unseligen Luxemburger Wirren in ein neues Stadium getreten. An demselben Tage nämlich, an welchem der König von Holland die Abberufung des Kanzlers von Brockhausen verfügte, der nun einer Criminalprocedur entgegensieht, feierten die französischen Freimaurer, Feinde des Bischofs, den Sieg, daß in Folge ihrer Intriguen und Verdächtigungen Pius IX. den Befehl seiner einstweiligen Entfernung unterzeichnete; ein Befehl, dem sich der Bischof sogleich und unbedingt, mit einer Bereitwilligkeit, wie sie von seinem katholischen Charakter zu erwarten war, fügte. Das Luxemburger Wort läßt sich hierüber also vernehmen:

„Was Keiner mehr, wo alle Gemüther sich wieder beruhigt hatten, mehr fürchtete, ist geschehen: Einer jubelt und neunundneunzig weinen. Ja, der geliebte Hirt hat seine Heerde verlassen müssen. Heute, am 1. Mai, Nachmittags ein Viertel nach zwei Uhr bestieg er den Wagen. Nur Wenige wußten um seine Abreise. Um so schmerzlicher wird die Kunde davon alle katholischen Herzen, bis in die niedrigste Hütte des Armen hinab, bis in die fernsten Thäler des Landes verwunden, erschüttern und kränken. Die seit sechs Jahren ununterbrochen fortgesponnenen Intriguen haben endlich ihre Früchte getragen. Ueber den Verlauf der Ereignisse seit dem 15. März ist das Publikum durch das „„Luxemburger Wort““ bereits aufgeklärt. Andere Aufklärungen werden folgen. Eben so weiß man, wie der König dazu gebracht wurde, dem Regierungscollegium eine außerordentliche Vollmacht zu geben. Durch die Berichte vom 18. März, die der König von hier bekam, wurde er glauben gemacht, das ganze Land sei durch die Schuld des Bischofs in Feuer und Flammen gesetzt, weßhalb er die Abberufung des Bischofs vom Papste forderte, damit die Ruhe im Lande gesichert werden könne. Auf diese Nachricht hin beschloß der Papst, der unruhigen Zeitumstände wegen dem Wunsche des Königs zu willfahren. Die Propaganda, unter deren Leitung die

apostolischen Vicariate stehen, forderte den Bischof daher auf, einstweilen, bis zur definitiven Entscheidung seiner Sache, sein Vicariat zu verlassen. Noch im Augenblicke seiner Abreise erhielt der Bischof aus Holland die Anzeige, daß seine Entfernung nur einstweilig sei. Unsere Hoffnung für den innig geliebten Oberhirten ist also keineswegs entschwunden. — Die Sache ist jetzt eine reine Rechtsfrage geworden. Es fragt sich jetzt nur darum: Sind die gegen den Bischof erhobenen Anklagen gegründet und wahr, sind sie eine Verleumdung? Darauf kommt jetzt Alles an, daß dieses klar und vollständig ermittelt wird. Das Uebrige wird sich dann schon von selbst finden. Also Untersuchung, strenge Untersuchung, und Gericht. Das fordert jetzt das Luxemburger Volk, und selbst nicht der Feind des Bischofs und der Religion kann es verweigern. Man spricht von Amnestie. Keine Amnestie, sondern Gericht! Keine Gnade, sondern Recht! Bereits gestern den 30. April gab der Herr Gouverneur de la Fontaine dem Herrn Bischof die Versicherung, daß die angestellte Untersuchung über die Vorfälle des 16. und 17. März dargethan hätten, daß er bei denselben in keiner Weise betheiligt sei. Gewiß wäre es gut gewesen, wenn der Herr Gouverneur schon früher eine solche Ueberzeugung gehabt hätte. Doch auch jetzt ist uns die Versicherung willkommen, denn die Anschuldigung wegen erregter Unruhen war der einzige Grund seiner Entfernung. Wir vertrauen also, daß eine baldige öffentliche Rechtfertigung und eine baldige Rückkehr des Bischofs erfolgen werde."

Ein Berichterstatter der Rhein- und Moselzeitung stellt seiner Seits folgende Betrachtungen darüber an:

„Von der Luxemburger Grenze. Die unerwartete Entfernung des apostolischen Vicars von Luxemburg, des Bischofs Laurent, ruft bei allen Gutgesinnten die traurigsten Gefühle hervor. Wenn das vor Jahren geschehen, würde es gar nicht aufgefallen seyn; denn Sie kennen ja die unermüdlichen, durch alle Mittel der Perfidie und Schlechtigkeit durchgeführten Intriguen der radikalen Clique gegen diesen ausgezeichneten Bischof. Aber jetzt, nachdem das Volk seine Sympathie für ihn auf die zweideutigste Weise kund gegeben, jetzt, nachdem die gegen ihn gerichteten Mi-

nen im eigenen Lager so großen Schaden angerichtet, jetzt, nachdem ihn der Großherzog-König auf die freundlichste Weise seiner Zufriedenheit und seines Vertrauens versichert, jetzt, da er fester stand, als je zuvor, jetzt muß uns dieses Ereigniß seltsam und wunderbar vorkommen. Was wir hierbei bewundern, ist einerseits die Beharrlichkeit der Gallomanen, die, nachdem ihre forcirtesten Maßregeln mißglückt, und sich selbst vor aller Welt prostituirt sahen, nachgerade, wie wenn gar nichts vorgefallen wäre, unberückt nur neue Pläne schmieden; andererseits ist es die Kurzsichtigkeit und Verblendung des Königs von Holland. Nur schwache Bande halten Luxemburg an Holland fest; vielleicht das stärkste ist der Charakter in der deutschen Sprache der Bevölkerung, dieses allmählig zu lösen, hatte eine der Zahl nach kleine, durch Reichthum und Einfluß aber mächtige Partei sich zur Aufgabe gestellt. Es ist ihnen noch erinnerlich, auf welche ehrliche Weise es ihr gelang, in den öffentlichen Verhandlungen die französische Sprache einzuführen, und wie ihr Streben ist, mit der Sprache nicht nur die französischen irreligiösen Grundsätze, den Voltairianismus zur Herrschaft zu bringen, sondern auch nur größere Sympathien für Frankreich und Antipathie gegen Deutschland, respective Holland zu erzeugen. Bischof Laurent, ganz und gar ein Deutscher, beim Volke im höchsten Ansehen und von streng katholischer Gesinnung, mußte diesen Leuten natürlich stets ein Dorn im Auge seyn, und da sie ihm gegenüber in ihren Bestrebungen zu reussiren verzweifelten, stellten sie dem Könige ihre Parteisache als Lebensfrage des Landes dar, und dieser war unglücklich genug, in eine Falle zu gehen, der er sich schwerlich mit heiler Haut entwinden dürfte — er verlangte vom Papste die Abberufung des Bischofs."

LV.

Die Pariser Arbeiter-Revolution und die französische Republik.

(Fortsetzung *).

Mit dem Sturze des Ministeriums Guizot war nach der Meinung der Kammern, der Regierung, der Bourgoisie und der Presse von Paris das politische Kampfspiel beendigt. Die Truppen erhielten Befehl, in ihre Kasernen zurückzukehren; die Nationalgarde schickte sich gleichfalls zur Heimkehr an, und das Volk gab den Heimkehrenden in trunkenem Siegesjubel sein Geleite, während es an der preisgegebenen Municipalgarde, die gegen die Souverainetät der Blousen, ihrer Pflicht getreu und allen Verführungen unzugänglich, hartnäckig gekämpft, seinen Zorn ausließ. Mehrere ihrer Posten wurden auf verschiedenen Punkten der Stadt, zum Theil erst nach heftigem Widerstande, genommen, und die darin Verhafteten befreit. Die Nationalgarde machte dabei gemeine Sache mit der Volksmasse. So wurde zwischen fünf und sechs Uhr ein Posten von ungefähr fünfzig Municipalgardisten, welche sich in einem Hofe der

*) Durch eine unerwartet eingetretene längere Unpäßlichkeit des Verfassers wurde der Schluß dieses Artikels verzögert.

Straße Bourg-l'Abbé befanden, gezwungen, die Waffen niederzulegen. Die Nationalgarde war es, welche die Entwaffnung unterhandelte, und die Entwaffneten dann unter ihren Schutz nahm. Das Volk verlangte in seinem Siegesübermuth, daß die Besiegten, so wie sie den Hof verließen, die Czako's abnehmen sollten; die Munizipalgardisten mußten sich auch diese Demüthigung gefallen lassen. Umgeben von Nationalgarden und Linientruppen, die ihnen den Weg bahnten, und ein Detachement Cuirassiere voraus, wurden sie nun durch mehrere Straßen nach dem Hôtel de Ville geführt. Nur durch eine gewandte Schwenkung der Kavallerie wurde das Volk hier von dem Eindringen in das Gebäude abgesperrt, während sich die Munizipalgardisten hinein flüchteten. Diese Demoralisation, welche unter Linie und Nationalgarde durch den Sieg der Emeute über die gesetzlichen Staatsgewalten eingerissen, mußte Jeden mit Besorgniß erfüllen, der an die Möglichkeit eines neuen Ausbruchs des Kampfes von Seiten der Massen dachte. Keine Disciplin galt mehr. Arm in Arm und Freiheitslieder singend, zog das Volk mit den Linientruppen durch die Straßen; an der Spitze eines Bataillons Nationalgarde ritt ein Oberst von der Linie; die Jäger zu Pferd tranken mit den Bürgern und den Blousenmännern: jede Schranke war gefallen; Alles Freude und Jubel. Das Feuer des Kampfes hatte ja aufgehört, und in dem Sieg des Volkes über das gestürzte Ministerium hatte der Fortschritt des Jahrhunderts den Kampfpreis davongetragen; die gewünschten Reformen waren jetzt in sichere Aussicht gestellt, und Paris beeilte sich, die Siegesfeier seiner glorreichen Errungenschaften zu begehen.

Werfen wir nun einen Rückblick auf die Ereignisse, die an unsern Augen vorüber gegangen sind, so drängt sich uns eine Beobachtung auf, die sich in den späteren europäischen Ereignissen gleichfalls geltend machte. Nicht durch die Gewalt der Waffen, nicht im Kampfe wurde die Charte des Julius und der Thron Louis Philipps besiegt und gestürzt; vor politischen Schlagwörtern, vor dem Ruf: Nieder mit Guizot! Hoch

die Reform! sind sie, die lange Unterwühlten, wie vom Zauber getroffen, ohnmächtig in sich zusammengesunken, als hätten sie nie existirt. Das Schicksal der Dynastie des Bürgerkönigs konnte, wie wir schon früher einmal bemerkt, von dem Augenblicke an nicht mehr zweifelhaft seyn, als die Nationalgarde, statt ihrer Bestimmung gemäßig, Ordnung und Gesetz gegen die revoltirende Masse zu schirmen, selbst revoltirend und das Bajonett gegen die Munizipalgarde kreuzend, in die meuterischen Rufe der Menge einstimmte, und in Uniform vor dem König und den Kammern bewaffnet erschien, um den Forderungen des Aufruhrs in ungesetzlicher Weise von den gesetzlichen Gewalten Gehorsam zu ertrotzen.

Was aber konnte die kluge, und ihren Vortheil wohl berechnende Mittelklasse von Paris bewegen, durch diese Theilnahme an dem Aufruhr den Sturz der von ihr selbst 1830 gegründeten Ordnung der Dinge vorzubereiten, und das Schicksal Frankreichs der Souverainetät der Massen und den Straßenemeuten des Proletariats preiszugeben? Diese Haltung muß um so seltsamer erscheinen, da ja die bureaukratische Centralisation, wie sie auch unter Louis Philipp zum Schaden der Provinzen, die sie aussaugte und fesselte, unangetastet fortbestand, und nach wie vor Paris als die absolute Souverainin anerkannte, der sie das große Monopol aller Vortheile der Macht und des Reichthums zuwies. Erhielt aber das democratische Princip durch den Sieg des Proletariats das Uebergewicht, erfolgte ein Umsturz im republikanischen Sinne, mußte diese begünstigte Sultanin dann nicht fürchten, daß, abgesehen von der Erschütterung des Kredites und des Wohlstandes durch das Schwankende und Unsichere republikanischer Zustände, die unterwürfigen Satrapien, d. h. die Provinzen, die Fesseln langjähriger Dienstbarkeit abwerfen würden. Wie löst sich uns also dieß Räthsel?

Seit Jahren durch die Presse und die Kammerdebatten an den leidenschaftlichsten Parteihader und die heftigste Opposition gegen die Regierung und alle Autorität gewohnt, und darin

nur eine andere Art von öffentlichem Schauspiel erblickend, das weiter keine ernstlichen Folgen für das bürgerliche Leben, für Handel und Wandel haben könne, hatten die liberalen Epiciers der Pariser Nationalgarde, mit und ohne Bärenmützen, wie wir gesehen, auch in der Bankettfrage, mit französischer Lebhaftigkeit und französischem Leichtsinn, zu Gunsten der Opposition gegen das Ministerium Partei ergriffen. Daß die Sache durch die steigende Aufregung der kampfbegierigen unteren Klassen einen stets ernstern und gefährlicheren Charakter annahm, und aus einer gewöhnlichen politischen Demonstration im Sinne einer constitutionellen Opposition gegen ein unpopuläres Ministerium in eine wirkliche Insurrection gegen Thron und Verfassung umzuschlagen drohte, das war allerdings keineswegs das, was sie bezweckt hatten; es machte sie vielmehr schon jetzt, wo sie noch kaum eine Ahnung von der ganzen Größe der Gefahr hatten, besorgt; und gerade deßwegen mußte es ihnen als das leichteste und ungefährlichste Mittel erscheinen, die drohende Verwickelung zu lösen, wenn sie sich selbst an die Spitze der Bewegung stellen, und unter dem Rufe: Nieder mit Guizot! Hoch die Reformen! die Regierung zum Nachgeben gegen die Forderungen, die scheinbar der Grund des Aufruhrs waren, zwingen würden. Alle Zeitungen, alle Redner der Opposition verkündeten es ja laut, daß man an keinen Umsturz der gesetzlichen Ordnung und der constitutionellen Monarchie denke; nur gesetzliche Freiheit begehre Frankreich durch die consequente Entwickelung der von der Charte sanctionirten politischen Principien und Schutz gegen ein corrumpirendes, ministerielles Princip der Reaction; von dem Augenblicke an, wo ein Ministerium, aus Vertrauensmännern gebildet, Bürgschaft für ein neues Wahlgesetz auf breiter demokratischer Basis und für die Anerkennung des Vereinsrechtes leiste, würde die Nation sich befriedigt fühlen, und der Thron eine neue Stütze in der wiedergewonnenen öffentlichen Meinung erhalten. Was also konnte einfacher seyn, als daß die Pariser Nationalgarde, diese friedliebenden, und um ihre Familien und Hab und Gut

besorgten Familienväter, statt ihr kostbares Leben den Kugeln verzweifelter und wuthtrunkener Blousenmänner und tollkühner, zerlumpter Gamins auszusetzen, in ihre Rufe selbst einstimmte. Gewann ja dadurch das Land neue Freiheiten! und sie selbst, wurden sie nicht von der Masse als hochherzige Kämpfer für den Fortschritt mit Vivats bewillkommt und im Triumphe durch die Straßen geleitet!

Die sonst so klugen Bürger von Paris hatten indessen dießmal die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Sie schmeichelten sich mit dem Wahne: sie könnten den Tag über mit dem Volkshaufen krawalliren und revoltiren, die Linie demoralisiren, die Municipalgarde dem Volkshaß überlassen, die Regierungsgewalten mit gewaffneter Hand zu Concessionen zwingen, und dann am Abend, wenn die Zeit der Nachtsruhe für friedsame Bürgersleute gekommen, sich gemächlich schlafen legen und von ihren Heldenthaten und Errungenschaften träumen, ohne daß ein Mensch daran denken würde, auf der von ihnen betretenen Bahn fortzuschreiten, und nach ihrem Beispiele der Mißachtung aller gesetzlichen Autorität sich an den Umsturz der ganzen Ordnung der Dinge zu wagen. In diesem kurzsichtigen Wahne hatten sie müßig zugesehen, wie der alte Titane der Revolution, dem Abgrund entsteigend, seiner Fesseln sich wieder entledigte, ja mit der Menge kokettirend, hatten sie ihm noch hülfreiche Hand dabei geleistet, des arglosen Glaubens, es stünde ihnen ja frei, wenn es sie an der Zeit bedünke, ihm zuzurufen: bis hieher, und nicht weiter! Und der entfesselte grimme Dämon würde sogleich vor ihren Bärenmützen Respekt haben, und auf die schwache Stimme eines verzagten Nationalgardisten hören, um sich in zahmer Unterwürfigkeit wieder einkerkern zu lassen. So sehr waren sie in den engen Kreis ihres politischen Oppositions-Liberalismus befangen, daß sie die Geister, die unheildrohend im dunkeln Hintergrunde standen und sich mit verhaltenem Grimme zu neuem Kampfe rüsteten, ganz übersahen, und kaum eine Ahnung davon hatten, daß es sich hier um keine politische, sondern um

eine sociale Revolution handle, die mit dem Bürgerkönig auch die Bourgoisie stürzen, und für's erste die Gewalt in die Hände des bewaffneten Proletariats geben sollte, um seine Rechte und Forderungen als vierter Stand in einer neu zu gründenden Ordnung geltend zu machen. Denn diese Forderungen sollten bald lauten, nicht Menschenrechte, nicht Bürgerrechte, sondern: Rechte des Arbeiters; und der Ruf: Nieder mit Guizot! Hoch die Reformen! sollte in die Sprache des Arbeiters übersetzt lauten: Organisation der Arbeit! Ausgleichung zwischen Kapital und Arbeit! Größerer Lohn und kürzere Arbeitszeit! Vertretung des Arbeiters in der Gesetzgebung und im Ministerium! Allgemeine Volksbewaffnung, d. h. Bewaffnung des Arbeiters und Entwaffnung oder Entfernung des Militärs aus Paris! Allgemeines Associationsrecht und allgemeines Wahlrecht der Arbeiter! — Die Waffen, welche die Nationalgarde gedankenlos gegen die Municipalgarde, ihre eigene Schutzmacht, kehrte, waren daher, ohne daß sie es wußten, gegen sie selbst gekehrt; und indem sie die Linie durch ihr verführendes Beispiel demoralisirte, und mit der Disciplin und dem Geiste des Gehorsams auch diese Stütze der gesetzlichen Ordnung gegen die revoltirende Macht der Massen zerbrachen, gaben sie sich und ihr constitutionelles Königthum, ohne es zu wissen und zu wollen, dem souverainen Willen des aufrührerischen Haufens, wie er aus Arbeitern, Studenten, Gamins und Abentheurern bestand, vollkommen preis, sobald der Kampf sich auf's neue entzündete.

Man könnte sich über eine solche Kurzsichtigkeit wundern, hätten wir in Deutschland, trotz unserm besonneneren, gemäßigteren, vorsichtigeren und nüchternen Charakter, in den letzten Jahren bis zu den jüngsten Wochen hin, nicht ganz dasselbe gesehen. Die historisch-politischen Blätter haben zum öfteren ihre Leser warnend darauf aufmerksam gemacht, wie zahllos auch bei uns die Adepten jenes gedankenlosen Liberalismus sind, der bei reichbesetzter Tafel und echtem Champagner darüber lacht, wenn jede göttliche und menschliche Autorität dem Hohn

und Spott preisgegeben wird, und der es als einen Fortschritt der Aufklärung der mündig gewordenen Menschheit ansieht, wenn eine zügellose Presse die Grundlagen jeder gesellschaftlichen Ordnung, Religiosität, Sittlichkeit und Gesetzlichkeit fort und fort unterwühlt. Denn daß Ordnung und Bestand aller Gesellschaft auf Gesetzlichkeit, Gesetzlichkeit auf Sittlichkeit, Sittlichkeit auf Religion als ihrem letzten Grunde ruht, und daß alle Rechte in solidarischem Verbande stehen und ihre Heilighaltung ein seidener Faden ist, der alle gleichmäßig umgibt, das verlacht diese Staatsweisheit als ein Ammenvorurtheil. Wird die Kirche geknechtet und geplündert, wird der Adel selbst in seinem privatrechtlichen Besitz beraubt, so gewahren sie darin keine Gefährdung des eigenen Rechtes und Besitzes; es ist ja nur ein Schlag, der die ihnen verhaßte Hierarchie und Aristokratie trifft. Sie sehen lachend zu, wenn aufgehetzte Buben und trunkenes Gesindel die Häuser der Jesuiten, der Redemtoristen und Redemtoristinnen stürmen und plündern; ja sie rühmen es als einen Fortschritt der religiösen Freiheit, wenn eine schwache, rathlose Regierung hintendrein, statt, wie es ihre constitutionelle Pflicht forderte, die Angegriffenen zu schützen, der brutalen Gewaltthat gegen die Verfolgten als Unruhestifter und von der Intelligenz Geächtete ihre Sanction ertheilt. Sie lassen das Christenthum verhöhnen und verspotten, und es in jeder freien Lebensregung verfolgen, fordern aber vollkommene Emancipation der Juden und Bestellung der Ministerien mit Sectirern und Atheisten, und während die Monarchie in Trümmer zu fallen droht, vergnügen sie sich mit Katzenmusiken vor den Hôtels von Bischöfen oder Ministern. Auch dagegen haben sie nichts, daß man die Lehren von Strauß, von Feuerbach und Bruno Bauer zu gemeinnütziger Verbreitung popularisirt; denn sie meinen, es verschlage für die bürgerliche Ordnung gar wenig, wenn man dem Volke den „alten Aberglauben" benehme, als gebe es eine Sünde und eine Vorsehung und einen ewigen Richter, der das Gute belohne und das Böse bestrafe. Die grauenvollste Verwilderung der Geister durch einen Unglauben, der

die Seele nicht nur von Gott entfremdet, sondern sie mit Haß gegen ihn und alles Höhere und Ewige erfüllt, macht ihnen eben so wenig Sorge. Und wenn atheistische Communisten die zügelloseste, eigensüchtigste Genußsucht, die Emancipation des Fleisches und aller Leidenschaften, Diebstahl und Unzucht proclamiren, und im Herzen des Proletariers jeden Funken von Ehrfurcht vor einer geistlichen und weltlichen Obrigkeit austilgen, und dafür das Feuer der Begierlichkeit nach allen verbotenen Gütern anzünden, so stört es sie in ihren Gedanken von dem fortschreitenden Geiste der Zeit nicht. Erscheint nun endlich der Tag, wo die reichlich ausgestreute und sorglich gepflegte Giftsaat ihre Früchte trägt, gehen die Wogen der Volksempörung höher und höher, und erfolgt ein Dammbruch, dann halten sie sich schlau im Hintergrunde; sie sehen mit Wohlgefallen, wie die Schusterbuben das Pflaster aufreißen; sie lassen Gesellen und Studenten Barricaden errichten, und die Wachtposten so lange erstürmen und legen auch wohl selbst mit Hand an, bis jede Autorität gebrochen ist, und die Staatsgewalt sich willig zeigt, in alle Forderungen, auch die ungerechtesten und verderblichsten, einzuwilligen: da treten sie dann hervor, um als lachende Erben die leeren Stühle einzunehmen, und die glorreichen Errungenschaften des Volkssieges sich zuzueignen. Daß indessen der aufrührerische Haufe, hat er einmal seine Kraft kennen und sich über die Gesetze hinwegsetzen gelernt, sich nicht mit leeren Phrasen und liberalen Schlagwörtern, mit Ministerwechsel und Kammerauflösung und sonstigen politischen Decorationsveränderungen werde abspeisen lassen, daß auch er die unverzügliche Gewährung seiner Forderungen, selbst der unmöglichen, verlangen, oder ihnen thun, wie sie den Vorgängern gethan, und das ganze Staatsgebäude über den Haufen stürzen werde — das galt ihnen noch bis vor ganz kurzer Zeit als krankhafte Schwarzseherei ultramontaner Finsterlinge, die Gott weiß zu welchen reactionären Zwecken den mündig gewordenen liberalen Menschenkindern nur bange machen wollten. Dieser kurzsichtige Liberalismus der gebildeten Mittelklassen

bei uns wandte sich daher stets mit mitleidigem Lächeln von einem solchen Unglückspropheten ab: das ganze zeitungsschreibende Judenthum und das schriftstellernde Proletariat verfolgte ihn als einen Hochverräther an der Aufklärung des Jahrhunderts. Nicht viel besser auch wäre es wohl am Abend des 23. Februars dem ergangen, der den unter Jubel und Gesang heimkehrenden Pariser Nationalgardisten vorausgesagt hätte, welches Schicksal ihrer und Frankreichs nach kaum vierundzwanzig Stunden harre.

So sehr suchten die ruhe- und ordnungsliebenden Pariser Bürger sich den Gedanken fern zu halten, als sei nicht Alles glücklich beendigt, daß sie ihre Häuser, statt der zerbrochenen Laternen, von oben bis unten auf das glänzendste illuminirten; die, welche sich in dieser Freudensbezeugung säumig zeigten, wurden von den herumziehenden Volkshaufen dazu genöthigt: ein bedeutsamer Fingerzeig, wer bereits gebiete. Bunte Lampen brannten vor den Theatern, den Kaffees und den Restaurationen. Und wer diesen feenhaften Anblick vor sich hatte, die unabsehbaren Straßen und Boulevards mit ihren tausenden und tausenden von flammenden und flimmernden Lichtern und Lichtchen; diese zahllose, in trunkenem Jubel unter Tanz und Gesang, mit lodernden Fackeln hin und her wogende Volksmasse; wie Soldaten und Bürger, Frauen, Kinder und Greise sich umarmten, einander glücklich priesen wegen der nun beginnenden goldenen Zeit, und wie ihr Vive la Réforme! vieltausendstimmig mit der Marseillaise und dem Girondistenlied abwechselte — wer hätte da auch denken sollen, daß der Sturm der Revolution die Monarchie so bald von dem Boden Frankreichs hinwegwehen würde! Das System der Corruption, so meinten die Jubelnden, sei gefallen, und das Zeitalter der Freiheit und der Tugend angebrochen.

Die Pariser der eleganten und wohlhabenden Stadttheile bedachten indessen nicht, daß der Funke der Empörung, der in die seit lange angehäufte Zündmasse gefallen, waren auch für den Augenblick die Flammen scheinbar erloschen, dennoch in der

Tiefe verborgen fortbrannte; denn während der Theil der Stadt, wo die vermögliche Bourgoisie wohnt, in blendendem Glanze strahlte, standen in den düsteren, abgeschiedenen Theilen die Barricaden noch immer, und die erzürnten Erdgeister, die aus ihren Schlupfwinkeln hervorgekrochen waren, ließen sich in ihrem drohenden Beginnen nicht stören. Die finsteren Gesichter der arbeitenden Klassen in den Quartieren St. Denis und St. Martin, die gegen die ausgelassene Freude der erleuchteten Stadttheile so schmerzlich und beunruhigend abstachen, deuteten auf einen neuen Ausbruch des alten Vulkans. Während dort die übermüthige Menge vor dem Hause Rothschild's erschien, und den reichen Banquier und seinen Neffen nöthigte, auf dem Balkon zu erscheinen und in den Ruf: Vive la Réforme einzustimmen, und das Hôtel zu erleuchten, brachte hier im Gebiet der unteren Klassen die Botschaft von dem Ministerwechsel keineswegs die gleiche Veränderung in der Stimmung des Volkes hervor.

Was hatten sie auch nach der Gesinnung, die sie sich in den geheimen Vereinen und durch die Bemühungen der Presse gebildet, von einem Ministerium Mole zu erwarten? Mole und die Collegen, die mit ihm genannt wurden, galten ihnen nicht als die Führer der Opposition gegen die bestehende Ordnung der Dinge; was sollte ihnen überhaupt ein Ministerwechsel, der ihnen nicht mehr Brod und kürzere Arbeitszeit versprach und Waffen, um die Reichen und Besitzenden auch einmal unter ihre Botmäßigkeit zu bringen.

Drohende Rufe, die gegen das Freudenfest protestirten, ließen sich darum hier zuerst in der Abendzeit gegen König und Königthum vernehmen; die Läden blieben geschlossen; die Barricaden hinwegzuräumen, daran dachten sie nicht; sie benutzten vielmehr die Kampfruhe und den Freudentaumel der sorglosen Bourgoisie, um sich mit Lebensmitteln und Munition für die Erneuerung des Kampfes zu versehen, und ihre Verschanzungen zahlreicher und fester zu machen. Niemand wagte es, sich dem zu widersetzen. Die Kunde, welche anderwärts einen Freuden-

rausch hervorzurufen, galt hier schon als „ungenügend" und „zu spät!" Ausdrücke, die bald als immer wiederkehrende eine klassische Bedeutung durch Europa hindurch erhalten sollten.

Was der vermögenden Bourgoisie als das Ende des Kampfes geschienen, das galt dem Proletariat einzig als der Anfang des Sieges; diesen Sinn nur hatte es, wenn auch seine Haufen jubelten und die Bürger zur Beleuchtung zwangen.

So fehlte es nur an einer Gelegenheit zu neuer Reibung, um die Mine auffliegen zu machen, und diese konnte bei der aufgeregten Stimmung der Haufen, in welche der alte revolutionäre Bacchantengeist der Tage von 1790 gefahren war, nicht ausbleiben. Freilich mochten sich die heimkehrenden Nationalgardisten damit trösten, diese wildbegeisterten Züge, wie sie jenen unheimlichen, finsteren Quartieren entsteigend, bis zu den Tuilerien und dem Vendomeplatz dahinstürmten, und mit kampfmuthigem Trotze, gleich Schaaren drohender Geister einer anderen, längst vergangenen Zeit blutigen Andenkens, die Straßen durchjubelten und durchtobten, und wie ein Zug dem andern folgte, sie seien nichts anderes, als die finsteren, herumirrenden Wolken, die sich nach dem glücklich überstandenen Gewitter allmählig zerstreuen und in der Ruhe der Nacht verschwinden würden.

So kam um acht Uhr ein Trupp von etwa achthundert jungen Leuten, meist in Blousen, durch das Quartier des Palais Royal und die Rue Richelieu gezogen, voran ein hochgewachsener junger Mann, in guter Kleidung, entblößten Hauptes, den blanken Degen in der Hand, hinter ihm, im ersten Gliede, eine dreifarbige Fahne von ziemlich lumpigem Aussehen. Sie schrieen: hoch die Reform! und ließen auch die Linie leben, wenn sie an einem Posten vorbeikamen. Gerüchte, die blitzschnell von Mund zu Mund liefen, steigerten die aufgereizte Menge immer auf's Neue. Es hieß jetzt: man schlage sich an der Polizeipräfectur um Befreiung der Verhafteten; die Municipalgarde habe das mit Nationalgardisten der zwölften Legion

gemischte Volk mit Flintenschüssen zurückgewiesen, und das Volk habe die Kugeln mit Kugeln erwidert.

Um ein Viertel über acht Uhr naht schon wieder ein Haufe aus dem Inneren der Stadt gegen das Palais Royal und die Tuilerien, zum Theil Fackeln tragend, die Marseillaise singend, in welche sich der schrillende Ton einer schlechtgeblasenen Trompete mischt. Aufgestellte Posten der Linie halten sie von den Tuilerien zurück. Auf dem Platze des Palais Royal, vor welchem die Rue St. Honoré vorüberzieht, scheint es einen Augenblick, als ob sie den dortigen Posten der Municipalgarde angreifen wollen; zum Glück aber hatte sie ihn der Linie abgetreten, und diese läßt der Haufe mit donnerndem Jubel hoch leben.

Gegen halb zehn Uhr bewegt sich ein dritter Zug von der Bastille nach der Madeleine herab. Es ist eine dichte bunte Menge, Männer aus dem Volke, junge Leute von Stand und Studenten, Nationalgardisten und Offiziere, und mit ihnen untermischt Soldaten und Offiziere der Linie. So ziehen sie, ihre Führer und ihre Fackelträger voran, singend und jubelnd und unter den gewöhnlichen Rufen für die Reform und gegen Guizot vor das Bureau des „National", dem sie ein Hoch ausbringen, während eine Abtheilung sich nach dem Bureau der „Reforme" wendet, wo Ledru-Rollin und der Pair d'Alton Shee eine Anrede an sie hält.

Jetzt wälzt sich der Hauptzug von dem Boulevard gegen das Ministerium des Aeußeren in der Rue des Capucines, um dem gestürzten Minister zum Abschied ein Charivari zu bringen. Die Linientruppen, die das Innere des Ministeriums besetzt halten, und denen noch kein Befehl zugekommen ist, ihren Posten zu verlassen, fürchten, der tobende Haufe habe es auf einen Angriff gegen das verhaßteste aller Ministerien abgesehen. Das Thor öffnet sich plötzlich vor der erstaunten Menge, und zwei Bataillone stellen sich längst der Façade in Schlachtlinie auf, und sperren der Volksfluth das Vordringen. Rufe des Erstaunens, und ohne Zweifel auch des drohenden Zor-

nes, entfahren zuerst dem leicht entflammbaren Volke. Einer der Wortführer an der Spitze der Masse will dem Kommandanten der Linie vorstellen, daß der Zug unbewaffnet sei, daß er hier, wie anderwärts, nur rufen uud weiter ziehen wolle. Unterdessen aber wird der Andrang der gehemmten, aufgeregten Menge immer ungestümer, die verblüfften Soldaten trauen ihrer Absicht nicht, sie sehen sich bedroht: da fällt unversehens ein erster Schuß, ihm folgt ein Pelotonfeuer der Linie anf den zusammengeballten Menschenknäuel, der dicht vor den Läufen ihrer Flinten steht. Jede Kugel muß treffen; die Opfer, die eben noch Arm in Arm gesungen und gejubelt, stürzen todt oder verwundet, die Kugel in ihrer Brust, mitten in ihrem Freudentaumel röchelnd und wimmernd auf das kalte Pflaster nieder. Die Menge weicht, von Entsetzen und Wuth erfüllt, unter furchtbarem Rachegeschrei zurück nach dem Boulevard des Italiens, und hier nach allen Seiten auseinanderstiebend, theilt sich mit Blitzesschnelle der zündende Funke ihres Grimmes dem Volke der großen Weltstadt bis in die fernsten Winkel mit, also daß in Kurzem das Feuer der kaum gedämpften Empörung wieder zum furchtbaren Brande auflodert, der nach wenig Stunden den alten Bürgerkönig und seine Monarchie verschlingen sollte.

Halten wir hier einen Augenblick inne und fragen wir: war jener erste Schuß von unbekannter Hand und das ihm folgende Pelotonfeuer die Ursache der verhängnißvollen Ereignisse, die bald die Gestalt Europas von unterst zu oberst kehren sollten? nur ein Kurzsichtiger kann diese Frage bejahen. Louis Philipp, der unverantwortliche König der Charte des Julius, war an diesem Pelotonfeuer so unschuldig, wie Heinrich V. an den Ordonnanzen Karls X. Auch von seinem verantwortlichen Minister Guizot war der Befehl dazu nicht ausgegangen. Wäre die Stimme des Rechtes und des Gesetzes nicht von dem leidenschaftlichen Grimme der seit Jahren in jeder Weise aufgereizten und aufgestachelten Menge übertäubt worden, so war Niemand als der Offizier, der diesen

Befehl ertheilt, festzunehmen und zur Rechenschaft zu ziehen. Doch Recht und Gesetz hatten ihre Bedeutung in dem Herzen eines Volkes verloren, das sich, und leider nicht ganz ohne Ursache, daran gewöhnt hatte, in seiner Regierung und den höhern Ständen nichts als den Abgrund aller Immoralität und Corruption zu erblicken. Nach ihm konnte hier kein unseliger Zufall walten; offenbar war es nur ein verrätherischer Hinterhalt, den ihm die Reaction gelegt, und Niemand anders als der verhaßte Guizot oder Bugeaud konnte den blutigen Mordbefehl gegen waffenlose Bürger in ihrer harmlosen Freude gegeben haben. Zu den Waffen! Zu den Waffen! Rächen wir den Verrath, rächen wir unsere ermordeten Brüder! war daher der Ruf, der unwillkührlich dem haßentflammten Herzen der Menge entfuhr, und von nun an die nächtlichen Straßen der Stadt, die noch eben erst den Jubel über die Reformen gehört, von den Tuilerien bis in die entferntesten Winkel der Vorstädte erfüllte.

Seit dieser Katastrophe nahm der Kampf einen andern Charakter an. Was zuerst eine politische Demonstration gewesen, was dann die Gestalt einer Emeute angenommen und sich mit der steigenden Aufregung in einen Aufstand verwandelt, das schlug jetzt in eine wahre Revolution über, die siegen mußte, weil die Nationalgarde mit der Emeute fraternisirt, und mit ihr verbündet die Linie demoralisirt und die Municipalgarde entwaffnet hatte, so daß also die Regierung wehrlos dem Sturm auf die bürgerliche Gesellschaft gegenüber stand.

Kein Zweifel jedoch, daß nicht sowohl die Massen oder das Volk, als vielmehr die Leiter und Führer der geheimen Gesellschaften, die Wühler, Hetzer und Treiber, die hinter diesen Massen standen und seit lange den Boden unterminirt, den Ausschlag zu solcher Wendung auch dießmal gaben, wie sie es so oft in den entscheidenden blutigsten Augenblicken der ersten Revolution gethan. Den ersten Tag hatten sie ziemlich hoffnungslos, ja besorgt dem planlosen Treiben zugesehen; den Ausgang fürchtend, suchten sie sich den Rücken zu decken; sie

Schuld war ihnen noch getheilt; Aufhören des Zwistes, Herstellung der Ordnung und des Gesetzes ihre erste Forderung; nur die gesetzlichen Gewalten, nicht die Waffen, sollten die Streitfragen entscheiden. Kein Wort von Umsturz der Monarchie. Der zweite Tag hatte ihre Erwartungen schon höher gesteigert; Blut war geflossen, die Meuterei hatte gesiegt und Concessionen ertrotzt, das Proletariat hatte von den Nationalgarden und der Linie Waffen erhalten und aus den Waffenläden und den Privathäusern genommen. Mit stolzem Selbstgefühl sahen sie daher auf diesen Volkssieg zurück, der ihnen eine democratische Erweiterung der Institutionen der constitutionellen Monarchie verbürgte, aber Alles noch im Wege der bestehenden Ordnung, noch immer kein Wort von Umsturz; noch gingen ihre Hoffnungen nicht weiter als bis zum Sturz des Ministeriums und der Auflösung der Kammer zur Verwirklichung der Reformen. Wohl sprachen sie wenn auch drohender siegestrunkener; der National sagte: wenn das Pariser Volk sich anschickt Geschichte zu machen, liefert es in einigen Stunden Stoff für ganze Bände; doch als die Studenten in den Bureaux der Oppositionsjournale, des National und der Reforme, sich Rath wegen ihrer Haltung holten, ermahnten die Redactoren sie zum ruhigen Festhalten an den Mitteln der gesetzlichen Opposition. Allein jetzt, den 23. um halb zehn Uhr Abends, konnte ihren scharfen Späheraugen unmöglich die furchtbare Wirkung entgangen seyn, welche die blutigen Leichen vor dem Ministerium des Aeußeren auf die Stimmung des Volkes gemacht. Nun war Alles geändert. Von dem Gesetze und den gesetzlichen Mitteln war jetzt, da die Revolution Aussicht auf Erfolg gewonnen, nicht weiter die Rede. Sie athmeten nur Blut und Rache, und statt die aufbrausende Volkswuth zu beruhigen und die Gemüther zur Versöhnung zu stimmen, um die in Aussicht gestellten Reformen auf friedlichem Wege zu verwirklichen, galt es nun vielmehr einzig den lodernden Zorn des Volkes mit allen Mitteln einer infernalen Demagogie zu fanatisiren, um aus dem Aufstand einen Kampf auf Leben und Tod zur Vernichtung der

constitutionellen Monarchie zu machen. Denn wie überall, so lassen sich auch in Paris die Massen, während die sogenannten wohlgesinnten Bürger mit gutmüthiger, furchtsamer Energielosigkeit zusehen, von einer kleinen Schaar entschlossener und schlauer Führer, die ihres Zieles gar wohl bewußt sind, als blinde Werkzeuge leiten. Der Hunger, die Arbeitslosigkeit und die wirkliche Noth von Vielen, der übermüthige, leicht erregbare Trotz, die immer wache Begierlichkeit und der Neid von Mehreren und die leichtgläubige Unerfahrenheit und Arglosigkeit der Meisten in den unteren Volksklassen sind die Hebel, welche jene desperaten Führer der Volksbewegungen, die kein Mittel scheuen, aus langer Erfahrung meisterlich zu handhaben wissen. Wie man daher später in Erfahrung gebracht, daß sie sich schon an dem ersten Tage verkleidet in der Uniform der Nationalgarde unter diese gemischt und die Meuterei durch ihre verführerischen Rufe begonnen, so waren auch sie es ohne Zweifel, die jetzt mit ausgesuchter Kunst das Blut der gefallenen Opfer auszubeuten wußten und den lechzenden Rachedurst des Volkes aufpeitschten.

Die Verwundeten wurden nach den Spitälern und in die benachbarten Häuser gebracht, die Todten aber auf Bahren gelegt und zur Schau bei Fackelschein durch die Straßen geführt. Wo der blutige Wagen erschien, da entflammte der Anblick der Leichen den Zorn des Volkes; es verlangte nur nach Rache, nach Waffen und Kampf. Auch hier begegnen wir wieder den Leitern der Oppositionspresse, die das Feuer schüren. An das Bureau der „Reforme", erzählt ein Bericht, brachte man zwei Wagen voll Todte, und der Redakteur des „National" stand auf einem andern mit Leichen beladenen Wagen, und haranguirte auf den Boulevards das Volk. So wechselt wieder die ganze Scene. Mit verdoppelter Thätigkeit beginnt ein Hacken und Hämmern und Zimmern zur Errichtung von Barricaden; in allen Quartieren ruft der Generalmarsch die Mannschaft unter die Waffen; von den Thürmen von Notre Dame, zu

denen sie sich den Zutritt erzwungen, so wie von mehreren anderen Kirchen erdröhnen die Sturmglocken weit in die Runde.

Schon um eilf Uhr schien es, als ob die gesetzliche Regierung nicht mehr bestehe; alle Gewalt war bei den Massen und ihren Führern; mehr als fünfzig Barricaden standen bereits in den Straßen Transnonain, Rambuteau, St. Denis, St. Martin, beim Temple, in der Cite, im Quartier der Hallen und auf dem Greveplatz. So nahte mit der Mitternachtsstunde der letzte Tag der Monarchie Louis Philipps heran. Ein großer Theil des Volkes begab sich nicht zur Ruhe, sondern harrte gerüstet des entscheidenden Kampfes für den Morgen. Das war die neue große Veränderung, welche der glänzenden Beleuchtung des wohlhabenden Paris gefolgt war; statt der Bourgeoisie und der Nationalgarde stand jetzt das Proletariat auf dem Kampfplatz, und die Reformen, mit denen es Frankreich und Europa bedroht, galten der ganzen monarchischen und gesellschaftlichen Ordnung: Monarchie oder Republik lautete die Parole des neuen Tages.

Hören wir, wie ein Augenzeuge (Allg. Zeit. Num. 60, S. 946) die Scenen schildert, die Paris zwischen der Katastrophe des Abends und dem letzten Morgen seiner constitutionellen Monarchie in der Nacht vom 23. auf den 24. darbot:

„Gegen Mitternacht kam ich durch die Rue Montmartre nach dem Boulevard gleichen Namens. Hinter mir, von der Gegend des Hôtel de Ville her, wie mir dünkte, hallte dumpf die Sturmglocke, vor mir ein ordnungslos wandelnder Zug, der einem Wagen mit zwei Pferden folgte. Die Führer des Wagens, der ein flacher Packkarren der Eilwagenanstalt war, saßen zu Pferde, der Karren ging im Schritt mit düstern Fackeln umgeben, und bei seinem Herannahen entblößten alle Umstehenden das Haupt: es waren die Todten, die von ihren Kameraden nach dem Hôtel de Ville gebracht wurden. Ich berichte mit dürren, kalten Worten; der Eindruck war unbeschreiblich. Also Barricaden und Todte um diese Stunde! Also dauert der Kampf fort, also war der Jubel dieses Nach-

mittags nicht das fröhliche Ende der Bewegung? Damit stehen Sie mitten in dem Drama, das sich eben blutiger als je entfaltet, und das bereits zahlreiche Opfer gefordert hat. In dieser Stunde knarrt und schallt es um uns her, die Barricaden entstehen wie von Zauberhand, ihre Zahl mag bereits einige Hundert übersteigen, und das Blut fließt."

„Während ich nach Mitternacht über den Boulevard Montmartre und Bonne Nouvelle ging, sah und hörte ich, wie die Barricaden in der Straße Montmartre, in der Rue Jocquelet, auf dem Boulevard Montmartre selbst, am Eingang der Vorstadt Montmartre und der Rue Bergère errichtet wurden; andere in den Straßen Vivienne und Richelieu und allen angränzenden; Wagen, Balken, Steine, Eisen, Geländer und Thore, Alles und Jegliches wurde dazu verwandt, und ich konnte mit eigenen Augen gewahren, was man die harten Zähne des Pariser Volkes nennt. In einem Nu war z. B. vor dem Hôtel der Familie Delessert, in der Rue Montmartre, die schwereiserne Einfassung des Eingangsthores zerbrochen, als ob es Glas wäre; zwei Wagen, die gerade vorbeifuhren, stürzte man um, das Pflaster ward aufgerissen, und ehe fünf Minuten vergingen, hatte das Ding schon ein Aussehen. Eine Patrouille der Nationalgarde kam hinzu, der Offizier näherte sich den Werkmeistern, und redete ihnen mit freundlichen Worten zu, aber sie erwiederten ihm: on assassine le peuple, il faut le venger! Gleichwohl ließen sie es zu, daß man die Wagen wieder aufstellte, und die Kutscher glaubten schon, daß sie mit geretteter Habe abziehen könnten. Unterdessen aber hatte sich die Patrouille entfernt, offenbar wollte sie keinen Kampf, und alsbald lagen die Wagen wieder auf der Flanke. Beinahe in demselben Augenblicke sah ich einige Liniensoldaten in kläglichem Zustand, man hatte ihnen glimflich ihre Musketen und ihre Munition genommen, und sagte ihnen mit wohlwollender Beschwichtigung: **allez, allez, camarades, tranquillement chez vous, voilà votre chemin!** Und sie gingen."

„Welche Nacht! Wenig Schlaf oder gar keinen; bis ge-

gen zwei Uhr ein unterbrochenes Gewehrfeuer nach der Ri
tung der Bastille und des Marais; dabei das unausgesetzt
Hämmern, Fügen, Befestigen der Barricaden, und mitten
unter das lustige, leichte Lachen der jungen Männer, die
dem Tage einem frischen Kampfe entgegensahen. Die St
glocke tönte nicht mehr gegen Morgen, dagegen mehrere n
genährte Pelotonfeuer, denen einzelne abgebrochene Sch
vorausgingen und folgten. Alle Häuser geschlossen, keine N
rungsmittel zu haben, die Bäckerläden belagert, man
selbst den Haushaltungen nur ein Brod; bei den Fleisch
gar nichts. Bei Tagesanbruch Generalmarsch, ich denke,
ist die Nationalgarde; es ist ein junger Mensch aus dem
mit einer Linientrommel, der die Nachbarstraßen durch
und die Gleichgesinnten zum gemeinschaftlichen Tagewerk
Hier einer mit einer Muskete, dort einer mit Brecheisen,
Wein, mit Brod, die Thätigkeit ist überall und unausg
Woher kamen die Waffen! Der Felddienst scheint eingeri
wie er es gestern Abend schon in dem Umkreis der Rue T
nonain war, wo jede Straße ihre Vorposten und ihr Losu
wort hatte, wo man von Haus zu Haus ging mit der
chen aber nachdrücklichen Frage: Habt ihr Waffen? Geb
und alsbald mit Kreide auf die Thüre schrieb: Hier sin
Waffen bereits abgeliefert."

Sehen wir nach diesen nächtlichen Wanderungen auf
Kampfplatz, was sich unterdessen in der Residenz beg
Nachdem wir gesehen, wie die Pariser Bourgoisie, sie die
ten in der Bewegung stand, die drohende Gefahr so ganz
kannte, darf es uns da Wunder nehmen, wenn ihr alter
nig in seinen Tuilerien sich mit den gleichen Illusionen sch
chelte, und im Vertrauen auf seine Kammermajorität, auf
Kavallerie, Infanterie und Artillerie, und vor Allem auf
conservativen Instinkt der Nationalgarde seinen constitution
Thron hinlänglich gesichert hielt, und daher ruhig in sei
politischen Schachspiel fortfuhr. Sein Ministerium Guizot
ihm geschlagen, somit hatte er um Mittag Mole zur Deck

des Verlustes vorrücken lassen. Mole hatte ihm als Glieder des neuen Kabinetes Dufaure, Vivien, Passy, den General Oudinot, Billault, Lanyer, Gouin und Tocqueville vorgeschlagen. Der König hatte diese Liste angenommen. Mole machte sich nun als künftiger Präsident des Conseils während des Abends auf den Weg, die Vorgeschlagenen zur Annahme ihrer Portefeuilles zu bewegen. Die Aussichten waren nicht sehr lockend. Sie zögerten, sie begehrten Bedenkzeit, um mit ihren Freunden sich zu berathen; sie wollten erst sehen, ob die öffentliche Meinung ihren Beifall einem Ministerium Mole schenken würde. Durch ein unglückliches Versehen war indessen die Anzeige von der Entlassung Guizots und der Bildung eines neuen Ministeriums unter Mole im Moniteur des Abends versäumt worden, während derselbe die Ernennung des wenig beliebten und sehr gefürchteten Marschals Bugeaud zum Oberbefehlshaber der in Paris vereinigten militärischen Streitkräfte brachte. Bugeaud war noch auf Andringen Guizots in der Absicht, energische Maßregeln zu ergreifen, ernannt worden; Mole dagegen hatte dessen Entlassung durchgesetzt; in der Verwirrung jedoch erschien nur jene Ernennung im Moniteur, was die aufgeregten Gemüther mit neuem Mißtrauen an der Aufrichtigkeit des Systemswechsels erfüllte und gewiß zu den giftigsten Verdächtigungen gegen die Treulosigkeit Louis Philipps von den Aufhetzern benutzt wurde. Nun traf noch zu ihrer scheinbaren Bestätigung die Katastrophe vor dem Ministerium des Aeußern wie ein furchtbarer Wetterschlag ein, der die Hoffnungen eines Ministeriums Mole gleichfalls vernichtete. So hatte der alte constitutionelle Schachspieler abermals eine Reihe von Figuren verloren; allein noch immer hielt er seinen Thron und das Geschick seiner Dynastie nicht ernstlich gefährdet. Hatte ja auch er, wenn er an die Fenster seines Schlosses trat, die glänzende Beleuchtung sehen können, die ihm der angekündigte Ministerwechsel eingebracht. Als ihm daher von solchen, die ängstlicher oder vorsichtiger das nahende Geschick ahnten, der Vorschlag gemacht wurde, die Kostbarkeiten zusammenzupacken

und die königliche Familie nach Brüssel in Sicherheit zu bringen, blieb sein Vertrauen gegen alle Warnungen unerschüttert.

Mole als zu conservativ war dem stürmischen Cavall der wachsenden Empörung erlegen, eine radikalere Figur mit ihren Gesinnungsgenossen mußte darum von Seiten des Königs gezogen werden. Er glaubte in dem kleinen Provenzalen, dem Kammer-Napoleon Thiers, den rechten Mann gefunden zu haben, wie ihn das politische Unwetter erfordere. Der kleine Thiers erschien mitten in der Nacht, er, der sich aus der armen Dachstube des Feuilletonisten zum Fauteuil eines Ministerpräsidenten emporgeschwungen, er, der die Geschichte der ersten Revolution geschrieben und im Namen der zweiten schon einmal Europa den Handschuh hingeworfen, auch er verkannte die unheilvolle Constellation der Gestirne, die in dieser Nacht über Paris und dem Hause Orleans stand, auch er meinte, gleich dem Meister des Juste Milieu, er sei der rechte Mann, das Unheil zu beschwören, und nahm daher die angebotene Präsidentschaft des Conseils an, unter der Bedingung jedoch, daß seine Position durch den Eintritt von Odilon Barrot, Duvergier de Hauranne, Remusat und General Lamoriciere in das künftige Kabinet verstärkt werde. Die Forderung war, nachdem noch eben erst ein Ministerium Guizot eine so compakte Majorität in der Bankettfrage für sich gehabt, wohl eine starke; allein der Sohn von Louis Philipp Egalité, der härteren Wechsel des Schicksals von früh auf schon erfahren, wußte sich in das Unvermeidliche zu finden, er willigte ein. Auch Odilon Barrot nahm, wie Thiers, das angebotene Portefeuille an.

Somit war das Spiel wieder aufgestellt, die Chefs der Opposition hatten sich der Stühle der gestürzten Minister bemächtigt, und sie rüsteten sich nun ihrer Seits, den Dämon der Revolution von dieser glücklichen Veränderung in Kenntniß zu setzen und ihn in freundschaftlicher Weise zu bedeuten, daß er sich nun bis auf Weiteres wieder zur Ruhe begeben könne. Wer konnte auch zweifeln, daß der alte feuerschnaubende Cyclope

seinem beredsamen Geschichtschreiber, der ihm so vieles zum Ruhme nachgesagt, diesen kleinen Gefallen verweigern würde. Louis Philipp gab sich dieser tröstlichen Hoffnung hin, er dachte an nichts weniger als an Rettung der Seinigen, und so brach nach einer langen, unruhvollen, kampferfüllten Nacht endlich der Morgen des 24. Februars heran.

Wie aber hatte sich der Anblick von Paris geändert, als seine Straßen und Plätze allgemach aus dem Dunkel der Nacht an das Licht des Tages traten! Ein Volk in Waffen und eine Stadt, wo Aeußeres Luxus und Reichthum, Handel und Industrie verkündete, in einen großen befestigten Waffenplatz wie durch Zauber umgewandelt! Alle Straßen von dem Boulevard des Italiens bis zur Pforte von St. Denis durch mächtige Barricaden gesperrt, die das Volk in der Nacht aus dem Straßenpflaster, den umgestürzten Wagen und Karren errichtet; alle Bäume des Boulevard gefällt, alle Säulen und Pfosten ausgerissen, alle Bänke abgebrochen. Wo die Straße St. Denis beginnt, sperrte eine Barricade fast wie ein Wall die ganze Breite des Boulevard, während der Eingang der Straße selbst durch eine noch höhere und festere geschlossen war; und so erhob sich eine Barricade hinter der andern den Bouleward entlang bis zur Bastille und auf beiden Seiten der Porte St. Denis bis zur Chapelle und weiter hinab zu dem Flußufer. Ebenso war der Eingang in alle angränzende Straßen durch zahlreiche Barricaden gesperrt.

Zwar hatten die Truppen seit Anbruch des Tages auf den Boulevards und den Zugängen der Quartiere St. Denis und St. Martin Fuß gefaßt; aber war ihre Haltung schon an den ersten Tagen eine unschlüßige und zuwartende gewesen, so war sie jetzt, nach den schwankenden sich widersprechenden Maßregeln und Befehlen der Regierung und den ihr von der Nationalgarde abgetrotzten Concessionen, vollends ohne Verlaß und moralischen Halt diesem wuthentflammten Volke gegenüber, das nichts unterließ die Empfindungen empörter Rache auch seinen Brüdern mitzutheilen. Die Soldaten beobachteten ein [illegible]

Schweigen; ihr Widerwille von ihren Waffen Gebrauch machen zu müssen, ihre Besorgniß vor dem entscheidenden Augenblick, der von ihnen die Wahl zwischen ihrer Pflicht und ihrer Sympathie forderte, drückte sich in ihrer Miene und ihrer ganzen Haltung nur zu deutlich aus. Ungestört ließen sie daher das Volk sich verbarricadiren und zum Kampfe rüsten. Seine Führer dagegen, die an den früheren Tagen nicht gewagt offen aufzutreten, seit der Katastrophe am gestrigen Abend jedoch die republikanische Maske abgeworfen, und sich frank und frei an die Spitze gestellt, unterließen ihrer Seits nichts, das entflammte Volk zum Umsturz der monarchischen Ordnung zu fanatisiren. Auch sie waren trotz Louis Philipp wohl erfahren in allen Künsten des politischen Schachspieles, darum kam ihnen jetzt, nachdem zwei Ministerien dem Zauber ihrer Schlagwörter gefallen, Alles darauf an, nicht mit den Waffen, sondern durch neue Schlagworte und kunstgerechte Züge das Linienmilitär des Bürgerkönigs, das, wenn auch gelähmt und umgarnt, indessen noch immer seine Posten wenigstens passiv behauptete, vollends zu entwaffnen und kampfunfähig zu machen. In dieser Absicht erließ das demokratische Wahlcomite, das heißt die Leiter der republikanischen Faction, als erste Kundgebung der beginnenden Republik am Morgen des 24. eine wohlberechnete Proclamation zur Legalisirung der Revolution und Annullirung der constitutionellen Monarchie. Sie begann mit den bedeutsamen Worten: „Das Ministerium ist gestürzt, dieß ist gut!" und fuhr alsdann fort, wie dieß Ministerium gegen eine legale Manifestation eine Kriegsmacht aufgeboten, als stände der Feind in der Hauptstadt. „Ein heroisches Blut" hieß es weiter, „ist geflossen." Mit einer edlen Trauer hätten die Soldaten inne gehalten vor dem waffenlosen Volk, und dadurch ihre Rolle, die man ihnen aufgezwungen, mißbilligt, während anderer Seits die Nationalgarde sich entschieden für die Reformbewegung ausgesprochen. „Dem gemäß", so lauteten die Worte der Proclamation ferner, „schlagen die Mitglieder des demokratischen Wahlcomites folgende Petition allen Bürgern zur Unterzeichnung

vor: In Anbetracht, daß die Anwendung der Armee zur Unterdrückung bürgerlicher Unruhen eine Verletzung der Würde eines freien Volks und der Moralität der Armee selbst ist; ferner daß die Berufung auf die bloße Gewalt ein Verbrechen gegen das Recht ist; daß es ungerecht und barbarisch ist, Männer von Herz zu zwingen, zwischen ihrer Pflicht als Militär und denen als Bürger zu wählen; daß die Nationalgarde eigens dafür errichtet wurde um die Ruhe der Stadt zu schützen und die Freiheiten der Nation zu beschirmen; daß es ihr einzig zusteht eine Revolution von einer Emeute zu unterscheiden, verlangen die unterzeichneten Bürger, daß das gesammte Volk der Nationalgarde einverleibt werde (d. h. allgemeine Volksbewaffnung, in der Absicht dem Proletariat die Waffen in die Hand zu geben) sie verlangen, daß die Municipalgarde (die bis dahin das Proletariat im Zaume gehalten) aufgelöst werde; sie verlangen, daß ein gesetzlicher Beschluß darüber gefaßt werde, daß künftighin die Armee nie wieder zur Unterdrückung bürgerlicher Wirren verwendet werden dürfe." Unter den Namen der Unterzeichner dieser Proclamation, deren Inhalt bald einen so allgemeinen Nachhall in Europa finden sollte, stehen als Mitglieder des demokratischen Wahlcomites unter anderen: Louis Blanc, Martin von Straßburg, Goudchaux, Felix Pyat, Jules Bastide.

Mit je lauterem Beifall von Seiten des aufgeregten Volkes diese Proclamation aufgenommen wurde, welche offen die Souverainetät des mit der Nationalgarde verbundenen bewaffneten Proletariats verkündete, und von den bestehenden gesetzlichen Gewalten, dem König und seinen Ministern, den Kammern und den Gerichten gänzlich absah, um so schwerer mußte es den armen Soldaten in dieser Verwirrung aller Begriffe von Recht und Gesetz werden, ihre Pflicht zu thun. Standen sie ja jetzt nicht mehr einer Emeute, sondern einer „legitimen Revolution" gegenüber, die sie selbst, wenn sie sich ihr widersetzten, als Hochverräther an dem souverainen Volke mit Schmach und Unglück bedrohte; denn seit dem Blut von gestern Abend

trug Louis Philippe mit seiner Dynastie die Schuld von allem Elend, das auf dem Einzelnen und Ganzen lastete, und Frankreich konnte ihm nur dadurch entgehen, daß das souveraine Volk wieder in die Rechte seiner Souveränetät zurückkehre und sich selbst seine Verfassung in voller Selbstherrlichkeit gab: dazu aber bedürfe es vor Allem des Umsturzes des constitutionellen Thrones. Wehe also Jedem, der ihn zu vertheidigen wage! er verging sich an der selbstherrlichen Majestät des französischen Volkes, die einstweilen freilich nur durch einige Zeitungsschreiber und Demagogen an der Spitze aufrührerischer Arbeitermassen repräsentirt war. Frankreich selbst wußte nichts von dem, was die Pariser Volkstribunen mit ihren Blousenmännern in seinem Namen und auf seine Kosten decretirten.

So standen die Dinge gegen acht Uhr Morgens, als es den Chefs der Truppen endlich gelang, dieselben zum Angriff auf die Barricaden zu vermögen. Die Jäger von Vincennes, die Dragoner und die Jäger der Linie waren es, die den Kampf begannen, indem sie die Barricaden am Eingang der Vorstadt und des Boulevard St. Denis angriffen. Das Volk empfing trotzigen, hartnäckigen Muthes die wiederholten Angriffe der Jäger. Einige Barricaden wurden im Sturm genommen; das Volk seiner Seits ließ sich nicht zurückschrecken, es warf die Truppen, deren ungewisse Stimmung ihm nur zu gut bekannt war, wieder zurück, und bemächtigte sich der genommenen Positionen unter dem Gesang der Marseillaise und des Girondistenliedes auf's Neue. Während so der Kampf wieder begann, trat der ernste, verschlossene Herzog von Nemours mit sorgenvoller Miene an ein Fenster der Tuilerien. Er hatte eben seine Kinder mit besonderer Wehmuth geküßt und sagte zu einer Dame, die neben ihm stand und ihn fragte, wie es stünde: „Wir schlagen uns heute, es geht schrecklich zu in der Stadt, man kann nicht wissen, wer Sieger bleibt."

(Schluß folgt.)



LVI.

Das deutsche Reich und seine Verfassung.

(Geschrieben am 12. Mai 1848.)

Wenn wir die Aufgabe und den Beruf hätten, in einer Ansprache an die zu Frankfurt versammelten siebenzehn Vertrauensmänner unsere Meinung auszusprechen über den, aus ihren Berathungen hervorgegangenen Entwurf eines deutschen Reichsgrundgesetzes, so würde unsere Rede ungefähr lauten, wie folgt:

Meine Herren! die gute Meinung, welche Sie bei dem Versuche leitete: Deutschland in einen großen Staatskörper zu verschmelzen, kann man bereitwillig anerkennen, und dennoch anderer, ja entgegengesetzter Meinung seyn, wie Sie. Sie haben gewiß keinen andern Zweck gehabt, als Deutschland in einer Krise, wie es deren noch keine ähnliche erlebt hat, vor den beiden, gleich nahe liegenden Gefahren der innern Auflösung und der Zerstückelung durch äußere Feinde zu retten. Die Frage ist nur, erstens: ob es überhaupt in unsere Macht gestellt ist, dieses Ziel zu erreichen? und zweitens: ob die von Ihnen angegebenen Mittel zum Heile und zur Rettung von Deutschland führen können, d. h. ob sie, dieß selbst als möglich vorausgesetzt, praktisch zu verwirklichen sind? oder ob sie nicht vielmehr gerade dem entgegenwirken, was Sie und

Alle wollen, nämlich den Frieden, die Ordnung und die Freiheit.

Mit Recht können Sie erwiedern: daß das, was geschehen wird, niemals von den Berathungen der Menschen, sondern immer nur von den Ereignissen abhing, und daß Ihre Aufgabe nicht gewesen sei: Vorsehung zu spielen und Deutschlands künftige Geschicke zu lenken, sondern lediglich: Rath zu geben über das, was in diesem Augenblicke von uns gethan oder vermieden werden soll. Denn allerdings darf der Hinblick auf die höhere Fügung, die zuletzt doch Alles anders schickt und ordnet, als die Sterblichen wollten, die Versäumniß oder das Nichtsthun Derer nicht entschuldigen helfen, die zum Rathen oder Handeln berufen waren. Innerhalb der geschichtlichen Nothwendigkeit steht der Mensch mit seiner Freiheit und Verantwortlichkeit, und hier wie überall im thätigen Leben gilt die altfranzösische Wappendevise: Fais ce que tu dois, advienne que pourra!

Ob Sie also zu dieser Stunde und in dieser unserer sorglichen und gefährlichen Lage den Rath gegeben, der retten und helfen kann, wenn Rettung noch möglich ist, — das ist die Frage.

Bei aller Anerkennung Ihres redlichen Willens kann ich mich mit dieser Ueberzeugung nicht durchdringen. Im Gegentheil: ich fürchte, jeder Versuch, Ihren Vorschlag in's Leben einzuführen, könnte unser Vaterland nur noch in beschleunigterem Fluge dem Abgrunde entgegentreiben, an welchem vorüberzugleiten unsere Aufgabe ist.

Meine Herren! vor allen Dingen seien wir offen und wahr gegen uns selbst. Es ist, leider! die Lieblingsneigung der Deutschen des neunzehnten Jahrhunderts, sich selbst mit stehenden Phrasen zu hintergehen, und unser Grundfehler ist Menschenfurcht, die um jeden Preis mit dem Strome der Tagesmeinung schwimmen will, und nichts mehr scheut, als die Wahrheit, wenn sie unpopulär machen könnte am jungen

Hofe der wortführenden Literaten. So drehen die meisten sich gedankenlos, oder selbst wider besseres Wissen, in dem ausgefahrenen Gleise bannaler Phrasen in die Runde, und verrathen ihre und des Landes heiligste Interessen an die Majorität, wie sie sie früher an Fürsten und Minister verriethen. Aber diese Majorität wäre keine Majorität, wenn Gesinnungslosigkeit und Feigheit gestatteten, daß Jeder sich offen ausspreche. Deßhalb ist es so überaus gefährlich, auf diesen Flugsand der Mehrheit, die heute ist und deren Stelle morgen nicht mehr gefunden wird, auf Jahrhunderte hinaus ein Staatsgebäude gründen zu wollen.

Geben wir uns also kurz und gut Rechenschaft darüber: was wollen wir Deutsche, — oder bestimmter ausgedrückt: wir Bewohner jener achtunddreißig Staaten, die bis zum März dieses Jahres den deutschen Bund bildeten, — im gemeinschaftlichen Interesse Aller, und was wollen wir nicht?

Im gemeinschaftlichen Interesse aller Deutschen liegt zweierlei. Erstens: wir wollen keinerlei fremde Invasion, von keiner Seite her. Deßhalb bedürfen wir Einrichtungen, je stärkere, desto bessere, welche Deutschlands getrennte, kleine Staaten in militärischer Hinsicht sicher stellen, so weit dieß in unsern Kräften liegt. Dieses Bedürfniß steht unbedingt in erster Linie. Zweitens wünschen wir, und namentlich die Bewohner der kleinern Bundesstaaten, gemeinsame, ganz Deutschland umfassende Einrichtungen, welche zur größeren Sicherheit und zur Erleichterung des Lebens dienen, die vorhandenen Rechte und Freiheiten verbürgen, gegen Willkühr und tyrannische Gewalt besonders kleiner Fürsten oder großer Bureaukraten schützen, mit einem Worte, zur Ehre und Wohlfahrt der Bewohner aller jener Länder dienen sollen, die einst in ihrer Gesammtheit das heilige römische Reich deutscher Nation bildeten.

So lange dieser Wunsch sich innerhalb der Gränzen der Möglichkeit und der Gerechtigkeit hält, ist er billig und löblich. Nur dürfen wir bei der praktischen Verwirklichung eine große Gefahr nicht außer Acht lassen, und uns über die Lage des

Augenblicks nicht täuschen. Nach erhöhter Wohlfahrt strebend eilen wir, mit beflügelten Schritten, dem herzzerreißendsten, gräulichsten Unglück und Elend entgegen, welches ein Volk treffen kann. Unter dem begeisternden Rufe nach deutscher Einheit sind wir bis hart an die Schwelle des Bürgerkrieges gelangt, und zwar nicht bloß eines Kampfes von zwei oder drei großen Parteien, sondern geradezu des, in den Compendien so oft als Teufelsgespenst an die Wand gemalten Krieges Aller gegen Alle, der ja in manchen deutschen Gebieten schon begonnen hat. Endlich, indem wir der Nationalglorie nachjagen, droht uns, wenn wir nicht schnell zur Besinnung kommen und uns mit aller moralischen Kraft, deren wir noch fähig sind, zusammenraffen, die herbe Schmach: durch unser Unglück zum schadenfrohen Kinderspotte des Erdkreises zu werden. Statt also Entwürfe auszusinnen, wie wir auf der kürzesten Leiter emporsteigen können zum Gipfel der Volksehre und des Nationalwohlseyns, wäre es eher an der Zeit, daß wir auf Mittel dächten, einem moralischen, politischen und socialen Bankbruche zu entgehen, wie ihn vielleicht die Weltgeschichte noch nicht erlebt hat. Wehe denen, die aus Feigheit oder Eitelkeit, — noch schlimmerer Motive zu geschweigen, — Deutschland über die Gefahren täuschen, welche an seidenen Fäden über unserm Haupte hängen.

Diese Gefahren sind: zunächst die Anarchie, die für Jeden, der hören will, nur allzu laut und vernehmlich an unsere Pforten klopft. Dann, in unmittelbarer Folge dieses Zustandes: nach außen hin der Untergang selbst jenes Restes und Schattens von Einheit, den der deutsche Bund von 1815 drei und dreißig Jahre lang, schwach und kläglich zwar, aber dennoch bewahrt hat, nach innen zu die wilde Tyrannei revolutionärer Factionen. Und dieß ist unsere Lage in einem Augenblicke, wo nach allen Regeln politischer Wahrscheinlichkeit der Krieg mit der französischen Republik sich im günstigsten Falle nur noch um wenige Monate hinausschieben wird, nach der andern Seite hin aber das Vorparla-

ment im Namen der polnischen Emigration Rußland den Handschuh in's Gesicht geworfen hat. Und zum Vorspiel dessen, was geschehen wird, haben unsere polnischen Schützlinge bereits begonnen, ihren brennenden Rachedurst an unsern deutschen Landsleuten im Großherzogthum Posen zu kühlen.

Es wäre eine Beleidigung, meine Herren! auch nur die Möglichkeit zuzugeben, daß Sie alle diese offenkundigen Thatsachen nicht eben so gut erwogen haben könnten, wie der, welcher die Ehre hat, zu Ihnen zu reden. Sie haben diese Lage beherzigt, denn es war unmöglich, sich darüber zu täuschen. Gewiß wollen Sie Deutschland aus diesem Engpasse, in welchem es steckt, gerade durch Ihr Reichsgrundgesetz erlösen. Diese patriotische Absicht erkenne ich aus vollem Herzen an. Aber gestatten Sie mir auch, die oben schon abgegebene, freimüthige Erklärung zu wiederholen, daß ich über den Werth des von Ihnen gewählten Mittels nicht Ihrer Meinung bin.

Sie haben, in Erwägung der Gefahren, welche Deutschland bedrohen, vor allen Dingen eine monarchische Centralgewalt schaffen wollen. In der That, — es ist seit Homer's Zeiten eine alte Sage, daß Einherrschaft die geeignetste sei, zur Herstellung der innern Ordnung und zur Abwehr in dringenden Gefahren von außen. Wahrlich! Deutschland ist heute in einer Lage, wo die „Erbweisheit" der alten Römer, — die doch, ohne unserer Nationalwürde zu nahe zu treten, eine ungleich größere, republikanische Naturanlage hatten, als wir moderne Deutsche! — ohne Zaudern und Bedenken einen Dictator ernannt hätte. Wo es Seyn und Nichtseyn gilt, kann nur unbedingte Macht und Einheit des Befehls retten. Dieß ist so wahr, daß heute schon, wo die Wände keine Ohren haben, ein sehnsüchtiger Wunsch sich der gepreßten Brust der freigewordenen Deutschen entringt, der, täuscht uns nicht Alles, bald wie ein Donnerruf durch alle Gauen hallen wird: einen Dictator! einen Dictator! ein Kaiserthum für einen Dictator!

Ich weiß nicht, ob ich irre, aber vielleicht ist es eine Ahnung dieses tief gefühlten Bedürfnisses gewesen, welches Sie vermochte, Deutschland einen erblichen Kaiser zu versprechen. Allein, täuschen wir uns nicht! Ihr Kaiser wäre kein Nachfolger Karl's des Großen, wie ihn das deutsche Volk sich unter dem durch tausend Jahre geheiligten Namen denkt, und wie er heute freilich nicht mehr möglich ist. Ihr Kaiserthum, meine Herren! wäre auch keine zeitgemäße Dictatur. Sie haben solche weder schaffen wollen noch können, und dieß zwar freilich aus den besten Gründen, die es geben kann. Es ist nämlich schwer zu läugnen: zu jeder Dictatur gehört zuerst und unerläßlich nothwendig ein Dictator. Ein solcher muß die große rigorose Dictatorenprüfung auf den Schlachtfeldern und im Sturmesdrange der Weltereignisse abgelegt, und der einstimmige Ruf der Nationen muß ihm den Glückwunsch zum wohlbestandenen Examen abgestattet haben. Einen solchen Dictator kenne ich zur Stunde noch nicht, und auch Sie, meine Herren! werden zwar Kandidaten genug zu besagter Würde nachweisen können, aber keinen, der die erforderlichen Legitimationszeugnisse hätte. Unglücklicherweise haben auch selbstherrische Naturen, die von jenem Holze sind, aus welchem die Vorsehung in der Regel nach großen anarchischen Bewegungen der Massen die Dictatoren macht (Menschen, wie Cajus Julius Cäsar, Richelieu, Napoleon, vielleicht auch Narvaez), eine unglückliche Idiosynkrasie in Betreff der, mit demokratischen Institutionen umgebenen, volkssouverainen Monarchie. Schon deßhalb hätte die Erscheinung eines solchen Dictators im heutigen Deutschland wenig Aussicht auf den Beifall des gebildeten Publikums. *Wir* verlangen von unserm künftigen Erbkaiser zwei Naturen in inniger Verschmelzung; ein Löwe gegen den äußern Feind, soll er den, die Volksmajestät in den Kammern, in der Presse oder im Klubb repräsentirenden Parteien gegenüber ein schüchternes, fügsames Lämmlein seyn. Oder sollte es vielleicht in den Sternen geschrieben stehen, daß wenn je der von Gott berufene Dictator Deutschlands auf die Welt-

bühne träte, die Literaten und Gebildeten gar nicht um ihre Zustimmung gefragt würden? Sollten etwa gar auch diese Gebildeten sich dem Gewaltigen alsbald mit jener Bereitwilligkeit unterwerfen, welche die alten Republikaner von 1793 schaarenweis an den Hof des ersten Consuls führte?

Sie haben, meine Herren! aus allen diesen Gründen einstweilen vollkommen recht und wohl daran gethan, dergleichen nicht vorher zu berechnende Fälle nicht in Ihren politischen Calcul aufzunehmen. Leider ist aber Ihr Surrogat eines Dictators gleichzeitig zu wenig und zu viel für unsern Bedarf. Ihr erbliches, constitutionelles Reichsoberhaupt ist ein, nach dem Bilde der Beherrscher von Mexiko und Brasilien geformter, in den Kaisermantel gehüllter Präsident einer überwiegend demokratischen Republik, ohne historische Wurzel, ohne Macht, ohne Ansehen, unfähig, das vom wirklichen deutschen Volke „tiefgefühlte Bedürfniß" nach Ordnung, Eintracht, Frieden, Bewältigung der Anarchie und mächtigem Schutz, mit einem Worte, — verzeihen Sie meine Offenheit! das sehnsüchtige Bedürfniß n a c h e i n e m H e r r n zu stillen, welches wir uns aus wunderlicher Ziererei nur noch nicht gestehen wollen. Ein solcher Kaiser, wie Sie ihn vorschlagen, wäre aber auf der andern Seite doch wieder z u v i e l für die Erhaltung des innern Friedens von Deutschland. Glauben Sie wirklich, daß die neucreirte Krone ein Bindemittel wäre? Ach! wir würden uns schrecklich getäuscht finden. Gerade diese improvisirte Obermonarchie würde einen Kampf der mediatisirten Dynastien und der, wider das deutsche Herkommen von Jahrtausenden unter eine Centralgewalt gebeugten Stämme, gegen die neue Einheit und untereinander entzünden, in den alle „reactionären" und revolutionären Elemente von ganz Europa hineingezogen werden müßten; einen Kampf, an dessen Ende und Ausgang vielleicht der deutsche Name vom Erdboden verschwunden seyn könnte. Was lehrt die deutsche Geschichte, ehe durch Albrecht II. die Kaiserkrone an Habsburg gedieh? Eben deßhalb wollen Sie freilich kein Wahlreich, sondern eine Erbwürde.

Aber Dynastien decretirt man nicht, eben so wenig, wie eine Monarchie, unter den Bedingungen des neuen Reichsgrundgesetzes, auch nur für wenige Monate auf Bestand und Dauer rechnen könnte. Freilich hat der Todeskampf des ehemaligen Reiches Jahrhunderte gewährt, bis es endlich an der Entkräftung seines Oberhauptes starb. Heute aber dürfte es schneller gehen, und die Dauer des neuen Staates, käme er je zu Stande, vielleicht nur nach Tagen zu berechnen seyn. Das durch die Feudalmonarchie und ihre Folgen zerrissene Deutschland von ehedem hatte bis tief in die neuere Zeit noch keine, gleichmäßig durch den Lauf der Jahrhunderte und den ursprünglichen Typus des Volks centralisirten Mächte zu Nachbarn, wie wir sie an dem heutigen Frankreich, England und Rußland besitzen.

Gerade auf diesen Umstand gründen Sie aber, meine Herren! höchst wahrscheinlich die Vertheidigung Ihres Entwurfs. England, Frankreich und Rußland, so lautet das Raisonnement vieler unserer Gebildeten, welches zweifelsohne auch das Ihrige ist, sind große einheitliche Staatskörper, deren ungetheilte gewaltige Macht in jedem dieser Länder zur Verfügung der Regierung steht. Deßhalb muß das getrennte, mannigfach zerrissene Deutschland sich ebenfalls centralisiren und unter einer Regierung zusammenfassen, sonst ist es diesen Nachbarn nicht gewachsen. Die Richtung dieser Folgerung will ich hier einstweilen auf sich beruhen lassen. Nur auf einen Irrthum in der Voraussetzung möchte ich aufmerksam machen. Große Länder, die eine Geschichte von neunzehn Jahrhunderten hinter sich haben, laut welcher sie von jeher in Stämme und Sonderreiche getheilt waren, centralisirt man nicht beliebig und willkührlich; eben so wenig als sich umgekehrt von Natur zur Einheit und Gleichförmigkeit strebende Völker durch den bloßen Willen der Menschen trennen und zerbröckeln lassen. — Abgesehen von dieser Unlösbarkeit der Aufgabe, war aber auch der gegenwärtige Augenblick der ungeeignetste, diesen Versuch mit Deutschland vorzunehmen. Ich will es in keiner Weise bestrei-

ten, daß die Einheit des deutschen Bundes von 1815 durch wichtige organische Einrichtungen hätte verstärkt und befestigt werden können und müssen. Daß dieß nicht geschehen, ist eine schwere Versündigung an Deutschland. Was aber seit zwei Monaten geschehen, setzt ihn der gänzlichen Auflösung aus. Alle Kriegsverständigen werden darin übereinstimmen, daß es gewisse schwierige taktische Bewegungen gibt, welche sich im Kabinet des Feldherrn und auf dem Papier, und zur Noth auch noch auf dem Exerzierplatze ausführen lassen, in der eisernen Wirklichkeit aber und unter den Kartätschen des Feindes vorgenommen, das Heer in die Gefahr bringen würden, zersprengt und ohne Rettung aufgerieben zu werden. Sind wir Deutsche nicht in einer ähnlichen Lage? Ein Versuch, das deutsche Staatsgebäude, gerade im Augenblicke der gegenwärtigen Krise, von Europa niederzureißen und von Grund aus neu aufzuführen, stürzt Deutschland in die dreifache Gefahr der Anarchie in jedem einzelnen Gebiete, des Bürgerkrieges der verschiedenen politischen Strömungen und der Theilung durch die Nachbarn. Beseitigen wir diese Gefahren, wenn wir sie uns verschweigen oder mit hochtönenden Redensarten verdecken?

Sie stellen, meine Herren! in dem Vorworte zu Ihrem Entwurfe Grundsätze auf, mit denen jeder redliche Deutsche, der nicht trunken ist vom Schaumweine der gangbaren Phrasen des Tages, sich nur aus tiefster Seele einverstanden erklären kann. „Die Bedeutung unserer Dynastien ist durch die Stürme weniger Wochen nicht entblättert, und eine edle Scham hat uns Deutsche behütet, denen zur Seite zu treten, welche aus dem Mißbrauche der Macht, wozu die Versuchung in jeder Menschenbrust liegt, die Nothwendigkeit folgern wollen, jede hervorragende Größe als ein Hinderniß der Freiheit zu beseitigen.“ . . . „Wenn es gewiß ist“, fahren Sie fort, „daß eine Einheit in der Art, wie sie in andern europäischen Reichen besteht, sich auf deutschem Boden nur durch eine unabsehliche Reihe von Gewaltthaten und Freveln, deren Verantwortlichkeit kein reiner Vaterlandsfreund auf sich nehmen möchte,

erreichen ließe, so würde eben so gewiß am erreichten Ziele das Gefühl einer völligen Verödung und Rathlosigkeit die deutschen Gemüther überwältigen; denn es wäre ein plötzlicher, leichtsinniger Bruch mit unserer ganzen Vergangenheit."

Wer könnte Ihnen widersprechen? Aber zu unserm Schrecken sehen wir, daß der Schutz vor dieser einförmigen Oede, welchen Sie hier so eben dem deutschen Gemüthe gewährten, nur ein höchst provisorischer seyn sollte. „Die alte Gewohnheit des Gehorsams" nämlich, welche sich an unsere Fürstenhäuser knüpft, und welche sich, wie Sie zugeben, „durchaus nicht beliebig anderswohin übertragen läßt", soll das Mittel werden, „dieses weitschichtige, vielgestaltige Deutschland allmählig in die Staatseinheit einzuführen" (also doch?), „die sich aus höhern Gründen nicht länger entbehren läßt." Verstehe ich Sie recht, meine Herren! so sollen die deutschen Fürsten den Rest ihrer Macht benutzen, sich selbst aus dem Buche des Lebens zu streichen; sie sollen die alte Treue, welche ihre Völker zur Stunde noch an sie bindet, dazu ausbeuten, dieses Band mit eigner Hand zu lockern, sie sollen ihren Unterthanen unter dem Gehorsam, der ihnen bisher gezollt ward, gebieten, sich an den Heerd des neuen Herrn in Frankfurt zu stellen, den in dieser Stunde noch Niemand kennt, und der selbst wieder nur der Diener einer halb-republikanischen Verfassung wäre, deren gute und böse Seiten bisher weder Fürsten noch Unterthanen erprobt haben. Auch soll dieser allmählige Uebergang, wenn wir genauer zusehen, ungemein rasch vor sich gehen. „Dieses Deutschland, welches die vielhundertjährigen Strafen seiner Entzweiung getragen hat, muß seine Volks- und Staatseinheit jetzt erreichen, unverzüglich, bevor noch das zweite Jahrhundert seit jenem Frieden abläuft, welcher seine Schwäche heilig spricht", d. h., wenn ich Sie recht verstehe, dem Kristallisationsprocesse der deutschen Einheit wird bis zum 31. Oct. dieses Jahres, als dem Jahrestage des Friedens von Münster und Osnabrück ein Präclusivtermin gesetzt. Hat sich

aber „die allmächtige Herrin Zeit" jemals solche Decrete und Fristanberaumungen gefallen lassen?

Ich will hier nicht darüber mit Ihnen rechten, ob Sie wirklich Deutschland eine Wohlthat erweisen, wenn Sie ihm nach dem Muster von Frankreich und Rußland (denn die Anlage zur englischen Freiheit haben wir leider in der Schule des französischen Journalismus verloren!) eine einheitliche Staatsuniform anziehen wollen. Daß aber diese Einkleidung jetzt gleich und unverzüglich geschehen soll, dürfte mannigfachem Widerspruch ausgesetzt und nicht ganz frei von Gefahren seyn. Wer eine Leiter hinaufsteigt, hüte sich, daß er eine oder mehrere Sproßen zu überspringen suche, — er könnte zu Falle kommen; und keltern zu wollen, ehe noch die Rebe blühte, wäre ein nicht ganz praktisches Beginnen. Müssen wir in dem Verkehr mit der Natur das langsame Reifen der Frucht abwarten, warum nicht auch in der Geschichte? Freilich, wenn einst ein Feldherr, wie Gustav Adolf, Friedrich II. oder Napoleon an der Spitze von fünfmalhunderttausend Vertrauensmännern anderer Art, eine Schlacht bei Leipzig gewonnen hätte, dann kann er, was sich vom grünen Tische aus niemals decretiren läßt, durch seinen Willen und Befehl die disjecta membra unsers Vaterlandes zu einem organischen Leibe gestalten. Rufen wir den Himmel an, daß selbiger Kriegsfürst, wenn er käme (und ach! er wird nicht ausbleiben!), ein Deutscher und ein Mann echter, wahrer, vernünftiger Freiheit sei. Wir aber, meine Herren! bringen diese Staatseinheit nicht zu Stande. Im Gegentheil, wir verwickeln uns auf dem Wege, den auch Sie in Ihrem Entwurfe wandeln, in Widersprüche mit uns selbst und mit dem Leben, die in kürzester Frist zu sehr übeln Ergebnissen führen müssen. Sie sagen freilich: „Niemand in der Welt ist so mächtig, ein Volk von über vierzig Millionen, welches den Vorsatz gefaßt hat, sich selbst fortan anzugehören, daran zu verhindern", und Sie haben unbestreitbar Recht. Allein Niemand ist auch so mächtig, die unermeßliche Mehrheit dieses Volkes mit Gewalt unter den

Willen einer kleinen Brüderschaft von doctrinellen Patrioten zu beugen, wenn jene Mehrheit ihre uralten Regentenhäuser nicht für eine neue Halbmonarchie aufgeben will, die nichts als ein kurzer Uebergang zur terroristischen Centralrepublik wäre. Die unermeßliche Majorität der Oesterreicher, Preußen, Bayern will diese Centralisation nicht. Heute bereits sprechen die Ultra's der deutschen Staatseinheit von einem Feldzuge gegen die Böhmen, um ihnen mit der Schärfe des Schwertes jene deutschen Hochgefühle erst einzuflößen, von deren fertigem Vorhandenseyn bei allen vierzig Millionen Deutschen, Sie, meine Herren! doch unläugbar ausgingen. Welch ein erbauliches Schauspiel für unsere schadenfrohen Nachbarn, wenn wir im Namen der deutschen Einheit und Brüderschaft damit anfingen, unsern politischen Fortschritt in ingrimmigem Bruderkriege zu bethätigen!

Nehmen wir aber auch an, daß es mit den Drohungen unserer Staatseinheitsschwärmer noch nicht ernstlich gemeint sei, und mit dem Feldzuge gegen die deutschen Slaven und sonstige „Sonderbündler" vorläufig noch gute Wege habe, so liegen dennoch selbst in Ihrem Entwurfe Keime der Zwietracht, die unscheinbar auf dem Papier, sobald sie aufgingen, furchtbare Bedeutung gewinnen würden. Eins der „Grundrechte des deutschen Volkes" soll seyn, „in jedem einzelnen Staate eine Volksvertretung mit entscheidender Stimme bei der Gesetzgebung und der Besteuerung, und mit Verantwortlichkeit der Minister gegen die Volksvertreter." Aber im Mittelpunkte des neuen Reiches errichten Sie noch eine Volksvertretung, wiederum mit zwei Kammern, verantwortlichen Ministern und sonstigem constitutionellen Apparat, der wiederum die „Gesetzgebung im Gebiet des öffentlichen und Privatrechts, in soweit eine solche zur Durchbildung der Einheit Deutschlands erforderlich ist" (folglich genau genommen Alles und Jedes, was zur vollständigsten Centralisation von Deutschland gehört), überwiesen würde. Die Wahl zum Unterhause in Frankfurt geschieht ebenfalls unmittelbar durch

das Volk („nicht durch die Ständeversammlung") in der Weise, daß immer auf einmalhunderttausend Seelen ein Abgeordneter kömmt. Die Majestät des deutschen Volkes ist also doppelt repräsentirt, einmal auf etlichen dreißig Punkten der Peripherie, und einmal im Centrum, woraus leichtlich die unvorhergesehene und gewiß nicht beabsichtigte Wirkung entstehen könnte, daß Plus und Minus sich aufhöben, und wenigstens ein oder das andere deutsche Land so gut wie gar nicht vertreten wäre.

Sie haben, meine Herren! durch jene doppelte Repräsentation, indem Sie der Natur des wirklichen Menschen vielleicht nicht ganz genügende Rechnung trugen, ein centripetales und ein centrifugales Princip innerhalb der deutschen Volksfreiheit geschaffen, von welchen, Ihrer Absicht nach, das erstere das letztere aufsaugen soll. Sie haben dabei aber vergessen, daß dadurch das natürliche Streben des letztern hervorgerufen wird: das Princip der Centralisation zu sprengen. Hierdurch aber ist, nach der unabweislichen Natur der Dinge, ein Zustand des Kampfes und der Verwirrung vorbereitet, im Vergleich mit welchem das sprichtwörtlich gewordene, bewegte Leben des Reichstages der ehemaligen Republik Polen vielleicht noch als Muster von Ordnung und organischer Gestaltung gelten würde. Sollte sich endlich auch, was freilich nicht der wahrscheinlichste Fall ist, ein friedliches Gleichgewicht beider Bestrebungen herstellen, so wäre die Folge davon schwerlich der, auf dem Papier vorgesehene Einklang, sondern höchst wahrscheinlich jener Stand der Dinge, den die Mechanik mit dem Kunstausdrucke Stillstand zu bezeichnen pflegt, ein Zustand, dessen Kraft und Bedeutung wir am entschlafenen ehemaligen Reiche sattsam erfahren haben. Und dieser Entwicklungsproceß, möge er in der einen oder in der andern Art verlaufen, würde unter dem Kreuzfeuer, zuerst der geheimen und öffentlichen Umtriebe, und demnächst der Kanonen jener Feinde vor sich gehen, von denen Deutschland ringsum eingeschlossen ist.

„Bedenk was gehen und stehen mag!"
(Mephistopheles in Göthe's Faust.)

Sie sind in Ihrem Rechte, meine Herren! wenn Sie nun auch Ihrerseits wissen wollen, was ich, nachdem ich meine Einwendungen gegen Ihren Entwurf, zwar nicht erschöpft, aber doch angedeutet habe, in dessen Stelle gesetzt wissen wollte? Die Gerechtigkeit dieser Frage erkenne ich an, und will darauf in nachfolgenden, möglichst kurz gefaßten Sätzen antworten:

1) Der Staatenbund ist die, für die Gegenwart mit historischer Nothwendigkeit gegebene, einzig und allein mögliche Form der politischen Gemeinschaft der deutschen Fürsten und Völker.

2) Jeder Versuch, aus diesem Zustande herauszutreten, Deutschland in ein Reich zu verschmelzen, eine centrale Staatsgewalt zu schaffen, gleichviel ob eine unverholen republikanische, oder vorläufig noch quasi-monarchische, jeder Versuch die, wenn auch geschwächten Regierungen der einzelnen Länder zu mediatisiren, — wirft Deutschland zunächst in den Strudel der Anarchie, entzündet den Bürgerkrieg und bereitet, als mathematisch nothwendige Folge dieser Auflösung, nach dem Beispiel der Theilung Polens, unsere Zerstückelung vor.

3) In der Natur eines Staatenbundes liegt es, daß er ein Bund der Regierungen sei. Daß jedes deutsche Land zwei Mittel- und Schwerpunkte habe, den einen in seiner eigenen Mitte und den andern in Frankfurt, widerspricht den einfachsten Grundsätzen der politischen Naturlehre.

4) Die Gefahr: daß ein Bund der Regierungen die Freiheit der Völker beeinträchtigen, oder wieder in die Schmach der Nichtigkeit und Faulheit des Bundes von 1815 versinken könne, ist durch die veränderte Bedeutung der Landesverfassungen, durch die Preßfreiheit und durch die Oeffentlichkeit der Bundesverhandlungen ein für allemal beseitigt und geradezu undenkbar.

5) Neben den Gesandtschaften der deutschen Regierungen kann sich am Sitze des Bundestages allerdings auch ein Parlament von Volksabgeordneten versammeln; dieß kann und darf für die Zukunft aber immer nur die Bedeutung einer Versammlung von Gesandten der Stände haben. Diese hätten dann, zur Beschleunigung der Geschäfte in den einzelnen Ständeversammlungen, über gemeinschaftliche Interessen und ganz Deutschland berührende Angelegenheiten, ihre Ansichten auszutauschen, oder als Bevollmächtigte der Stände der einzelnen Länder, in bestimmten einzelnen Geschäften, nach den ihnen mitgegebenen speciellen Instructionen, Verabredungen zu treffen, die für ihre Committenten bindend wären.

6) Wäre das deutsche Parlament befugt, ohne specielle Vollmacht seiner Mitglieder Schlüße zu fassen, die für ganz Deutschland verbindende Kraft hätten, so wäre damit die Würde und die Bedeutung der Stände und der Verfassung jedes einzelnen Landes geradezu vernichtet. Der Entwurf des Reichsgrundgesetzes räumt den Volksvertretern jedes einzelnen Staates eine entscheidende Stimme ein. Gesetzt nun die Volksvertreter in München faßten einstimmig einen Schluß über eine, Bayern allein betreffende Angelegenheit, und ihre Vertreter in Frankfurt verträten denselben dort ebenfalls einstimmig, würden aber überstimmt, so wäre Bayern dadurch, trotz seines erklärten Widerspruches, einem Willen unterworfen, der nicht der seinige wäre, was mit der verliehenen „entscheidenden Stimme" seiner Vertreter in offenem und erklärtem Widerspruche stände. Die doppelte Volksvertretung würde sich auf diesem Wege durch sich selbst aufheben und vernichten.

7) Die Wahl der Mitglieder zum deutschen Parlament muß also für die Zukunft nothwendig durch die Stän-

desversammlungen, nicht noch einmal direct durch das Volk geschehen.

8) Nothwendiger als alle Einrichtungen zur größern Wohlfahrt und Freiheit im Innern, ist in diesem Augenblicke Deutschlands militärische Organisation oder Reorganisation zum Behufe der Abwehr nach außen. Diese kann nicht aufgeschoben werden, bis die Berathung über die neue deutsche Gesammtverfassung beendigt, oder gar bis diese in's Leben eingeführt ist. Sie muß von den bestehenden Regierungen, folglich in den Formen einer Vereinbarung, auf der Grundlage der Wehrverfassung des deutschen Bundes von 1815 vorgenommen werden. Geschieht dieß nicht, ohne eine Stunde Zeit zu verlieren, werden die noch bestehenden Regierungen durch anarchische Bewegungen in den Massen oder durch Mißtrauen der Volksvertreter an diesem Einen, was Noth thut, fort und fort gehindert, bleibt Deutschland wehrlos gegen das Ausland, wird die öffentliche Aufmerksamkeit, wie bisher, durch Krawalle oder Debatten über die Vorzüge der deutschen Republik oder des Kaiserthums ausschließlich in Anspruch genommen, — dann waltet die dringende Gefahr ob, daß in wenigen Monaten schon jede fromme Sorge um Deutschlands künftige Verfassung, wegen Abgang des zu constituirenden Objects, rein überflüßig werden dürfte.

Sie sind zu gute Patrioten, meine Herren! als daß diese aufrichtigen und ungeschminkten Worte nicht bei Ihnen eine gute Stelle finden sollten. Um Deutschlands willen: denken Sie darüber nach!

LVII.

Die Pariser Arbeiter-Revolution und die französische Republik.

(Schluß.)

Der Herzog von Nemours hatte am Morgen des 24sten Februars geglaubt, es würde an diesem Tage zu einem entscheidenden Kampfe zwischen der Juliusmonarchie und der Propaganda des Umsturzes kommen. Wäre es nach seinem Sinne gegangen, so würde ohne Zweifel das constitutionelle Bürgerkönigthum entweder gesiegt haben, oder es wäre nach einem verzweifelten Kampfe gefallen, und hätte mit seinen Trümmern die Leichen der Orleaniden bedeckt. Vielleicht wäre es aber in diesem Falle auch gar nicht zum Kampfe gekommen; denn hätten die geheimen Führer des Aufstandes todverachtende Entschlossenheit und Thatkraft sich gegenüber gesehen, sie, die an den beiden ersten Tagen von einer Revolution nichts wissen wollten, und Frankreich noch nicht reif für eine sociale Umgestaltung und eine Republik hielten, sie würden sich wohl schwerlich mit ihren verwegenen Planen schon hervorgewagt haben.

Allein, während der Herzog von Nemours von Kanonen sprach und die Truppen gegen die Barricaden rückten und die Flintenschüsse in den Tuillerien vernommen wurden, was that Louis Philipp, was thaten seine Minister?

Die vieljährige, [illegible] Egoïs-
mus [illegible]
[illegible]
[illegible]
die Stürme von fünfundfünfzig Jahren hatten die Kraft eines Greises, der zwei Revolutionen durchgemacht, beim Losbrechen der dritten gebrochen, und so griff er, trotz aller aufgebotenen Vertheidigungsmittel, in rathloser Unschlüssigkeit nach halben und sich widersprechenden Maßregeln, die den kecken Trotz des Feindes, der bald diese Schwäche und Unentschlossenheit inne wurde, nur steigerten. Freilich hatte ihn, der auch in der Schweizer Frage die gleiche Politik beobachtet, die Nemesis denselben Kämpfern gegenüber gestellt, die ihn auf den Thron erhoben; jetzt, am Rande des Grabes, sollte er dieselben Barricaden der souverainen Pflastersteine, auf denen der Stuhl seiner Herrschaft stand, mit den Kanonen und Bajonetten legitimer Gewalt zusammenschießen. Er meinte auch hier, wo das Geschick Entscheidung forderte, ein Juste Milieu zwischen Widerstand und Nachgiebigkeit gegen den Revolt beobachten zu können, wenn er, bis an die Zähne bewaffnet, eine Forderung nach der anderen dem Aufstand bewilligte.

Die neuen Minister, Männer der parlamentarischen Opposition, kamen dem alten Monarchen in dieser Halbheit entgegen; da auch sie nichts so sehr fürchten mußten, als durch entschiedenes Bekämpfen des Aufstandes ihre Popularität auf's Spiel zu setzen. Sie dachten vielmehr eben durch diese ihre Popularität, die sie sich in vieljähriger Opposition erworben, den gefährdeten Thron und die bestehende Verfassung zu retten. Statt also die aufgebotenen Kanonen und Bajonnette zu gebrauchen, um zuerst die Gewalt mit Gewalt abzutreiben, und dann die beabsichtigten Reformen auf gesetzlichem Wege zu vollführen, ging ihre Concessionen-Politik dahin, vor den revoltirten Massen, die drohend hinter den Barricaden hielten, das Schwert des Gesetzes in die Scheide zu stecken, und durch die Verkündigung neuer Concessionen die Revolution oder die Emeute,

wofür sie die Bewegung ansahen, für sich zu gewinnen, in der sicheren Erwartung, die Empörer, die ihren Kanonen trotzig gegenüberstanden, würden vor ihren Proclamationen und Ansprachen willig zum Gehorsam unter das Gesetz zurückkehren und das Weitere ihnen, den liberalen Ministern, und den legislativen Kammern überlassen. Sie bedachten indessen nicht, daß ertrotzte Concessionen, statt den siegreichen Revolt zu beschwichtigen, nur den Uebermuth und die Unersättlichkeit der Sieger, die ihre Kraft kennen gelernt, noch mehr entflammen, während sie die letzte moralische Widerstandskraft vollends brechen. Ihrer Ansicht nach hatte, seit sie die Ministerstühle eingenommen, mit der Verbürgung der Reformen der Aufstand sein Ziel erreicht, die Komödie war zu Ende und ferneres Blutvergießen zwecklos. Daß die Propaganda des Umsturzes das bisher Ertrotzte dagegen nur als den Anfang vom Ende ohne Dank hinnehmen würde, wollten sie sich nicht zugestehen.

Es war also eben das alte parlamentarische Schachspiel, das die Minister und der König fortsetzten. Hätten jene ultrarevolutionären Republikaner und Dämagogen, die das Volk zum Umsturz der constitutionellen Monarchie in den Kampf trieben und hetzten, über die ungeheuren Streitmittel zu verfügen gehabt, die Louis Philipp zu Gebote standen, und wären sie die Angegriffenen gewesen, sie hätten sicherlich mit der Anwendung der Waffen nicht so lange gezögert, sondern jeden Aufstand und Widerspruch sogleich durch Kartätschen zum Schweigen gebracht, wie wir es von Seiten der Revolution überall geschehen haben. Louis Philipp dagegen hatte im Widerspruch mit sich selbst eine gewaltige Streitmacht aufgeboten, um sie gänzlich demoralisiren zu lassen; er hatte drohend das Schwert gezogen, da er es aber nicht brauchen wollte, so diente es nur, seinen Feind zu bewaffnen.

Noch immer erkannte er das Verderben, das über seinem Haupte schwebte, nicht; noch immer meinte er, sich aus der neuen Schwierigkeit durch Unterhandeln, durch Nachgiebigkeit

und Klugheit retten zu können. Hatte die Kunde von der Bildung eines Ministeriums Molé schon Paris in einen Freudentaumel versetzt und seine Straßen festlich erleuchtet, wie war daran zu zweifeln, daß das neue Unwetter, welches seinen Ursprung ja lediglich einem unglücklichen Zufall verdankte, sich nicht vor einem Ministerium Thiers-Barrot, das er mit unbedingten Reformvollmachten bekleidet, legen, und in ein noch glänzenderes Freudenfest verwandeln würde. Erfüllt von dem Glauben an die Zaubergewalt ihrer Popularität vergaßen auch seine Minister, daß in Zeiten großer Volksbewegungen die Einzelnen nur als Werkzeuge dienen, und daß sie nur so lange durch ihren Wink wie allmächtige Götter den Haufen zu elektrisiren und zu beherrschen scheinen, als sie der Bewegung und den Gelüsten der aufgeregten Menge dienen, daß sie aber verlassen und als Thoren verlacht, oder als Verräther und Betrüger angefeindet und gehaßt werden, wenn sie, dieser Popularität vertrauend, der wild dahin brausenden Bewegung des fanatisirten Volksgeistes zügelnd und mäßigend glauben entgegen treten zu können. Befreundet mit der großen italienischen Bewegung, wie sie sich bisher vor unseren Augen abgespielt, hätte das Ministerium Thiers-Barrot sich ein lehrreiches Beispiel an der Geschichte Pius IX. nehmen können, wie es ihm und seiner Popularität als weltlicher Fürst, trotz allen großmüthigen Concessionen, die er sicherlich nicht „zu spät“ bewilligt, der revolutionären Propaganda des Umsturzes gegenüber ergangen. Aber eben weil das französische Kabinet die sich überstürzende Bewegung in Italien nicht mit aller Macht unterstützt, darum hatte das Ministerium Guizot die heftigsten Angriffe von der parlamentarischen Opposition bestehen müssen, die seine Popularität untergruben und den Volkshaß entflammten, jetzt sollte es an seinen Gegnern gerochen werden, die sich unter dem Schalle der Flintenschüsse mit sorglichen Mienen beriethen, wie der entzügelte Dämon wieder zu beschwichtigen sei.

Wir haben den Bericht eines Augenzeugen, der uns den

König und seine Räthe in jenen letzten Stunden, da die Wogen der Empörung immer gewaltiger, immer siegreicher gegen die Tuilerien heranbrausten, in ihrer Berathung schildert. Es war Herr Emile von Girardin, der bekannte Hauptredacteur der „Presse", der, wie er selbst bezeugt, schon Morgens sieben Uhr die Straßen mit beobachtendem Blicke durchwandelte. Obgleich nicht mehr Deputirter, richtete er um acht Uhr seine Schritte nach den Tuilerien, um den König von der Größe der Gefahr in Kenntniß zu setzen. Nach Uebersteigung zahlloser Barricaden langt er endlich an und begehrt den König zu sprechen. General Rumigny ersucht ihn, zuvor sich an Herrn Thiers zu wenden. Er begibt sich also in's Stabsgebäude auf dem Carrousselplatze, wo er die Doctoren des todtkranken Juliuskönigthums: Thiers und Barrot, Remüsat, Düvergier de Hauranne und Lamoriciere im Consilium versammelt findet. Er berichtet ihnen, was er auf den Straßen gesehen und gehört, und bemüht sich, ihnen begreiflich zu machen, daß das Uebel bedenklicher ist, als die Herren von der siegreichen Opposition glauben. Demgemäß begibt man sich aus dem Stabsgebäude wieder in die Tuilerien.

Hier werden also die Aerzte einig, dem im wildesten Fieber rasenden Kranken mit den gelinden Medicamenten von Concessionen, von Proclamationen und vernünftigen, beschwichtigenden Zusprüchen in eigener Person beizukommen. Es wird beschlossen, das Feuer einzustellen, die Truppen in die Kasernen zurückzuschicken und mit der Kammer, die eine so unbedingte Ergebenheit bezeugt, eben so zu verfahren, und auch sie als eine persona ingrata heimzuschicken, damit das Volk durch neue Wahlen entscheide, und die verlangten Reformen in einer neuen Kammer verwirklicht werden. Eine Proclamation in diesem friedliebenden, versöhnlichen Sinne wird in aller Hast entworfen. Aber wo sie drucken lassen? fragt Hr. Emile von Girardin in seinem Bericht, wo sie drucken lassen? Es gibt dort wohl Kanonen und Artillerie, aber keine Druckerei; im

diesem Augenblicke aber waren, so meint der Hauptredacteur der „Presse“, ein Setzerkasten und eine Presse mehr werth, als zehn Pulverwagen und zehn Kanonen. — Wer erinnert sich hier nicht der stolzen Worte Chateaubriands: vertreibt die Bourbonen und setzt mich in's Gefängniß und gebt mir eine Feder, und ich will sie wieder zurückführen. — Herr Thiers, der in dieser letzten Stunde der französischen Monarchie auch an die Wunderkraft eines Setzerkastens und einer Presse glaubte, beschwört Herrn Girardin, eiligst in den Druckereien des „Constitutionell“ und der „Presse“ die eben entworfene Proclamation setzen zu lassen. Wie nun der dienstwillige Herr Girardin in aller Eile die Tuilerien verläßt, kommen eben Guizot, Broglie und d'Haussonville zu Fuß dort an. Sie werden nicht vorgelassen, wie Doctoren, die mit ihren Medicamenten den Kranken in den bedenklichen Zustand gebracht. Der unverdrossene Herr E. v. Girardin muß von den Tuilerien bis zur Rue Montmartre abermals wenigstens dreißig Barricaden übersteigen, und da er von seiner Proclamation eine so große Wirkung für den zusammenbrechenden Thron erwartet, so werden ihm die Secunden zu Stunden. Endlich langt er glücklich an. Die Proclamation des Herrn Thiers wird gesetzt und gedruckt und ausgesandt, um überall an allen Straßenecken der empörten Stadt angeschlagen zu werden. Mittlerweile wurden vom Schloße aus zahlreiche Ordonnanzoffiziere expedirt, die den Legionen der Nationalgarde die Kunde von dem neuen Reform-Ministerium mittheilten, und den Truppen auf der ganzen Linie der Barricaden und in den insurgirten Stadttheilen die Ordre überbrachten, den Kampf sofort einzustellen und, da bereits Alles beendigt sei, sich in die Kasernen zurückzuziehen.

Revolutionen gehen schnell! Thiers, der liberale Geschichtschreiber der Errungenschaften der Revolution und der Herrlichkeiten des Kaiserreiches, war schon, ehe er noch recht zu Wort, geschweige denn zur That gekommen, nicht mehr der Mann des Augenblicks! Der kluge Beobachter von Wind und

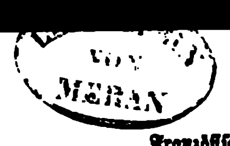
Weiter hatte, um sich in den Tuilerien nicht unmöglich zu machen, während des Reformkampfes allzu große diplomatische Zurückhaltung in seiner Opposition beobachtet; die Revolution kehrte ihm daher den Rücken zu, ehe er sie begrüßen konnte. Nun war noch Odilon Barrot übrig, der jetzt als Ministerpräsident das neue Ministerium mit seiner Popularität decken sollte. Hatte er ja in den heißen Debatten über den Bankettparagraphen in der Antwortadresse dem Ministerium Guizot den Vorwurf zugeschleudert: „Ich wiederhole hier von meinem Platze, was ich auf der Rednerbühne gesagt: Euer Verfahren ist ein Schandfleck für eine Regierung, deren Macht durch die Empörung der Massen (résistance des masses) geheiligt wurde. Ihr respectirt nicht einmal das, was Polignac respectirte.“ Er war es also, der sich jetzt, nachdem alle diese Vorkehrungen getroffen waren, auf den Weg machte, um sein Glück zu versuchen, und den bösen Geist, der fort und fort Wasser trug, mit dem Zauberwort der Reformen zu beschwören.

Die Masse der Truppen vor den Tuilerien auf dem Carrousselplatze wuchs unterdessen von Stunde zu Stunde. Es standen unter anderen dort dreitausend Mann Infanterie, zwei Schwadronen Dragoner und eine Batterie von sechs Kanonen. Vier Revüen wurden im Laufe des Morgens zur Anfeuerung der Truppen gehalten: vom General Bugeaud, von den Prinzen zu Fuß, vom General Lamoriciere und endlich von dem König selbst, der zum letzten Male aus ihrem Munde den Ruf: Vive le Roi! hörte.

Die Ordonnanzoffiziere, welche dem Minister Odilon-Barrot voraus in die insurgirten Theile der Stadt geeilt waren, und dort den Truppen der Linie den Befehl zur Einstellung des Kampfes und zum Abzuge gebracht, hatten einen nur allzu bereitwilligen Gehorsam gefunden. Die Soldaten kehrten ihre Gewehre um, und zogen an dem Volke vorüber, das sie im Bewußtseyn dieses neuen Sieges hochleben ließ. Allein sie gingen weiter. Die Nationalgarde hatte schon bei ihrem Erscheinen unter dem alten Ruf: Hoch die Reform! mit dem

aufgewiegelten Masse gemeinsame Sache gemacht. Die Truppen fraternisirten nun auch ihrer Seits mit dem Revolt. Die Offiziere gingen ihnen theilweise mit dem Beispiel der Meuterei voran. So befahl der Oberst des 21sten Linienregiments selbst seinen Soldaten, das Bajonett abzuschrauben. Die Soldaten übergaben haufenweise ihre Waffen den Blousenmännern und dem aufgehetzten Gesindel, das es natürlich nicht an Schmeicheleien und Lobpreisungen fehlen ließ. So waren die Truppen sicher, von ihren Waffen keinen Gebrauch gegen das „Volk" machen zu müssen, und auch sie erschienen, gleich der Nationalgarde, als Mitbegründer der neuen Freiheit gegen ein tyranisches, volksfeindliches Regiment. Damit hatte denn auch die wohlberechnete Proclamation des democratischen Wahlcomites ihren Zweck völlig erreicht: Louis Philipp hatte in seinem Schachspiel abermals eine Reihe seiner stärksten Figuren, die ihm so großes Vertrauen eingeflößt, seine ganze bewaffnete Macht, seine Cavallerie, seine Infanterie und seine Artillerie so gut wie verloren; das Schicksal von Frankreich war wehrlos in die Hände des bewaffneten und von seinen Führern, den heißblutigen Republikanern und Communisten fanatisirten Pöbels gegeben, der nun seine Barricaden in aller Sicherheit jubelnd verließ, um das große Werk des gänzlichen Umsturzes zu vollenden.

Diese Wendung hatten die Dinge eben genommen, als Odilon-Barrot mit dem General Lamoricière und Gleichgesinnten die Tuilerien verließ, um die siegreiche Revolution durch seine Erscheinung und die gemachten Concessionen zu beschwichtigen. Fruchtloses Beginnen! Mit dem Abzug der Truppen und ihrer Demoralisation und Entwaffnung hatte bereits die Demokratie, und zwar in der Gestalt der Gassen- und Pöbelherrschaft begonnen. Odilon-Barrot war nur der Abgesandte der Monarchie, wenn auch einer demokratischen, wie konnte er also, der Karl X. das „zu spät" zugerufen, eine andere Antwort erwarten, und sich schmeicheln, die Siegerin, die résistance des masses, die Kronen entreißt und Kronen



verleiht und „die Gewalt heiligt“, sie werde sich von ihm mit constitutionellen Phrasen ihre Beute entlocken lassen. Wie die Mainzer Schiffsziehe͏r dem republikanischen Deputirten von Mainz für das deutsche Parlament, als er sie mit der Bürgerwehr von ihren ungesetzlichen Gewaltthaten gegen die Schleppdampfschiffe abhalten wollte, erwiederten: Wie! Sie, der Sie Fürsten absetzen und Regierungen stürzen wollen, Sie wollen uns hindern, daß wir einer Gesellschaft, die uns das Mark aus den Knochen saugt, das Handwerk legen! so mußte auch er sich darauf gefaßt halten, daß ihm die Blousenmänner entgegnen würden: Wie! Sie Herr Odilon-Barrot, der Sie einen legitimen Fürsten entthronen halfen, Sie wollen uns verhindern, daß wir einem Louis Philipp von Orleans, der seinen Thron einer Revolution verdankt, das Regiment einstellen!

Ein achtzigjähriger Greis, ging er anfangs zu Fuß, ein Stabsoffizier trat ihm das Pferd ab. So ritt denn er, begleitet von Horace Vernet, Oscar Lafayette, Quinette und einigen anderen Deputirten und gefolgt von einer großen Volksmasse durch die Rue St. Denis, um über den Boulevard den Weg nach dem Hôtel de Ville einzuschlagen. Der ergraute Vorkämpfer in den Reihen der Opposition näherte sich der ersten Barricade, das Volk stürzte ihm voraus, seine Begleiter wollten ihm Bahn machen: allein die Empörer, jene Blousenmänner und das wilde Gesindel, das über Nationalgarde und Linie fast ohne Kampf gesiegt, nachdem die Führer den alten unbändigen Revolutionsgeist entflammt, es widersetzte sich mit kaltem Trotze. Der greise Oppositionschef suchte sie mit biedermännischem Freisinne zu gewinnen. „Meine guten Freunde!“ sprach der Minister, sich unter ihr Banner ordnend und sie als Gesinnungsgenossen begrüßend, „unsere gemeinschaftlichen Anstrengungen“ (Ihr auf den Straßen mit Barricaden und Pflastersteinen, wir in der Kammer mit fulminanten Phrasen, die wir den Ministern an den Kopf geschleudert), „wir haben den Sieg davon getragen. Wir haben die Freiheit, ja was noch mehr ist, die Rechtschaffenheit (im Gegensatz zur

Corruption) „wieder erobert." Weiter konnte der Greis nicht reden, denn die Pflasterstein-Sieger wollten von keiner Gemeinschaftlichkeit und Kameradschaftlichkeit etwas wissen; er stand keinem Ministerium gegenüber, dessen Angriff populär gemacht hätte, sondern den triumphirenden Straßenkönigen, den souverainen Klubchefs, den aller Constitution und Gesetzlichkeit spottenden Führern der radikalen Propaganda eines politischen und socialen Umsturzes, die sich gezwungen gesehen, siebzehn Jahre lang die Komödie einer parlamentarischen Opposition zu spielen, und herzlich froh waren, die Maske nun endlich abwerfen zu können. „Das genügt nicht", riefen die Aufwiegler und Führer des Haufens von verschiedenen Seiten, und die Menge gab ihren Beifall sehr unzweideutig zu erkennen. „Kein Waffenstillstand!" riefen sie wieder im Tone warnender Verachtung: „Hütet Euch, Bürger, vor den Einschläfern und Betrügern. Nieder mit den Bourbonen! Nieder mit Louis Philipp! Hoch die Republik!"

An ein Vordringen war nicht zu denken. Auch diese Hoffnung Louis Philipps war also gescheitert. Odilon-Barrot mußte als „Einschläferer und Betrüger" gedemüthigt umkehren, und hatte auf dem Rückwege Zeit seine Betrachtungen über die Consequenzen revolutionärer Principien und über octroirte und krawallirte Verfassungen anzustellen, wie wenige Monate später, um Deutsches mit Französischem zu vergleichen, der juridisch-politische Leseverein in Wien, als auch an ihn die Reihe derselben Katzenmusiken kam, mit denen man früher wehrlose Ordensleute, aller constitutionellen und religiösen Freiheit zum Trotze, aus ihren Häusern vertrieben. Auch dem Nachdenken der Berliner Nationalgarde scheint es erst allmählig aufzudämmern, daß wenn das bewaffnete Proletariat auf das Hôtel eines Prinzen schreibt: Eigenthum der Nation, kein Haus mehr sicher ist, auf dieselbe Weise nächstens nationalisirt zu werden.

Louis Philipp hatte jetzt seine bewaffnete Macht, sein Ministerium, seine Kammer verloren; sein Spiel war gänzlich degarnirt;

der Augenblick nahte nun, wo die Revolution ihr: Schach dem König! bot; der Ruf, den die Volksaufwiegler erhoben, lautete: Nach den Tuilerien! Nach den Tuilerien!

Auch General Lamoriciere's Beredsamkeit hatte keinen bessern Erfolg gehabt. Begleitet von einem dicken Herren zu Pferde in bürgerlicher Kleidung, der einen Palmzweig in der Hand hielt, wandte er sich an einen Haufen von Empörern, dem eine Frau mit einer Fahne voranging. Seine Worte wurden mit Hohn und steigender Erbitterung erwiedert.

Wie es den Zusprüchen des Reformministeriums, so erging es auch der Proclamation, die Emile von Girardin mit so vieler Mühe zum Druck befördert hatte. Sie lautete: „Bürger von Paris! Der Befehl ist gegeben, das Feuer einzustellen. Wir sind von dem König beauftragt, ein Ministerium zu bilden. Die Kammer wird aufgelöst. Das Land soll selbst entscheiden. General Lamoriciere ist zum Kommandanten der Nationalgarde ernannt. Die Herren Odilon-Barrot, Thiers, Lamoriciere, Duvergier de Hauranne sind Minister. Freiheit! Ordnung! Reform! Gez.: Odilon-Barrot und Thiers." — Die Aufrührer gestatteten indessen kaum, daß sie nur angeschlagen wurde, und war sie irgendwo angeschlagen, so wurde sie sogleich heruntergerissen und ausgepfiffen. Dagegen wurde von demokratischer Seite in allen Straßen eine andere Proclamation ausgeboten und angeschlagen, die besser der Stimmung des Tages entsprach, sie lautete: „Louis Philipp läßt uns ermorden, wie Karl X.; so möge er denn auch hingehen, wo Karl X. hingegangen ist!"

Die Zahl, die Wuth und der Uebermuth der fanatisirten Massen stieg mit ihren Erfolgen. Zu den Arbeitern, Studenten, den Polytechnikern und den Zöglingen der Militärschule hatten sich blutgierig und zerstörungswüthig die zahllose Canaille der Weltstadt gesellt: Diebe und Beutelschneider, entsprungene Sträflinge, Kuppler und Gauner, Taugenichtse und Faullenzer, Verbrecher und verdorbenes Gesindel jeder Art und Gattung, ein furchtbares Heer, entflammt von wilder, revo-

tionärer Begeisterung und zum Theil trunken von Brantwein, in den sie nach alter Sitte Pulver gemischt, rasende Bestien von blinder, überschäumender Beserkerwuth.

Sich nicht mehr damit begnügend, wenn ihnen das Linien-Militär, wo es noch seine Wachtposten auf wichtigen Punkten zum Schutz von Personen und Eigenthum zu behaupten hatte, seine Waffen freiwillig übergab, forderten sie, ihrer souveränen Gewalt bereits bewußt, die Waffenübergabe als eine Schuldigkeit. Wehe dem Soldaten, der sich zu gehorsamen weigerte! So kam ein Haufe von ungefähr hundert Menschen nach dem Platze des Palais Royal, wo 184 Mann des 14. Regimentes der Linie den Wachtposten des sogenannten Chateau d'Eau besetzt hatten. Unter dem gewöhnlichen Geschrei: die Waffen! die Waffen! stürzte der Janhagel nach der doppelten Aufgangstreppe des Wachtpostens. Da die Soldaten es inzwischen als eine Verletzung ihrer Pflicht und ihrer Ehre ausahen, der wilden Rotte ihre Waffen auszuliefern, so erfolgte eine förmliche Aufforderung mit der Versicherung, daß man ihnen großmüthig freien Abzug gestatten, ja sie im Nothfalle auch schützen würde. Die Soldaten verschmähten es, von diesem Anerbieten Gebrauch zu machen. Der Haufe auf dem Platze aber schwoll unterdessen immer drohender an. Doch all sein Zureden half nichts. Auch General Lamoriciere, der, begleitet von einem Adjudanten und zwei Stabsoffizieren der Nationalgarde, dieselbe entehrende Forderung an den wackeren Posten richtete, mußte unverrichteter Dinge wieder abziehen. Die ergrimmte Masse sah in dieser Weigerung eine Rebellion gegen ihre Souveränetät und schickte sich zum Angriff an. Eine hohe Barricade sperrte dem Wachtposten gegenüber die Straße Valois und St. Honoré. Auf der anderen Seite des Platzes hatte sich ebenfalls eine Volksmasse von Nationalgarden und Blousen dem Chateau d'Eau gegenüber gestellt. Der Haufe der Empörer, der den Soldaten sonst das Vergießen von Bürgerblut zum schweren Verbrechen anrechnete, eröffnete versuchsweise das Feuer auf den Wachtposten. Der Posten antwortete und so entspann sich bei der

Ueberzahl der wüthigen Angreifer, die über den Widerstand immer mehr ergrimmten, ein heißer Kampf. Der Posten des Palais Royal selbst, gegenüber dem Chateau d'Eau, hatte sich dem stürmenden Volke ergeben und mit ihm fraternisirt. Allein auch dies Beispiel der Verführung ihrer Kameraden blieb erfolglos und so wurde auch von hier aus auf das Chateau d'Eau gefeuert. Der tapfere Posten, rings bedrängt, richtete aus dem Thor und den oberen Stockwerken auf die Angreifer ein wohlgenährtes Feuer. Diese zogen nun vor seinen Augen die Hofequipagen so dicht als möglich heran, steckten sie in Brand und richteten hinter ihnen hervor ihr Feuer auf den Posten, der es aber unerschrocken erwiederte. Der blutlechzende Grimm der Menge drohte die ganze Mannschaft zu verbrennen.

Während die Treue der Linie hier dem angreifenden Sturm des Aufruhrs und seiner Uebermacht heldenmüthig die Spitze bot, eilten einige der Hetzer und Aufwiegler nach den Tuilerien auf den Carrousselplatze und erhoben in demselben Geiste, wie sie die gesterige Katastrophe am Ministerium des Aeußern mit infernaler Demagogie ausgebeutet, ein wüthiges Rachegeschrei: „Dicht neben euch", schrieen sie, „am Palais Royal morden die Soldaten die Bürger!" Natürlich wurde diese Kunde von der leichtgläubigen, blinden, aufgehetzten Menge wieder als ein neuer blutiger Verrath Louis Philipp's aufgenommen und mit einem furchtbaren, Unheil verkündenden Gebrüll beantwortet.

So brandeten jetzt die wilden Wogen der schäumenden Volkswuth drohend um die Mauern des Schlosses; die prunkenden Gemächer des Herrschersitzes erbebten von dem Rachegebrüll der rasenden Massen, das seine fürstlichen Bewohner mit einem neuen 10. August bedrohte: es galt jetzt der Person des Königs und seiner Familie. Der Augenblick forderte den letzten Zug von dem erschütterten alten Monarchen in seinem glücklosen Spiele. Er bestieg sein Pferd, unerschrocken näherte er sich dem Haufen, der ihm wie ein wilder Sturm entgegen tobte. Er wollte beschwichtigende Worte an sie richten, Flüche

und Verwünschungen und Drohungen waren die Antwort, vor denen der bleiche, erschöpfte Greis sich erblassend zurückzog. Sein einziger Schutz waren nur noch die Truppen, denen die Vertheidigung der Tuilerien anvertraut war, gegen die sich jetzt von allen Seiten die wüthenden Massen des Aufruhrs heranwälzten.

Bei diesem Herandrängen hatte auf der anderen Seite der Tuilerien, nach dem Concordeplatze zu, ein Wachtposten der unglücklichen Municipalgarde am Eingange der Champs Elysées einen gleich mörderlichen Kampf wie der Posten im Hofe des Palais Royal zu bestehen und auch hier dienten die angegriffenen und niedergemetzelten Munizipalgardisten nur dazu, die Rachewuth des Gesindels gegen Louis Philipp als den Mörder zu steigern und seinen Untergang unvermeidlich zu machen. Als nämlich die Nationalgarde und Linie mit einander fraternisirend sich über die Contregards nach dem Concordeplatze zogen, da forderte auch hier das heranstürmende Volk den Wachtposten auf, sich zu ergeben und die Waffen auszuliefern. Die Municipalgardisten setzten sich gegen den Sturm zur Wehr und schossen; die zurückstehenden Nationalgarden und Truppen wußten kaum, weßwegen sie insgesammt von Flintenschüssen begrüßt wurden. So wurde das Wachthaus mit Hülfe, und wie es schien, auf Befehl des Generals, der die Truppen führte, gestürmt und alle Municipalgarden, die in demselben waren, niedergemacht. Das Volk, das nur schießen gehört hatte, nachdem der Friede durch das Zurückziehen der Truppen hergestellt schien, schrie in seiner durch die Hetzer fort und fort gesteigerten Wuth wie am gestrigen Abend: „Man verräth uns! Man schießt auf das Volk! Nach den Tuilerien! Nach den Tuilerien!" Die Truppen hatten gesehen, wie man mit den pflichttreuen Municipalgardisten verfahren; sie hatten selbst halbwegs Parthei gegen sie genommen; ihre Demoralisation war nicht mehr aufzuhalten. Der Ruf „Nach den Tuilerien!" ging von hier aus über die Bou-

levards zurück; die Massen, die ihn ausstießen, schwollen allgemach an. Nationalgarden bildeten die ersten Linien dieser Colonnen, Volk die zehnmal stärkeren hinteren Reihen. Was begab sich unterdessen, während sich der Tag zum Mittag neigte, in den Tuilerien, im Schooße der königlichen Familie?

Im Schlosse, wo sich Pairs, Deputirte, Generale, Staatsmänner, Zeitungsschreiber, Günstlinge und Hofleute mit spähenden, angstvollen Blicken und rathlosen Mienen in den Salons wirr durcheinander drängten, wuchs mit der Gefahr die Bestürzung; denn es fand sich Niemand, der Ansehen und Muth und Charakter genug besessen, das Steuer des strandenden Schiffes in diesen Augenblicken der Verzweiflung zu übernehmen. Die Größe der Gefahr nicht ahnend, hatte man zu spät daran gedacht, wenigstens bei Zeiten Einiges zu retten und Vorkehrungen für die Flucht zu treffen; jetzt war das Unglück auf das Haupt der Betäubten mit vernichtender Gewalt wie ein Blitzschlag herabgestürzt und es war ihnen, als ob dort, wo sie noch eben in Macht und Reichthum gethront, der Boden wankte und die Flammen unter ihren Füßen prasselnd zusammen schlügen und die Gewölbe über ihre Häupter niederstürzten, also daß ihnen das Entsetzen, welches ihre Besinnung verwirrte, selbst die Kraft zur Flucht lähmte.

Herr Emile von Girardin hat auch diese letzte Scene, die dem Sturze des Hauses Orleans vorausging, als Augenzeuge geschildert. Er hatte sich selbst überzeugt, wie eitel seine Erwartungen von dem Erfolge der ersten Proklamation gewesen; in der Absicht, es mit einer zweiten zu versuchen, eilt der unverdrossene Redakteur der „Presse" abermals nach dem Stabsgebäude auf dem Carrousselplatze zurück, wo er den Marschall Bugeaud von dem Vorgefallenen in Kenntniß setzt und dann nach den Tuilerien läuft. Nachdem er einige Minuten im Vorsaal mit Warten verloren, findet er, in das Kabinet des Königs eintretend, Louis Philipp in einem großen Armsessel nahe am Fenster ausgestreckt liegen. Wie ein alter Pelote mochte der Bür-

gerkönig auf die steigende Erbitterung des treulosen Elementes da draußen lauschen, das alle Kräfte zum letzten entscheidenden Sturm sammelte. Auch Thiers und Remusat, seine rathlosen Räthe, sind zugegen; sie stehen abseits an den Kamin gelehnt. „Was gibt es, Herr von Girardin?“ fragt der König den Journalisten. „Daß Sie eine kostbare Zeit verloren gehen lassen“, lautet die Antwort des Gefragten, „und daß, wenn nicht unverzüglich der energischeste Entschluß gefaßt wird, es in einer Stunde kein Königthum mehr in Frankreich gibt.“ Niemand, so scheint es, hatte bis jetzt gewagt, das letzte Wort, das vor wenigen Stunden noch wie Wahnsinn geklungen, auszusprechen, und auch jetzt noch starren ihn Aller Augen an und betrachten ihn mit forschendem Blick, ob er wirklich bei Sinnen sei. Neben Herrn Thiers steht Herr Merruau, Hauptredakteur des „Constitutionel“, der ebenfalls den letzten Zügen des constitutionellen Königthums beiwohnt. Der Redakteur der „Presse“ verweist die Betroffenen an den Redakteur des „Constitutionell“, ob er etwas Anderes als die Wahrheit gesprochen.

Seltsam! draußen auf der Straße Zeitungsredakteure an der Spitze der Volksmassen, drinnen im Pallast Zeitungsredakteure als Rather und Tröster! Der gestürzte Guizot hatte sich zuerst durch die Presse Anerkennung gewonnen, sein Nachfolger Thiers seine Laufbahn als Journalist begonnen, und die Männer, die als seine Nachfolger die Stühle ihrer provisorischen Regierung auf die Trümmer der Monarchie setzen sollten, waren abermals zum guten Theile Redakteure und Journalisten. Eine solche privilegirte aristokratische Stellung nimmt heutigen Tages die Presse der französischen Hauptstadt ein, weil sie, ganz verschieden von England, kein Gegengewicht in den Institutionen, den Sitten und dem öffentlichen Geiste des Landes hat. Sie zeigt sich als eine zersetzende Oppositionsgewalt, der alle Regierungen mehr oder minder zinspflichtig und dienstbar werden und der keine auf die Dauer mit

den gewöhnlichen Mitteln widersetzen kann*), doch kehren wir zu den Tuilerien zurück.

---

*) Daß die Preßfreiheit sich unter der gegenwärtigen französischen Republik schlimmer befindet, als unter **Louis Philipp**, haben die späteren Vorgänge mit Hrn. E. von Girardin hinlänglich gezeigt. Die souveraine Pöbeljustiz macht überall kurzen Prozeß. Unter dem Losungswort: **Reaction!** oder **Jesuiten!** schlägt sie todt, was ihrer Tyrannei widerspricht. So übt auch Herr Dr. **Steiger**, der bekannte Freischaarenheld und Klosterstürmer, dermalen in dem geknechteten Luzern eine Preßpolizei aus, wie sie kaum in Rußland ihres Gleichen findet. In Wien haben sie erst zugesehen, wie die souverainen Studenten das Preßgesetz verbrannten, und dann hat das Volk seiner Seits die Redactoren der bübischen Hetzblätter beim Kragen genommen. So fordert in unserer fieber- und maßlosen Zeit immer ein Gegensatz den andern heraus. Jeder will frei seyn und mag sich doch nicht selbst beherrschen; Jeder will herrschen und weiß sich nicht frei von seinen Leidenschaften zu machen, noch Recht und Freiheit des Anderen zu achten. Erst vernichten sie mit ihren Sturmpetitionen muthwillig alle Autorität, und dann wähnen sie, das Proletariat und die Provinzen würden den alten Respect vor dem constitutionellen Thron und der Einheit der Monarchie behalten. Und was ist zuletzt das Ganze? klägliche Nachäfferei französischer Parteileidenschaft und Verblendung, und überdieß die Hand der Propaganda der europäischen Großrevolutionairs in Paris überall sichtbar in dem wahnsinnigen Spiel. Nach Baden sendet sie ihre Legionen; in Mainz und Trier hetzt sie die Bürger gegen das Militär; in München verschmäht sie die Dienste der Spanierin nicht; auf den Galerien des Frankfurter Parlaments bezahlt sie ihre Claquers; in Neapel wie in Rom und Mailand, in Berlin wie in Wien, überall theilt diese Propaganda die Parole aus, und bestimmt Zeit und Stunde und läßt durch Emissaire die Puppen nach der Melodie: Allons enfants! tanzen, die Sünden und Versäumnisse der Regierungen und die Noth der Massen wohl benützend. Verführte Studenten und der Literaturpöbel geben das Signal; die aufgeklärte Bourgoisie folgt, und die Massen mit ihren Fäusten sind zum Dienst bereit, bis sie zuletzt mit Aexten und Körben kommen, ihren Lohn einzusacken. Daher überall dieselbe, aller Originalität entbehrende Komödie, von der das Volk, in dessen Namen sie aufgeführt wird, seinem Kern nach nichts weiß, und erschrickt, wenn

„Befragen Sie nur Hrn. Merruau“, sagt Girardin, „über die Aufnahme der eben im „Constitutionnel“ und der „Presse“ abgedruckten Proklamation, ob man nur gestattet hat, sie anzuschlagen. Herr Merruau bestätigt die Versicherungen seines Collegen. Neue Bestürzung und rathlose Niedergeschlagenheit. Nach einem Augenblicke des Schweigens läßt sich die Stimme des an seinem Geschick verzweifelnden Königs vernehmen: „Was thun?“ Girardin antwortet: „Abdanken, Sire!“ — „Abdanken?“ — „Ja, ohne Zögern und unter Uebertragung

---

es gewahr wird, wohin es geführt worden. Barricaden in Paris: Barricaden in Wien, Barricaden in Berlin. Allgemeines Wahlrecht in Paris: allgemeines Wahlrecht in Berlin, allgemeines Wahlrecht in Wien. Eine Kammer in Paris: eine Kammer schreien sie in Berlin, eine Kammer in Wien. Sturmpetition in Paris: Sturmpetition in Wien, Sturmpetition in Berlin. Allgemeine Volksbewaffnung auch der Lumpen und Spitzbuben in Paris: allgemeine Volksbewaffnung auch der Lumpen und Spitzbuben in Berlin und Wien. Das Militär aus Paris! das Militär aus Berlin und Wien! Zeitungsredacteure und Klubchefs rufen die Republik in Paris aus: Zeitungsredacteure und Klubchefs versuchen die Republik in Berlin und Wien auszurufen u. s. w. Wer darf sich bei dieser sociale Freiheit, Gleichheit und Brüderschaft noch wundern, daß sich auch die Resultate hier wie dort brüderlich als gleiche herausstellen. Anarchie in Paris: Anarchie in Wien, Anarchie in Berlin; politischer, socialer und ökonomischer Bankerott an der Seine, an der Spree und an der Donau und so weiter. Schon am 24sten Februar hatten die Pariser sehr wohl eingesehen, zu welcher Thorheit sie das blinde, maßlose Parteiwesen hingerissen; sie machten aber dem bewaffneten Proletariat gegenüber gute Miene zum bösen Spiel; Berlin aber und Wien ließen sich von dem Instinct der Selbsterhaltung durch diese Erfahrung nicht warnen, sondern von der radikalen Presse bereden, daß es keine glorreichere Unterlage für die constitutionelle Freiheit gebe, als — Barricaden; auch ihre Blätter rühmten, daß sie nun ihre Julitage hätten. Sie wollten keine octroiirte, sondern eine krawallirte Verfassung. Daß aber nicht allein Throne, sondern auch Ministerstühle auf Barricaden sehr unsicher und unbequem stehen, das haben bereits Lamartine

der Regentschaft an die Herzogin von Orleans; denn der Herzog von Nemours würde nicht angenommen werden." Der König erhebt sich und sagt: „Meine Herren! wollen Sie, daß ich zu Pferde steige?" Nein, antwortet man ihm. Der König sagt: „Ich danke ab." Die Regentschaft der Herzogin von Orleans wird gleichfalls von ihm gutgeheißen, während von der Rivoli-Straße der Lärm von Flintenschüssen deutlicher herüberschallt und das Nahen der Empörer verkündet. Es war der dortige Posten der sich ihnen widersetzte. Ein Angriff auf

---

und seine Collegen in Berlin und Wien wohl sattsam erfahren. Wird die Reaction gegen diese Zügellosigkeit, die nach den Sturmpetitionen eingetreten, von Dauer seyn? Die Parteileidenschaft, die in Wien bereits allen Haß wegen der „Entführung" auf den Adel und die jesuitische Camarilla in den dortigen Blättern los läßt und so die Flammen auf's neue schürt, gewährt wenig Hoffnung, und läßt fürchten, es möchte diesen wiederholten Krisen der revolutionären Fieberhitze endlich eine Abspannung folgen, die mit Marasmus endet. Kann sich der gesunde Kern des braven österreichischen Stammes, dessen Söhne so oft unsere deutsche Fahne im heißesten Kampfe ruhmvoll voran getragen, denn gar nicht ermannen, um dem Wühlen und Hetzen, dem Zerstören und Einreißen eines kleinen Häufleins Einhalt zu thun, und auf den ewigen Grundlagen der Religion, der Sittlichkeit und des Rechtes den Bau wahrer, gesetzlicher Freiheit zu gründen, die allein Frieden und Eintracht, Vertrauen und Ordnung herstellen kann? —

Das alte bureaukratische Polizeisystem hat sich selbst gerichtet, es ist wie das alte deutsche Reich morsch und vermodert in sich zusammengebrochen und unwiederbringlich dahin. Was ihm gefolgt, ist aber bis jetzt hundertmal schlimmer, und wie Louis Philipp an Frankreich, so ist Metternich an Oesterreich durch die stupide Maßlosigkeit der siegenden Partei schrecklich gerochen. Wann aber wird der Retter kommen, der nicht von Buben und Emissairen und dem Literaturpöbel, sondern vom wahren Volksgeiste, dem wahrhaft österreichischen, getragen, den Neubau des verjüngten Kaiserreiches aufführt. Wir Bayern können ihn nur willkommen heißen, denn fiele Oesterreich, so wäre auch unser bester Kampfgenosse in den Stürmen der Zukunft gefallen!

die Tuilerien wird bald erfolgen. Der König zu dem Journalisten: „Gehen Sie! gehen Sie, Herr von Girardin!“ Herr von Girardin geht, um ohne eine andere Bürgschaft, als das Wort des Königs die neueste Entschließung zu verkünden und eine neue Proklamation abzufassen. Soweit die Schilderung des Hrn. v. Girardin.

Auf ein unregelmäßiges viereckiges Stück Papier schrieb der König nun seine Abdankung nieder; sie lautete: „Ich entsage dieser Krone, welche die Nationalstimme mich berufen hatte zu tragen, zu Gunsten meines Enkels, des Grafen von Paris. Möge er in der großen Aufgabe, die ihm heute zufällt, glücklich seyn. 24. Febr. 1848. Louis Philipp.“ Er stand nun auf, las das Geschriebene vor, faltete das noch nasse Blatt zusammen und gab es einem der anwesenden Generäle, um es dem Volk zu zeigen und in die Deputirtenkammer zu bringen.

„Ich fand“, schreibt ein anderer Zeuge jener herzzerreißenden Scene, „Alles in der größten Bestürzung, selbst die kleinen Prinzen und Prinzessinnen fühlten so sehr das Schreckliche der Lage, daß sie sich ängstlich anklammerten! Der König stieg in diesem Augenblick zu Pferde, um sich der Nationalgarde zu zeigen, und Alles stürzte in diesem entscheidenden Moment an's Fenster, um den Erfolg abzuwarten; nicht eine Stimme erhob sich für den König; Alles schrie: Vive la Réforme! Nun ließen die Prinzessinnen ihre Diamanten holen. Es war kaum daran zu denken, auch nur das Nöthigste zusammenzuraffen, so dringend erschien die Gefahr. Nach einer Weile war die ganze Familie beim König versammelt, man hörte nur Schluchzen; sie umarmten sich; es war der Moment der Abdankung. Nun riß man dem König die Uniform ab und zog ihm einen schwarzen Frack für die Flucht an. Er nahm den Arm der Königin und alle Anderen eilten ihm nach.“

Eine andere Stimme läßt sich über die verhängnißvolle Verschlingung der Umstände, die den Schluß der Katastrophe

herbeiführten und über die geistige Erschöpfung des gebrochenen Monarchen in der entscheidenden Stunde also von Paris aus vernehmen:

„Ludwig Philipp hatte rein den Kopf verloren und mit dem Kopf den Muth. Vor den Augen vieler Deputirten, Zuschauer der innern Kämpfe in der Familie, hatte er sich schon selber aufgegeben, als das ganze ungeheuere Fatum über ihn zusammenstürzte. Mit Recht oder Unrecht (das kann hiebei gleichgültig seyn) hatte Ludwig Philipp bei seinem Ministerium (Guizot) verharrt, ihm aber anfangs nicht den Marschall Bugeaud als Commandanten von Paris zugestehen wollen, sondern an dem General Sebastiani festgehalten, einem wenig geschickten Offizier, in dessen Tüchtigkeit man kein Zutrauen setzte. Indessen war er zur Einsicht des Fehlers gekommen, das Commando war dem Marschall Bugeaud eben übergeben worden, als sein jüngster Sohn, der Herzog von Montpensier, weinend und flehend zu seinem Vater kam, ihn beschwor, sein Ministerium in der Krise zu entsetzen und das Ministerium Molé zu ernennen. Ludwig Philipp gab nach. Alsbald merkte das Ministerium Guizot, daß ihm alle Kraft im Angesichte des Aufstandes entzogen sei, und daß die Ernennung des Marschalls Bugeaud zu spät komme trotz der positiven Zusage desselben, er mache sich auf seine Soldatenehre anheischig, Herr der Stadt zu werden. Die Königin allein zeigte Mannskraft, empört über die Schwäche ihres Sohns und ihres Gatten, hielt sie zu verschiedenenmalen seine Hand zurück während der verschiedenen von ihm unterzeichneten Acte, gekrönt durch den seiner Abdankung; als trotz dessen der König nicht abstand, prophezeite sie ihm alsbald seinen schmählichen Untergang. Molé lehnte aus guten Gründen das Ministerium ab; er hätte seinen Tod gesiegelt. Thiers und Odilon-Barrot wurden berufen und nahmen die Portefeuilles an. Immer schwankender aber wurde die Majestät; die ganze Haltung des Königs war vollkommen niedergeschlagen, fast erdrückt dankte er ab. Alles, was umgab, war entsetzt bei diesen plötzlichen Offenbarungen

kommener Schwäche. Mehr als einmal schrieb er oder setzte sich, um zu schreiben, mehr als einmal sank er in sich selber zurück. Man sah in den Augen und der Haltung der Königin die von ihr empfundene tiefe Schmach über diese Herabstimmung ihres so oft um seiner Festigkeit willen gerühmten Gemahls. Es war wie eine doppelte Offenbarung der Autorität, welche seine Schwester Adelheid zuerst und später die Königin über ihn ausgeübt hatten, woran in früheren Zeiten immer Viele nicht hatten glauben wollen. Thiers und Odilon-Barrot gingen flink an's Werk; aber Thiers war kurz zuvor schon gewitzigt worden, denn als er sich mit einem seiner Collegen einer Barricade genähert hatte und erkannt worden war, rief das Volk: „Vive Thiers!“ und wollte ihn schon jauchzend umhertragen, als einige Stimmen sich erhoben, schreiend, er sei der Mann der detaschirten Forts, worauf dieselben Arme, die schon bereit waren, ihn im Triumph zu erheben, alsbald sich bereit zeigten, ihn mit einem „Mort à Thiers“ in die Seine zu werfen, wenn die Raschheit seines Collegen ihn nicht aus dieser übeln Lage herausgerissen. Trotz dessen waren Thiers und seine Freunde frei und froh; aber wie bald stürzten ihre sanguinischen Hoffnungen wie Kartenhäuser über den Haufen!“

Während sich die Herzogin von Orleans entschloß, sich mit dem jungen Thronerben, dem Grafen von Paris, nach der Deputirtenkammer zu begeben, damit dort von den gesetzlichen Vertretern des Landes die Abdankung des Königs und die Uebertragung der Krone und ihre Regentschaft anerkannt würde, war Louis Philipp mit seiner Familie dahin gekommen, daß sie nichts als ihr nacktes Leben vor dem wüthig und trunken heranstürmenden wilden Heere zu retten suchten. An eine weitere Vertheidigung dachte Niemand; sie mußten Alles liegen und stehen lassen, um der drohenden Lebensgefahr zu entrinnen.

Noch vor kurzem einer der mächtigsten Herrscher der Erde, dem die Vertreter des Landes und die Abgesandten der Fürsten

und Reiche aller Welttheile so oft ihre dankenden Glückwünsche für die Erhaltung des Weltfriedens dargebracht, mußte er jetzt wie ein Dieb aus seinem Königssitz in athemloser Eile entfliehen; alle die aufgebotenen Streitkräfte schienen nun nicht einmal hinzureichen, um ihm auch nur so viel Frist zu gewähren, seine geheimsten Papiere zusammen zu raffen. Die Günstlinge, die sich im Scheine seiner Gnade gesonnt, waren zerstoben; keine todesmuthige Ritterschaft umstand den Bedrohten, die ihn mit altfranzösischer Loyalität mit ihrer Brust gedeckt hätte, als ihren Fürsten von Gottes Gnaden, dem sie den Eid der Hulde und Treue geschworen; auch die Advokaten des parlamentarischen Rechtsbodens, die stets die Unverletzlichkeit der Charte im Munde geführt, auch sie waren vor dem Gebrüll des bewaffneten Haufens erbleicht und zerstoben, und hatten sich still von dannen geschlichen, um alsbald der Fortuna des Augenblicks zu huldigen. Mit Recht hatten die Königin und die Prinzessinnen schwarze Trauerkleider angelegt; hatten sie ja mit einem furchtbaren Schlage alle irdischen Güter, die dem Menschen theuer sind, verloren, und was mußten sie von den Menschen selbst denken, die sie jetzt, aller Betheurungen zum Trotze, verließen!

Louis Philipp bot der Königin den Arm, und so eilte die unglückliche Familie durch den Tuileriengarten nach dem Concordeplatze. Die Nationalgarde zu Pferd schloß den Zug als Geleiterin ein. Es waren etwa dreißig Personen in verschiedenen Uniformen, die dem König folgten. Der alte bleiche Monarch ging niedergeschlagen und gesenkten Hauptes; er hatte den rechten Arm in den linken der Königin gelegt, auf den er sich gebeugt und gebrochen stützte. Die Königin in schwarzem Kleide ging festen Schrittes mit ruhigem Blick, aus dem die tiefgekränkte Würde sprach. Die schwarzgekleideten Prinzessinnen und Ehrendamen, mit den erschrockenen Kindern auf den Armen und den kleinen Bündeln mit dem, was sie in der Eile zusammengerafft, boten einen traurigen Anblick dar. Herr von Neully war der einzige Ordonnanzoffizier, der seinem unglücklichen Gebieter bis zuletzt treu blieb. Die Vorderen und Jün-

geren des Zuges, die sich Tod und Verderben auf den Fersen folgen sahen, eilten so sehr, daß der alte König, der sich mühsam nachschleppte, ihnen mehrmal sagen ließ, sie möchten langsamer gehen. Ein Soldat stürzte, das Pferd schritt über ihn hinweg, Montpensier aber, der am Arm des Deputirten Cremieux ging, schrie: vorwärts! Dennoch konnte sich der Zug mit dem erschöpften Greise nur langsam wie ein Leichenzug bewegen, und gewiß wurden alle Zeugen, die diese jammervolle Leichenfeier menschlicher Größe und Herrlichkeit sahen, tief ergriffen und erschüttert von dem ernsten Gefühle eines hier waltenden, göttlichen Gerichtes, das die Sünden der Fürsten durch die Völker, und die Sünden der Völker durch die Fürsten straft. Die begleitenden Nationalgardisten gaben durch Worte und Mienen zu erkennen, daß man sich aller beleidigenden Aeußerungen gegen „ein großes Unglück“, gegen „eine unglückliche Familie“ enthalten möge.

Der Sohn des Admiral Baudin sprengte nach dem Concordeplatze voraus, und verkündete die Abdankung des Königs. Endlich nahte auch der Trauerzug dem verhängnißvollen Platze, wo ein halbes Jahrhundert früher eine Guillotine gestanden, wo das Haupt eines Königs, der die Krone Louis Philipps trug, gefallen, und die Revolution den Fluch der Blutschuld auf sich geladen. Wieder harrte, von dem alten Geiste ergriffen, der wie Ahasverus noch immer keine Ruhe, keine Versöhnung gefunden, hier die entflammte Masse der kommenden Ereignisse.

Es war gegen ein Uhr Mittags, als der König durch das eiserne Gartenthor auf den Platz trat. Die Königin warf den Soldaten an diesem Thore des Tuileriengartens noch Küsse zum Abschied zu. „Ich sah alte Soldaten weinen wie die Kinder“, erzählt eine Augenzeugin, „denn diese vor wenig Monaten noch von ganz Europa beneidete Familie, die jetzt plötzlich zwischen Leben und Tod schwebte, hätte ja einen Stein erbarmen müssen.“ Der König mußte sich Platz machen,

das Volk drängte sich heran, die Garde drängte es zurück. Vive la Réforme! ertönten um ihn die Rufe und Vive la France! einige vereinzelte Stimmen riefen auch: Vive le Roi!

Wo sich der Zug hinbegeben würde, wußte man nicht; man meinte nach der Deputirtenkammer, wo der König seine Abdankung erklären würde. Allein plötzlich blieben der König, die Königin und die ganze Gruppe auf dem Platze stehen, man konnte sich's wieder nicht erklären warum. Eine dichte Masse zu Fuß und zu Pferd umdrängte sie augenblicklich, so daß sie sich rings eingeschlossen sahen, und sich nicht mehr frei bewegen konnten. Der König drehte sich rasch um, ließ besorgt den Arm der Königin los, und rief, seinen Hut schwenkend, einige durch den Lärm unverständliche Worte. Die Pferde bäumten sich von dem Volksgeschrei erschreckt, die Verwirrung wurde immer größer. Ein Offizier des Cuirassierregiments rief, um das Leben des Königs besorgt: „Meine Herren, verschonen Sie den König!“ — „Sind wir denn Mörder?“ erwiederte eine barsche Stimme aus der Menge, „er mag gehen!“ — „Ja, er mag gehen! er mag gehen!“ erscholl das Echo von allen Seiten.

Auch hier ist es wieder ein unvermeidlicher Journalist, der uns als Zeuge diese Scene schildert. Es war Herr Charles Maurice, Redacteur des Courier des Spectacles, der die Königin beruhigen wollte. Aengstlich darüber, den Arm des Königs nicht mehr in dem ihrigen zu sehen, hatte sie sich rasch umgewendet und einige im Lärm unverständliche Worte gesprochen. „Fürchten Sie nichts, Madame!“ redete Hr. Maurice sie an, „schreiten Sie weiter, die Reihen werden sich vor Ihnen öffnen!“ Die besorgte Frau, die seine Worte wohl kaum verstehen konnte, stieß seine ausgestreckte Hand zurück und rief in gereiztem Tone: Lassen Sie mich! „Sie ergriff“, fährt Hr. Maurice fort, „den Arm des Königs, und beide gingen auf zwei kleine schwarze einspännige Kutschen zu. In ersterer saßen zwei Kinder. König und Königin stiegen ein; der

König setzte sich links, die Königin rechts, und die Kinder*) schauten neugierig durch die Wagenfenster auf die Menge. Der Kutscher peitschte heftig auf das Pferd und der Wagen rollte rasch dahin, umgeben von Nationalgarden, Dragonern und Cuirassieren. Die zweite Kalesche, in welcher zwei Frauen saßen, folgte in gleichem Galopp längs der Seine gegen St. Cloud und die Bedeckung von ungefähr zweihundert Reitern schloß sich hinter ihnen. Die Volksmenge schrie: „„Sie fliehen!““ In diesem Augenblick trat Herr Cremieux zu mir, und wir gingen zusammen nach der Deputirtenkammer, wo er der Wahrheit gemäß erklärte: wir hätten die königliche Familie an den Wagen geleitet.“

Der Wagen hatte nur einen Theil der Familie aufgenommen, die Anderen mußten zusehen, wie sie weiter kamen. Die Herzogin von Montpensier war vergessen worden und eilte nach. Eine Ehrendame, die im Innern des Wagens keinen Platz hatte, sprang auf den Bedientenritt und hielt sich an den Riemen fest. Eine andere Dame des Gefolges eilte zu Fuß durch die betrunkene tobende Menge den Flüchtigen nach. Unterwegs gesellte sich General Rumigny zu ihr; sie liefen durch den größten Schmutz nach Passi. Hier standen zwei Weiber aus dem Volke, von denen die eine zur andern sagte: „Weißt Du schon, die Canaille hat den König passiren lassen, er ist fort.“ In St. Cloud trafen sie wieder mit dem König zusammen. Die Soldaten standen noch im Hof und tranken Wein und ließen ihre Pferde verschnaufen. Im Salon des Schlosses fanden sie die unglückliche Familie versammelt und im Begriff, nach Trianon abzureisen. Montpensier zog seine Uniform aus und lieh das Kleid eines Kammerdieners. In größter Eile gings in zwei Omnibus nach Trianon. Niemand hatte Geld, mit Ausnahme der Adjutan-

*) Nach einem uns vorliegenden Schreiben von der Hand eines Zeugen war es ein Oberst der Nationalgarde, der den kleinen Alencon in den Wagen der Königin auf die Knie warf.

ten, was aber auch nur wenig war. Als der König in Trianon mit dem Prinzen Ph. von Koburg zuerst in den großen Saal trat, riß ein alter Diener, der noch nicht wußte, wie vergänglich das Königthum in Frankreich ist, die Flügelthüren auf, als sei noch alle Herrlichkeit von gestern in voller Blüthe. Der König bestellte Feuer, zündete es selbst an und ließ den Kindern Kuchen geben. Hier wurde der Entschluß gefaßt, sich nach England zu retten und hier trennte sich die Familie, um den Verfolgungen leichter zu entgehen. Der König schlug mit der Herzogin von Nemours und ihren beiden Knaben den Weg nach Dreux ein, wo er die Nacht in dem Hause eines vertrauten Pächters zubrachte. Louis Philipp verkleidete sich hier zur Fortsetzung der Reise mit einem alten Rock und alten Hut, schor seinen Backenbart ab, veränderte seine Perrücke und wandelte sich so um, daß ihn seine nächsten Freunde nicht wiedererkannt hätten! Welch Geschick! Ludwig XVI. hatten sie geköpft, weil sie fürchteten, so lange er lebe, sei Frankreich vor dem Königthum nicht sicher! Charles X. hatten sie mit ehrenvoller Begleitung bis zum Meere geleitet; denn sie fürchteten nichts mehr von dem entthronten Monarchen! Louis Philipp endlich, er, der in seiner Jugend schon als Flüchtling den Schulmeister in der Fremde gemacht, muß sich nun im Alter in Angst und Furcht und gänzlicher Entblößung, verkleidet und entstellt, im Dunkel der Nacht aus seinem Lande stehlen, wie ein Bettler muß er sich von der Mildthätigkeit das ärmliche Reisegeld erborgen und vor seinem Volk sich geheim halten, bis er endlich Sicherheit an den Küsten Englands findet, wo sich die zersprengten Glieder seiner Familie in ihrem gemeinsamen Elende wieder zusammenfinden.

Die Engländer waren, abgesehen von der zwischen beiden Ländern bestehenden eifersüchtigen Rivalität, im Allgemeinen keine Freunde noch Bewunderer der Politik Louis Philipps, weder der inneren, noch auch, und insbesondere seit der spanischen Heirath, der äußeren. Die innere erschien ihnen zu engherzig dynastisch, zu bureaukratisch corrumpirend, zu egoistisch intrigui-

rend, zu wenig die Volksfreiheit fördernd und die moralischen Kräfte der Nation entwickelnd. Allein in England gilt nicht blos die Verantwortlichkeit der Minister, die fort und fort geltend gemacht wird, auch die Unverantwortlichkeit und Unverletzlichkeit des Monarchen ist mehr als eine geschriebene Phrase. In der Heiligkeit des Thrones sieht der Engländer die Bürgschaft seiner Rechte und Freiheiten, das Symbol gesetzlicher Ordnung. Zugleich konnte es seinem politischen Scharfblick nicht entgehen, daß hinter der politischen Umwälzung in Frankreich eine sociale lauere und daß eigentlich der von den Klubchefs schlau benützte und fanatisirte Pauperismus, der Hunger es war, der diesen Sieg errungen. Daher erweckten die Ereignisse des 24. Febr. hier keineswegs jene Erwartungen wie anderwärts, noch ließ man sich zu ihrer Nachahmung hinreißen. Das tragische Geschick des gestürzten Königshauses, der Anblick der entblößten kummerbleichen Flüchtlinge mit ihrer stummen Schwermuth mußte sie erschütternd ergreifen und in diesem Sinne ließ sich das erste der englischen Blätter über das Furchtbare dieses Wechsels menschlichen Geschickes vernehmen. Die Times sagte:

„In der ganzen Geschichte steht wohl dieser Sturz eines Fürstenhauses, was die furchtbare Plötzlichkeit des Unglücks betrifft, ohne Beispiel da. Heute vor vierzehn Tagen war Ludwig Philipp der glücklichste und der mächtigste Monarch des europäischen Festlandes; die allgemeine Meinung sah in ihm den klügsten Souverain der Welt. In der That stand dieser wunderbare Mann auf dem eigentlichen Gipfelpunkte des Erfolgs, des Ansehens und der Macht. Es würde Zeit erfordern, alle Einzelheiten seiner herrlichen Stellung aufzuzählen. Seine zahlreichen, schönen und wohlerzogenen Kinder und Enkel; die glänzenden Verbindungen, welche die ungeheure Länderstrecke von Antwerpen bis Cadiz in einem Familieninteresse verknüpft; die neue Aussicht auf ein Ereigniß, welches wahrscheinlich einen seiner Söhne zum Regenten, seinen Enkel zum König von Spanien gemacht haben würde; der wunde Fleck seiner Regierung eben beseitigt: Algerien nach achtzehnjährigem

Kriege befriedigt; sein unermeßliches Privatvermögen; seine eilf oder zwölf Paläste, die an schöner Lage und Pracht der Einrichtung ihres Gleichen suchten, und auf die er erst unlängst ungeheure Summen verwendet; sein glänzendes Heer von 400,000 Mann in höchster Mannszucht und Ausrüstung; ein Kanzler von beispielloser Energie und Geisteskraft, der endlich das Wort des Räthsels für Frankreich gefunden zu haben schien; eine befestigte und für alle Welt bis an die Zähne bewaffnete Hauptstadt; das neuerliche günstige Entgegenkommen jener Mächte, welche vorher auf den königlichen Emporkömmling stolz herabgeschaut; der wohlgewogene Stand seiner auswärtigen Verhältnisse und die festgefaßten Zügel des Staatswagens: — alle diese Gaben des Glücks und noch mehr waren verschwenderisch auf einen Mann gehäuft. Und die Krone von allem war, daß all dieser Segen dem Ludwig Philipp ganz als sein Verdienst angerechnet wurde. Er konnte, wie jener alte König von Samos, auf den Mauern und Thürmen stehen, die er um seine Stadt gezogen, und sich wohlgefällig in den Werken seiner Politik bespiegeln. Das Gleichgewicht Europas, die Sache der Völker und der Könige, die Entscheide über Krieg und Frieden lagen in seiner Hand. Gab es in diesem Rosen- und Freudengarten etwas Bitteres — „„amari aliquid““ — so waren zwanzig uneinnehmbare Forts und hunderttausend Bewaffnete keine unbedeutende Wache über einige wenige unbotmäßige Unterthanen. Solon selbst würde kaum gewagt haben, einem so sicheren Manne über seinen traurigen Text „„Ante obitum nemo““ zu predigen. . . . Was wir hier beschreiben, war eine nüchterne und greifbare Realität. Was nun kommt, liest sich wie ein widersinniges Ammenmärchen. Ein bunter Haufe von Handwerkern, Knaben und Weibern ergießt sich durch die Straßen von Paris. Sie stürmen den Palast. Achtzigtausend Mann Fußvolk, Reiterei und Geschützwesen stehen verstummt und verdutzt. Wenige Minuten darauf sieht man ein ältliches Ehepaar aus dem Lärm und

Gedränge flüchten; es wird in eine Miethkutsche geschoben und weggefahren! — Er hat nach langer Verzögerung eine stürmische Ueberfahrt; es war, als ob er erfahren sollte, daß die Invasion Englands nicht so leicht ist. Doch an Englands Küste fühlt er sich heimisch; die Erinnerungen und die Freunde seines frühern Exils begrüßen ihn. Ein Menschenalter schwindet wie ein Traum vorüber, und der greise Monarch findet sich wieder als der Herzog von Orleans, der verbannte Sohn des alten Egalité. Könnte das alles vergessen werden! Aber einige vorwurfsvolle Erinnerungen zogen, scheint es, durch Ludwig Philipps Seele; er rief wiederholt: „„Wie Karl X.! wie Karl X.!““ Es war, als wollte er zu sich sagen: „„Wir sind sehr schuldig gegen unsern Bruder, darum ist dieses Leid uns zugestoßen.““

Kehren wir nun nach Paris zurück, und sehen wir, wie es nach der Abdankung des Königs dem Königthum seines jungen Thronerbens, des Grafen von Paris, und der Regentschaft seiner Mutter, der Herzogin von Orleans, ergangen.

Hätte die siegreiche Partei einen Funken von Mäßigung und Selbstbeherrschung gehabt; hätte ihr Freisinn nur irgend daran gedacht, den Willen der großen Majorität des französischen Volkes, das die constitutionelle Monarchie und nicht die Republik, noch weniger die Ochlokratie wollte, zu achten: so konnte ihr keine Combination erwünschter seyn, als diese Regentschaft einer schwachen, wehrlosen Wittwe. War es ihnen ja dadurch in die Hand gegeben, während der Minderjährigkeit des Thronerben die Monarchie ganz nach eigenem Wohlgefallen republikanisch umzugestalten, so daß der Enkel Louis Philipps als Präsident oder Erbstatthalter zur Regierung gelangt wäre, und die Herrschaft in Wahrheit bei ihnen gestanden hätte. Allein so viel Mäßigung besaßen sie in ihrem Siegesübermuthe nicht, und die verzagte Nationalgarde ließ eben geschehen, was sie nicht zu hindern wagte. Dafür aber sollte Louis

Philipp furchtbar an Frankreich gerochen werden; denn wie er, von Allem entblößt und zitternd für sein Leben, aus seinem königlichen Schloße floh, so sollte er bald ein Vorbild von Tausenden und Tausenden dieses betrogenen Volkes seyn, die, seit der Abgrund der Revolution seinen feuerspeienden Krater im Herzen Europas wieder geöffnet, Hab und Gut verloren haben, und von heute auf morgen für ihr Leben unter einer zügellosen Pöbelherrschaft zittern, während sie einer noch finsteren Zukunft entgegen sehen.

Nach der eiligen Flucht des Königs aus Paris hatte der Kampf der wuthentbrannten Empörer gegen den Wachtposten im Chateau d'Eau fortgedauert; der Posten hielt sich mit verzweifelter Tapferkeit. Kaum aber war der Wagen mit dem König enteilt, so stand auch das wilde, trunkene Heer sprungbereit, auf die Tuilerien loszustürmen. Dort befehligte der Herzog von Nemours die bedeutende Truppenmasse, entschlossen, der Herzogin von Orleans und ihrem Kinde schirmend zur Seite zu stehen. Die Masse machte jetzt Miene, das Gitter zu durchbrechen, hinter welchem die Artillerie mit der imposanten Truppenmacht stand. Kam es zum Kampf, hielten sich die Truppen hier wie der Posten im Chateau d'Eau, so war ein furchtbares Blutbad voraus zu sehen. Aber auch hier sollte die Revolution wieder einen leichten, kampflosen Sieg davon tragen; ohne Schwertstreich sollten die wilden Horden in den Sitz des Bürgerkönigs eindringen.

Alles harrte in gespanntester Erwartung, wie die Truppen sich halten würden; es herrschte ein tiefes Schweigen in der Masse, nur von dem Gewehrfeuer, das von dem Palais Royal herüber schallte, unterbrochen und von einigen Flintenschüssen aus den Volksreihen auf die eingeschlossenen Truppen; denn auch hier waren es wieder die Aufwiegler, die vor keinem Verbrechen zurückbebend und kein Mittel scheuend, den Angriff begannen. Nationalgarden von sechs verschiedenen Legionen, sammt den wüthigen Haufen des furchtbarsten Gesin-

dels, das mit Messern und aller Art von Waffen wie rasend herbeistürzte, umgaben das Schloß. Eben sollte der Sturm losbrechen, als ein Lieutenant der fünften Legion sich dem Gitter näherte, das unter den Fäusten der Masse schon zu wanken begann. „Sie sind verloren", rief er dem voll Besorgniß herzutretenden Kommandanten durch das Gitter, „Sie sind rings eingeschlossen; der Kampf wird beginnen, wenn sie die Tuilerien nicht räumen und der Nationalgarde überlassen." Der Kommandant ließ die Truppen, die vorher in Schlachtordnung standen, in eine Reihe sich gegen das Schloß stellen, ohne sie jedoch abziehen zu lassen. Der Lieutenant hiemit sich nicht begnügend, eilt mit einem Bataillonschef nach dem Gitter der Rue Rivoli. Als Parlamentaire erhalten sie Einlaß; den Degen in der Hand, treten sie in den von den Soldaten besetzten Schloßhof; hier fordern beide von dem Kommandanten auf's neue die gänzliche Räumung der Tuilerien. Der Kommandant führt sie nach dem Pavillon de l'Horologe, wo sie mehrere Generäle und den Herzog von Nemours, alle mit zerstörten Mienen, finden. Wußte ja der Herzog nicht, was aus seinem Vater geworden, und was aus der Krone des Enkels und der Herzogin und ihm und all den Seinen in diesem furchtbaren Augenblicke werden würde. Der Lieutenant stellte dem Herzog noch einmal vor, das einzige Mittel, das Blutvergießen zu vermeiden, sei die Uebergabe des Schlosses an die Nationalgarde, sonst würde er verloren seyn. „Der Kampf wird blutig werden", fuhr er fort, „die fünfte Legion schlägt sich in diesem Augenblick gegen das Palais Royal, sie hat ihren Maire und ihre höheren Offiziere an der Spitze. Nehmen Sie sich daher in Acht, daß der Kampf nicht beendigt ist, ehe die Truppen die Tuilerien geräumt, wo nicht, so würde hier der Sturm troz uns losgehen." „Glauben Sie?" erwiederte der Prinz, „so will ich die Truppen zurückziehen", und damit ertheilte er auf der Stelle den Befehl zum Abzug.

Die Artillerie räumte den Platz durch das Gitterthor gegen das Palais Royal, der Generalstab und der Herzog

durch den Pavillon de l'Horologe; sie ließen die Pferde die Treppen hinabsteigen; die Kavallerie und die Infanterie folgte ihnen. Diese Uebergabe oder Flucht geschah so eilig, daß man selbst die Posten abzulösen versäumte.

Der Lieutenant benachrichtigte nun die Nationalgarde von der Räumung des Schlosses. Die Nationalgardisten kehrten die Gewehre um und zogen durch das Thor der Rue Rivoli in die preisgegebenen Hallen und mit ihnen der entzügelte Haufe des rasenden Gesindels mit seinen Höllengesichtern, das sich zerstörend und plündernd in die prunkenden Gemächer ergoß von oben bis unten in die Keller, wo sie sich wie das Vieh in den Weinen der königlichen Tafel berauschten. All den Schmuck, all die Pracht, den Luxus und Reichthum eines der glänzendsten Schlösser der Welt hatten sie unberührt gefunden, wie es die Flüchtlinge, die athemlos dem Verderben enteilt waren, noch eben gelassen hatten; die Feuerströme des Vesuvs haben sich nicht rascher und unerwarteter über Pompeji ergossen, als die Horden der Revolution in die goldstrahlenden Säle der Tuilerien.

Allein kaum war der Sieg gewonnen, so zeigten die Nationalgarden, die ehrbaren Besitzer der Boutiken, ihren Instinct der Erhaltung, der sich dem losgelassenen Strom entgegensetzen wollte. Die Schätze der Tuilerien und des Palais Royal sollten nicht die Beute des raubsüchtigen Gesindels werden; darum wurde nun überall hingeschrieben: Tod den Dieben! an die Ausgänge wurden Wachen gestellt, die Jeden untersuchten; ihrer zwei wurden auch von der Volksjustiz erschossen und ihnen die Aufschrift angehängt: „Diebe". Allein ist der Damm frevelhaft durchbrochen, wer hält das wüthende Gewässer in seinem siegreichen Stürmen auf? Das mußte auch hier die Nationalgarde wieder erfahren, die das Ihrige in selbstmörderischem Wahnsinn zur Entfesselung der wilden Geister beigetragen. Gegen hundert und fünfzig der ausgesuchtesten Galgenvögel von der eingedrungenen souveränen Canaille sahen sich

als die rechtmäßigen Besitzer der Tuilerien an, die sie erobert, und ließen sich von dieser Stunde an dort häuslich nieder. Weder durch Drohung noch Versprechungen war dieß heroische Lumpengesindel hinwegzuschaffen, weder an diesem Tage noch an den folgenden. Die Presse selbst, diese allmächtige Gebieterin, die sich gegen das Ministerium Guizot so tapfer gezeigt, sie wagte es kaum, den Unfug und die Verwüstungen zu berühren, welche diese Diebsbande in dem Schlosse anrichtete, an der ganz Paris vorüberging und nicht wußte, wie es sich dieser schmutzigen Könige der Kloake entledigen sollte. Noch am ersten März schreibt ein Berichterstatter, der sie dort am Tag zuvor gesehen:

„Gestern habe ich das Innere der Tuilerien besucht; das ist ein sonderbarer Anblick nach dem Tage des 24. Februar. In den Gemächern der Königin, des Königs, die alle noch nicht geräumt sind, hausen einige der ersten Stürmer, Nachzügler der Ordnung, die sich allenthalben entfaltet, und die nicht recht begreifen wollen, warum sie wieder herausgehen sollten, nachdem sie in das königliche Schloß gedrungen sind! Gestern waren sie mit der verschiedensten Handthierung beschäftigt: die einen kochten ihr Fleisch in einem Schlafzimmer der Königin, die andern putzten Salat, noch andere zechten und rauchten, alle sangen und jauchzten in dulci jubilo! Alle nicht, nein, denn einige waren gravitätisch auf den Prunkbetten ausgestreckt und schnarchten. Im Thronsaal trafen wir fünf lustige Brüder auf fünf verschiedenen Bänken, die alle fünf ein Glas und eine Flasche in der Hand haltend, in einem sogenannten Chor auf die einträchtigste Weise zusammensangen! Ich kann Ihnen diesen Anblick nicht beschreiben; und welcher Contrast, ihre schlechte, mehr oder minder verwahrloste Kleidung, verglichen mit dem Glanze der Gemälde, Bildsäulen, Vergoldungen und Zierrathen aller Art, die sie umstrahlten!"

Sie waren mit Waffen und Schießbedarf versehen, die zinspflichtigen Behörden mußten ihnen Lebensmittel liefern, da

sie sonst drohten, das Schloß in Brand zu stecken. Für die Räumung forderten sie zuerst eine Summe von 100,000, dann von 80,000 Fr. oder Bewilligung einer Jahresrente von 800 Fr. an jeden Einzelnen! Diese Frechheit erbitterte endlich die Arbeiter, die hierin eine Entehrung ihrer Revolution sahen; die Massen vor dem Schlosse sprachen drohend: man muß die Diebe aushungern und legen sie Feuer an, alle verbrennen lassen. Auf Zöglinge der polytechnischen Schule hatten sie angeschlagen, als diese an der Spitze mobiler Nationalgarden Gewalt brauchen wollten. Erst am 6. März gelang es der Nationalgarde, 16 dieser Lumpen zum Weggehen zu bewegen, und am 7. in aller Frühe ließen sich auch die übrigen von ihr entwaffnen, als man mit dem Aeußersten drohte. So leicht war es, den Herzog von Nemours, der die Krone seinem Neffen sichern wollte, mit seiner imposanten Truppenmacht die Tuilerien räumen zu lassen, und so schwer, sie von 150 allgemein verachteten Auswürflingen zu säubern, nachdem einmal die Revolution über die gesetzliche Autorität gesiegt hatte! Die Berliner haben ähnliche Erfahrungen gemacht und die Wiener, die sich von der Pariser Sirene so arg bethören ließen, daß der wilde Haufe den Kaiser in seiner Burg mit Sturm bedrohte, während die Monarchie zusammenbricht und ein löwenmuthiges Heer sich gegen die Uebermacht verblutet, sie dürfen sich über die Folgen dieser selbstmörderischen Verblendung nicht wundern.

Die Pariser Nationalgarde sollte schon am 24. Februar inne werden, daß das bewaffnete Proletariat nicht nur die Tuilerien, sondern auch die Krone selbst als sein Eigenthum ansah; wollen die Wiener die gleiche Erfahrung machen?

Eben als die Herzogin von Orleans mit ihrem Prinzen die Tuilerien durch das Gartenthor verließ, um ihren Sohn von der Deputirtenkammer anerkennen zu lassen, drang der rasende Haufe auch von der Louvre-Seite durch das Thor in das Schloß. Die Kanapees, die vergoldeten Stühle, Tische, Prunkmeubles, Gemälde, Papiere, Kleider, Alles wird zu den

Fenstern hinausgeworfen und in dem Hof, sammt den königlichen Wagen, zu einem mächtigen Scheiterhaufen aufgethürmt, die Flammen der Hause in seiner wilden Freude umtanzte. Die gleiche Plünderung und Verwüstung in den königlichen Gemächern des Palais Royal. Im Triumphzug wird der Thron des Bürgerkönigs von dem berauschten Volke nach dem Bastilleplatze gebracht, und dort in wahnsinnigem Freudentaumel vor der Juliussäule verbrannt. Sie dachten nicht, daß dem kurzen Rausche viele Tage des Jammers folgen sollten!

Während hier als bedeutungsvolles Vorzeichen der Thron, den die Revolution des Julius 1830 gegründet, in Rauch aufging, war die Herzogin von Orleans auf dem Weg nach der Kammer, wo sich das Geschick der Krone und des Königthums entscheiden sollte. Es folgten ihr nicht nur Nationalgardisten, sondern auch als böses Geleite die Genossen jener Rotte, die sich in den Kellern der Tuilerien berauscht und mit den Gewehren der Linie und Municipalgarde bewaffnet hatten. Unter solchen Umständen sollte die Kammer ihre letzte Sitzung halten, die mit der Abschaffung des Königthums endete; ihr werden wir eine eigene Betrachtung widmen.

LVIII.

Zur Zeitgeschichte.

17. Mai 1848.

Während die Wiener Presse mit einer Wuth und Erbitterung, welche nichts als die reife Frucht des seit Jahrhunderten von Staatswegen ausgestreuten Saamens ist, auf den offenen und erklärten Bruch mit dem Oberhaupte der katholischen Kirche dringt und diesen vorbereitet, ohne zu bedenken, daß die Nachtheile davon nicht auf die Kirche und nicht einmal auf den jetzt regierenden Papst, sondern in ihrer ganzen Schwere auf Oesterreich zurückfallen, und zweifelsohne dessen gegenwärtige Krise sehr rasch, aber nicht zum Heile entscheiden würde, hat Erzherzog Johann, in Tirol, sich in einer Weise ausgesprochen, die für seine Einsicht in diese Verhältnisse und seine geistige Bedeutung rühmliches Zeugniß ablegt. Was so Wenigen nachgerühmt werden kann: er kennt das Volk, unter dem er lebt, und den Boden, auf dem er steht, und das unten eingerückte Document beweist, daß er die Bedeutung der Religion in der Politik der Gegenwart nicht nach den verrotteten Vorurtheilen der längst verklungenen, jämmerlichen Zeit der Illuminatenaufklärung und der Zöpfe beurtheilt, sondern nach der wahren und wirklichen Lage der Dinge. Diese aber ist einfach

folgende: der Papst ist weltlicher Fürst, und gleichzeitig geistliches Oberhaupt der Kirche. In jener Eigenschaft könnte er, selbst wenn er Oesterreichs politischer Feind würde, immer nur ein sehr unbedeutendes Gewicht in die Schaale werfen, selbst abgesehen davon, daß Pius IX. jede feindselige Gesinnung der Art auf das bestimmteste in Abrede stellt. Anders wäre es, wenn der Papst, als Oberhaupt der Kirche, auf dem geistlichen Felde gegen Oesterreich in die Schranken zu treten veranlaßt oder genöthigt würde. Oesterreichs augenscheinliches Interesse ist es also, daß es sich nicht aus einem Feinde deren zwei schaffe, und daß es, statt allein die, politisch ziemlich unbedeutenden Gewalthaber im Kirchenstaate gegen sich zu haben, nicht auch mit dem Statthalter Christi anbinde, dessen moralische Macht bekanntlich Napoleon, in seiner militärisch praktischen Ausdrucksweise, auf 300,000 Mann veranschlagte. Diese sehr nahe liegende, handgreifliche Unterscheidung zwischen dem Papste als weltlichen und geistlichen Herrn, auf das skrupuloseste festzuhalten, liegt vor Allem im Interesse Oesterreichs. Wir wollen zu Gott hoffen, daß diese Einsicht in Wien, ehe es zu spät ist, zum Durchbruch komme. Das Gegentheil: die Lossagung Oesterreichs vom Papste als Haupt der katholischen Kirche würde zwar das literarische Israel mit überschwänglichem Jubel erfüllen, alle christlichen Seelen und wahren Freunde Oesterreichs jedoch tief betrüben, weil sie die Quelle namenloser Verwirrung werden, die Besten zu Märtyrer machen und Vielen zum Falle gereichen müßte. Weltlich und bloß politisch betrachtet, könnte aber ein offener Bruch Oesterreichs mit der Kirche die verwickelte Lage Pius IX. nur erleichtern und vereinfachen. Jener, mit der Eigenschaft eines Vaters der Christenheit unverträglichen, politischen Kriegserklärung gegen Oesterreich, die man heute von ihm verlangt, würde der Papst dann plötzlich überhoben. Aber er müßte, streng innerhalb der Gränzen seines geistlichen Amtes und seiner obersten Hirtenpflicht, auf das Ausscheiden Oesterreichs von der Einheit der

Kirche nur mit der excommunicatio major antworten, die, auch heute noch! zehn Kriegserklärungen gälte. Wir zweifeln, ob die Folge einer solchen Wendung der Dinge heute in Wien auch nur annäherungsweise geahnet werden. Gebe Gott, daß sie niemals eintreten!

Nach dieser orientirenden Erläuterung lassen wir hier das Schreiben des Erzherzogs Johann an die Geistlichkeit in Tirol und Vorarlberg folgen.

„Die Perle unter den Vorzügen Tirols und Vorarlsbergs ist das unerschütterlich treue Festhalten des Volkes am Glauben seiner Väter.“

„Tirol und Vorarlberg war und ist darin treu geblieben. Wie das Volk von Tirol und Vorarlberg, so hingen auch seine Regenten mit gleicher Treue an derselben Religion, und in der Gleichheit dieser Gesinnung liegt der geheime Zauber, der Fürst und Volk in diesem Lande mit so festen Banden aneinander knüpfte. — Das größte Verdienst der Bewahrung der Glaubenstreue gebührt jedoch denen, die bestellt sind zu Hütern und Wächtern der Religion. Tirol und Vorarlberg erfreute sich von jeher eines durch gewissenhafte Pflichterfüllung, makellose Sittenreinheit und vorleuchtendes Beispiel ausgezeichneten Clerus. Hierüber ertönt aus dem Munde von Freund und Feind nur Eine Stimme. Der Clerus von Tirol und Vorarlberg war in guten und bösen Tagen der geachtete Lehrer und der zuvorkommende Tröster des Volkes. Er erfüllte aber diesen Beruf nie glänzender als in Tagen, wo dem moralischen oder physischen Wohle des Landes von irgend einer Seite her Gefahr drohte. In solchen Augenblicken trat er mit der vollen Kraft seines Amtes, mit dem klarsten Bewußtseyn seiner Pflichten an die Spitze des Volkes, um durch eigene treueste Pflichterfüllung zu gleicher Pflichttreue aufzufordern. — Und sehen Sie, hochwürdige Herren! eine solche Zeit ist wieder gekommen. Dem Lande drohen allerdings keine Gefahren für seine Religion; aber es drohen ihm Gefahren für seine Einheit, seine Ruhe, seine zeitliche Wohlfahrt. Treuvergessene und eidbrüchige Feinde umschwärmen seine südlichen Gränzen, haben schon Versuche gewagt, dieselben zu überschreiten. Nun ist es wieder am hochwürdigen

Clerus, seine erprobten, mit Recht gepriesenen Eigenschaften neuer-dings zu bewähren. Der Clerus hat nicht das Schwert zu ergreifen, das versteht sich von selbst; aber der Clerus muß mit seiner Treue die Treue des Volkes anregen, er muß durch Wort und Beispiel das Volk über seine Pflichten belehren, er muß es aufmuntern zur Landesvertheidigung. Die Landesvertheidigung erwartet von uns der Kaiser, es fordert dieselbe von uns das Beispiel der Väter, es fordert sie die gemeinsame Gefahr des Vaterlandes und die Pflicht der gegenseitigen Unterstützung."

„Die Belehrung und Aufmunterung des Volkes durch den hochwürdigen Clerus ist aber wegen eines eigenthümlichen Umstandes dießmal nothwendiger als je. Zeitungsblätter und Emissäre suchen die Ansicht zu verbreiten, als sei der heilige Vater, der Papst, für den Krieg gegen Oesterreich, und daher ein Kampf gegen die Italiener, ein Krieg gegen den heiligen Vater. Wer fühlt aber nicht beim ersten Laute, aus welchem Munde eine solche Sprache kommt? Wer durchschaut nicht die List, mit welcher die meineidigen Italiener durch Voranstellung des Papstes nach einer Seite hin Aufregung, nach einer andern Unthätigkeit zu erzielen streben. Der hochwürdige Clerus soll also unter anderm vorzüglich auf diese List aufmersam machen, und das Volk über das Mißverständniß aufklären. Er soll es belehren über die doppelte Stellung des heiligen Vaters, die er als Oberhaupt der katholischen Kirche und als Herr des weltlichen Kirchenstaates einnimmt. In letzterer Eigenschaft kann der heilige Vater, wie jeder andere Fürst, in Kriege verwickelt werden, was aber seine hohe Würde als Oberhaupt der Kirche gar nicht berührt. Oesterreich hat nun aber weder in der einen, noch in der andern Beziehung dem heiligen Vater Veranlassung zu einem Mißverhältnisse, viel weniger zu einem Kriege gegeben."

„Das katholische Oesterreich hat nie (?) die Achtung und Ehrfurcht gegen den heiligen Vater als Kirchenoberhaupt auch nur einen Augenblick bei Seite gelegt; das erste Streben des Kaisers war auf Erhaltung des freundlichsten Verkehres mit Rom in geistlicher und weltlicher Beziehung gerichtet; wer hat unter Gregor XVI. den heiligen Stuhl beschützt, als er von der Revolution erschüttert wurde? War es nicht Oesterreich? Wie nachgiebig

und rücksichtsvoll benahm sich nicht Oesterreich gegen den jetzigen heiligen Vater in dem Zerwürfnisse wegen Ferrara, wo doch Oesterreich von aller Welt anerkannt in seinem vollen Rechte war? — Der hochwürdige Clerus soll ferner das Volk belehren über die gegenwärtige politische Stellung des heiligen Vaters, die ja von einer Gefangenschaft nicht viel unterschieden ist. Der heilige Vater wird von einer Partei, die sich in Rom der Gewalt bemächtiget hat, fortgerissen, kann Vieles nicht verhindern, und muß, um größeres Unglück von seinen Unterthanen abzuwenden, Manches geschehen lassen, was offenbar nicht in seinem Geiste liegt. Beweis dessen der Krawall gegen die Wohnung des österreichischen Botschafters, von welcher unser Wappen heruntergerissen, zertrümmert und beschimpft wurde. Sollte ein solcher, alles Völkerrecht verletzender Unfug mit Zustimmung des heiligen Vaters geschehen seyn? Sollte das Bedauern, welches er mündlich unserem Botschafter ausdrückte, Verstellung gewesen seyn? Wer sollte so etwas von dem heiligen Vater glauben? Liegt nicht vielmehr in diesen Umständen der schlagendste Beweis, daß Vieles geschieht und Vieles ihm abgedrungen war, was er nicht zu verhindern im Stande ist, worüber aber sein Herz blutet?"

„Die hochwürdige Geistlichkeit soll also das Volk über die Arglist der ausgestreuten Gerüchte aufklären, und es um so mehr zur Landesvertheidigung auffordern, weil das Gelingen der italienischen Plane früher oder später unvermeidlich den Sturz des heiligen Vaters selbst nach sich ziehen wird."

„Das Volk von Tirol und Vorarlberg bleibe aber fest wie seine Berge im Glauben seiner Väter, in der Liebe und Ehrfurcht gegen den heiligen Vater, in der Treue gegen seinen Kaiser, und in der Treue gegen das Vaterland und die alte Sitte unserer Ahnen!"

Die glänzendste Bekräftigung erhalten diese Aeußerungen des Erzherzogs durch die Allocution des Papstes vom 29sten April. Dieß ist die einfache Stimme der Wahrheit, und dieses einfache Document zeichnet die Stellung des Papstes in so reinen und scharfen Umrissen, daß wir es um so eher für unsere Pflicht erachten, es ganz und vollständig in unsere Spal-

ten aufzunehmen, als die Allgemeine Zeitung, hier wie bei allen andern Urkunden, die nicht in den Kreis ihrer Politik taugen, sich auf einen bloßen Auszug beschränkt hat.

Ehrwürdige Brüder!

„Mehr als einmal, ehrwürdige Brüder! haben Wir in Eurer Versammlung die Verwegenheit Jener gerügt, die Uns und mithin diesem apostolischen Stuhle die Beleidigung zuzufügen keinen Anstand nahmen, daß sie erdichteten, Wir wären von den heiligsten Satzungen Unserer Vorfahren, und selbst (was schrecklich zu sagen!) von der Lehre der Kirche in mehr als einem Punkte abgewichen *).“

„Aber auch heute noch fehlt es nicht an solchen, welche von Uns in der Weise sprechen, als wären Wir die vornehmsten Urheber jener öffentlichen Bewegungen, welche in jüngster Zeit auch in Italien, wie in andern Theilen Europas Statt gefunden haben. Vornehmlich haben Wir aus den österreichisch-deutschen Staaten erfahren, es werde dort im Publikum verbreitet, daß der römische Papst sowohl durch Emissäre als durch andere Umtriebe die italienischen Völker aufgereizt habe, um Staatsveränderungen zu bewerkstelligen. Wir haben gleichmäßig in Erfahrung gebracht, daß Feinde der katholischen Religion diesen Anlaß ergreifen, die Gemüther der Deutschen zur Rache zu entflammen, und von der Einheit mit diesem heiligen Stuhle abwendig zu machen. Ob wir nun wohl nicht den geringsten Zweifel hegen, daß die Völker des katholischen Deutschlands und die hochachtbaren Bischöfe, welche denselben bevorstehen, jene Unredlichkeit auf das Entschiedenste verabscheuen, so erkennen wir es dennoch als Unseres Amtes, dem Aergerniß vorzubeugen, welches manche ungewarnte und einfachere Menschen daran nehmen könnten, und die Verläumdung zu widerlegen, welche nicht nur Unserer unwürdigen Person, sondern auch dem obersten Apostolat, welches Wir versehen, und diesem heiligen Stuhl zur Schmach gereicht. Und weil eben jene Verläumder keinen Beweis für die Umtriebe, die sie Uns andichten, beibringen können, so suchen sie das zu verdächtigen, was von uns in der

*) Die Consistorial-Allocution vom 4. Oct. und 17. Dec. v. J.

zeitlichen Verwaltung der päpstlichen Herrschaft geschehen ist. Damit wir ihnen also diesen Vorwand zur Verläumdung entziehen, ist es unsere Absicht, jenen ganzen Sachverhalt heute in Euerer Versammlung klar und offen darzulegen."

„Es ist Euch nicht unbekannt, ehrwürdige Brüder, daß seit den letzten Zeiten Pius VII., Unseres Vorgängers, die ersten Fürsten Europas beflissen gewesen sind, dem apostolischen Stuhle anzuempfehlen, daß derselbe in der Staatsverwaltung eine passendere und den Wünschen der Laien entsprechendere Form anwenden möchte."

„Nachmals, im Jahre 1831, traten jene Rathschläge und Wünsche noch feierlicher an's Licht, durch jenes bekannte Memorandum, welches die Kaiser von Oesterreich und Rußland, die Könige von Frankreich, Großbritanien und Preußen durch ihre Gesandten nach Rom gelangen zu müssen glaubten. In jener Schrift ist nun unter anderm die Rede von der Consulta, die aus dem ganzen Kirchenstaate nach Rom zusammen zu berufen sei, von der Einrichtung oder Erweiterung der Municipal-Verfassung, von der Errichtung von Provinzialräthen, und zwar nicht bloß davon, daß diese und andere Institute in allen Provinzen zum gemeinen Nutzen eingeführt werden sollten, sondern auch von dem den Laien zu gewährenden Zutritt zu allen Aemtern, welche entweder die öffentliche Verwaltung oder das Gerichtswesen angehen. Besonders wurden diese beiden letzteren Punkte als Lebensprincipien des Regiments in Antrag gebracht. In andern Schriften der Gesandten wurde auch davon gehandelt, daß Allen oder fast Allen die im Kirchenstaate gegen den Fürsten treubrüchig geworden sind, Verzeihung werden sollte."

„Es ist ferner Niemanden unbekannt, daß hiervon Mehreres von Unserem Vorfahren, Gregor XVI., ausgeführt, und noch manches Andere in den Edicten versprochen worden ist, welche im Jahre 1831 auf Seinen Befehl erlassen wurden. Allein diese Wohlthaten Unseres Vorgängers schienen den Wünschen der Monarchen nicht vollständig zu entsprechen, und zum öffentlichen Wohle und zur Befestigung der Ruhe im ganzen weltlichen Staate des heiligen Stuhles nicht zu genügen."

„Sobald Wir daher durch das unerforschliche göttliche Gericht, Ihm in Seiner Stelle folgten, haben Wir in der That weder durch irgend eine Ermahnung, noch durch irgend einen Rath aufgefordert, sondern durch unsere besondere Liebe gegen das der weltlichen Herrschaft der Kirche untergebene Volk bewogen, denen eine ausgedehntere Verzeihung angedeihen zu lassen, welche von der, der päpstlichen Regierung schuldigen Treue gewichen waren.

„Demnächst haben Wir Uns beeilt, einige Einrichtungen zu treffen, von denen Wir glaubten, daß sie die Wohlfahrt dieses Volkes befördern würden. Alles das aber, was Wir im Anfange Unseres Pontificats thaten, stimmt völlig mit dem überein, was die Fürsten Europas auf's dringendste gewünscht hatten.“

„Nachdem aber unter der Hülfe Gottes Unsere Absichten ausgeführt waren, geriethen sowohl Unsere, als die benachbarten Völker in eine freudige Aufregung, und es zeigte sich gegen Uns ein solcher Andrang von öffentlichen Glückwünschen und Anhänglichkeitsbezeugungen, daß Wir Uns bestreben mußten, den Zuruf, den lauten Beifall und das Zusammenströmen des Volkes, welche selbst in dieser Hauptstadt mit zu großer Heftigkeit hervorbrachen, auf das Maß der Pflicht zurückzuführen.“

„Es sind ferner Euch allen, ehrwürdige Brüder! die Worte Unserer Allocution bekannt, die Wir im Consistorium vom 4ten October vorigen Jahrs an Euch richteten. Wir empfahlen damals den Fürsten väterliches Wohlwollen und geneigte Sorgfalt für die ihnen untergebenen Völker; die Völker aber ermahnten Wir auf's neue zur schuldigen Treue gegen ihre Fürsten und zum Gehorsame. Auch haben Wir es nachher nicht unterlassen, so viel an Uns lag, wiederholt und fortwährend Alle zu erinnern und zu ermahnen, daß sie der katholischen Lehre fest anhängen, die Gebote Gottes und der Kirche halten, und sich der gegenseitigen Eintracht, Ruhe und Liebe gegen Alle befleißigen möchte.“

„Hätte doch dieser Unserer väterlichen Stimme und Ermahnung der gewünschte Ausgang entsprochen! Allein die vorerwähnten öffentlichen Volksbewegungen in Italien und die andern Begebenheiten, welche sowohl außerhalb Italiens, als in Italien selbst sich vorher zugetragen hatten oder nachher folgten, sind Jedermann

bekannt. Wenn aber Jemand behaupten wollte, die derartigen Begebenheiten wären durch das zu Wege gebracht worden, was im Anfange Unseres Pontificates durch Uns aus Wohlwollen und guter Meinung geschehen, so kann er solches in keiner Weise als Unser Werk ansehen, indem Wir nichts anderes gethan haben, als was nicht allein Uns, sondern auch den erwähnten Fürsten zur Wohlfahrt Unserer weltlichen Herrschaft angemessen schien. Was übrigens Jene betrifft, die in diesem Unserem Gebiete Unsere Wohlthaten mißbrauchten, so verzeihen Wir ihnen von Herzen, indem Wir das Beispiel des göttlichen Fürsten der Liebe nachahmen, und rufen sie mit Liebe zu gesundern Ansichten zurück, bitten auch flehentlich den Vater der Barmherzigkeit, daß er die Geißeln, welche undankbarer Menschen warten, von ihren Nacken mildreich abwende."

„Uebrigens können Uns die obbenannten Völker Deutschlands nicht zürnen, wenn es Uns schlechterdings unmöglich war, die Hitze derer zu zügeln, welche von Unserem weltlichen Gebiete aus Dem Beifalle spendeten, was gegen jene im obern Italien geschehen ist, und welche von gleicher Liebe für die eigene Nation entflammt, mit den übrigen Völkern Italiens für dieselbe Sache zusammen wirkten. Haben doch auch mehrere andere Fürsten Europas, die über eine weit größere Kriegsmacht, als Wir, gebieten, zu eben dieser Zeit der Bewegung ihren Völkern Widerstand zu leisten gleichfalls nicht vermocht. In dieser Lage der Dinge haben Wir jedoch Unsere Truppen an die Gränzen des päpstlichen Gebietes gesendet, und ihnen keinen andern Befehl ertheilt, als daß sie die Integrität und Sicherheit des Kirchenstaates schützen sollten. Da aber nun Einige begehren, daß Wir auch mit andern Völkern und Fürsten Italiens den Krieg gegen die Deutschen erklären sollen, so erachten Wir es endlich Unseres Amtes in dieser Euerer feierlichen Versammlung feierlich und öffentlich zu erklären, daß dieß Unserer Absicht durchaus widerstrebt, indem Wir, obgleich unwürdig, die Stelle dessen auf Erde vertreten, der der Urheber des Friedens und der Hort der Liebe ist, kraft der Pflicht Unseres obersten Apostolats umfassen Wir alle Geschlechter, Völker und Stämme, und wenden Uns ihnen zu

mit gleichem Eifer väterlicher Liebe. Wenn aber nichtsdestoweniger unter Unsern Unterthanen solche sind, welche von dem Beispiele anderer Italiener hingerissen werden, auf welche Weise hätten Wir ihre Hitze zurückhalten können?"

„An diesem Orte können Wir aber auch nicht umhin, im Angesicht aller Völker die durch Zeitungen und verschiedene Bücher an den Tag gelegte trügerische Absicht Jener laut zu verwerfen, die da wollen, daß der römische Papst das Haupt sei einer neuen, aus allen Völkern Italiens zu errichtenden Republik, vielmehr erinnern und ermahnen Wir bei dieser Gelegenheit kraft Unserer Liebe für sie, eben jene Völker Italiens dringend, daß sie sich vor den listigen und Italien selbst verderblichen Rathschlägen sorgfältig hüten und ihren Fürsten, deren Wohlwollen sie aus Erfahrung kennen, fest anhängen und sich niemals vom schuldigen Gehorsam gegen sie abwendig machen lassen mögen. Denn wenn sie anders handeln, verletzen sie nicht nur ihre eigene Pflicht, sondern laufen auch Gefahr, daß dasselbe Italien durch innere größere Zwietracht und innere Parteiung zerrissen werde. Was Uns angeht, erklären Wir aber wiederholt, daß der römische Papst alle seine Gedanken, Sorgen und Bemühungen dahin richte, daß das Reich Christi, welches die Kirche ist, täglich größeren Zuwachs erhalte, nicht aber, daß die Gränzen jenes weltlichen Staates erweitert werden, welchen die göttliche Vorsehung diesem heiligen Stuhl verleihen wollte zu seiner Würde und zum Schutz der freien Ausübung des obersten Hirtenamts. Daher schweben Jene in einem großen Irrthum, die da glauben, daß Unser Gemüth durch die Begierde nach größerer zeitlicher Herrschaft verführt werden könnte, Uns mitten in den Tumult der Waffen zu stürzen. Unserem väterlichen Herzen wäre wahrlich das das Erfreulichste, wenn Wir durch Unsere Thätigkeit, Sorge und Bemühung irgend etwas beitragen könnten, die Flammen der Zwietracht auszulöschen, die Gemüther der kriegführenden Theile zu versöhnen und den Frieden unter ihnen wieder herzustellen. Inzwischen haben Wir zu nicht geringem Troste Unseres Gemüthes vernommen, daß an mehreren Orten sowohl Italiens, als außerhalb desselben, Unsere treuen Söhne in solcher Bewegung der öffentlichen Angelegenheiten ihrer Pflicht gegen die

Heiligthümer und gegen die Diener des Heiligen nicht untreu gewesen seien; Wir beklagen es aber von ganzem Herzen, daß diese Achtung ihnen nicht allenthalben erwiesen sei. Auch können Wir Uns nicht enthalten, in dieser Euerer Versammlung jene unheilbringende Gewohnheit zu beklagen, welche vornehmlich in unserer Zeit vorherrscht, verderbliche Schriften aller Art zu veröffentlichen, durch welche entweder Unsere allerheiligste Religion und die Ehrbarkeit der Sitten auf das Scheußlichste bekriegt, oder bürgerliche Unruhen und Zerwürfnisse entzündet, oder die Güter der Kirche angetastet, und noch heiligere Rechte derselben bekämpft, oder die edelsten Männer mit falschen Anklagen verläumdet werden."

„Dieses, ehrwürdige Brüder! haben Wir Euch am heutigen Tage mitzutheilen erachtet. Es erübrigt Uns nur noch, daß Wir gemeinsam in der Demuth Unseres Herzens Unser stetes und inbrünstiges Gebet Gott dem Allmächtigen darbringen, damit Er Seine heilige Kirche gegen jede Widerwärtigkeit vertheidigen und Uns würdigen wolle, Uns gnädig von Sion anzuschauen und zu beschützen, auch alle Fürsten und Völker zur Liebe des erwünschten Friedens und der Eintracht zurückzurufen."

LIX.

Die Todtenfeier von Joseph von Görres in Nordamerika.

Während überall Zwietracht die Welt zerspaltet und die Parteien und Nationen kampfgerüstet einander gegenüberstehen; während die wilden Geister der Empörung und Zerstörung dem dunklen Abgrund entstiegen mit flammenden Blicken auf ihre Beute lauern und das Gluthfeuer des Revolutionsfiebers aufs Neue in den Adern Europas brennt und Leidenschaft und Zügellosigkeit zur selbstmörderischen Raserei steigert; während menschliche Hoffahrt wähnt, Gottes und seines Segens, seiner Zucht und seiner Gerechtigkeit entbehren zu können, und die finstern Wetter des Gerichtes, die das Auge des Sehers von der Zeitenwarte den verblendeten Fürsten und Völkern warnend vorher verkündet, schwer und drohend mit Macht heranziehen und ihre Vorboten, die Sturmvögel, kreischend über die weißen Häupter der nachtschwarzen Wogen dahin schwirren: brennt das ewige Licht hell und unbewegt im Frieden des Heiligthums, das auf den Urfelsen der Ewigkeit gegründet ist, und das Band der Liebe, das katholische Herzen verbindet und die Lebenden mit den Dahingeschiedenen eint, es schlingt sich mitten durch den feindlichen Hader empörter Völker, von Reich zu Reich, von Welttheil zu Welttheil, und bringt fern über

den Wellen des Oceans das Todtenopfer seiner Verehrung dem zur Ruhe eingegangenen Kampfsgenossen und treuen Hüter dar. Diese Gefühle erwecken in uns eine Zuschrift, die uns von Freundeshand aus den freien Staaten von Nordamerika zugegangen. Ein Priester der die deutsche Heimath verlassen, um unter seinen Brüdern jenseits des Meeres den Altar zu erbauen, schreibt:

Cincinnati, den 23. März.

„Letzten Montag, den 20. dieses, an welchem Tage heuer das heilige Josephs-Fest in choro gefeiert wurde, begingen die deutschen Priester von Cincinnati die Todtenfeier für den verstorbenen Joseph von Görres. — Beiliegender Artikel des hier erscheinenden Wahrheitsfreundes gibt Zeugniß, daß auch in der „neuen" Welt der alte Kempe wie in der „alten" hoch in Ehren stand, und dem Gedächtnisse der jüngeren deutschen Streiter in Amerika nicht sobald entschwinden wird. — Wir hatten noch in keiner deutschen Kirche von Cincinnati einen so solenen Trauer-Gottesdienst (Requiem — Trauer-Rede, Libera), als es diese Woche in der heiligen Dreifaltigkeitskirche für den seligen Görres der Fall war."

Mit unserem herzlichen Dank für diesen frommen Liebesdienst lassen wir die Worte des amerikanischen Blattes hier folgen:

„Diöcese Cincinnati. Ein feierliches Requiem für die Seelenruhe des im Herrn entschlafenen Joseph von Görres wurde am vergangenen Montage, als am 20. März, in der heiligen Dreifaltigkeitskirche, der ältesten katholischen deutschen Kirche dahier, abgehalten. Hochw. Hr. Huber, Pfarrer an derselben Kirche, celebrirte die heilige Messe, assistirt von den Hochw. Hrn. Hammer, Lüers und Ridder."

„Vor dem Hochaltare war die schwarz überdeckte Tumba aufgestellt, um welche sechs Lichter brannten. Am obern Ende derselben stand das Kreuz mit dem Bildnisse dessen, an den der große Verstorbene während seiner irdischen Pilgerschaft so innig

[illegible]

[illegible]
[illegible], wir hoffen es zu Gott, in den Wohnungen des [illegible]
[illegible] von Angesicht zu Angesicht schauen wird."

„[illegible] Gesang der Sterne,
[illegible]
[illegible]
„[illegible]
[illegible]
[illegible]"

„[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]"

„Doch neben dem Gedanken, daß Görres während
großen Theiles seines Lebens so Vieles und Großes fü
und seine Kirche wirkte, von dem die Früchte noch fer
Geschlechter ernten und genießen werden, erinnert d
gläubige Katholik, daß er Mensch war, und betet deßh
seine Seele, daß er ruhe im Frieden und das ewige Lic
leuchten möge. Eben deßwegen, und um dem großen
benen auch diesseits des Oceans auf echt katholische
Liebe und Verehrung öffentlich an den Tag zu legen,
von der katholischen deutschen Geistlichkeit dieser Sta
feierliche Requiem abgehalten."

„Nach dem Evangelium bestieg Hochw. Hr. Hamme
der St. Marienkirche) die Kanzel und hielt eine meist
Gedächtnißrede auf den großen Verstorbenen. Seine T
worte waren genommen aus dem Buche der Weisheit, s
tem Kapitel vom siebenten Verse bis zu Ende. Wir geb
ganzen Text, indem jede Zeile genau auf Görres angew
und er einer der Sterblichen ist, die der heil. Geist durch
Mund des weisen Salomons in diesen Worten zeichnete:

Buch der Weisheit 7, 7. Vers bis zu Ende."

„„Ich bat, und es ward mir Verstand gegeben: ich rief, und der Geist der Weisheit kam zu mir. Und ich gab ihr (der Weisheit) den Vorzug vor Königreichen und Thronen, und ich hielt den Reichthum für nichts im Vergleich mit ihr. Auch verglich ich mit ihr keinen kostbaren Stein; denn alles Geld ist im Vergleich mit ihr schlechter Sand, und das Silber vor ihr am Werthe wie Koth. Ich liebte sie mehr als Gesundheit und Schönheit, und erwählte sie mir zum Lichte; denn ihr Glanz ist unauslöschlich. Da kam zu mir alles Gute zugleich mit ihr und unzählbare Ehren durch ihre Hand. Und ich freute mich über alles; denn diese Weisheit ging vor mir, doch wußte ich nicht, daß sie von alle dem die Mutter sei. Ohne Falsch habe ich sie erlernt, und ohne Neid theil' ich sie mit, und ihre Würde verberge ich nicht. Denn sie ist ein unerschöpflicher Schatz für die Menschen: wer ihn benützt, wird der Freundschaft Gottes theilhaftig, und empfiehlt sich durch die Gaben der Zucht. Gott verlieh mir, weise zu reden, und von vorne herein zu erkennen, was dessen Werth ist, so mir gegeben worden: denn er selber ist der Führer der Weisheit und der Leiter der Weisen: denn in seiner Hand sind wir und unsere Reden und alle Weisheit und Geschicklichkeit und Zucht. Er gab mir die wahre Wissenschaft von Allem, was ist: um zu verstehen die Anordnung der Welt und die Kräfte der Elemente, der Zeiten Anfang, Ende und Mitte, wie die Sonne sich wendet und die Jahreszeiten wechseln, des Jahres Lauf und der Sterne Stand, die Reizungen und Abneigungen der zahmen und wilden Thiere, die Gewalt der Winde, die Gedanken der Menschen, die Verschiedenheiten der Pflanzen und die Kräfte der Wurzeln: und Alles, was verborgen und unsichtbar ist, habe ich erlernt: denn die Weisheit, die aller Dinge Messerin ist, lehrte mich's. Denn in ihr ist der Geist des Verstandes, der heilig ist, einfach, vielfältig, fein, beredt, beweglich, unbefleckt, untrüglich, lieblich, das Gute liebend, scharfsinnig, freiwirkend, wohlthätig, freundlich, gütig, fest, gewiß, sicher, Alles vermögend, Alles vorhersehend, alle Gei-

ster begreifend, verständig rein und fein. Denn beweglicher als alles Bewegliche, ist die Weisheit: sie dringt aber überall hin um ihrer Reinheit willen. Denn sie ist ein Hauch der Kraft Gottes und reiner Ausfluß der Klarheit des allmächtigen Gottes, darum kommet nichts Unreines zu ihr. Denn sie ist der Glanz des ewigen Lichtes, und der makellose Spiegel der Herrlichkeit Gottes und das Bild seiner Güte. Und weil sie einzig ist, vermag sie Alles: und obgleich in sich bleibend, machet sie doch Alles neu und begibt sich unter die Völker, in die heiligen Seelen, und machet Freunde Gottes und Propheten. Denn Gott liebet Keinen, der nicht bei der Weisheit seine Wohnung hat. Sie ist schöner als die Sonne, und übertrifft alle Anordnungen unter den Sternen, und hat den Vorzug, wenn man mit dem Lichte sie vergleicht: denn auf dieses folgt die Nacht, aber die Bosheit kann die Weisheit nicht überwinden.""

„Diese trefflich gewählten Textesworte bezog der hochw. Redner, und zwar mit dem vollsten Rechte, auf den am 29. Januar in München verstorbenen Professor Joseph von Görres, für dessen Seelenruhe so eben ein feierliches Requiem abgehalten ward. Er erinnerte seine Zuhörer an den berühmten Coloß auf Rhodus, den man den sieben Wunderwerken der Welt beizählte, dessen Höhe siebenzig Ellen maß, und durch dessen ausgespreizte Beine die größten Schiffe in den Hafen einlaufen konnten. — Eben so groß in der geistigen Welt, und eben so bewunderungswürdig, nannte der hochw. Redner den Mann, der mit einem Fuße im achtzehnten, und mit dem andern im neunzehnten Jahrhundert stehend, eine hochaufgethürmte Säule, ein Leuchtthurm seiner Zeit war, nach welchem, als einem Pharus, die Guten vertrauend aufschauten, und der den Ungerechten und Gewaltthätigen Furcht und Schrecken einflößte. Er war es, der die katholische Welt aus dem Geistesschlafe, in dem sie vor fünfzig Jahren gesunken lag, wieder aufrüttelte, der sich als muthiger Zeuge für die ewigen in der Kirche hinterlegten Wahrheiten, und als un-

erschrockener Sachwalter für die durch die weltliche Macht geknechtete Kirche aufwarf. Wie er früher (in seinem „„Rheinischen Mercur““) dem französischen Welteroberer ein Schrecken ward, so wurde er in der Kölner Angelegenheit (besonders durch seinen „„Athanasius““) dem preußischen Machthaber der Mann, der ihm das „„Mene, mene, tekel etc.!““ ob seiner gegen die Kirche begangenen Ungerechtigkeiten und seiner Gewaltthaten — hinschrieb, und ihn so in etwas umstimmte. Eine ganze Generation, die größtentheils in Indifferentismus und Materialismus versunken, und allem Geistigen abgekehrt war, führte er durch seine „„Christliche Mystik““ geistiger Weltanschauung, Gott wieder zu. „„Gott gab ihm““ — wie die Textesworte besagen — „„die wahre Wissenschaft von Allem, was ist, um zu verstehen die Anordnung der Welt und die Kräfte der Elemente;““ und „„Alles, was verborgen und unsichtbar ist, hat er erlernt““, denn „„er rief, und der Geist der Weisheit kam zu ihm.““ So brachte er Alles, was eine gottvergessene Zeit verpönt und außer Cours gesetzt hatte, wieder zu Achtung und Ehre unter den Völkern, und verschaffte ihm bei Denen, die noch nicht ganz verkommen und versunken waren, wieder Aufnahme.“

„Der hochw. Redner verbreitete sich solchergestalt über das Leben und Wirken des großen Verstorbenen, und gab, da er denselben persönlich gekannt, und mit ihm in Berührung gekommen, seinen achtsamen Zuhörern eine Schilderung des persönlichen Charakters desselben.“

„Wir bedauern, nicht in Stand gesetzt zu seyn, die Rede wörtlich mittheilen zu können, die gewiß für alle unsere Leser von größtem Interesse gewesen wäre.“

„Auf solche Weise begingen wir hier am 20. März die Todesfeier eines Mannes, dessen Weisheit und Tugend sich die ewige Weisheit als Werkzeug bediente, seiner Kirche Heil zu bringen.“

LX.

Herr Luquet, außerordentlicher Abgesandter des heiligen Stuhls in der Schweiz.

Der Zudrang des Materials erlaubte uns nicht, die folgende Mittheilung über die Schweiz früher aufzunehmen; jetzt, wo uns dieß vergönnt ist, erhalten wir folgende Nachricht, die wir ihr vorausschicken.

Die Redaction.

Der heilige Vater hat seinen außerordentlichen Abgesandten, Herrn Luquet, abgerufen, und ihm ernste Vorwürfe über die Handlungsweise gemacht, indem dieselbe weder den Gesinnungen des heiligen Stuhls, noch den erhaltenen Instructionen gemäß sei. Es ist Luquet auferlegt worden, vor seiner Abreise sowohl dem Vorort als den betreffenden Ständen anzuzeigen, daß alle bisherigen Anträge nur als Privatansichten seiner Person, keineswegs aber als die Gesinnungen des heiligen Stuhls anzusehen seien. Eine Lection, welche Rom bisher schwerlich einem Abgesandten zu geben genöthigt war. Sie durfte aber nicht unterlassen werden; denn es galt, die Katholiken der Schweiz zu beruhigen und zu orientiren.

Am 9. April d. J. hat Herr J. J. D. Luquet, Bischof von Hesebon, außerordentlicher Abgesandter des heiligen Stuhls

und apostolischer Beauftragter" dem schweizerischen Vorort nachfolgende Note eingegeben.

Tit. „Bevor ich in die ernsten Fragen eintrete, welche uns nächstens beschäftigen werden, erachte ich es für nothwendig, Ihnen einige Grundzüge aufzustellen, welche in's Künftige für mein Benehmen bei unserm gegenseitigen Verkehr maßgebend seyn sollen. Es sind eben dieselben, denen unter den gegenwärtigen gewichtigen Verhältnissen Sie zu folgen wünschen."

„Wir beabsichtigen nunmehr, die Grundlagen einer dauerhaften Uebereinkunft zwischen der katholischen Geistlichkeit und den Bundesregierungen fest zu stellen. Dem zufolge müssen wir, und ich meinerseits bin dazu entschieden geneigt, über alles Untergeordnete, über jede persönliche Befangenheit, über feindliche Eifersüchtelei uns hinwegsetzen; dieß Alles könnte dem religiösen Frieden, den wir herbeizuführen wünschen, nur unübersteigliche Hemmnisse in den Weg legen. So werden Wir (d. h. ich J. J. D. Luquet) den Thatbeweis liefern, daß Wir (ebengedachter Hr. Luquet) die Wichtigkeit der durch Uns zum Besten Eures ruhmreichen Vaterlandes und Unserer heiligen Religion unternommenen Arbeit zu würdigen wissen. Indem Wir über die vorangegangene Zertrennung und ihre Schmerzen einen Schleier werfen, gedenken wir das Jetzige so zu benützen, um es der Zukunft, jener großartigen, religiösen und socialen Zukunft entgegenzulenken, deren Bestimmung Uns jeder Tag in hellerem Lichte zeigt."

„Meine Herren! die katholische Kirche, deren erhabenes Oberhaupt, dessen Stellvertreter ich bin, trägt Ihnen durch meine Stimme an, gemeinsam jene Bahn des Fortschrittes zu betreten, welche die Kirche während des Laufs der Jahrhunderte den aufgeklärten und unter ihrer Leitung civilisirten Völkern so oftmals eröffnet hat. Wir sind noch heutzutage, was wir in den ersten Zeiten des Christianismus waren: Kinder des Lichts, wie der Apostel sagt. Wir sind daher weit entfernt, dessen Glanz zu fürchten; der Irrthum nur sucht und zeugt die Finsterniß; die Wahrheit ist die Tochter des Lichts. Nur eines fürchten wir für die Völker, den trügerischen Schein, der in die Irre, das Blendlicht, das in den Abgrund führt."

„Hatte daher die Kirche je zu Zeit, und vornehmlich in der neuern, gegen gewisse geistige Bewegungen, welche die Völker dahingerissen haben, zu kämpfen, so fällt dieß auf Rechnung unglücksamer Veranlassungen, die, Wir hoffen es, fortan seltener vorkommen, endlich, Gott gebe, gänzlich verschwinden werden.“

„Diese Veranlassungen sind häufig Folge von Mißverständnissen, Leidenschaften, Gewaltsmaßregeln und eigenwilligem Starrsinn gewesen, durch welche die Geister über alle gebührenden Schranken hinausgerissen wurden. Auseinandergehende Interessen, und, wenn man will, oft allzumenschliche Interessen, von den einen als Recht vertheidigt, von den andern als mißbräuchlicher Machtspruch bekämpft, sind deren Wurzel gewesen. Mit einem Worte, es war eine alte Gesellschaft, welche zusammenbrach, um derjenigen Platz zu machen, welche sich unwiderruflich in unsern Tagen festsetzt.“

„Diese alte Gesellschaft, Sie wissen es, meine Herren! hatte Vieles der Kirche gegeben, weil sie ihr Viel zu verdanken hatte. Darf man sich dessen verwundern, daß bei jedem Schritte vorwärts auf Kosten des Vergangenen, die ihrer Nebenvortheile allmählig verlustig gehende Kirche, um deren Erhaltung so kräftig rang? Gewiß nicht. Diese Vortheile galten ihr als Frucht der Dankbarkeit der Völker, und in dem irdischen Besitz, dessen sie genoß, wurden ihr dieselben doppelt werth und geheiligt.“

„Gegenwärtig ist die gesellschaftliche Vergangenheit beinahe durchweg zerstört; sie wird, wie es scheint, in Kurzem gänzlich in Schutt liegen. Die Kirche, meine Herren! in dem Wesentlichen, was sie in sich trägt, zu aller Zeit mit sich selbst einig, wird die gesellschaftliche Umgestaltung der Zeit annehmen. Ich drücke mich nicht bestimmt genug aus; sie wird dieselbe nicht allein annehmen, sondern, treu ihrer Mission zum Fortschritt in dem Völkerleben, wird sie stets dieselbe fördern auf den Wegen der Gerechtigkeit und der Wahrheit, welche die ihrigen sind.“

„Seien Sie überzeugt, meine Herren! der Endlosigkeit ihrer Bestimmung, wie sie dessen berechtigt ist, versichert, knüpft die Kirche ihre Hoffnungen an keine menschliche Institution ausschließlich. Dankbar hat sie durch lange Zeit die Wohlthaten der Mächtigen der Erde angenommen, sie thut es da noch immer, wo diese

wankende Stütze ihr geblieben ist. Aber sie wird eben so wenig zurücktreten, wenn der Augenblick herbeikommt, welcher Anerkennung des großen Princips ihrer gänzlichen Trennung vom Staat fordert. Gebieten die Umstände, daß sie diesen erhabenen und obersten Grundsatz der Toleranz und der Freiheit mit eigener Hand auf ihr Banner schreibe — nicht einen Augenblick wird sie zaudern. Es ist lange her, seit sie dieses in dem jungen Amerika gethan hat, sie wird es vielleicht heute oder morgen bei dem einen oder dem andern eurer Nachbarvölker thun, welche in so ruhmreicher Bewegung begriffen sind, sei es, um ihre Unabhängigkeit zu erringen, sei es, um die erschütterte gesellschaftliche Ordnung auf neue Unterlagen zu gründen."

„Die besonderen Fragen, mit denen wir uns jetzt beschäftigen sollen, betreffend, werden Sie sehen, daß die Kirche die dringlichen Erfordernisse der Zeiten, in denen wir uns befinden, zu begreifen weiß; daß, indem sie zu den Versöhnungsmitteln, welche von ihrer Zustimmung abhangen, die Hand bietet, sie zur Herstellung des Friedens und der Eintracht in diesem schönen Lande, unter diesem vortrefflichen Volke, kostbare Elemente bieten wird."

„Verzeihen Sie, meine Herren! daß ich Ihnen diese vorläufigen Bemerkungen mit solcher Umständlichkeit dargelegt habe. Ich bedurfte dessen, um Ihnen das Innerste meiner Gedanken recht klar zu machen. Ich habe mich an aufgeklärte Geister gewendet, an Geister, die an die erhabensten philosophischen Betrachtungen gewöhnt sind; es war daher meine Pflicht, Ihnen den wahren Standpunkt darzulegen, von dem aus ich den Inbegriff der religiösen Fragen, welche die Welt und die Eidgenossenschaft im besondern bewegen, in's Auge faßte. Wir schreiten der Zukunft entgegen; die letzten Reste der Vergangenheit fallen in Trümmer, der Tag der Aussöhnung naht. Nicht allein Männer und Sachen der Vergangenheit müssen wir in der Kirche sehen, auch Männer und Sachen der Zukunft. Bereiten wir daher dieser Kirche, deren Mitwirken zum Wohl der Völker so nothwendig ist, das, was ihr Niemand verweigert: einen freien Platz am Sonnenlicht; und seien Sie versichert, daß wir den Geistern und den Herzen den Frieden bringen werden. Seien Sie versichert, daß die Kirche,

weit entfernt, Ihnen Hindernisse in den Weg zu legen, Ihnen mächtig beistehen wird, um das Wohlseyn und den Ruhm des edelsinnigen Volkes zu fördern, dessen Geschick die Vorsehung Ihnen anvertraut hat."

„Grundlage eines allgemeinen Einverständnisses (Arrangement) zwischen dem heiligen Stuhl und der Eigenossenschaft."

„Die Hauptpunkte, auf welche das allgemeine Einverständniß zwischen dem heiligen Stuhl und der Eidgenossenschaft sich gründen könnte, wären meines Erachtens Folgende:

1. Endentscheid der Schwierigkeit in Betreff der Klöster, wobei auf die Dringlichkeit der Zeitumstände und die besondern Verhältnisse jedes Kantons Rücksicht zu nehmen wäre."
2. Berichtigung des Umfanges der bischöflichen Gerichtsbarkeit, da, wo das besondere Bedürfniß der Bevölkerung solches zu erheischen scheint."
3. Untersuchung der Frage, ob nicht die Ernennungsweise der Bischöffe und anderer Würdenträger zu den kirchlichen Pfründen in der Art zu modificiren sei, daß der niedere Clerus daran Theil zu nehmen hätte, und daß man dem heiligen Stuhl und den Regierungen Mittel vorbehielte, unwürdige und solche zu entfernen, welche das gute Einverständniß zwischen Kirche und Staat nicht zu erhalten wüßten."
4. Anordnungen in Betreff der Güter-Immunität und der Ausstattung der Geistlichkeit in denjenigen Kantonen, in welchen sich dieserwegen Schwierigkeiten erhoben haben."
5. Beibehaltung oder Gründung von Erziehungs-Instituten, um unter den Landesbewohnern einen sittlichen und unterrichteten Clerus heranzubilden."
6. Modificationen in Betreff der gemischten Ehen und der gebotenen Feiertage."

„Gelangen die geistliche und die weltliche Autorität, wie ich hoffe, zu einer freundschaftlichen Vergleichung über diese verschiedenen Punkte, dann wird durch die ganze Eidgenossenschaft der religiöse Friede auf die dauerhaftesten und ehrenhaftesten Grundlagen gebaut werden."

„In der Hoffnung, durch unsere vereinten Bestrebungen diese Vorschläge bald verwirklicht zu sehen, bitte ich Sie, meine Herren rc. rc.

Bern, den 9. April 1848.

J. J. D. Luquet,
Bischof von Hesebon, außerordentlicher Gesandter des heil. Stuhls und apostolischer Delegat."

Dieses merkwürdige Aktenstück, das merkwürdigste vielleicht, welches seit langer Zeit aus der Feder eines apostolischen Delegirten geflossen und einer Behörde eingegeben worden ist, verdient nähere Beleuchtung; denn es macht mancherlei Empfindungen rege, die weder zu den erfreulichen, noch zu den tröstlichen gehören.

(Schluß folgt.)

LXI.

Nachschrift.

(Erklärung der Redaction der historisch-politischen Blätter über ihre Stellung zu den Frankfurter Parlaments-Verhandlungen.)

Da einem der Redacteure der historisch-politischen Blätter, Hrn. Dr. Phillips, die Ehre zu Theil geworden, Bayern in dem deutschen Parlamente zu vertreten, und seine Abwesenheit vom Orte der Redaction voraussichtlich sich Monate hinziehen kann, so findet der Unterzeichnete gelegentlich des vorangehenden Artikels über die deutsche Reichsverfassung sich zu folgender Erklärung in Betreff der zeitweiligen Stellung der Redaction dieser Blätter zu den Frankfurter Verhandlungen veranlaßt.

Die Verhandlungen des deutschen Parlaments in den Bereich ihrer Besprechungen zu ziehen, dazu haben, wie sich von selbst versteht, diese Blätter nicht nur ein Recht, sondern auch eine Verpflichtung. Wenn inzwischen einige unserer Leser vermuthen sollten, die voranstehende Betrachtung über die deutsche Reichsverfassung habe Hrn. Dr. Phillips, als Parlamentsmitglied, zum Verfasser, und die Vorschläge am Schluße seien solche, die er beim Parlament zu machen gedenke: so erklärt der Unterzeichnete, allen Mißverständnissen zuvorzukommen, daß Dr. Phillips nicht der Verfasser dieses Aufsatzes ist, und daß wegen seiner Abwesenheit vom Druckort die dort mitgetheilten Vorschläge auch nicht vor der hier bereits erfolgten Aufnahme

zu seiner Kenntniß gelangten. Von allen Seiten werden gegenwärtig mit redlichem Bemühen Vorschläge gemacht, das Räthsel der Sphinx zum Heile Deutschlands, zu seiner Kräftigung und innigeren Einigung zu lösen; ein solcher Vorschlag ist auch der hier mitgetheilte, und wenn der Unterzeichnete sich auch nicht berufen findet, alle darin enthaltenen Ansichten und Vorschläge unbedingt zu unterschreiben, so sieht er ihn doch als einen dankenswerthen Beitrag zur Beurtheilung einer Frage an, die im Interesse unseres Vaterlandes, ja Europas, nicht genug erwogen werden kann; auch ist er überzeugt, daß sein Verfasser selbst allen Einwürfen Rede und Antwort stehen wird, ohne einer andern Vertretung zu bedürfen.

Anlangend die Stellung der historisch-politischen Blätter zu den Frankfurter Verhandlungen, so sieht der Unterzeichnete die Frage über die Form der künftigen Constituirung des deutschen Bundesstaates, so wie über den Umfang der Competenz des Parlamentes den Fürsten, Regierungen, Ständen und Völkerschaften der einzelnen deutschen Länder gegenüber als eine völlig offene und freie an, wobei jeder seine Stimme nach bestem Wissen und Gewissen zum gemeinsamen Verständniß abgeben kann. Die historisch-politischen Blätter haben bisher die Unabhängigkeit ihres Urtheiles gegenüber den Regierungen behauptet, sie werden, so lange der Unterzeichnete an ihrer Spitze steht, ihre Freiheit auch dem Parlament gegenüber zu wahren wissen, und das um so mehr, als das Ansehen des Parlamentes selbst mit der freien Presse steht und fällt, ja ihr guten Theils sein Entstehen verdankt. Der Presse steht es, nach allen Principien der constitutionellen Monarchie, zu, der öffentlichen Meinung als Vermittlerin und Stimme zu dienen, in wie weit die zu dem Parlament Erwählten dem in sie gesetzten Vertrauen entsprechen, und wirklich die Gesinnungen derer vertreten, die sie zu ihren Vertretern erwählt, und die bei der Wahl ihr politisches Glaubensbekenntniß vernommen haben. Die historisch-politischen Blätter, als ein Organ des katholischen Deutschlands, öffnen

daher auch über die Frankfurter Versammlung und ihre Verhandlungen ihre Spalten der freimüthigsten Besprechung Jedem, dem Religion, Sittlichkeit und Recht heilig sind, und dem das Interesse Deutschlands und seiner Länder und Stämme am Herzen liegt. Sie behalten sich ihr freies und unabhängiges Urtheil sowohl über die Gesammtbeschlüsse der Versammlung, wie über die Boten und die Haltung der Coterien und das Auftreten der einzelnen Persönlichkeiten unbedingt vor. Ohnehin wird die eigene innere Stimme der erlauchten Versammlung in Frankfurt das sagen, was ihr bereits die öffentliche Presse wiederholt zugerufen hat: daß ihre Beschlüsse nur dann eine Wirksamkeit haben werden, wenn sie mit Mäßigung, mit Weisheit und Selbstbeherrschung wirklich den Willen des deutschen Volkes, wie er sich in seinen einzelnen Stämmen und Gliedern ausspricht, achtet, und sich, wie wir zu Gott hoffen, von allen eigenmächtigen Gewaltsamkeiten und Uebergriffen nach französischem Muster frei hält; in diesem Falle hat sie auch die Freiheit der Presse nicht zu fürchten, und die offene Besprechung jeder Frage wird ihr als ein leitender Fingerzeig, wie dem englischen Parlamente, sogar wünschenswerth seyn; im umgekehrten Falle aber würde sie, was Gott verhüten wolle, entweder schwach und ohnmächtig nicht das Mindeste fördern, oder statt Einigkeit nur Anarchie, Bürgerkrieg, Fremdherrschaft und Despotismus über unser Vaterland bringen.

Die Aufgabe unserer Vertreter in Frankfurt ist eine schwierige und dornenreiche; ihre Verantwortung eine ungeheure; Vaterlandsliebe, Muth, Uneigennützigkeit sind das Geringste, was das deutsche Volk von den Männern seines Vertrauens voraussetzt. Ihre Autorität ist nur eine moralische, mögen sie dieselbe in einer Zeit wohl zu Rathe halten, die jeder Autorität so feind ist, und die mit den dictatorischen Beschlüssen des Parlamentes keine Ausnahme machen würde. Wenn sie fürchten, die Ständeversammlungen der Einzelstaaten möchten in ihren Bereich, in das Gebiet des Gemeinsamen, eingreifen, mögen sie dann auch nicht vergessen, daß sie selbst der umgekehrten Ge-

fahr ausgesetzt sind, allzuscharf in das Besondere überzugreifen, und daß daher gegenseitiges Entgegenkommen Noth thut. Verlangen sie von dem Volke Gehorsam, so mögen sie ihm selbst mit dem Beispiel der Selbstbeherrschung vorangehen, und mit der Achtung und Schonung jeder billigen Rücksicht; denn Despotismus bleibt Despotismus, mag er nun von einem Einzigen, oder von einer Parlamentsmajorität geübt werden, die, nicht zufrieden mit ihren legislativen Befugnissen, auch die executive Gewalt an sich reißt, und glaubt nach souverainem Gutdünken schalten und walten zu können. Mögen sie es wohl bedenken, daß sie nicht sich, sondern die vertreten, die sie gewählt haben, und daß diese von ihnen der weit größeren Majorität nach erwarten, daß sie sich mit den Fürsten und Ständen in Güte über die künftige Verfassung vertragen, auf daß wir nicht statt achtunddreißig Regenten ihrer sechshundert erhalten. Der hündischen Kriecherei vor dem Pöbel und der pöbelhaften Herabwürdigung der Fürsten und Regierungen sind wir alle längst überdrüßig.

Das deutsche Volk erwartet von ihnen, daß sie in deutschem Geiste das Werk der deutschen Verfassung aufbauen, mit deutscher Mäßigung und deutschem Rechtssinn, und daß sie sich nicht von französischem Souverainetätsdünkel, dem Sohne des royalistischen Despotismus Louis XIV., dem Vater des kaiserlichen Despotismus Napoleons verlocken lassen; hinter unseren Fürsten stehen unsere Volksstämme, deren Geschichte mehr denn ein Jahrtausend hinaufdatirt, und die sich nicht wie französische Departements von einem omnipotenten Convent nach Gutdünken würden kommandiren und tyrannisiren lassen. Die Mißgriffe und Uebergriffe der Fünfziger, die bereits mit Recht von vielen Seiten den Unwillen des Volkes erregten, beweisen die Ohnmacht solcher Haltung; möge das Parlament sie sich zur Warnung dienen lassen; das Volk ist des steten Hetzens und Wühlens, des maßlosen Uebertreibens frecher Demagogen herzlich müde; es will Freiheit, aber auch Ruhe und gesetzliche Ordnung; möge sich das Parlament daher nicht von dem Ra-

Radikalismus in's Schlepptau nehmen lassen; es hat vielleicht die Macht, schwache Regierungen zu stürzen, es würde aber mit ihnen von demselben Abgrunde verschlungen werden und furchtbares Verderben über unser Vaterland bringen. Der gegenwärtig herrschende Schwindelgeist wird der Ueberlegung Platz machen; der Fieberhitze wird die Abspannung, der wilden Fluth die ruhige Ebbe folgen: wehe dann, wenn das Werk, welches unsere Vertreter geschaffen, das Ergebniß des aufgeregten Momentes gewesen wäre, es würde, statt den kommenden Geschlechtern ein schirmendes Dach zu gewähren, an dem sie fortbauen könnten, mit dem Augenblicke auch wieder zusammenbrechen. Mag unsere Zeit es auch in ihrem Eigendünkel mißachten: Verfassungen werden nicht funkelnagelneu, fix und fertig, an einem Tage durch Majorität souverainement decretirt, oder sie sind leblose beschriebene Blätter; sie müssen, wie die englische aus dem Bestehenden und Lebendigen selbst lebendig hervorwachsen, und es mit gewissenhafter Schonung und dünkellosem Entgegenkommen berücksichtigen, sollen sie Dauer haben und soll nicht, wie in Frankreich, eine Umwälzung der andern folgen.

Dieß sind die Grundsätze, die den Unterzeichneten bei Führung der Redaction leiten werden; da nun aber der Sitz des Parlaments von dem Ort der Redaction zu entfernt ist, um im Drange des Augenblickes die eingehenden Artikel Hrn. Dr. Phillips mitzutheilen, so wäre es von Seiten des Unterzeichneten unstatthaft und unbillig, wenn er demselben einen Theil der Verantwortlichkeit aufbürden wollte, im Falle nicht dessen Name einem Artikel ausdrücklich beigefügt ist; er erklärt daher ein für allemal, daß er während der Dauer des Parlamentes und der Abwesenheit seines Collegen die Verantwortlichkeit für die Haltung der Zeitschrift, und namentlich in Betreff der Beurtheilung der Parlamentsverhandlungen, für sich allein übernimmt, und dafür gegen Jeden in geeigneten Fällen einstehen wird.

München, den 30. Mai 1848.

Dr. G. Görres.



LXII.

Die letzte Sitzung der französischen Deputirtenkammer und die Vernichtung des Königthums in Frankreich.

Es kann wohl kein Zweifel darüber obwalten, hätte am 24. Februar Paris, von Frankreich ganz zu schweigen, seine Stimme über sein künftiges Schicksal frei abgeben können, die immense Majorität würde sich mit der Regentschaft der Herzogin von Orleans und der Uebertragung der Krone auf den Enkel Louis Philipps zufrieden erklärt haben. Allein mit dem errungenen Sieg begann auch der Terrorismus der republikanischen Minorität des Umsturzes, die mit ihren Klubchefs an der Spitze der aufgewiegelten Massen stand, überall das Losungswort austheilte und das Gesetz dictirte, ohne sich um den Willen der Nation zu kümmern, oder ihm Gelegenheit zu geben, sich frei auszusprechen. Es ist dieselbe Minorität des brutalen Radikalismus, die auch in andern Ländern, durch ihren Sieg in der Schweiz und in Frankreich ermuthigt, das gleiche Joch republikanischer Demagogentyrannei den übrigen Völkern Europas auflasten möchte, und keine Mittel scheut, gegen den laut ausgesprochenen Willen der Mehrheit zum Ziel ihres Ehrgeizes und ihrer Raubsucht zu gelangen.

Schon die Weise, wie nach dem Vorgange der tonangebenden Aufwiegler die Verkündigung der Abdankung aufgenommen wurde, zeigte, daß die Partei des Umsturzes, die so lange mit Gesetzlichkeit heuchelte und gegen die Monarchie conspirirte, über das Schicksal Frankreichs dictatorisch entschieden hatte, ehe noch die Vertreter des Landes ihre Stimme abgegeben. Als der General, dem Louis Philipp das Document der Abdankung übergeben, es dem Volk zeigen wollte, riß es ihm Charles Lagrange von Lyon aus der Hand mit den Worten: „Keine Regentschaft! Keinen König! Die Republik!"

Herrn Girardin erging es mit seiner neuen Proclamation, die er selbst verfaßte, nicht besser, als mit der früheren des Hrn. Thiers. Als er nämlich mit der mündlichen Erklärung des Königs von seiner Abdankung die Tuilerien in größter Eile verließ, um schnell eine Proclamation drucken zu lassen, wird er an der Ecke der Straßen Richelieu und St. Honore durch zahlreiche Wächter der Barricade aufgehalten. Er kündigt ihnen die letzten entscheidenden Entschlüsse des Königs an. Man will ihnen nicht glauben. „Ist es gedruckt?" fragen alle. — „Nein." — „Ist es geschrieben?" — „Nein." „Welche Bürgschaft haben wir denn?" — „Mein Wort." — „Wer sind Sie?" — „Emile de Girardin." — „Der Deputirte, welcher niedergelegt hat?" — „Ja." — „Dieß genügt uns, passiren Sie." — Beifallsrufe erschallen; man schreit mit Jubel: „Der König hat abgedankt, die Kammer ist aufgelöst!" Girardin geht weiter und kömmt auf den Platz des Palais Royal, wo zwischen dem Posten des Chateau d'Eau und den hinter den Säulen und dem Gitter des Palasthofes verschanzten Nationalgarden und dem Gesindel das Feuer sich kreuzt. Vergebens bemüht sich Hr. v. Girardin, die Einstellung des andauernden Schießens zu bewirken. General Lamoriciere reitet heran; er ist nicht glücklicher in seinen Bemühungen; ja, er ist unglücklicher, denn als Antwort für die Ankündigung von der Abdankung, der Kammerauflösung, der Regentschaft der Herzogin und der Kronübertragung wird er am Arm

verwundet. Die siegreiche Propaganda hat beschlossen, daß diese Concessionen „zu spät“ sind; ob Frankreich der gleichen Meinung sei oder nicht, das kümmert sie wenig; die Provinzen werden in altgewohnter Knechtschaft den Decreten der Hetzmeister der Klub- und Banditenchefs gehorchen. Nach einer vollen Stunde, welche so über den durch pfeifende Kugeln erstickten Ermahnungen vergeht, kehrt Girardin nach den Tuilerien zurück, wo er weder König, noch Prinzen, noch Minister in dem Kabinet, in welchem er sie verlassen hatte, wieder findet. Wo waren sie? Was war geschehen? — Girardin wußte es nicht. Von der eindringenden Menge befragt, die davon eben so wenig wußte, als er, kann er bloß antworten: „Der König hat abgedankt; die Herzogin von Orleans ist Regentin; die Kammer ist aufgelöst; eine allgemeine Amnestie ist verkündigt.“ — „Ist das wahr?“ — „Ja.“ — Schreiben und unterzeichnen Sie es. Girardin setzt sich an einen Tisch, und dort, während mindestens einer Stunde, schreibt und unterzeichnet er mehr als fünfhundert Abdankungs-Bulletins, um die man sich streitet und rauft; alle sind in fünf lakonischen Zeilen abgefaßt:

„Bürger!
Abdankung des Königs.
Regentschaft der Herzogin von Orleans.
Auflösung der Kammern.
Allgemeine Amnestie.“

Noch um diese Stunde wurde die Idee der Regentschaft der Herzogin von den in das Parteigeheimniß nicht Eingeweihten, das heißt der Majorität, so günstig aufgenommen, daß sie, wie jede Neuigkeit, welche die gehegte Hoffnung weit übersteigt, Ungläubigkeit erweckte. „Nun führen Sie uns zur Deputirtenkammer!“ sagt man zu Girardin. Er fügt sich dem ihm ausgedrückten Wunsche. Eine Colonne folgt; vor ihm trägt ein ehemaliger Adjutant des Kaisers, Oberst Dumoulin, eine Fahne. Am Gitter der Deputirtenkammer angelangt, tritt Girardin ein und setzt sich auf seinen alten Platz [illegible] von Lamartine, nichts anderes erwartend, als daß

tirtenkammer die alle Erwartungen und Hoffnungen der ...
sten Linken übersteigenden Concessionen sanctioniren werd...
Hetzmeister und Klubchefs hatten es inzwischen ande...
schlossen.

Während Herr E. v. Girardin seine fünfhundert P...
mationen schrieb, hatten sie es auch am Schreiben nich...
len lassen; ihr Bulletin aber war ganz anderen Inhalt...
lautete:

„Keine Bourbons mehr!
Es lebe die Republik!
Mitglieder der provisorischen Regierung:
Herr Arago.
„ Dupont de l'Eure.
„ Lamartine.
„ Ledru-Rollin.
„ Marie.
„ Marrast.
„ Louis Blanc.
„ Ferdinand Flocon.
„ Albert, Arbeiter."

Zugleich war an den Straßenecken folgender Anschl...
tel zu lesen, den ohne Zweifel ebenfalls die Führer der re...
kanischen Partei, die Klubchefs und die Zeitungsredactoren...
europäisches Programm für die Zukunft abgefaßt, und da...
nen Wiederhall bald überall in den folgenden europäischen...
wälzungen bis in den deutschen Verfassungsentwurf der ...
zehner finden sollte. Es sind schöne, wohlklingende W...
zum Theil aber enthalten sie Forderungen, die keine mensch...
Regierung, sei es eine monarchische oder republikanische, ...
wirklichen kann, wie die Organisation der Arbeit gezeigt ...
während mit anderen dieser Forderungen in ihrer Unbedi...
heit der Bestand jedweder Regierung unmöglich ist. Wie ...
der Radikalismus diese schön klingenden Worte versteht und ...
er unter dieser heuchlerischen Maske alle wahre Freiheit...
Fesseln schlägt, davon können die katholischen Kantone

Schweiz, namentlich Freiburg und Luzern, auf denen sein hartes Demagogenjoch mit ganzer Schwere lastet, Zeugniß geben. Der demokratische Anschlag lautete:

„Wünsche des Volkes.
Reform für Alle."

„Allgemeine Amnestie; mit Ausnahme der Minister, die in Anklagestand zu versetzen sind *).

---

*) Dieß heißt Straflosigkeit für uns, die wir den Revolt gemacht, und Strafe für die Minister, die ihre Schuldigkeit gethan. Nach derselben Logik droht gegenwärtig die Kölnische Zeitung des Herrn Jos. Du Mont, die jeden Barricaden-Krawall und jeden Aufruhr in allen fünf Welttheilen unbesehen heilig zu sprechen pflegt, Bayern mit einem Hochverraths- und Usurpationsproceß, weil seine Regierung sich die Freiheit genommen, auch ihrer Seits Vorschläge zu machen, und wir in Bayern keine Lust bezeugen, uns wie willenlose Sklaven den souverainen Beschlüssen des deutschen Parlaments, die noch gar nicht einmal gefaßt sind, schon im voraus in stummer, türkischer Ehrfurcht zu unterwerfen, sondern verlangen, daß die neue Verfassung, welche die Centralgewalt und ihre Befugnisse feststellt, und darüber entscheidet, was dem Allgemeinen, was dem Besonderen angehört — gleichwie unsere Deputirten auf verfassungsmäßigem Wege durch Zustimmung der Krone und der Kammern erwählt wurden — daß auch sie auf demselben verfassungsmäßigen Wege eine freie Zustimmung erhalte. Man fahre nur fort, den Nationalgeist eines der tüchtigsten deutschen Stämme in dieser Weise zu Köln, zu Frankfurt und zu Heidelberg zu kränken und zurückzusetzen, zu verdächtigen und zu reizen, und man wird die unheilvollen Früchte ernten. Welch ein auferbaulich Schauspiel: die Demagogen der Kölnischen Zeitung als Instructoren eines Hochverraths- und Usurpationsprocesses gegen Bayern! Reineke Fuchs, der gottselige Büßer auf einer Wallfahrt nach der gnadenreichen Stadt Rom, um dem heiligen Vater die Füße zu küssen und bittere Thränen über die Hühner zu weinen, die er — nicht gefressen hat, weil er zu ungeschickt war, sie zu bekommen! Ein Correspondent der Allgemeinen Zeitung, die in ihren Referaten aus Frankfurt stark republicanisirt und neuerdings eine Redactionscensur ausübt, als sei [illegible] der weiland K. K. Polizeioberhofstelle in sie gefahren, [illegible] den gleichen Hochverrathston an. Welch Loos ch[illegible] [illegible]

„Das Vereinigungsrecht durch eine baldige Demonstration geheiligt.“ (Die bald folgende Organisirung bewaffneter Klubs, die Paris täglich mit der grauenvollsten Pöbelherrschaft wüthiger Demagogen bedroht, hat die Pariser bald zur Einsicht gebracht, daß das unbedingte Vereinigungsrecht, ohne gesetzlichen Schutz wider den Mißbrauch, der größte Fluch für ein Land ist.)

„Sofortige Auflösug der Kammer und Berufung der Urversammlungen.“

„Eine Stadtwache unter dem Befehl der Municipalität; Aufhebung der Septembergesetze;“ (die der Preßfrechheit einen Zaum anlegen sollten.) „Freiheit der Rede.“ (Berlin und Wien haben die Wohlthaten dieser Concession erfahren, wenn ein Aufwiegler zu Tausenden von ungebildeten, hungerigen Menschen unverantwortlich und ungestraft die Sprache des Aufruhrs gegen alle Gesetze und alle Ordnung sprechen kann, während man das Militär demoralisirt oder zur Stadt hinausgewiesen hat, und die Sicherheit ihrer Bewohner gegen fünfzig- oder hunderttausend Arbeiter in die Hand einer zaghaften Bürgerwehr gelegt hat.) „Freiheit der Presse, Freiheit der Petition, Freiheit der Association, Freiheit der Wahlbefugniß.“ (Auch diese Wohlthaten, wo sie ohne gesetzlichen Schutz wider den furchtbarsten Mißbrauch bestehen, haben wir sattsam kennen gelernt.) „Wahlreform. Jedes Mitglied der Natinalgarde wählt und kann gewählt werden. Reform der Deputirtenkammer. Taggelder für die Deputirten; die Beamten haben auf ihren Posten zu verbleiben.

---

reits ein halbes Jahrhundert besteht, und noch keine Wurzeln in seinem eigenen Lande geschlagen, weil es sich von jedem Sturm, ja von jedem Winde des Tages hin und her treiben läßt. Die Welt soll diese steuerlose Politik, die auf vier Loth Gift ein viertel Loth Gegengift bereit hält, für ein Fortschreiten mit dem Geist der Zeit nehmen, während sie im Grunde nur Servilismus mit den Tagesgötzen ist.

Reform der Reichskammer. Keine königliche Ernennung mehr, noch auch aristokratische Erblichkeit. Reform der Verwaltung. Bürgschaft für alle Beamten und Angestellten gegen den Mißbrauch von Gunst und Protection. Das Eigenthum respectirt, aber das Recht der Arbeit gewährleistet." (D. h. wasch mir den Pelz und mach mich nicht naß.) „Dem Volke die Arbeit verbürgt." (Die Provinzen bezeugten indessen nach der Hand wenig Lust, die Bevölkerung der Hauptstadt zu füttern, so wie die Bauern unwillig sind, daß müßige Arbeiter, Faulenzer und Tagediebe mit ihren Steuern sollen erhalten werden.) „Zwischen den Großherren der Industrie" (Fabrikbesitzern, Meistern) „und ihren Arbeitern brüderliche Einigung und Verbindung. Gleiches Recht auf Erziehung für Alle. Zufluchtssäle, Kleinkinderanstalten, Landschulen, Stadtschulen. Keine Bedrückung, keine Ausmergelung der Kinder durch die Fabrikindustrie. Unbedingte Freiheit des Cultus. Volle Freiheit des Gewissens." (Was inzwischen den Radikalismus in der Schweiz und in Deutschland nicht hindert, Klöster zu stürmen und die Kirche ihres Eigenthums zu berauben.)

„Schutz allen Schwachen, den Frauen und Kindern." (Ein Grundsatz, den das Christenthum seit achtzehn Jahrhunderten der Welt gepredigt hat.) Friede und heilige Eintracht zwischen allen Völkern. Abschaffung des Krieges, worin das Volk zum Kanonenfutter dient." (Auch die erste Revolution hatte den Krieg für abgeschafft erklärt.) Unabhängigkeit aller Nationalitäten. Frankreich die Beschützerin der Rechte der schwachen Völker." (So haben Louis XIV. und Na[illegible] sich auch als die Beschützer schwacher Völker erklärt, [illegible] starken zu unterjochen; eine Hinterthüre, durch welche [illegible]schaffte Krieg im Dienste des [illegible]rgeizes und der [illegible]ungssucht wieder freien Zut[illegible]

diesen zweideutigen Satz in sein späteres Manifest auf.) „Ordnung gegründet auf Freiheit.“ (Ist aber von kurzer Dauer, wenn sie auf Barricaden ruht.)

„Allgemeine Brüderlichkeit.“ (Auch das Christenthum lehrt diese allgemeine Brüderlichkeit. Allein das Christenthum sagt dem Reichen: gieb und hilf dem Armen, denn er ist dein Bruder und darum sollst du ihn lieben wie dich selbst; zu dem Armen spricht es: du sollst nicht fremdes Gut begehren. Während die Revolution umgekehrt zum Armen spricht: nimm dem Reichen das Seine, denn du bist sein Bruder, er muß mit dir theilen; den bedrohten Reichen aber entläßt sie mit den trostlosen Worten: Was du hast, ist nicht dein; wie ihr selbst gleich seyd, so muß auch die Theilung der Güter gleich seyn; das Eigenthum ist eine Usurpation, ein Diebstahl — Grundsätze, die den Reichen zwar arm, aber den Armen nicht reich machen, und womit alle menschliche Gesellschaft und Gesittung in der wildesten Barbarei untergeht. Um diese nothwendigen Folgen kümmern sich indessen die ehrgeizigen, selbstsüchtigen Apostel der neuen Lehre französischer Gleichheit so wenig, wie die Staatsmänner der alten Schule des französischen Absolutismus an die Herabwürdigung und Demoralisirung des Volkes dachten. „*Après nous le déluge*“ sagen die Einen wie die Andern.

Wenden wir uns jetzt zum letzten Acte des großen Dramas, der in der Deputirtenkammer spielt. Hierhin begibt sich der Zug mit der Herzogin von Orleans und ihren beiden Söhnen zu Fuß über den Platz und die Brücke der Eintracht.

Gegen ein Uhr hatten sich die Mitglieder der Kammer versammelt. Die meisten waren indessen zuerst in dem Conferenzsaal geblieben, sich über die ungeheueren Ereignisse besprechend. Der Präsident hatte sie in den allgemeinen Saal durch die Huissiers berufen lassen, wo sie in großer Aufregung erschienen waren. Es sollte eigentlich keine allgemeine öffentliche Sitzung seyn, sondern in den Abtheilungen die Ministeranklage berathen wer-

den. Herr Sauzet, der Präsident, fand sich indessen durch den Drang der Umstände bewogen, die Mitglieder zur öffentlichen Sitzung zu berufen. Weder von den alten Ministern, noch von den neuen ist etwas zu sehen. Herr Guizot war einen Augenblick erschienen; auf Zureden seiner Freunde jedoch hatte er sich seiner Sicherheit wegen entfernt. Anwesend sind ohngefähr dreihundert Deputirte.

Die Nachricht von der Abdankung des Königs hatte sich alsbald in der Kammer verbreitet, und wie ein vernichtender Blitzschlag Schrecken und Bestürzung unter der Mehrheit ihrer Mitglieder verbreitet, die nun gleich der Bürgerschaft von Paris mit Entsetzen, weil zu spät, gewahr wurden, daß das Heft der obersten Gewalt nicht mehr in ihrer Hand sich befinde, sondern in den Bureaux der republikanischen Zeitungsredactionen, bei den tobenden, trunkenen, plündernden und zerstörenden Massen und ihren Barricaden-Königen. An eine geregelte Verhandlung ist nicht zu denken. Die Mitglieder stehen gruppenweise in eifrigen Gesprächen. Ihr Hoffnungsanker scheint Odilon-Barrot, dessen Name als Ministerpräsident von Mund zu Mund geht. Sie wunderen sich, daß er nicht zugegen ist; sie wissen noch nicht, daß die Souverainetät der Gasse ihn verworfen hat.

Jetzt, gegen halb zwei Uhr, wird die Ankunft der Herzogin gemeldet, und in demselben Augenblicke erscheint sie, geführt von Hrn. Dupin und begleitet von ihrem Schwager, dem Herzog von Nemours, der die Uniform eines General-lieutenants trägt, im Eingange des Saales; an einer Hand hält sie den Grafen von Paris, an der andern den jungen Herzog von Chartres. Eine Schaar Unberufener, die Vorboten der neuen Pöbelsouverainetät, dringen mit in den Saal.

Zahlreiche Rufe bewillkommen die eintretende Mutter: „Hoch die Herzogin von Orleans! Hoch der Graf von Paris! Hoch der König! H[illegible] Regentin!“ Die guten Redner der Rechten und [illegible] nicht wissen,

daß die Parole, die der „National“ erlassen hat, lautet: „Keine Bourbonen mehr! Hoch die Republik!“ Wie die Nationalgarden-Bourgoisie gewähnt hatte, den Sturm durch den Reformruf zu bemeistern, so meint die Kammer durch ihre loyale Huldigung den Streich der Revolution zu pariren. Beide hatten sich indessen in ihrem Gegner, der keine Halbheiten liebt und kein Mittel, auch nicht das schlechteste, scheut, verrechnet.

In der Eile wurden Sitze am Fuße der Tribune in dem Mittelpunkt des Halbkreises für die hohen Gäste bereitet; mehrere Offiziere und Nationalgarden stellen sich hinter sie als Ehrenwache; die Eingedrungenen des Volkes fassen in beiden Gängen Posto; die Herzogin nimmt Platz; sie scheint ruhig; keine Spur von Schwäche und Furcht; ihre Haltung ist würdevoll und drückt große Festigkeit des Charakters aus; obwohl eine Deutsche, empfinden die Franzosen doch das Achtunggebietende ihrer Erscheinung in diesem Augenblicke großer Entscheidung.

Herr Dupin wird von Herrn Lacrosse aufgefordert, das Wort zu nehmen.

Allein Herr Dupin, der achtzigjährige Greis, der alte Parlamentsadvokat, der gewandte, schmiegsame Vertreter des parlamentarischen Rechtsbodens, der seine Gefühle zu mäßigen weiß und sich rechtzeitig von verlornen Processen zurückzieht, hat ohne Zweifel bereits bemerkt, daß die Wetterfahne des Glückes sich von dem Hause Orleans abwendet. Es ist daher seiner klugen Vorsicht nicht darum zu thun, sich voreilig auszusprechen. „Ich habe nicht um das Wort gebeten“, erwiedert der sonst so wortreiche Sachwalter, der bald über lauter: Vive la République! fast in Gichter fallen sollte. Zahlreiche Stimmen: „Reden Sie! Reden Sie!“ Der Alte sieht, daß er nicht ausweichen kann, also nimmt er das Wort:

„Sie kennen, meine Herren! den Zustand der Hauptstadt, [...]e stattgefundenen Kundgebungen. Ihr Erfolg ist die Abdan[...]g Seiner Majestät des Königs Louis Philipp, der zugleich

erklärt hat, daß er sich der Gewalt begebe, und daß er sie der freien Uebertragung auf das Haupt des Grafen von Paris mit der Regentschaft der Frau Herzogin von Orleans anheimstelle." — Lebhafter Beifall, zahlreiche Zurufe: „Hoch der König! Hoch der Graf von Paris! Hoch die Regentin!" Ermuthigt durch diese günstigen Zeichen der Anerkennung fährt Hr. Dupin fort: „Ihre Zurufe, meine Herren! so kostbar für den neuen König und die Frau Regentin, sind nicht die ersten, die sie bewillkommt haben. Sie hat die Tuilerien und den Concordeplatz durchschritten, begleitet von dem Volke, von der Nationalgarde" (Bravo! Bravo!), „den tief ihrem Herzen innewohnenden Wunsch ausdrückend, die Regentschaft einzig mit dem Gefühl des öffentlichen Interesses, des Nationalwillens, des Ruhmes und der Wohlfahrt von Frankreich zu führen." — Neue Bravos. Dagegen rufen mehrere Stimmen: „Nichts! Nichts! Eine provisorische Regierung!" Wieder andere Stimmen rufen: „Herr Barrot! Herr Barrot auf die Tribune!" Andere rufen: „Er ist abwesend." — Herr Dupin fährt von seinem Platze aus fort: „Mich dünkt, die Kammer hat durch ihre einhelligen Zurufe eine unzweideutige Gesinnung ausgesprochen, die urkundlich festgestellt werden soll." Zahlreiche Stimmen: „Ja! Ja!" Von der Linken herüber schallt's dagegen: „Nein! Nein! Erwarten wir Hrn. Barrot! Eine provisorische Regierung!" Herr Dupin: „Ich fordere, daß in Erwartung der Abdankungsurkunde, die uns Hr. Barrot ohne Zweifel überbringen wird, die Zurufe, welche in diesem Beringe den Grafen von Paris als König von Frankreich und die Frau Herzogin von Orleans als Regentin, unter der Gewähr des Nationalwillens, begleitet und begrüßt haben, in dem Protokoll verzeichnet werden." Diesem Vorschlage folgen neue Zurufe von Ja, ja! und Bravo! und Nein! und erneute Drohungen.

Der Präsident: „Mir scheint, die Kammer hat durch ihre einmüthigen Zurufe", ... hier wird der Lärm der Zustimmenden und der Widersprechenden und Drohenden [illegible] groß, daß seine Stimme überschrieen wird. Die Zuschau[illegible] [illegible] die alte

große Majorität der Rechten nebst der gemäßigten Linken; die Widersprechenden, die eine provisorische Regierung verlangten, die Minorität der äußersten Linken, verstärkt durch die in den Saal Eingedrungenen. Was ihnen an Recht und Zahl abging, ersetzten sie hier, wie später überall, durch Geschrei und einschüchternde Drohungen. Es ist der Kampf der Straße zwischen Republik und Königthum in die Kammer verpflanzt. Allein noch hat die Rechte und mit ihr die Monarchie des Julius das entschiedene Uebergewicht, und Herr Dupin fährt fort: „Ich nehme zuvörderst Urkunde von den Zurufen des Volkes und der Nationalgarde."

Herr Marie bittet jetzt um das Wort, die parlamentarische Emeute in der Kammer ist aber so groß, daß er sich nicht vernehmbar machen kann.

„Ich verlange", ruft Hr. de Lamartine von seinem Sitze aus, „daß der Präsident die Sitzung aussetze und zwar aus einem doppelten Grunde: aus Achtung gegen die Nationalrepräsentation sowohl, als gegen die Anwesenheit der erlauchten Fürstin, die sich vor uns befindet." — Nein! Nein! erschallt es von der einen Seite; Ja! Ja! von der andern. Dießmal kam wohl der Widerspruch von der Rechten und die Zustimmung von der Linken, die mit ihren Planen, — war einmal die Herzogin vor der feierlichen Entscheidung der Hauptfrage entfernt, und hatten die Anfwiegler Zeit gewonnen, mit ihren Drohungen sich vernehmbarer zu machen, — leichter zum Ziel gelangen konnte.

Der Präsident willfahrt der Forderung des Hrn. von Lamartine und sagt: „Die Kammer wird die Sitzung aussetzen, bis die Frau Herzogin von Orleans und der neue König sich zurückgezogen haben." Aus diesen Worten ist sichtbar, daß dem Präsidenten wie der Mehrheit der Kammer in diesem Augenblick noch die Uebertragung der Krone und der Bestand der Monarchie als außer Frage gestellt galt.

Der Herzog von Nemours und mehrere Abgeordnete

nähern sich der Herzogin, und scheinen sie aufzufordern, sich zurückzuziehen. Die Prinzessin, die wohl das Verhängnißvolle ihrer Entfernung von dem Kampfplatze ahnen mochte, scheint sich zu weigern; sie bleibt auf ihrem Platze. Herr Lherbette zu dem Präsidenten: „Die Frau Herzogin von Orleans scheint hier bleiben zu wollen.“ Der Lärm steigt; die Umsturzpartei von den Eingedrungenen unterstützt, möchte nach ihrer Gewohnheit das Spiel zusammenwerfen, und den Einsatz in der Verwirrung einziehen. Der Präsident: „Jedermann, welches auch seine politischen Meinungen seien, muß begreifen, daß in Gegenwart einer erlauchten Prinzessin und ihres Sohnes Stille und Ehrfurcht die Pflicht Aller ist.“ Diese Berufung an das loyale Zartgefühl der Versammelten wird mit wirrem Getöse erwiedert.

Herr Marie ist unterdessen noch immer, ohne sprechen zu können, auf der Tribüne; die Herzogin mit ihren Kindern steht unter derselben im Centrum des Halbkreises, von einer großen Anzahl Abgeordneter umgeben. „Ich bitte“, ruft jetzt General Oudinot, „die Kammer um einen Augenblick Aufmerksamkeit. Man wendet sich an alle hochherzigen Gefühle. Man hat Ihnen gesagt, wie die Prinzessin mit ihren Kindern die Tuilerien und den Concordeplatz allein und zu Fuß durchschritten hat unter den öffentlichen Beifallsrufen. Wünscht sie sich zurückzuziehen, so mögen ihr die Ausgänge geöffnet werden und unsere Achtungsbezeugungen sie umgeben, wie eben noch die Huldigungen der Stadt Paris sie umgaben. Begleiten wir sie, wohin sie gehen will.“ Hier wurde der General von einfallenden Stimmen unterbrochen. Ohne sich jedoch irre machen zu lassen, fährt er fort: „Wünscht sie in diesem Kreise zu bleiben, so bleibe sie, und sie thut recht daran, denn unsere Ergebenheit wird sie schützen.“ — „Sehr gut!“ ruft die Rechte beifällig; die Monarchie scheint ihr gesichert; nun aber wächst der Tumult; die Eingedrungenen, in dem Gefühle, daß der entscheidende Augenblick gekommen, drängen sich zahlreicher vorwärts gegen die Tribüne und die Herzogin vor. Der Prä-

sident, dem das Bedrohliche dieser ungesetzlichen Bewegung nicht entgeht, ruft: „Die Kammer kann so nicht berathschlagen; aus Ehrfurcht vor der Kammer und der Verfassung lade ich daher alle fremden Personen ein, sich zurückziehen.“ Nein! Nein! schreit die meuterische Masse von allen Seiten; die Thüren öffnen sich, und neue, immer stärkere Haufen dringen ein, theils Nationalgarden, theils wilde Gestalten jenes furchtbaren Gesindels, das sich eben der Tuilerien und des Palais Royal bemächtigt hatte. Sie kommen von dort her, wo sie die Keller erbrochen und die Weine in solchem Ueberfluß gefunden hatten, daß sie hinter dem Palais Royal, z. B. die Flaschen voll der edelsten Weine auf dem Pflaster zerschlugen, als sie nicht mehr trinken konnten. So stürmen sie, von Sieg und Wein mehr oder minder trunken und von ihren Hetzmeistern fanatisirt, in die Kammertribünen mit scharfgeladenen Waffen, die sie mit dem unvorsichtigsten Uebermuthe führen. Es waren die Repräsentanten des souverainen Pöbels, die in der gesetzgebenden Kammer über das Loos Frankreichs entscheiden wollten. Wer nun bedenkt, daß in Paris ein Contingent von 15 bis 20,000 Dieben haust, die aus den verschiedenen Strafanstalten entlassen, zwar unter polizeilicher Aufsicht stehen, allein bei jeder Revolution ein schlagfertiges Freicorps zur Verfügung der Aufwiegler bilden, der begreift, daß die Monarchie jetzt auch in der Kammer durch die brutale Gewalt besiegt war. Die Nationalgarde, der die Wache der Kammer oblag, hatte die trunkenen Berserker zurückhalten wollen; sie aber schrieen über Verrath und stürmten vor. So empfing die Nationalgarde ihre Strafe dafür, daß sie selbst ungesetzlicher Weise in Uniform und im Aufzug einer „Sturmpetition“ vor dem König und der Kammer gegen das Ministerium und für die Reformen erschienen war, und so durch ihr Beispiel den zügellosen Trotz des entfesselten Haufens sanctionirt hatte.

Die Herzogin, die das Leben ihrer Kinder wohl nicht mehr sicher glauben kann, scheint jetzt den Vorstellungen nachzuge-

ben; sie steigt, der Herzog von Nemours voraus und die beiden Kinder nach, die Stufen des Saales durch den mittleren Gang hinan, der nach der Thüre unter der Uhr führt, und setzt sich auf den letzten Bänken des linken Centrums, immer umgeben von demselben Gefolge, inmitten der Zurufe fast der ganzen Kammer. Die Deputirten der äußersten Linken bleiben unbeweglich auf ihren Sitzen.

Herr von Girardin, der, wie wir gesehen, von den Tuilerien herbeigeeilt war und sich auf seinen alten Platz neben Lamartine gesetzt hatte, verläßt denselben, um sich hinter die Bank, worauf die Herzogin zwischen ihren beiden Söhnen saß, zu stellen. Der Herzog von Nemours stand hinter ihr. Sie hält, nach Girardins Bericht, in der Hand ein Papier, worauf eine Rede geschrieben war. „Madame, stehen Sie auf, und besteigen Sie mit ihren beiden Söhnen die Tribüne!“ sagt, zur Herzogin gewendet, Girardin, der unverdrossene Journalist, dessen Proclamationen so wenig Erfolg gehabt. Er hofft noch im letzten Augenblick auf den Effect des lebendigen Wortes aus dem Munde einer unglücklichen, hochherzigen Mutter. Einen Augenblick erhebt sie sich, und scheint sprechen zu wollen. Der entgegengesetzte Rath aber wird ihr gegeben, und sie setzt sich wieder. Die öffentlichen Tribünen füllen sich lärmend; der Zudrang wird immer ärger. Der Präsident bittet nochmal: „Ich fordere alle der Kammer fremden Personen von neuem auf, sich zurückzuziehen. Die Kammer kann so nicht rathschlagen.“ Hr. Marie zu den Bewaffneten und Trunkenen: „Meine Herren, gehen Sie hinaus, damit die Kammer rathschlagen kann.“ Nein! Nein! erwiedert die souveraine Menge. Der Präsident: „Erinnern Sie sich doch, meine Herren! die Nationalrepräsentation ist ein geheiligtes Pfand, das der Stadt Paris und der Nationalgarde anvertraut ist. Die Kammer kann in Gegenwart der Fremden nicht berathen.“ Abermaliges Nein! und nochmals Nein!

Neuer Auftritt: Herr Odilon-Barrot, der Vierstundenminister tritt ein, eine große Zahl Abgeordneter drängt

ihn. Mehrere Stimmen: „Hr. Odilon-Barrot! Hr. Odilon-Barrot!"

Herr Cremieux, der unterdessen von dem Wagen des flüchtigen Königs in die Deputirtenkammer geeilt war, bittet: „Lassen Sie Hrn. Marie reden, Hr. Odilon-Barrot wird ihm folgen."

Hr. Marie beginnt von der Tribune herab: „Meine Herren! in der Lage, in welcher sich Paris befindet, haben Sie keinen Augenblick zu verlieren, um Maßregeln zu ergreifen, welche von Autorität auf die Bevölkerung seyn können. Seit heute Morgen hat das Uebel unermeßliche Fortschritte gemacht, und wenn Sie durch nutzlose Berathungen die Zeit versäumen, so können Sie nicht wissen, bis zu welchem Punkte die Unordnung gehen wird. Es thut daher dringend noth, einen Entschluß zu fassen. Aber welchen Entschluß? Man hat die Regentschaft der Frau Herzogin von Orleans ausgerufen. Sie haben ein Gesetz, das den Herzog von Nemours zum Regenten ernannt hat. Sie können also jetzt keine Regentschaft machen *), das steht fest; Sie müssen dem Gesetze gehorchen. Indessen muß man Rath schaffen. Wir müssen vor allem an der Spitze der Hauptstadt, wie an der Spitze des ganzen Königreiches eine imposante Regierung haben. Ich verlange, daß eine provisorische Regierung aufgestellt werde." Hiemit hatte Hr. Marie mit seiner perfiden Logik das geheime Schlagwort der Partei, nämlich die Uebergangsstufe aus der Monarchie in die Republik, ausgesprochen; die wiederholten Bra-

---

*) Herr v. Girardin und seine liberalen Gesinnungsgenossen hatten Louis Philipp vorgestellt, die Revolution werde den Herzog von Nemours nicht mehr annehmen, es sei „zu spät." Louis Philipp hatte nachgegeben und die Herzogin substituirt, und nun beruft sich die Revolution im Munde des Hrn. Marie auf diese Concession: da man den gesetzlichen Regenten, sagt sie, übersprungen, so können die Kammern die Regentin nicht anerkennen! sie müssen dem Gesetze gehorchen, das heißt: die ganze Verfassung umstoßen! wozu eine provisorische Regierung der erste Schritt ist.

vos von den Tribunen begleiteten daher auch seine Rede, während er fortfuhr: „Ist diese Regierung einmal aufgestellt, so wird sie Rath schaffen; sie wird, im Verein mit den Kammern, Vorsorge treffen, und das Land wird eine Autorität besitzen. Diesen Entschluß augenblicklich fassen, ihn in Paris bekannt machen — dieß ist das einzige Mittel, die Ruhe herzustellen. Man darf in einem solchen Augenblicke die Zeit nicht mit eitlem Gerede verlieren. Dieß, meine Herren! ist mein Antrag, ich verlange, daß auf der Stelle eine provisorische Regierung gebildet werde."

Herr v. Genoude wendet sich nach der Tribüne, er, der alte Redacteur der Gazette de France, der radikale Vertreter des gestürzten legitimen Königthums der älteren Bourbone, glaubt, die Zeit der Rache sei gekommen; mehrere Mitglieder, seiner Absicht mißtrauend, fordern ihn auf, das Wort nicht zu nehmen. Herr von Genoude läßt sich nicht abhalten: „Ich habe keine anderen Interessen, als die Interessen des Landes." Herr Cremieux unterstützt den Antrag von Marie, indem er sich des Wortes bemächtigt: „Es ist unmöglich, daß in einem solchen Augenblicke alle Welt damit einverstanden sei, die Frau Herzogin von Orleans zur Regentin, und den Grafen von Paris zum König auszurufen; die Bevölkerung kann diese Entscheidung nicht unmittelbar annehmen. 1830 haben wir uns zu sehr geeilt, und siehe! wir sind im Jahre 1848 genöthigt, von vorn anzufangen." Mit diesen Worten war der schlaue Redner dem Ziele der Partei abermal näher gerückt, neue Bravos des fanatisirten Haufens ermuthigten ihn daher. Cremieux und Marie waren beide Advokaten, der erste hatte 1830 die Minister Karls X. vor dem Pairshof vertheidigt, der andere war der Advokat aller Aufrührer und Verschwörer; wie geschickte Advokaten leiten sie jetzt vereint das Todesurtheil der Monarchie ein, das alsbald durch die Waffen des meuterischen Haufens vollstreckt werden sollte. „Wir wollen", fährt Herr Cremieux fort, indem er, mit Vernichtung der siebenzehn verflossenen Jahre, die Verfassung

Frankreichs wieder auf die Barricaden von 1830 stellt, „wir wollen uns, meine Herren! im Jahre 1848 nicht übereilen; wir wollen geregelt, gesetzlich, stark verfahren. Die provisorische Regierung" (Bravo! Bravo!), „die Sie ernennen werden, wird die Verpflichtung haben, nicht nur die Ordnung zu erhalten, sondern uns auch die Institutionen hier einzubringen, welche alle Theile der Bevölkerung schützen sollen, was ihr versprochen war, und was sie seit 1830 nicht erhalten konnte." — Bravo! Bravo! erschallen die Parteirufe wieder. — „Was mich betrifft, so erkläre ich, daß ich den tiefsten Respect gegen die Frau Herzogin von Orleans hege." Mit dieser äußerlichen Loyalität hatte Herr Cremieux sogleich einen neuen furchtbaren Sturm heraufbeschworen; das Centrum rief ihm dießmal Bravo! Bravo! zu, es wurde aber durch das wüthige Geschrei und das Getöse von den Tribünen herab übertäubt. — „Und ich habe", fährt der Redner fort, „so eben die königliche Familie" (mir wurde diese traurige Ehre zu Theil) „zu ihren Wagen geführt, in denen sie abgereist ist; ich habe mich dieser traurigen Pflicht nicht entzogen, und ich muß hinzufügen, daß die gesammte Bevölkerung, die sich auf den Straßen zerstreut fand, dem unglücklichen König und der unglücklichen Familie sehr anständig begegnete." — Neues Toben und Lärmen von Seite der Revolutionsbande, die kein Mitleid, keinen Anstand kennt. Der Redner lenkt wieder ein: „Allein jetzt, meine Herren! hat die Gesammtheit der Pariser Bevölkerung, die treue Nationalgarde ihre legale Meinung kundgegeben. Wohlan denn, die Regentschafts-Erklärung, die man ihnen in diesem Augenblicke angesonnen, würde das bereits gegebene Gesetz verletzen. Ernennen wie eine provisorische Regierung: sie sei gerecht, fest, kräftig, freundlich dem Land, dem sie begreiflich machen wird, daß, wenn es Rechte gilt, die wir zu verleihen wissen werden, es auch solche gibt, die man beobachten muß. Wir bitten Sie, schenken Sie uns ein wenig Glauben. Uns ist heute zu Theil geworden, was uns die Juliusrevolution versprochen hat. Wir haben nicht den Wechsel von eini-

gen Personen gewollt. Benutzen wir die Ereignisse, und entheben wir unsere Söhne der Nothwendigkeit, diese Revolution zu wiederholen. Ich verlange die Einsetzung einer provisorischen Regierung von fünf Mitgliedern." Hier fällt Herr von Genoude ein: „Ich frage Jedermann" — er wird unterbrochen, fährt aber fort: „Sie können weder eine provisorische Regierung, noch eine Regentschaft machen. Die Nation muß zusammenberufen werden, wenn Sie etwas thun wollen. Ich sage, es gilt nichts ohne die Zustimmung des Volkes; sonst ist's wie im Jahre 1830. Sie haben damals das Volk nicht berufen, Sie sehen, was geschehen ist. Und nun wird es wieder dasselbe seyn, und Sie werden aus dem, was Sie heute thun, die größten Uebel entspringen sehen." Große Aufregung folgte diesen Worten des alten radikalen Legitimisten. Die politische Nemesis hatte aus seinem Munde gegen die Orleaniden gesprochen.

Nach dem Siege der Barricaden von 1830 hatten Herr von Genoude und die Legitimisten der Gazette de France damals den Mitgliedern gesagt: „Es steht nicht in euren Befugnissen, Karl X. oder seine Dynastie der Krone zu entsetzen; denn die Charte, der Ihr Treue geschworen und von der Ihr euere Autorität ableitet, erkennt ein unverantwortliches und unverletzliches Königthum an. Beruft Ihr euch aber nicht auf die Charte, sondern auf die Volkssouverainetät, wollt Ihr in ihrem Namen über die Krone verfügen, wohlan! so seyd ihr nicht die Repräsentanten des Volkes, sondern nur einer sehr kleinen Fraction des gesammten Volkes, und selbst diese hat euch kein Mandat gegeben, und konnte euch keines geben. Allein die Sieger hörten damals nicht auf diese Logik und erbauten ihren Juliusthron, der nun mit seinem Juste Milieu zusammengestürzt ist.

Die radikale Partei in Deutschland, die ihre ganze Weisheit nicht aus dem Geiste unseres Volkes, sondern aus französischen Zeitungen geschöpft hat, wie sie sich, von Mai

Blum geführt, im Vorparlament, in den Fünfzigern und im Parlament selbst so vorlaut und anmaßend geltend macht, und mit dem kravallirenden Pöbel cokettirt, sie huldigen in der Hauptsache den Grundsätzen der Terroristen von 1830. Ohne hiezu von dem Volke ein Mandat empfangen zu haben, und ohne sich mit den Regierungen und Ständen der Einzelstaaten in Güte zu vereinbaren, wollen sie Souverainement über das Schicksal von Deutschland, als sei es eine französische Tabula rasa, nach ihrem Eigenwillen verfügen. Ginge es nach ihrer Absicht, so würde jedes Decret über jede Sache, wäre es auch das verderblichste und ungerechteste und würde es Deutschland an den Rand des Abgrundes bringen, sogleich Gesetzeskraft erhalten, und Jeder, der Widerspruch einlegte, der sich auf das bestehende Recht beriefe, würde als Vaterlandsverräther prozessirt; sie selbst aber wären über ihre Allgewalt nur Gott, wenn sie nämlich an einen Gott glauben, und ihrem Gewissen, wenn sie eines haben, verantwortlich *). Ihre Gesetze aber müßten sie, da es durchaus nicht der Wille des deutschen Volkes in seiner Majorität ist, eine solche unumschränkte Parlamentstyrannei anzuerkennen, nothwendig mit Blut schreiben; das Parlament würde sich alsbald in einen permanenten Revolutions-Convent mit permanenter Guillotine verwandeln, und die bewaffneten Arbeitermassen, Turner und Klubs würden der vollstreckende Arm dieser Deutschland knechtenden Pöbelsouverainetät seyn. Pöbelsouverainetät sagen wir mit Absicht; denn die Männer dieser Partei der Minorität erkennen die Volkssouverainetät nur in so weit an, als sie ihnen die Vollmacht zu ihrer souverainen Despotie geben soll. Als daher der preußische Abgeordnete, Herr von Vinke, dem Antrage Robert Blums: „daß sich die Versammlung kraft der Volkssouverainetät als unumschränkte Souverainin erklären solle zur Constituirung des Bundesstaates, und daß weder den Regierungen noch den Ständen bei

*) Lene von Salzwedel hat bekanntlich dem Parlament diesen Antrag gemacht.

Abschluß dieses Bundes ein Einspruch zustehe — als Herr v. Vinke hiegegen folgerichtig bemerkte: daß in diesem Falle dem Volke, von dem man alle Gewalt ableitet, auch das Recht eines Cassationsgerichtes zustehen müsse, wenn seine Erwählten hierin gegen seinen Willen gehandelt *), da erwiderte Robert Blum genau wie die Deputirten der französischen Kammer

---

*) Unsere bayerischen Abgeordneten zum Parlament werden sich erinnern, daß ihre Wähler der weit größeren Majorität nach sich gegen diese unbeschränkte republikanische Volks-Souverainetät ausgesprochen, daß sie ihren constitutionellen Fürsten behalten wollen, und daß die Vereinbarung über die Bundesverfassung auf verfassungsmäßigem Wege mit den Regierungen in Gemeinschaft zu Stande kommen soll. So weit geht ihr Mandat und weiter nicht, und viele unserer Deputirten haben sich hiezu als Männer von Wort ausdrücklich verpflichtet.

Mögen sich daher die Abgeordneten von Bayern und Tirol auf diesen ausdrücklichen Willen ihrer Wähler, die sie dort zu repräsentiren haben, nur unerschrocken und fest berufen. Das Volk in Bayern und Tirol ist so gut deutsch, wie eines in Deutschland; es wird die Opfer, die eine Centralgewalt nothwendig fordert, bereitwillig bringen; allein es will das Erbgut der Väter bewahren, es will kein Buben-Juden-Pöbel- und Demagogenregiment unter dem Namen der Volkssouverainetät, wie in Wien; keine Anarchie und Zügellosigkeit, wie in Berlin, Breslau und Baden und an so manchen andern Orten, die ihre radikalen Vertreter in das Parlament gesandt haben, ehrgeizige Wühler, welche nun ganz Deutschland in die gleiche Verwirrung stürzen möchten, unter der ihr engeres Vaterland guten Theils gerade durch sie schmachtet, und warum? damit sie zuletzt Reichs- und Landesminister werden. — Was Hecker und Struve wollen, ist im Grunde dasselbe, was auch die Radicalen im Parlamente erstreben; nur treten die einen offen auf, die Waffen in der Hand, während die andern durch parlamentarische Taktik, unterstützt von krawallirenden Massen, zum Ziel zu kommen hoffen. Um den wahren Willen des Volkes kümmern sich die einen so wenig, wie die andern, da sie das vernichtende Gefühl in sich tragen, daß sie nur die Minorität vertreten, und daß [illegible] in [illegible] Nichts zurücksinken, sobald die Stimme des Volkes [illegible] kömmt.

von 1830: so ultrarevolutionär hätten selbst die Glieder der äußersten Linken des Parlaments sich nicht ausgesprochen, das heißt, man leitet seine Allgewalt vom Volke ab, will sich aber in seinem Thun und Lassen nicht an den Willen des Volkes binden; daher jenes Eifern gegen Instructionen und Mandate der Wähler, die dieser tyrannischen Souverainetät eigenmächtiger Demagogen Eintrag thun könnten. Von diesem Standpunkte forderte daher die Gazette de France während der letzten siebzehn Jahre fort und fort das allgemeine Wahlrecht und die Berufung an die Nation. Jetzt war die Stunde erschienen, wo das Wahre, was in dieser Forderung lag, seine schneidende Schärfe gegen die Regentin und den Enkel Louis Philipps kehrte. Sie drang auch wirklich durch; allein wir werden sehen, wie auch hier wieder die Revolution sich als die Tyrannei einer terroristischen Minorität geltend machte, die gleich zum voraus der Nation, trotz dem allgemeinen Wahlrecht, den freien Entscheid zwischen Monarchie und Republik durch brutale Gewalt und Drohungen unter den Händen hinweg escamotirte. Doch kehren wir in die stürmische Kammer des 24. Februars zurück.

Herr Odilon-Barrot tritt in diesem Augenblicke ein; er wird von der Majorität der Kammer und den Stimmen des bewaffneten Haufens in den Galerien und Gängen, die sonst reservirt sind, auf die Rednerbühne gerufen. „Nie haben wir", beginnt Hr. Odilon-Barrot, während der Ruf: Hört! Hört! erschallt, „so sehr der Kaltblütigkeit und Besonnenheit bedurft." (Das ist wahr!) „Könnten Sie doch Alle in dem einen Gedanken verbunden seyn, das Vaterland von der fluchwürdigsten aller Plagen, dem Bürgerkriege, zu retten! Nationen sterben freilich nicht; allein sie können sich durch innere Zerwürfnisse schwächen, und nie hat Frankreich seiner ganzen Kraft, seiner ganzen Größe so sehr bedurft. Unsere Pflicht ist uns vorgezeichnet. Sie ist glücklicher Weise von einer Einfachheit, die eine ganze Nation ergreift und sich an ihr edelstes, innigstes Wesen, an ihren Muth, ihre Ehre wendet. Die

Juliuskrone ruht auf dem Haupte eines Kindes und einer Frau.“ Lebhafter Beifall aus dem Centrum begleitet diese Worte des alten Redners der parlamentarischen Opposition, der die wankende Krone der Orleaniden, die erschütterte Monarchie von 1830, retten möchte; die Herzogin von Orleans und der Graf von Paris erheben sich und begrüßen die Versammlung. Barrot will fortfahren: „Ich mache eine feierliche Berufung.“ . . . Da erhebt sich abermals wie ein böser Geist der rächenden Nemesis Hr. v. Larochejaquelein: „Sie wissen nicht, was Sie thun.“ Die Herzogin steht ihrer Seits auf, um zu sprechen. Viele Stimmen: „Hört! Hört! Laßt die Frau Herzogin sprechen!“ allein viele andere schreien: „Herr Barrot möge fortfahren!“ und ersticken ihre Stimme. Die Partei des Umsturzes hatte es offenbar darauf abgesehen, die unglückliche Mutter, die die Ansprüche ihres Kindes vertreten wollte, nicht zu Wort kommen zu lassen. Herr Barrot fährt fort: „Im Namen der politischen Ordnung unseres Vaterlandes, im Namen alles dessen, was die Ordnung uns überhaupt gebietet, im Namen unserer Eintracht und unserer Einigkeit in so schweren Umständen rufe ich mein ganzes Land auf, sich um die Repräsentanten der Juliusrevolution zu schaaren. Je mehr Größe und Hochherzigkeit darin liegt, so die Reinheit und Unschuld zu schirmen und zu erheben, um so muthvoller wird sich mein Vaterland diesem Dienst hingeben. Ich meinestheils würde mich glücklich schätzen, mein ganzes Seyn, alles, was ich in dieser Welt vermag, hinzuopfern, damit diese Sache triumphire, die die Sache der wahren Freiheit in meinem Lande ist.“ — Es ist die ersterbende Stimme der Juliusrevolution, die aus dem Munde ihres alten Kämpen spricht; die lauten Bravos aus dem Centrum begleiten ihn daher, während er fortfährt: „Will man sich etwa herausnehmen, in Frage zu stellen, was wir durch die Juliusrevolution entschieden haben?“ (Sehr gut! Sehr gut!) „Die Umstände [illegible]d schwierig, ich gebe es zu; aber dieß Land besitzt genug [illegible]mente von Größe, von Hochherzigkeit, [illegible] dem Sinne,

daß ich überzeugt bin, man darf sie nur anrufen und die Bevölkerung von Paris schaart sich um dieses Banner." (Ja! Ja!) „Wir haben vollkommen die Mittel, alle Freiheit, welche das Land mit Recht fordern kann, zu sichern, und sie mit allen ihm so nothwendigen Erfordernissen der Ordnung auszugleichen, und alle lebendigen Kräfte dieses Landes zu vereinigen, und so die großen Prüfungen, die ihm vielleicht vorbehalten sind, zu bestehen. Diese Pflicht ist einfach und vorgezeichnet durch die Ehre, durch die wahren Interessen des Landes. Wissen wir sie nicht mit Festigkeit, Beharrlichkeit und Muth zu erfüllen, so weiß ich nicht, was die Folgen seyn können. Aber seien Sie überzeugt, wie ich es schon Anbeginns sagte, daß der, welcher es wagt, die Verantwortlichkeit des Bürgerkrieges im Schooß unseres edlen Frankreichs auf sich zu nehmen, des schwersten Frevels sich schuldig macht, und ein Verbrecher an seinem Lande, an der Freiheit Frankreichs und der ganzen Welt ist. Was mich betrifft, meine Herren! so kann ich diese Verantwortlichkeit nicht auf mich nehmen. Die Regentschaft der Herzogin von Orleans, ein Ministerium aus den bewährtesten Meinungen genommen, werden der Freiheit mehr Bürgschaft geben; und möge alsdann eine Berufung an das Land, an die öffentliche Meinung sich in ihrer ganzen Freiheit aussprechen, und sich aussprechen, ohne sich bis zu den Rivalitäten des Bürgerkrieges zu verirren; sich aussprechen im Namen der Interessen des Landes und der Freiheit — das ist mein Rath, meine Meinung. Eine andere Lage möchte ich nicht verantworten."

Wieder schien es, als sei die wankende Krone auf dem Haupte des Kindes befestigt — als sich abermals der Geist des von der Juliusrevolution verletzten Gesetzes rächend erhob. Herr von Larochejaquelein besteigt die Tribüne und spricht: „Das ergreifend Schöne gewisser Lagen kann Niemand mehr achten und tiefer fühlen als ich. Nicht die erste Prüfung ist's, die ich bestehe. Ich hege nicht den thörichten Dünkel, entgegengesetzte Ansprüche geltend zu machen, nein! Ich glaube aber,

Herr Odilon-Barrot hat den Interessen, um derentwillen er diese Rednerbühne bestieg, durch die Weise, wie er sich ausgesprochen, nicht so gedient, wie er wollte. Es geziemt sich vielleicht, daß die, welche in der Vergangenheit den Königen gedient haben" (die Legitimisten), „jetzt vom Lande reden, vom Volke reden." (Sehr gut! Sehr gut!) „Heute sind Sie nichts; sind Sie nichts mehr." — Diese Erklärung, daß die souveraine Autorität dieser Deputirtenkammer nicht von dem Volke sanctionirt sei, auf das sie sich berief, brachte in dem überraschten und bestürzten Centrum abermals die größte Aufregung hervor. „Wie so! wie so!" erscholl es gegen den freimüthigen Redner. „Wir können das nicht so hinnehmen", rief ihm Herr von Mornay zu, und der Präsident ruft verweisend: „Mein Herr! Sie weichen von der Ordnung ab"; allein der legitimistische Graf ließ sich so wenig hiedurch irren, wie jüngst Fürst Lichnowsky in dem Parlament von Frankfurt, als man ihm seiner gerechten Entrüstung wegen wehren wollte, den schmachvollsten Meuchelmord mit seinem wahren Namen zu brandmarken. „Wenn ich sage", fährt Larochejaquelein fort, „daß Sie nichts sind, so sehe ich in Wahrheit keine Ursache, Sturm zu erregen. Nicht ich, der Abgeordnete, sagt Ihnen, daß die Abgeordnetenkammer nicht mehr als Kammer existirt. Ich sage, daß sie nicht mehr existirt....." (Neue Unterbrechungen.) „Ich sage, meine Herren! daß man die Nation zusammenberufen muß, und alsdann" — wieder konnte der Redner nicht sprechen, denn um die Wahrheit seiner Worte augenscheinlich zu machen, daß die Gewalt nicht mehr bei der vom Aufstande vernichteten Kammer stehe, drangen in diesem Augenblick neue bewaffnete Haufen von Nationalgarden, Studenten, Arbeitern, Gamins, die von den Tuilerien kamen, mit Fahnen an der Spitze, in das Innere des Saales bis zu der Rednerbühne — und so möchten gewiß auch die Hecker-Struvel-Peter-Banden eines schönen Morgens in die Paulskirche eindringen, um den langen Parlamentsreden kurzes Ende zu machen. — Während die meisten Mitglieder von den Centralbänken sich nach

den oberen Bänken flüchten, schreien die vordringenden Führer des Volkshaufens, der jetzt die Stelle der Gesetzgeber einnimmt: „Wir wollen die Absetzung des Königs! Die Absetzung! Die Absetzung! Herr v. Mornay: „Herr Präsident, suspendiren Sie die Sitzung!" Der Präsident sich bedeckend: „Es ist in diesem Augenblicke keine Sitzung." — Ein Herr, der nicht zur Kammer gehört, Namens Chevalier, ehemaliger Redacteur der Bibliothèque historique (abermals ein Redacteur!) erstürmt die Tribüne, und wendet sich mitten in dem Geschrei und der wildesten Verwirrung an die Kammer: „Meine Herren! setzen Sie Vertrauen in die Mäßigung meiner Worte." Lärmen, Stimmen: „Sie haben kein Recht, zu reden." Der Redner fährt fort: „Ich komme, Ihnen ein Mittel vorzuschlagen, das Sie allein aus der Verlegenheit ziehen kann. Wollen Sie der Umstände Rechnung tragen, so haben Sie nur Eines zu thun. Hören Sie mich . . . Hüten Sie sich wohl, ohne Befugniß den Grafen von Paris als König zu verkünden. Haben aber die Herzogin von Orleans und der Graf von Paris den Muth, sich nach den Boulevards zu begeben, mitten unter das Volk und die Nationalgarde, so stehe ich gut für ihr Leben. Willigt das Volk nicht ein, ihm die Herrschaft zu übertragen...." — hier wurde der Redner von dem betäubenden Geschrei der bewaffneten Horden auf den Tribünen, die sich als das Volk gerirten, unterbrochen: „Hoch die Republik! Hoch die Republik! Genug gesprochen!" — Doch Herr Chevalier fährt fort: „Das einzige, was Sie in diesem Augenblicke zu thun haben, ist, uns eine Regierung zu geben. Thun Sie es sogleich! Sie können keine ganze Bevölkerung ohne Obrigkeit lassen; es ist das jetzt das erste Bedürfniß, für das Sie zu sorgen haben..." Neuer Lärm übertäubt die Stimme des Redners. — Er fährt fort: „Der Graf von Paris muß über das Straßenpflaster zur Kammer getragen werden." — Das heißt, Frankreich soll künftig nur von Pariser Straßenkönigen regiert werden, welche die siegreiche Emeute auf ihren Schild erhoben, damit alle Welt vor ihnen sich in den Staub beuge, bis es ihr gefällt einen neuen Prä-

tendenten allenfalls aus der Kloake auf den Thron zu setzen. Ein Deputirter, der diesen Sinn mißversteht, unterbricht den Redner: „Er“ (der Graf von Paris) „ist so eben hieher gekommen! Er ist hier! Wenn Sie zögern . . .“

In diesem Augenblick richten sich alle Blicke nach den obersten Sitzen des Amphitheaters, wo die Herzogin von Orleans und die Prinzen Platz genommen hatten. Sie wollen sich beim Einstürmen der Menge zurückziehen; der enge Verbindungsgang ist versperrt; man begehrt eine Fahne, um ihren Rückzug zu schützen. Es gibt nirgends eine Fahne, ausser in den Händen der Kämpfer, welche sich der Tribüne bemächtigt hatten. Hr. Girardin geht auf einen von ihnen zu und sagt: „Schnell eine Fahne her, um die Herzogin von Orleans zu schützen!“ Der Bewaffnete, an den Girardin sich wendet und dessen Namen er nicht kennt, steigt mit seiner Fahne herab. Die königliche Familie entfernt sich durch die der Tribüne gegenüberstehende Thüre; dem Herzog von Nemours, der sein Haupt bedeckt hatte, will ein Volksmann den Federhut vom Kopf reißen. Die Flucht geschieht in solcher Eile, daß die Mutter nur mit dem einen Sohne sich in den Wagen rettet, der andere, der Herzog von Chartres, wurde im Gedränge von ihr getrennt. Eine Stunde lang blieb das Kind im Tumult verloren. Von bewaffneten Leuten angehalten hatte es seinen Namen nicht sagen wollen, bis ein Offizier im Dienste des Prinzen es auffand. Mit Schmutz bedeckt und fast ohne Kleider, so wird weiter berichtet, kam die Herzogin mit ihren Kindern im Schloße von Eu an, wo der Kastellan und seine Frau sie mit Kleidern und dem Nöthigsten zu ihrer Weiterreise versahen. Der Herzog von Nemours nahm verkleidet und von der Herzogin von Orleans getrennt seinen Weg nach England.

Daß die Herzogin so den Kampfplatz verließ, wird der sehr natürlich finden, der an den Dolchstoß des Herzogs von Berri, an die vielen Meuchelmörderkugeln, denen Louis Philipp entging, an den Mordversuch gegen den König von Preußen, an die verruchte Ermordung des braven Lea und den schmählichen

Untergang des ritterlichen Gagerns denkt, — sämmtlich Schandthaten, die hinlänglich beweisen, daß die gesellschaftliche Ordnung von einer Meuchelmörderbande bedroht ist, die ohne irgend eine republikanische Tugend den Namen der Republik zu ihren infernalen Absichten mißbraucht. Doch kehren wir zu der französischen Kammer zurück, wo die wilde Verwirrung ihren höchsten Gipfel erreicht hat.

Chevalier schließt seine Rede mit dem Ausruf: „Seid versichert, daß die Republik ausgerufen wird." Ein anderer Volksmann in Offizier-Uniform, Namens Dumoulin, der im Julius 1830 an der Spitze des Aufruhrs stand und den Commandanten des Stadthauses machte, besteigt die Rednerbühne und legt auf die marmorne Brüstung eine dreifarbige Fahne nieder, indem er ruft: „Meine Herren, das Volk hat seine Freiheit und Unabhängigkeit wieder erkämpft wie im Julius 1830; Sie wissen, daß der Thron in den Tuilerien zertrümmert und zum Fenster hinausgeworfen ist" — Wildester Lärm begleitet diese verhängnißvollen Worte. Geschrei: „Keine Bourbonen! Nieder mit den Verräthern! Eine provisorische Regierung." Mehrere Deputirte verlassen ihre Bänke und eilen aus dem Saale. Cremieux, Ledru-Rollin und Lamartine stürzen nach der Rednerbühne und besteigen sie in dem Tumult zu gleicher Zeit. Ledru-Rollin — seines Charakters ein Ultrademokrat und Communist, ein verschuldeter Advokat und Sachwalter aller Verschwörungen und politischen Prozesse, ein Hauptredner der radicalen Opposition bei den Banketen und Bewunderer des Convents, ein Journalist der republikanischen „Reforme" — wendet sich an den heulenden und brüllenden Haufen der Bewaffneten und ruft mit seiner gewaltigen Baßstimme: „Im Namen des Volkes, das ihr vertretet, fordere ich Euch zur Stille auf!" — Eine Stimme aus dem Volk: „Stille! stille im Namen Ledru-Rollins!" — Ein anderer Ruf: „Eine provisorische Regierung!" — Mauguin: „Seid ruhig. Ihr sollt eine provisorische Regierung erhalten!" — Ledru-Rollin: „Im Namen des Volkes, das überall in Waffen und, was man auch thue, Meister von Paris ist,"

(Ja! Ja!) „protestire ich gegen die Regierungsform, welche man auf dieser Rednerbühne beantragt hat.“ (Bravo! Bravo!) „Ich thue nichts Neues wie Sie; denn bereits im Jahr 1842, während der Berathung des Regentschaftsgesetzes war ich der einzige in dieser Versammlung, der erklärte, eine Regentschaft dürfe nicht eingesetzt werden ohne Berufung an das Land.“ — Larochejacquelein: „Ich that dasselbe!“ — Stimmen: „Ja, auch Larochejaquelein!“ — Ledru Rollin: „Man hat heute von der ruhmvollen Revolution von 1789 gesprochen. Aber seien wir auf unserer Hut, daß die Männer, die davon reden, auch deren wahren Geist erkennen, und vor Allem ihre Constitution achten. Im Jahre 1789 wurde im Text der Constitution selbst erklärt, daß die constituirende Versammlung mit ihren speciellen Vollmachten doch nicht das Recht habe, ein Regentschaftsgesetz zu machen, daß eine Berufung an das Volk hiezu erforderlich sei. So lautet der Text der Constitution von 1791. Nun schlagen wir uns seit zwei Tagen für das Recht. Wohlan denn! wenn Sie Widerstand leisten, wenn Sie behaupten, es bestehe eine Regierung, die der bloße Zuruf geschaffen, eine vergängliche Regierung, die der revolutionäre Zorn mit sich fortreißt, dann werden wir uns noch ferner schlagen im Namen der Constitution von 1791, die über dem Lande, die über unserer Geschichte schwebt und fordert, daß eine Berufung an die Nation ergehe, um eine Regentschaft möglich zu machen.“ — Stimmen aus dem Haufen: „Wir wollen keine! Auf anderem Wege ist's unmöglich!“ — Ledru-Rollin: „Auf dem Wege der Usurpation, wie Sie es versucht haben, ist's nicht möglich, eine Regentschaft einzusetzen. Wie! plötzlich, ohne uns berathen zu lassen, wollen Sie, die Männer der Majorität, das Regentschaftsgesetz selbst zerschmettern, das Sie gegen unser Widerstreben 1842 gemacht haben! Ein solches Verfahren findet im Lande keinen Anklang. Im Namen des Rechtes, das man selbst inmitten der Revolutionen achten muß — denn nur das Recht verleiht Stärke — im Namen des Volkes protestire ich gegen Ihre neue Usurpation.“ — Mit diesem

Protest des radikalen Abgeordneten sollte die Herrschaft aus den Händen der bisher anerkannten Gesetzgeber in die blutigen des eingedrungenen Haufens übergeben werden; die Bedeutung fühlend, rief daher auch die Menge ihrem Redner zu: „Bravo! Bravo! Es lebe Ledru-Rollin!“ Der Redner fährt fort: „Sie haben von Ordnung, von Blutvergießen gesprochen. O, das vergossene Blut ging uns eben so zu Herzen, wie Ihnen; denn wir haben es so nahe gesehen, wie irgend Jemand. Aber wir erklären Ihnen hiemit: das Blut kann nur dann zu fließen aufhören, wenn dem Rechte und den Grundsätzen ihr Genüge geschehen, und die, welche sich heute geschlagen, werden diesen Abend den Kampf erneuern, wenn Sie ihre Rechte verkennen.“ Aus dem Haufen, der hier die Stelle Frankreichs vertreten soll, erschallt es: „Ja, ja.“ — Ledru-Rollin: „Im Namen des Volkes, welches Alles ist“ — (das aber dem Redner durchaus kein Mandat ertheilt hat, so wenig wie seinem Collegen, dem Herrn Advokaten Zitz von Mainz, als derselbe jüngst sich herausnahm, im Namen des deutschen Volkes gegen einen Beschluß des Parlamentes zu protestiren) — „frage ich Sie, welcherlei Bürgschaften die Regierung bietet, die Sie so eben eingesetzt, einzusetzen versucht haben?“ — Hier wird der Redner von einem Manne heftig unterbrochen, den mehrere Deputirte vergebens zu beruhigen suchen. Da er nicht schweigen will, wird er von dem Haufen, der unterdessen dem Redner Bravo! Bravo! zuruft, zur Thüre hinausgeworfen, trotz seines gerechten Anspruches hier, so gut wie Ledru-Rollin, seinen Theil an der Volkssouverainetat geltend zu machen. Der legitimistische Advokat Berryer, den die langen Reden in so gefahrvollen, jeden Augenblick unerwartet wechselnden Umständen ungeduldig machen, ruft Hr. Ledru-Rollin zu: „Beeilen Sie sich. Stellen Sie die Frage kurz: eine provisorische Regierung!“ — Ledru-Rollin fährt indessen fort: „Meine Herren! indem ich so im Namen des Volkes spreche, habe ich, ich wiederhole es, die Absicht, die Schranken des Rechtes nicht zu überschreiten. Ich erinnere Sie an zwei Episoden der Geschichte. Im Jahre 1815

wollte Napoleon zu Gunsten des Königs von Rom abdanken. Das Land hatte sich erhoben, das Land verweigerte seinen Beistand. Im Jahre 1830 wollte Karl X. zu Gunsten seines Enkels abdanken. Das Land war aufgestanden, das Land verweigerte seinen Beitritt." — Berryer, der das Ende der radicalen Phrasenmacherei nicht erwarten kann, wiederholt: „Machen Sie's kurz. Wir kennen die Geschichte." — Ledru-Rollin: „Jetzt hat sich das Land wieder erhoben, und wir dürfen nichts thun, ohne das Land zu befragen. Ich verlange daher, um mich kurz zu fassen, eine provisorische Regierung, die nicht von der Kammer, sondern vom Volk ernannt wird. Eine provisorische Regierung und die unmittelbare Einberufung eines Convents, welcher die Rechte des Volkes zu ordnen hat." (Bravo! Bravo!)

Herr von Lamartine, der unterdessen auf der Rednerbühne geblieben war, tritt, von vielen Stimmen stürmisch begrüßt, vor, um das Wort zu ergreifen. „Meine Herren!" beginnt er, „ich bin eben so innig wie irgend Jemand von der doppelten Empfindung durchdrungen, die so eben diese Versammlung beim Anblick eines der rührendsten Schauspiele, das die Jahrbücher der Menschheit darbieten, bewegt hat. Wir sahen eine erlauchte Fürstin wie sie sich mit ihrem Sohne vertheidigte, und mitten aus einem verödeten Pallast sich mitten unter die Vertreter des Volkes stürzte. Unter diesen Volksvertretern verstehe ich nicht bloß die Deputirten, sondern die Vertreter der Bürger, des ganzen Volkes. Der Augenblick der Gleichheit ist gekommen — und diese Gleichheit wird nur dazu dienen, die Heiligkeit des Berufes jener Männer zu erhöhen, die das Land sendet, um die Eintracht und den öffentlichen Frieden wieder herzustellen." (Bravo!) „Indem ich aber diese Gemüthsbewegung theile, welche das herzzerreißende Schauspiel der größten menschlichen Geschicke einflößt, jene Rührung, welche die Männer aller Meinungen in dieser Versammlung durchdringt, theile ich doch auch nicht minder lebhaft die Achtung vor jenem ruhmwürdigen Volke, das seit drei Tagen kämpft, um eine treulose Regierung zu stür-

zen, und auf einer künftig unerschütterlichen Grundlage die Herrschaft der Ordnung und der Freiheit herzustellen." — Lauter Beifall begleitet diese Phrase, die in der Sturmpetition des 15. Mai bald eine andere Deutung erhalten sollte, wo ein guter Theil der hier als Volk bezeichneten Kämpfer des 24. Februars sich wieder erhob, und abermals im Palais Bourbon, in der Nationalversammlung, erschien, um Herrn v. Lamartine und seine Collegen und die ganze Versammlung als eine „treulose Regierung" zu stürzen und auseinander zu jagen. — „Meine Herren," fährt Lamartine fort, „ich mache mir keine Illusion, wie andere Redner. Ein Act der Rührung, der Herzensergießung vermag nimmer ein festes und unerschütterliches Recht, eine Regierung von 35 Millionen zu gründen" (ein Act des Straßenaufstandes ebenso wenig). „Ich weiß, was ein Zuruf proclamirt, kann ein anderer Zuruf vernichten, und welche Art von Regierung auch die Weisheit und die Interessen des Landes in der Krise, in welcher wir uns befinden, sich zu geben belieben werden, so ist es von Wichtigkeit für das Volk, für alle Klassen der Bevölkerung, für die, welche einige Tropfen ihres Blutes in diesem Kampfe vergossen haben, daß sie eine volksthümliche, dauerhafte, unerschütterliche Regierung gründen." (Beifall.) „Wohlan denn, meine Herren! wie soll das geschehen? Wie sollen wir diese Regierung finden inmitten dieser bewegten Elemente, in diesem Sturme, von dem wir alle fortgerissen wurden, und wo eine neue Woge augenblicklich die vorige Woge überfluthet, die Sie bis in diesen Kreis hier geschleudert? Wie sollen wir diese unerschütterliche Grundlage finden? — indem wir hinabsteigen in den tiefsten Grund des Landes, um von dort, so zu sagen, das große Mysterium des nationalen Rechtes heraufzuholen, dem alle Ordnung, alle Wahrheit, alle Freiheit entspringt." — Dieser Versuch des Verfassers der Girondins ist bisher leider mißglückt, denn statt Ordnung, Wahrheit, Freiheit hat Frankreich bis jetzt von diesem Experiment des in die Tiefe Hinabsteigens nur Unordnung, Trug und Pöbelherrschaft erhalten.—

„Statt also", fährt der Redner fort, „zu künstlichen Mitteln, zu Ueberraschungen, zu Rührungen, die das Land doch früher oder später, ist einmal die Täuschung vorüber, bereuen würde, (Stimmen: Ja! Ja!) und die nichts Festes, nichts Dauerndes, nichts wahrhaft Volksthümliches und Unerschütterliches unter den Fußtritten des Volkes zurücklassen würden, statt hiezu unsere Zuflucht zu nehmen, unterstütze ich aus allen Kräften die oben gemachte doppelte Forderung, die ich selbst zuerst auf dieser Bühne gestellt hätte, wenn man mir beim Beginne der Sitzung gestattet hätte, sie zu besteigen, die Forderung, zuerst einer Regierung, die ich als eine Sache der Nothwendigkeit, der öffentlichen Ordnung, der Umstände ansehe; einer Regierung, die das fließende Blut stillt; einer Regierung, die dem Bürgerkrieg Einhalt thut"; (während die Menge lauten Beifall diesen Worten zujauchzt, stößt ein Volksmann seinen blanken Säbel in die Scheide mit dem Ruf: Bravo! Bravo!) „einer Regierung, die jenem schrecklichen Mißverständniß ein Ziel setzt, das seit einigen Jahren zwischen den verschiedenen Classen der Bürger herrscht und das, indem es uns hindert, uns als ein einziges Volk zu erkennen, uns zugleich abhält, uns zu lieben und zu umarmen." Diese gefühlvolle Phrase des poetischen Politikers, des Dichters der „Harmonien", verfehlte ihren Eindruck auf die Herzen der Zuhörer nicht, die ihm wiederum Beifall zurufen, während er fortfährt: „Ich fordere daher, daß man augenblicklich im Namen des öffentlichen Friedens, im Namen des Blutes, das fließt, im Namen des Volkes, das bei der glorreichen Arbeit, die es seit drei Tagen vollbringt, verhungern kann, eine provisorische Regierung bilde ... eine Regierung, die der definitiven Regierung gegenüber, welche der freie Wille des Landes, so bald es gefragt worden, sich selbst geben wird, in nichts im Voraus irgend Eintrag thun soll, weder in unserem Rechte, noch in unseren Zorngefühlen, noch in unseren Zuneigungen, noch in unseren Abneigungen. Ich fordere also eine provisorische Regierung." — Von allen Seiten erschallt es ungeduldig: „Ja, ja! Man nenne die Namen der Mitglieder der provisorischen Re-

gierung!“ Einige Personen überreichen zugleich dem Redner eine Liste. Wer hatte diese Liste abgefaßt? das mystische Wesen etwa, das man Volk nannte, und in dessen Namen man hier sprach, oder die republikanischen Klubchefs und Zeitungsschreiber, die diese Liste als den Willen „des Volkes“ schon an den Straßenecken angeschlagen hatten? Sicherlich war sie nicht aus jener geheimnißvollen Tiefe aufgetaucht, von der Lamartine eben mit so vieler Emphase, würdig eines Jahrhunderts klingender Phrasen, gesprochen. Er fährt fort: „Die erste und größte Aufgabe dieser provisorischen Regierung nach meiner Ansicht ist, daß sie den unentbehrlichen Waffenstillstand und den öffentlichen Frieden zwischen den Bürgern herstelle, sodann alsbald die nöthigen Maßregeln treffe, an die ganze Nationalgarde, das ganze Land, alle, die als Männer irgend Anspruch haben auf die Rechte eines Bürgers, zur Wahl zu berufen.“ Diese Worte, die das allgemeine Wahlrecht auch für das Proletariat in Aussicht stellten, begleitete natürlich abermals anhaltender Beifall. „Nur noch ein letztes Wort! Die Regierungen, welche seit vierzig Jahren auf einander folgten . . .“ Bei diesen Worten wird Lamartine's Stimme von furchtbaren Schlägen an die Thüren der öffentlichen Tribünen unterbrochen. Es waren die Kolbenstöße eines Theiles des heranstürmenden souverainen Volkes, unter denen die Thüren bald zusammenbrachen.

Der wilde, wüthige Haufe, mit Nationalgarden vermischt, stürzt herein unter dem Geschrei: „Nieder mit der Kammer! Wir wollen keine Deputirten mehr!“ — Einer der Souveraine legt seine Flinte, um das glorreiche Werk, von dem Lamartine eben gesprochen, zu krönen, in der Richtung der Rednerbühne und des Präsidentensitzes an. Der Präsident, Herr Sauzet, nachdem er gegen diese neue Störung der parlamentarischen Ordnung vergebens geklingelt, ergreift die Flucht. Volksstimmen rufen hinauf: „Haltet! schießt nicht! Herr von Lamartine ist auf der Rednerbühne!“ Auf diese Aufforderung seiner Kameraden senkt der Mann sein Gewehr. Der Präsident bittet

vergebens um Stille; der Lärm ist furchtbar; der ganze versammelte souveraine Haufe schreit zu gleicher Zeit. „Die Namen! die Namen der provisorischen Regierung! brüllt die Menge. „Da es mir unmöglich ist, die Stille herzustellen", schreit seiner Seits der unglückliche Präsident voll Verzweiflung, „so erkläre ich die Sitzung für aufgehoben" — und damit verläßt er seinen Fauteuil und rennt, gefolgt von vielen Deputirten, aus dem Saale des Schreckens und der Verwirrung.

Nicht mehr denn hundert Deputirte, meist Glieder der Linken, blieben zurück, und das mit Flinten und Säbeln bewaffnete Volk, vermischt mit Nationalgardisten. Nach einigen Augenblicken wilden Tumultes besteigt der uralte Dupont de l'Eure den Präsidentenstuhl. Eine große Anzahl von Deputirten, die nicht zur Kammer gehören, umgibt ihn. Lamartine ist noch immer auf der Rednerbühne, ringt aber während fünf Minuten vergeblich nach Gehör. Er möchte die Namen der ihm von unbekannten souverainen Händen überreichten Liste verlesen; aber der höllische Lärm des wüthigen Gesindels in Waffen übertäubt seine Stimme. Der Deputirte Marion ruft Hrn. v. Lamartine zu, er möge die Rednerbühne nicht verlassen. Der Ruf: Dupont de l'Eure präsidire die Versammlung und werde die provisorische Regierung nennen, wird zwar mit stürmischem Beifall begrüßt, kann aber die Ruhe nicht herstellen. Geschrei: „Es lebe die Republik!" Auch ein Volksmann mit einem Gewehr fordert vergebens zur Stille auf, um die Namen der Mitglieder der neuen Regierung zu vernehmen. Alles umsonst! Viele der Anwesenden umgeben Lamartine, und beschwören ihn, doch ja auf der Rednerbühne in diesem furchtbaren Sturm auszuhalten und die Ruhe abzuwarten. Ohne Zweifel ist ihm die Welt für den Muth, den er in dieser Stunde, so wie später zum öftern bewiesen, zu Dank verpflichtet. Wer weiß, wenn die wüthigen Jacobiner des Convents in jenem Augenblick die rothe Fahne der blutigen Revolution von 1792 auf der Kirche von Notre Dame wieder aufgepflanzt hätten, welche Schrecken und Gräuel erfolgt wären!

Endlich gebietet ein Volksmann Stille „im Namen des Volks“, und die Ruhe stellt sich einen Augenblick her.

„Meine Herren!“ beginnt Lamartine, „die Forderung, die man gestellt hat, die ich unterstützte, und welche Sie durch Ihre Zurufe sanctionirt haben, ist erfüllt. Die Namen einer provisorischen Regierung sollen verkündigt werden.“ — „Nennen Sie dieselben!“ schreit der Haufe auf's Neue und „es lebe Lamartine!“ Der Redner zieht sich in den Hintergrund der Bühne zurück, um die Herstellung der Stille abzuwarten. Der Volksmann Dumoulin besteigt die Rednerbühne und ermahnt gleichfalls zur Stille, weil man sonst zu keinem Resultate komme; der fortdauernde Lärm übertäubt aber auch seine Stimme. Dupont de l'Eure beginnt einige Namen zu verlesen: „Arago, Lamartine, Dupont, Cremieux . . .“ Neuer furchtbarer Lärm, der ihn aufzuhören zwingt. „Wollen Sie, meine Herren!“ ruft Lamartine, „wollen Sie, daß die Mitglieder der provisorischen Regierung das Amt annehmen, das Sie ihnen anvertraut haben, so ist es nothwendig, daß zum mindesten ihre Verkündigung Statt finde.“ Vergeblich, er wird durch den Lärm überschrieen; ein Mann von den Tribünen antwortet ihm: „Man soll wissen, daß das Volk“ (abermals ein Repräsentant des Volkes) „kein Königthum will; es will die Republik.“ — „Berathen wir“, schreit ein anderer. „Niedergesetzt! niedergesetzt! wir wollen uns niedersetzen, nehmen wir die Stühle der Bestochenen ein!“ wiederholt die tobende Menge. „Keine Bourbons mehr! Eine provisorische Regierung und dann die Republik!“ brüllt wieder ein Theil des Haufens. Andere Stimmen: „Wir wollen, daß man die Republik verkünde!“ — Dupont liest wiederholt folgende Namen, welche mehrere Stenographen mit lauter Stimme wiederholen, damit sie gehört werden: „Lamartine, Ledru-Rollin, Arago, Dupont“ (einstimmiger Beifall), de Püzy (dieser Deputirte macht ein ablehnendes Zeichen). Dupont fortfahrend: „Marie, Georges Lafayette.“ — Einige Stimmen rufen hier Beifall, andere: „Nein! Nein!“ Viele Stimmen: „Die Republik!

Die Republik!" Ein Volksmann verlangt, daß die Mitglieder der provisorischen Regierung, bevor sie ihre Ernennung annehmen: Vive la republique! schreien; eine Forderung, die der zu berufenden Nation im Voraus die Wahl zwischen Monarchie und Republik abgeschnitten hätte, worauf jetzt gerade das Absehen der Umsturz-Propaganda gerichtet war. Wieder verlangt ein Volksmann die Absetzung aller abwesenden Mitglieder; noch andere Volksmänner schreien: „Die provisorische Regierung soll nach dem Stadthause ziehen! Wir wollen eine weise, gemäßigte Regierung! Kein Blut! aber die Republik!" Fortdauernde Rufe: „Nach dem Stadthaus! nach dem Stadthaus, Lamartine voran!"

Während nun Lamartine dem Begehren der wilden Menge folgt, und begleitet von einer großen Schaar den Saal verläßt, dauert der Tumult hier mit aller Gewalt noch lange fort. Endlich verschafft sich Ledru-Rollin einiges Gehör: „Bürger!" ruft er, „Ihr seht ein, daß Ihr durch die Ernennung einer provisorischen Regierung einen wichtigen Act begeht." Diese Bemerkung wird durch Stimmen unterbrochen, die rufen: „Wir wollen keine provisorische Regierung!" — Andere Stimmen: „Ja, ja! es ist nothwendig!" — Ledru-Rollin fortfahrend: „Unter den gegenwärtigen Umständen ist es vor Allem die Pflicht der Bürger, den Männern, die als ihre Vertreter auftreten, ruhige Aufmerksamkeit zu schenken. Also hört mich an! Wir begehen eine wichtige Handlung. Einwürfe sind so eben laut geworden. Eine provisorische Regierung darf man nicht so leichthin ernennen. Wollt Ihr mir erlauben, daß ich Euch die Namen derer nenne, die von der Majorität proclamirt zu seyn scheinen?" — Man ruft: „Hört! hört!" — Er fährt fort: „Nach den Namen, die ich ablesen werde, ruft Ihr, je nachdem Ihr sie billigt oder nicht: Ja oder Nein!" — In der That ein seltsamer Vorschlag des radicalen Advokaten, daß dieser zusammengelaufene bunte Haufe, der zufällig nach dem Abtreten Lamartine's noch zurückgeblieben war, nun durch Ja oder Nein eine Regierung für 35 Millionen Franzosen ernennen

soll. Sicherlich repräsentirte die verjagte Kammer einen ungleich größeren Theil des souveränen Volkes, ganz abgesehen von der zu Recht bestehenden und beschworenen Verfassung. Allein solche Widersprüche kümmern die radicale Logik jenseits und diesseits des Rheines gar wenig, und die Menge läßt sich natürlich die erhabene Würde, welche ihr ihre Höflinge und Schmarotzer beilegen, gefallen. Ledru-Rollin fährt also fort: „Und damit etwas Offizielles geschieht, bitte ich die Herren Stenographen des Moniteur, die Namen, gleich nachdem ich sie ausgesprochen, aufzuzeichnen; denn wir können Frankreich keine Namen vorlegen, die nicht von Euch gebilligt worden sind.“ Der Redner verliest hierauf folgende Namen, welche Beifall finden: Dupont, Arago, Lamartine, Ledru-Rollin, Cremieux. Bei den Namen Garnier-Pages und Marie wird Beifall und Mißbilligung laut. Ledru-Rollin weiß sich zu helfen: „Alle, die dagegen sind, sollen die Hände erheben!“ Ein Tumult folgt dieser Anweisung. „Gestattet mir, meine Herren!“ so schließt der Redner, „noch ein Wort beizufügen. Die so eben ernannte provisorische Regierung hat große, unermeßliche Pflichten zu erfüllen. Wir sind genöthigt, jetzt die Sitzung aufzuheben, und uns nach der Versammlung der Regierung zu begeben, um alle nöthigen Maßregeln zu ergreifen, damit dem Blutvergießen Einhalt gethan und die Rechte des Volkes gesichert werden.“ — Die Menge schreit: „Ja, ja! Nach dem Stadthaus!“ Ein Zögling der polytechnischen Schule ruft mit starker Stimme: „Ihr seht, daß keines von den Mitgliedern Eurer provisorischen Regierung die Republik will. Wir werden betrogen, wie im Jahre 1830!“ Viele Stimmen: „Es lebe die Republik!“ Andere Stimmen: „Es lebe die Republik und Ledru-Rollin! Nach dem Stadthaus!“ — Ein junger Mann protestirt: „Nicht im Stadthaus ist der Sitz der Regierung, er ist hier.“ Während dieses wirren Geschreies zieht sich Ledru-Rollin in Begleitung vieler Bürger zurück, um sich nach dem Stadthaus zu begeben, wo-

durch sich der in den Saal eingedrungene Haufe zu vermindern anfängt.

Das Schauspiel, welches jetzt den Rest derer darbietet, die so eben Frankreich mit Ja und Nein und aufgehobenen und gesenkten Händen eine Regierung gegeben, wäre nicht ungeeignet zur Veranschaulichung der Feier einer Mainacht auf dem alten Zauberberge. Da besteigt ein Student die Rednerbühne, wird aber inmitten des Tumultes nicht verstanden. Ein Mann des Volks stellt sich auf die marmorne Brüstung der Tribüne und schreit, den entblößten Säbel schwingend, aus vollem Halse: „Es lebe die Republik! Ziehen wir nach dem Stadthaus!" — Wieder ruft ein junger Mann von der Rednerbühne: „Keine Civilliste mehr!" — Andere schreien: „Kein Königthum!" — Mehrere der Volksmänner fassen sich jetzt das große Gemälde über dem Präsidentenstuhl ins Auge, die Eidesleistung Louis Philipps auf die Krone darstellend. „Man muß das Bild zerreißen!" schreien Einige. „Ja, man muß es vernichten!" Zugleich klettern mehrere Volksmänner auf das Bureau und hauen und stechen mit ihren Säbeln in das Bild. Ein Arbeiter, mit einem Doppelgewehr bewaffnet, schreit: „Gebt Acht! Ich schieße auf Louis Philipp!" Zwei Schüsse fallen und das Bild wird durchlöchert. Nun schwingt sich ein anderer Arbeiter auf die Rednerbühne und ruft: „Achtung vor den Monumenten! Achtung dem Eigenthum! Warum wollt Ihr zerstören? Warum schießt Ihr auf dieses Gemälde? Wir haben gezeigt, daß man das Volk nicht irre führen darf. Zeigen wir jetzt, daß das Volk die Monumente zu achten und seinen Sieg in Ehren zu halten weiß." Lauter Beifall wird den kräftig gesprochenen Worten des wackeren Mannes zu Theil. Sie drängen sich um ihn und fragen ihn nach seinem Namen. Er heißt Theodor Six und ist Tapezirergeselle. Unter solchen Scenen verläßt denn der Haufe allgemach den Saal, der nach vier Uhr Nachmittags völlig leer ist.

Dieses war die tumultuarische, eigenmächtige Weise, wie die Kammer der Deputirten aller Provinzen Frankreichs von

einem kleinen Haufen der Pariser Bevölkerung auseinanderge- jagt und eine provisorische Regierung eingesetzt ward. Sehen wir nun einmal zu, wie es der Pairskammer, dieser andern gesetzgebenden Körperschaft, welche die Charte des Julius an- erkannt hatte, erging. Das Schauspiel, was sich uns hier darbietet, ist noch ungleich kläglicher: eine Corporation, der man nicht einmal die Ehre erweist, sie auseinander zu jagen und die von selbst aus ihrer künstlichen Existenz in ihr wirk- liches Nichts zerrinnt, weil man sie der Beachtung nicht werth hält. Und dennoch saßen viele der ausgezeichnetsten Männer Frankreichs auf den Bänken des Luxembourgs! So achtet dies wankelmüthige Volk seine Institutionen, die es sich selbst ge- geben und seine einst berühmten Männer! Diese Versammlung war noch ein Rest von Aristokratie, der sein schwächliches Leben sogleich, wie der demokratische Sturm nur nahte, aushauchte.

Der alte Kanzler Pasquier führte den Vorsitz. Die Sitzung vergeht anfangs mit Protestationen des Marquis von Boissy gegen die Beschränkung der Freiheit der Tribune we- gen der Art, wie man ihm bei seiner Interpellation den Mund ge- schlossen hatte. Die arme Kammer streitet sich über die Formen der Geschäftsordnung, während draußen die Geschicke in furcht- barer Weise sich entschieden. Der Präsident selbst erklärt, er wisse nur aus dem Moniteur, daß das vorige Ministerium nicht mehr bestehe und daß ein neues sich bilde. Eine eigene Mittheilung habe er nicht empfangen. Da die Pairs in so verhängnißvoller Stunde nicht aufgelegt sind, die interesselose Berathung des Colonialgesetzes fortzusetzen, so haben sie nichts weiter zu thun. Auf Vorschlag des Baron Duval beschließen sie jedoch, in einer Art Permanenz zu bleiben, um die Mit- glieder nicht in der Stadt zusammensuchen zu müssen, wenn Mittheilungen geschehen sollten. Sie stellen sich nun in Grup- pen um den Stuhl des Präsidenten. Da verbreitet sich gegen drei Uhr das Gerücht, die Herzogin von Orleans werde sich, begleitet von ihrem Sohne, dem jungen König, nach der Pairskammer begeben. Nach einigen Augenblicken erhebt sich

der Präsident mit den Worten: „Ich habe keine amtliche Mittheilung erhalten, aber man zeigt mir die Ankunft der Frau Regentin und des Königs an. Ich will eine große Deputation aus zwölf Mitgliedern durchs Loos ziehen lassen, um sie zu empfangen." Die Deputation wird wirklich gewählt; die gewöhnlichen Lehnsessel der Sekretäre werden entfernt und durch andere von rothem Sammet ersetzt; der Präsident nimmt auf der Ministerbank Platz. So harren die edlen Pairs erwartungsvoll. Statt der Regentin und des Königs aber füllen sich die Tribünen mit Nationalgarden und Volk, und die enttäuschten Pairs schleichen sich sofort, ohne Sang und Klang und ohne ein weiteres Lebenszeichen zu geben, in aller Stille gegen vier Uhr davon! Sie, die noch kurz vorher gewähnt, die Dynastie der Orleans, die constitutionelle Monarchie des Julius und ihre eigene Machtherrlichkeit stünde in höchster Blüthe. Vanitas Vanitatum!

Wenn übrigens die politische Bedeutung der ersten Corporation des Landes, die Würde der Erben so mancher der erlauchtesten Namen des alten und des neuen Frankreichs ein so klägliches Ende nahm, so sollten die edlen Pairs noch in derselben Stunde an den Gliedern der provisorischen Regierung, die die Woge der Empörung auf den Herrscherstuhl gehoben, bitter gerächt werden; denn wie gebrechlich auch ihre Macht sei, und daß der Haufe, dem sie ihre neue Würde verdankten, sie für nichts anderes, als die gehorsamen Diener seines souverainen Willens ansehe, das sollten auch sie alsbald zu ihrer Demüthigung und Beschämung erfahren.

Die provisorische Regierung war, wie wir gesehen, in einer so tumultuarischen Weise ernannt worden, daß selbst die bloße Proklamation ihrer Namen schier eine Unmöglichkeit gewesen. Sie hatten ihre Würde angenommen unter der Voraussetzung, daß dieselbe in der That nur eine provisorische sei, bestimmt, die ganze Nation zusammenzurufen, auf daß diese durch die Erwählten ihres Vertrauens darüber entscheide, welche Regierungsform, die republikanische oder monarchische, dem

Geiste und den Interessen des Landes am angemessensten sei. Trotz der wiederholten nöthigenden Rufe: „Hoch die Republik!“ hatten sie sich daher wohl gehütet, in diesen Ruf einzustimmen, einmal, weil sie gar wohl wissen mußten, daß die Majorität der Franzosen an nichts weniger, als an die Republik denke; und dann weil nicht ihnen, sondern dem zu berufenden Volke diese Entscheidung zukam und vorbehalten werden mußte. Dieß hatte Hr. v. Lamartine ausdrücklich von der Rednerbühne herab erklärt. Allein wie der bewußte Zettel, der ihm mit den Namen der provisorischen Regierung überreicht wurde, nicht aus jener geheimnißvollen Tiefe des Gesammtwillens der Nation, „der Quelle aller Wahrheit, Freiheit und Ordnung“, sondern aus ganz gewöhnlichen, sehr greifbaren und sehr fühlbaren Empörerhänden kam, so sollte ihm auch die künftige Regierungsform Frankreichs, mit Hintansetzung der proklamirten Volkssouverainetät, auf der Spitze von Bajonetten und in der Mündung von Gewehren geboten werden. Nahm er sie nicht an, so hatte er das gleiche Schicksal wie Karl X. und Louis Philipp von allen denen zu gewärtigen, die ihm bei der Wahl ihr Bravo zugerufen, und deren dreitägige Arbeit er eine glorreiche genannt.

Noch war das Königthum nicht vernichtet; es war nur in Frage gestellt; die Nation sollte ja wählen. Vernichtet wurde es erst im Stadthause durch brutale Gewalt, und so die Nation von derselben Minorität, die bis dahin nach ihrem souverainen Gutdünken über das Schicksal Frankreichs geschaltet und es der Revolution aufs Neue überliefert, auch um die Freiheit ihrer Wahl gebracht. Diese schmachvolle Scene spielt unmittelbar nach den Vorgängen der Kammer. Die Notizen über sie sind aber spärlicher, als über die Ereignisse in der Deputirtenkammer; denn hier waren die zahlreichen Stenographen der Journale zugegen, gewohnt und bereit, jedes Wort, jede Sylbe, ja jeden Laut und jede Miene und Bewegung aufzuzeichnen. In dem Getümmel des Stadthauses dagegen fehlten diese Beobachter, während anderer Seits die Franzosen eben

nicht sonderlich geneigt sind, das, was ihrer Nationalehre nicht schmeichelt, der Welt mitzutheilen, und es vielleicht auch in den ersten Tagen gefährlich war, diesen schmachvollen Ursprung der neuen Republik den Provinzen und der Welt zu enthüllen. Möchte man uns ja glauben machen, sie sei wirklich aus dem Geiste der ganzen Nation wie Athene aus dem Haupte des Zeus fix und fertig hervorgesprungen, oder, wie Hr. v. Lamartine sich später ausdrückte, als wäre jeder Athemzug Frankreichs ein republikanischer. Unter diesen Umständen ist uns der Bericht eines Correspondenten der Kölnischen Zeitung willkommen, der jene Scenen aus dem Munde eines Augenzeugen schildert:

„Paris, den 26. Febr. Auf welche Weise die provisorische Regierung in der Deputirtenkammer gewählt wurde, haben Sie aus dem „„Moniteur““ oder andern Blättern erfahren; was später zu demselben Behufe im Stadthause vorging, darüber hat kein Blatt vollständige Angaben, ich glaube daher nach der Aussage eines glaubwürdigen Augenzeugen Einiges nachtragen zu dürfen. Mit den in der Deputirtenkammer von den wenigen Deputirten und dem bewaffneten Volke, das sowohl in den Berathungssaal, als in die Gallerien gedrungen war, durch Namensaufruf bezeichneten Mitgliedern der provisorischen Regierung begab sich eine zahllose Menge bewaffneten Volkes und Nationalgarde in's Stadthaus. Dort wurden die Namen noch einmal verlesen; mehrere davon, die mißfielen, verworfen und andere an ihre Stelle vorgeschlagen und ausgerufen. Nachdem nun die provisorische Regierung, wie sie gegenwärtig besteht, zusammengesetzt war, proclamirte das Volk die Republik; die Regierung verlangte, sich in ein Berathungszimmer zurückzuziehen, über die Form der neuen Regierung zu berathen. Dieser Wunsch ward sehr ungünstig aufgenommen und mit dem allgemeinen Rufe: „Es ist hierüber nichts zu berathen, wir wollen die Republik und keine andere Art Regierung!“ Nach einigen Anreden Ledru-Rollin's und Lamartine's, welche dem Volke vorstellten, daß die eben gewählten Mitglie-

der sich über eine so wichtige Frage verständigen und einen Beschluß fassen müßten, beschwichtigte sich das Volk augenblicklich und erklärte, das Ergebniß der Berathung abwarten zu wollen. Nach einer halben Stunde kehrte die Regierung in die Volksversammlung zurück, und Hr. Dupont de l'Eure erklärte in ihrem Namen, die provisorische Regierung halte sich nicht berechtigt, irgend eine Form anzunehmen, und wolle hierüber die Nation durch Urwahlen (élections primaires) entscheiden lassen, übrigens wolle die Regierung, wie das hier versammelte Volk, die Republik. Diese Erklärung brachte nicht nur einen größeren Sturm als der frühere hervor, sondern setzte das Volk so sehr in Wuth, daß es seine geladenen Gewehre gegen die Mitglieder der Regierung richtete. Ledru-Rollin, Lamartine und Cremieux hatten den Muth, eine Zeit lang dieser Drohung die Stirne zu bieten und in eindringlichen Reden dem Volke begreiflich zu machen, daß sie kein Recht hätten, eine bestimmte Regierungsform zu proclamiren; doch ihre Beredsamkeit war vergebens; sie wurden fortwährend mit dem Rufe: „Es lebe die Republik!“ unterbrochen, und die Gewehre blieben so lange gegen sie gerichtet, bis sie erklärten, daß sie die Republik proclamiren würden. Um fünf Uhr Abends ward in der That die Republik in der Stadt proclamirt, doch die Proclamation hatte keinen officiellen Charakter, und weder der gestrige „„Moniteur““, noch die anderen ministeriellen Blätter, „„Reforme““ und „„National““, enthielten in dieser Hinsicht eine andere Phrase, als die: „„Die provisorische Regierung will die Republik.““ Erst gestern um halb fünf Uhr ward eine Proclamation in allen Straßen angeschlagen, worin die provisorische Regierung verkündete, daß sie sich für die Republik entschieden habe, und dieselbe der Nation zur Ratification unterbreiten werde. Alle seitdem erlassenen Decrete sind auch im Namen „„der französischen Republik““ erlassen.“

Das ist die Weise, wie das Königthum in Frankreich vernichtet und die Republik eingeführt ward. Freilich erließ die provisorische Regierung zur Beschwichtigung der Provinzen

eine Proclamation des Inhaltes, daß die republikanische Form nur vorläufig sei, und daß der Endentscheid über die Verfassung Frankreichs bei den Vertretern der ganzen Nation stehen werde. Allein die, welche als oberste Leiter die Revolution bis dahin geführt und sich in den Besitz der Macht gesetzt, fügten fort und fort dem allgemeinen Wahlrechte die Drohung bei: wer es wage, an die Herstellung der Monarchie zu denken, sei ein Volksverräther, der Frankreich den Bürgerkrieg bereite. Die entzügelten Massen in den Städten wußten bei den Wahlen diesen Drohungen Geltung zu verschaffen, während vorher Ledru-Rollin, der Advokat der Volkssouverainetät, zur Leitung der Wahlen in republikanischem Sinne, wie ein Sultan seine Paschas, so seine Emissäre mit dictatorischen Vollmachten in die Provinzen gesandt hatte, vielfach Leute der allerverworfensten Art, Räuber und Bedrücker, welche die Provinzialen fast zur Verzweiflung brachten, und theilweise von ihnen verjagt wurden.

Ueberall tyrannisch und terroristisch durchgreifend, gelang es so der Propaganda, an der Spitze des bewaffneten Proletariats, die Republik schon vor dem Zusammentritt der Nationalversammlung nicht als provisorisch, sondern als definitiv eingeführt ansehen zu machen, so wenig dieselbe auch der Ueberzeugung der großen Majorität der Nation entsprach.

Die Provinzen auf's Höchste durch die Ereignisse in der Hauptstadt überrascht, waren weder auf die Republik vorbereitet, noch auch bewillkommten sie dieselbe mit aufrichtiger Freude. An Gehorsam gegen die despotischen Launen der Hauptstadt gewöhnt, ließen sie sich dieselbe vielmehr nur mit verbissenem Unmuth über die neue Anmaßung der Hauptstädter und ihrer Barricaden-Helden gefallen, um das Vaterland nicht durch einen Bürgerkrieg und eine abermalige gewaltsame Erschütterung noch mehr zu zerrütten.

So ist es denn geschehen, daß Frankreich durch [illegible] mächtige Anmaßung einer kleinen, aber despotisch

Mittel scheuenden Minorität, ohne Vorbereitung, ohne Uebergang, ganz gegen seinen Willen, eine Republik erhalten hat; wahrlich ein seltsames, in den politischen Jahrbüchern der Menschheit kaum erhörtes Beispiel: eine Republik ohne Republikaner, ohne republikanische Tugenden und Neigungen, Sitten und Institutionen; eine Republik, die all improvista plötzlich über Nacht, ohne daß ein Mensch daran dachte, vom Himmel auf das überraschte Land hernieder gefallen ist, und mit der sich das Volk noch immer nicht zurechtsetzen kann.

Eben weil die Veränderung keine natürliche Entwicklung der Gesammtheit, sondern ein gewaltsamer, von der Minderheit aufgedrungener Umsturz war, mußte die nächste Folge seyn, daß alle Verhältnisse aus ihren Fugen gerissen wurden; daß eine Erschütterung des Vertrauens und des Kredites in allen Regionen des politischen, sozialen und ökonomischen Lebens den Staat zerrüttete, und ein permanenter Kriegszustand, namentlich in der Hauptstadt, eintrat, worin die eine Hälfte der Bevölkerung nichts zu thun hat, als die andere zu bewachen, damit keine neue Revolution erfolge, und die Ordnung wenigstens äußerlich von heute auf morgen aufrecht erhalten werde.

Ein englisches Blatt schildert nicht ohne ironische Schadenfreude diese ersten Früchte der von Frankreich gewonnenen Freiheit in folgendem launigen Bilde:

„Wenn", sagt die M. Post, „der Mensch nach der Definition jenes alten Philosophen ein vernünftiges Thier ist, so gehören die Pariser Republikaner offenbar nicht in diese Kategorie. Es ist in der That sonderbar, daß Hunderttausende von Menschen verschiedenen Alters, die bisher für vernünftig genug gegolten, um Bürger von Paris zu heißen, jetzt es aushalten können, Woche um Woche, und Monat um Monat in den eitelsten Paraden zu vergeuden, in Märschen und Gegenmärschen, Gewehrschultern und Präsentiren, wobei mitunter viel Pulver verknallt wird, in phantastischen Reden und vielstimmigen Chorgesängen, während sie mittlerweile nichts

irgend Nützliches vornehmen, nichts, wovon verständige Wesen mit Zufriedenheit sagen könnten: „„das haben wir gethan.““ Was bedeutet die Republik, wenn sie weiter nichts ist, als ein Name, ein dreisylbiges Wort? Würde nicht jedes andere Wort eben so gut seyn, wenn keine wirkliche Idee, keine Aehnlichkeit mit irgend etwas Wesentlichem darunter verstanden werden soll? Es gibt eine Art fanatischer Anbetung der Republik; aber wenn wir fragen: was ist diese Republik? was sind ihre Verrichtungen, und zu was frommt sie? — wenn wir dieß fragen, so fallen die Antworten gar traurig aus. Diese Republik verneint das verhaßte Königthum, wohl! aber was setzt sie? Vermehrt sie die innere Kraft und Wohlfahrt Frankreichs? Nein; das Gegentheil. Hat man in Frankreich das Gefühl größerer Sicherheit und Stätigkeit der Verhältnisse als früher? Nein; das Gegentheil. Waltet Vertrauen in die Regierung und in die Treue ihrer Verpflichtungen? Nein; das Gegentheil. Sind die Steuern weniger schwer und gleichmäßiger vertheilt? Nein; das Gegentheil. Was denn, o Revolutionäre, habt ihr gewonnen? Die Antwort lautet: „„Vive la république! Schultert das Gewehr! Geschwindschrittmarsch! vive la république! Piff! paff! und nochmals vive la république!““ Euere Bankiers sind bankerott; euere Wechsel sind protestirt; euere Schuldner können nicht gerichtlich zum Zahlen angehalten werden; ihr dürft nicht für euere reichen Freunde stimmen, damit ihr nicht in Verdacht gerathet, es fehle euch an Hingebung für die neue Ordnung der Dinge; ihr müßt doppelte Steuern zahlen, euch eine Entwerthung eures Eigenthums von fünfzig Procent gefallen lassen, eure Eisenbahnactien der provisorischen Regierung überliefern; aber immer müßt ihr schreien vive la république! und hin und her marschiren durch Dick und Dünn, bis ihr müde seid zum Umfallen. Dieß, o Pariser! ist es, was ihr gewonnen habt. Vive la république! Mittlerweile haben die geheimen Gesellschaften eine „„Erklärung der Rechte““ veröffentlicht, und eines davon heißt: „„in der Republik gibt es keinen Armen.““ Das ist allerdings eine bewunderungswür-

dige Erklärung; aber ihr hättet beifügen sollen: in der Republik gibt es keinen Hunger, keinen Durst, keine abgetragenen Schuhe, keine schmutzigen Straßen, keine Heiserkeit vom Vive la république-Schreien. „„Mais, Monsieur, c'est contre la raison ces choses là, c'est contre la nature."" Sehr richtig, o Pariser! aber wie denn? Wenn ihr beschließt, daß es in der Republik keine Armen geben soll, dann muß die Republik eben stärker seyn, als die Natur, und unabhängig von der Vernunft. Geht das nicht an, dann sind all eure Verzuckungen nichts als eine ungeheure Hypertrophie des Gehirns, als deren Folge eine heftige Krankheit nicht ausbleiben kann."

So sehen wir in dem gegenwärtigen Frankreich überall, wo wir hinblicken, Zerrüttung, Zerrissenheit und Parteikampf: eine gestürzte alte Ordnung, deren Autoritäten und Springfedern vernichtet oder gelähmt sind, und eine neue, die noch unbegründet und unbefestigt, ja noch form- und wesenlos sich aus dem Chaos der Anarchie nur mühsam unter harten Kämpfen in's Daseyn ringt. Kampf der demokratischen Republik unter der Tricolore gegen die ultrarevolutionäre communistische Republik mit ihrem blutrothen Banner und ihrer tyrannischen Gleichheit durch die Majestät der Guillotine; Kampf der Anhänger der Monarchie, der legitimen sowohl als der halbrevolutionären des Julius, gegen die Republik; Kampf der Provinzen um provinziale, municipale und communale Freiheit gegen die Despotie der Hauptstadt mit ihren Klubchefs und ihrer Centralisation; Kampf zwischen Kapital und Arbeit; Kampf zwischen den Besitzenden und den Besitzlosen; Kampf zwischen dem dritten Stande, der Bourgoisie, und dem vierten Stande, dem Proletariat.

Ohne Zweifel ist von allen diesen Gegensätzen der letztere für die Zukunft der verhängnißvollste.

Das Proletariat hat in der jüngsten Revolution seine Kräfte kennen gelernt; es hat Waffen, Führer und Führung

gewonnen, und steht gegenwärtig der Bourgoisie in einer Organisation gegenüber, daß sich auf den Wink eines Demagogencomites Hunderttausende in geordneten Zügen erheben. Indem es in der jüngsten Umwälzung den Ausschlag gegeben hat und seines Sieges sich bewußt ist, verlangt es nun, daß der politischen Revolution die sociale folge. Die Bourgoisie aber hat durch ihre Theilnahme am Aufstand die Autorität des Gesetzes selbst vernichtet, sie hat die Municipalgarde preisgegeben, das Militär entwaffnen und aus der Stadt hinaus verbannen lassen, und so sich fast wehrlos den zahlreicheren, verwegeneren, kräftigeren Massen gegenüber gestellt, die, von revolutionärem Uebermuthe erfüllt und von ihren ehrgeizigen Führern fanatisirt, nun auch das Unmögliche mit bewaffnetem Trotze fordern zu können meinen, und jeder Autorität zurufen: „Wir sind die Könige, ihr seyd unsere Commis, so lange ihr unseren Willen thut, wo nicht, so machen wir eine neue Revolution.“

Dieser Kampf, der schon am 24. Februar unmittelbar nach dem Siege begonnen und bis heute fortdauert, wird der Gegenstand einer folgenden Betrachtung seyn. Sie wird um so lehrreicher seyn können, da in Folge der französischen Umwälzung in den meisten Ländern Europas eine gleiche, sich überstürzende Bewegung erfolgt ist, die die Völker aus einer engen, bevormundenden Bureaukratie in eine schrankenlose Demokratie geschleudert hat, und daher auch verwandte Erscheinungen wie die französischen zeigt. Nur bietet die Entwickelung der Fragen und Gegensätze in Paris den großen Vortheil dar, daß hier die Parteien scharf geschieden und ihres Zweckes sich wohl bewußt sind, während ein guter Theil von Berlin und Wien zum Beispiel, ohne irgend einen Instinkt der Selbsterhaltung, wie von einem selbstmörderischen Wahnsinn ergriffen, hin und her taumelt, und das klägliche Schauspiel einer trostlosen Anarchie darbietet: gebrochene, rathlose Regierungen ohne Autorität, ohne Energie, ohne Staatsmänner; zügellose, sich überstürzende, demoralisirte Bevölkerungen, ohne politische Bildung, Charakter und Instinkt, das Kinderspielzeug von renom-

mistischen Studenten und entlaufenen Schulknaben, das Werkzeug von schlauen Demagogen und bezahlten und zahlenden Emissären, und die leichte Beute einer aller Grundsätze des Gewissens, der Ehre und der Vaterlandsliebe entblößten fluchwürdigen Hetzerpresse; kein Wunder daher, wenn sie ihre gefährlichsten Gegner bewaffnen und Barricaden gegen ihre Schützer errichten.

LXIII.

Herr Luquet, außerordentlicher Abgesandter des heiligen Stuhls in der Schweiz.

(Schluß.)

Schon der Titel, unter welchem Herr Luquet auftritt, ist ein außergewöhnlicher. Er nennt sich „außerordentlicher Abgesandter des heiligen Stuhls." Bisher pflegten die Päpste nach der Schweiz, wie in andere katholische Länder, einen Nuntius zu senden, welcher nicht sowohl den Souverain des Kirchenstaats, als das Oberhaupt der Kirche repräsentirte; welcher für Alles, was dieses an die Eidgenossenschaft wollte gelangen lassen, das Organ war, und zugleich mit allen denjenigen Facultäten ausgestattet war, die einem Metropolitan zustehen, da die schweizerischen Bisthümer seit der ersten französischen Revolution entrückt sind.

Mit einemmale erscheint ein „außerordentlicher" Abgesandter, und zwar nicht anstatt des Nuntius, sondern neben dem Nuntius. Herr Luquet traf in der Schweiz zu einer Zeit ein, da der Erzbischof von Colossa, Monsignor Macioti noch zu Luzern residirte. Seitdem ist derselbe zwar nach Rom abgereist, aber nicht zurückberufen, sondern bloß auf Urlaub, so daß die Nuntiatur noch fortbesteht, und der Auditor, Monsignore Bovieri, die Geschäfte derselben versieht, nach wie vor.

Es ist aber in den Uebungen der Diplomatie eine unerhörte Sache, daß neben dem anerkannten Gesandten noch ein außerordentlicher in einem Lande auftreten soll, der mit jenem auch nicht von ferne in Berührung tritt, dessen Aufträge jenem fremd bleiben, selbst mit demjenigen, was dieser bisher zu vertreten hatte, in Widerspruch sich setzen. Herr Luquet trat zu allererst im Wallis auf, bald nachdem dort die radikalen Flüchtlinge und ihre Gönner unter dem Schutz der eidgenössischen Bajonnette sich zu Regenten aufgestellt, und sofort ihre Gesinnungen gegen die Kirche zu Tage gegeben hatten.

Die Weise, wie der außerordentliche Abgesandte sogleich in diesem Kanton auftrat, die Aeußerungen, die von ihm in den Zeitungen verlauteten, der Umstand, daß er bei längerem Aufenthalte in Sitten den Bischof kaum sah, nicht, wie es sonst Uebung war, bei demselben das Absteigequartier nahm; mehr noch, daß die Spoliations-Decrete gegen die Welt- und Ordensgeistlichkeit so zu sagen unter seinen Augen erlassen wurden und er stumm dabei blieb; zu diesem noch der französisch klingende Name, da man sonst gewohnt war, nur Italiener als päpstliche Abgeordnete zu empfangen; das Alles veranlaßte anfangs Zweifel an seinem diplomatischen Charakter. Selbst in radicalen Blättern wurde dergleichen laut, und man wird sich wohl noch erinnern, daß Hr. Luquet anfangs sogar von diesen für einen Abentheurer, wenigstens für einen Mann gehalten wurde, über dessen Wesen und Zweck ein Dunkel walte. Vielleicht sollte er zuvor sehen, Erkundigung einziehen, Bericht erstatten, hierauf erst seinen diplomatischen Charakter geltend machen.

Wer er sei, wissen wir nicht; seine Antecedentien sind uns unbekannt; seiner Person haben wir uns nie genähert. Daß er kein Italiener sei, zeigt sein Geschlechtsname. Manche halten ihn für einen Piemontesen. Es wäre möglich, ist aber für die Hauptsache gleichgültig. Diese besteht in dem vorliegenden Actenstück.

Der Eindruck, den dasselbe macht, ließe auf einen Geistesverwandten von Gioberti und Aehnlicher schließen. Es gibt aber einen andern Standpunkt, welcher zwar jenen nicht verwischen kann, aber in Bezug auf den Verfasser ein ungleich milderes Urtheil an die Hand gibt. Wir wollen uns auf diesen stellen, wonach wir glauben, Hr. Luquet sei in die Schweiz geschickt worden, ohne von den Ursachen, welche in dem vergangenen Jahre zu dem blutigen Zwist geführt haben, von den Bestrebungen der mit Uebergewalt und Unterdrückungsmitteln ausgestatteten antikirchlichen Partei, von den Persönlichkeiten ihrer Häuptlinge, von Allem, was während der letzten sechszehn Jahre dort versucht und theilweise ausgeführt worden ist, nur die mindeste Kenntniß zu besitzen; er sei gekommen, ohne sich die Frage beantworten zu können: wessen bedarf dieses Land, wenn der von mir beabsichtigte Friede, die so dringlich nothwendig gewordene Versöhnung angebahnt werden soll? Stelle ich mich mit meinen Anträgen so über die Parteien hinauf, daß nicht die eine über unerwartete Begünstigung jubeln könne, die andere seufzen müsse, selbst des letzten Schutzes, dessen sie sich getrösten zu dürfen glaubte, verlustig zu gehen; denn zu einer Ausgleichung, die dem Einen alles nimmt, um es dem Andern zuzuwerfen, bedarf es keines Vermittlers.

Hätte der „außerordentliche Abgesandte des heiligen Stuhls" seine Note an die oberste Behörde eines katholischen Landes erlassen, welches aus religiösen oder auch aus politischen Veranlassungen in innerem Zwiespalt wäre zerrissen gewesen, er hätte um den Preis der Versöhnung immerhin Einiges anbieten können, was die eine Partei als ein schweres Opfer würde betrachtet haben; die andere hätte dafür gleichfalls etwas in die Wagschale legen müssen; am Ende wäre bloß die Frage entstanden: wer von seinem Recht oder von seinen Ansprüchen den größern Theil aufgegeben habe? In diesem Falle befindet sich aber die Schweiz nicht. Sie scheidet sich in eine katholische und in eine reformirte Schweiz, deren gegenwärtige Stellung längst durch Verträge geordnet, und zwischen welchen es

im Grund auch in neuester Zeit nicht zum Bruch gekommen ist. Dieser ist in jener selbst durch solche entstanden, welche entweder gar keine, oder nur eine ihren zerstörenden Planen dienstbare Kirche wollen. Herr Luquet tritt nicht als unparteiischer Mann, als Mann des Friedens auf, der zu dem einen Theil sagt: darin könntest du nachgeben; zu dem andern: darin sind deine Forderungen zu weit getrieben; sondern er verlangt von jenem, daß er Alles zugebe, und gegen diesen zeigt er sich geneigt, ihm zu Mehrerem noch behülflich zu seyn, als er ursprünglich verlangte. Es mag wohl dem Bischof von Hesebon in Erinnerung geblieben seyn, in einem alten Buche einst gelesen zu haben: „Wer dir den Mantel nehmen will, dem gieb auch noch den Rock"; der Diplomat aber sollte wissen, daß dieses wohl für individuelle Verhältnisse, nicht aber auf die gemeinsamen, und nicht auf den einseitigen Bruch, der durch die Natur der Dinge sich Gleichgestellten darf angewendet werden.

Hätte der „außerordentliche Botschafter des heiligen Stuhls" seine Note an die oberste Behörde eines Landes gerichtet, in welcher die katholische Kirche erst einen Boden zu suchen gehabt hätte, es wäre ein schönes, ein inhaltsschweres Wort gewesen: „bereiten wir der Kirche, deren Mitwirken zum Wohl der Völker so nothwendig ist, das, was ihr Niemand verweigert, einen freien Platz am Sonnenlicht!" Für die katholische Schweiz aber ist es ein tief verwundendes, oder doch allermindestens ein unpassendes Wort. Die Kirche kommt nicht feldflüchtig in die Schweiz, um ein Obdach zu suchen; sie ist keine Verwiesene, welche eine Zufluchtsstätte von der Barmherzigkeit weicher Seelen erflehen muß; sie ist auch keine Verbrecherin, der man das Sonnenlicht aus Gnade gewährt. Nein! sie steht in ihrem Recht; kraft dessen hat sie ihr Bestehen, ihr freies, ihr unverkümmertes Bestehen zu fordern, und will die rohe Gewalt ihr dasselbe nicht gewähren, so soll doch die schülerhafte Unkenntniß oder die tückische Diplomatie dasselbe nicht an jene verschleudern. „Die alte Gesellschaft, welche der Kirche Viel gegeben, weil sie Vieles zu verdanken hatte", ist noch nicht

ausgestorben; thut sie zwar das Erstere nicht mehr, so anerkennt sie doch noch immerfort gleich dankbar das Andere, und huldigt noch heutzutage der Lehre ihres Gründers, daß Todschlag und Raub kein „Fortschritt in dem Völkerleben sei.“ Was darum die neuen Prediger sagen mögen, die „alte Gesellschaft“ hält sich an das Wort des alten Predigers: „Gerechtigkeit erhöhet ein Volk, aber die Sünde ist der Leute Verderben.“

An wen hat Herr Luquet seine Note gerichtet? Etwa an das katholische Volk, das vor kurzem noch kampfesmuthiger, opferfreudiger sich erwiesen hat, als seine Häupter und Führer. Hat er sie an dieses Volk gerichtet, damit sie demselben nach unverdienter Schmach, nach herber Unterdrückung, nach bitterem Verlust alter Freiheit, unter hartem Joch seiner erbarmungslosen Dränger, unter trüben Blicken in die Zukunft, Worte des Trostes, der Ermunterung von daher spende, von wo es, wenn nichts sonst, so doch warme Theilnahme an seinem Mißgeschick erwartet. Nein, nicht an dieses Volk hat er seine Note gerichtet, sondern an den Vorort, zu Handen der Tagsatzung, der Stellvertreter von neun katholischen, acht reformirten und fünf gemischten Kantonen: damit hat er sich vorzugsweise an diejenigen dieser Versammlung gewendet, deren Bestrebungen, wenn auch ihre Körper wenige Tage nach der Geburt durch die Eltern in eine katholische Kirche getragen worden sind, seit sechszehn Jahren den zureichenden Beweis gegeben haben, welchen „Platz am Sonnenlicht“ sie der wahren katholischen Kirche zu gönnen geneigt seien. An diejenigen hat er sich gewendet, deren vorangegangene Handlungen und Reden Hrn. Luquet (besäße er nur die geringste Kenntniß derselben) nicht im Zweifel lassen könnten, welche Deutung sie auch den unbestreitbaren Sätzen seiner Note zu geben gesonnen seien. Eben denjenigen, welche unter den nichtigsten Vorwänden uralten kirchlichen Instituten ihr Gut geraubt haben, andere unter dem schmählichsten Druck ihrer Vertilgung entgegengetrieben, wieder andere wie gefährliche Raubthiere aus dem Lande hetzten, sagt „der

außerordentliche Abgesandte des apostolischen Stuhls": bei jedem Schritt vorwärts müsse die katholische Kirche ihrer Nebenvortheile verlustig gehen. Und ist nicht vorwärts das Losungswort dieser Männer? Mit eben denjenigen, für welche der Kirche gegenüber die sonst so volltönenden Worte: Freiheit, Recht, Gesetzmäßigkeit, Verfassung inhaltslose Klänge sind, welche es seit anderthalb Jahrzehnten durch eine Reihe von Thathandlungen bewährt haben, daß sie ihnen in der Anwendung auf die Kirche für nichts weiter gelten, hofft er die Grundlagen einer dauerhaften Uebereinkunft zwischen dieser und ihnen zu legen. Für das arme, gedrückte, bang in die Zukunft schauende katholische Volk der Schweiz hat der „außerordentliche Abgesandte des heiligen Stuhls" kein Wort des Trostes, keinen Laut der Ermuthigung, keinen Hoffnungsschimmer möglicher Beruhigung über Wahrung seiner heiligsten Interessen. Er wendet sich an diejenigen, welche mit dem prunkenden Namen Volksmänner um sich warfen; aber nur diese kennt Herr Luquet; daß es neben, ja außer ihnen noch ein Volk, ein biederes katholisches Volk, ein Volk, welches auch noch einer Berücksichtigung werth wäre, gebe, das scheint Hr. Luquet nicht zu wissen.

Daß Höfe in der Wahl ihrer diplomatischen Agenten nicht immer glücklich sind, daß Rom besonders darin zuweilen Mißgriffe gemacht hat, ist eine unbestreitbare Wahrheit; aber eine unglücklichere Wahl, in einem wichtigeren Augenblick, bei Ernennung eines Abgesandten an ein Volk, dessen unterdrückter Theil nun den letzten Rest des halbwegs Geretteten unter zweideutigen Phrasen in den gierigen Schlund der Verächter desselben geschleudert sehen muß, hat es wohl nie und nirgends gegeben. Eine solche Note aus der Feder des Abgeordneten des jetzigen französischen Directoriums, eine solche Dithyrambe aus dem Munde des Bruder Vorsitzers einer Bande hätte nicht befremdet; aber dieses Jo Evoe der Revolution, dem Zertrümmern der letzten Reste der Vergangenheit, durch einen „außerordentlichen Abgesandten des heiligen Stuhles" gebracht, das

befremdet nicht allein, es verwundet tief, es erweckt unermeßliche Beängstigung. Seit ihrem Anbeginn bis auf den heutigen Tag, in aller Welt, wohin sie die Freudensbotschaft von der Versöhnung der Kinder mit dem Vater getragen hat, bewährte sich die Mission der Kirche als eine bauende und erhaltende; Herr Luquet bietet deren Beistand an, um „das Wohlseyn und den Ruhm" des Schweizervolkes im Sinne der Herren Ochsenbein, Steiger, Kern, Keller, Munzinger, Luvini und Aehnlicher zu fördern.

Als im Jahre 1834 Gesinnungsgenossen der Genannten in dem aargauischen Städtchen Baden zusammensaßen, um Ketten zu schmieden, durch welche die Kirche an den daherrollenden Wagen der Revolution sollte gefesselt und jeder freien Bewegung beraubt werden, da erseufzte das katholische Volk von der einen Landesgränze zur andern tief; von allen Seiten erhoben sich Priester und Laien gegen diese unwürdigen Banden, durch welche die Kirche zum willenlosen Knecht einer antikirchlichen Faction hätte sollen gemacht werden. Damals hatte das katholische Volk den Trost, die sogenannten Badener Artikel durch Gregor XVI, seligen Angedenkens, verdammt zu sehen; das Seufzen der Kinder hatte in dem Vater der Gläubigen seinen Widerhall gefunden; sie waren beruhigt, nicht Ungerechtes gewollt, nicht gegen Gerechtes sich gesträubt zu haben. Im Jahre 1848 mißbraucht ein „Abgesandter des heiligen Stuhls" die von dem Nachfolger jenes unvergeßlichen Kirchenoberhauptes ihm anvertraute Sendung, um denjenigen, welche mittlerweile in ihren Bestrebungen gegen die Kirche wesentlich fortgeschritten sind, gleichsam im Namen des Sendenden noch weit mehr anzubieten, als ihre Vorgänger zu verlangen gewagt hatten. Und um sich keiner Gefahr der Abweisung bloßzustellen, nennt er diejenigen, an welche das Angebot ergeht: „Geister, die an die erhabensten philosophischen Betrachtungen gewöhnt sind." Hätte doch Hr. Luquet, bevor er diese kecken Schmeichelworte niederschrieb, einer Tagsatzungssitzung beigewohnt, um sich zu überzeugen, ob sie wirklich paßlich seien?

Oder hat er zum voraus geahnt, was eine Bernerzeitung in ihrem radikalen Uebermuthe in Betreff seiner Mission sagen würde: über das, wozu Regierungen volle Berechtigung besäßen, brauchten sie nicht Verträge mit einem dritten abzuschließen.

Sehen wir uns aber seine Anerbietungen näher an.

Die erste ist: ein Endentscheid in Betreff der Klöster mit Rücksicht auf die Dringlichkeit der Zeitumstände. Was heißt dieses anders, als die Zustimmung der obersten Kirchengewalt zu ihrer Aufhebung und zur Confiscation ihres Eigenthums zusichern? So weit waren die Badener Artikel nicht gegangen. Eine gewisse Scheu vor dem zwölften Artikel der Bundesacte hielt damals die schweizerischen Punctatoren noch zurück. Dieser Artikel war aber die Frucht ernstlicher Verwenwendung der katholischen Kantone in Verbindung mit dem heiligen Stuhle. Dieser hatte seine Obliegenheit erkannt, jene durch das ganze Gewicht seines Ansehens zu unterstützen. Wie denn Aargau die früher noch vorhandene Scheu überwunden hatte und seine Klöster widerrechtlich unterdrückte, erklärte sich der Papst, das ganze schweizerische Episcopat und das katholische Volk aller Kantone einstimmig gegen diesen Gewaltschritt. In den letzten Tagen waren die Regierer von Freiburg so fest überzeugt, wie schmerzlich die Nachahmung der aargauischen Gewaltthat ihrem Volk fallen werde, daß sie dieselben erst dann zu vollführen wagten, nachdem sie sich durch die Bajonnette der protestantischen Nachbarkantone gegen dasselbe sicher gestellt hatten. Wie im Jahre 1814 der Nuntius Testaferrata aus Auftrag Pius VII. der gesammten katholischen Bevölkerung in der Schweiz sich zur Seite gestellt hat, so gibt im Jahre 1848 der „außerordentliche Abgesandte des heiligen Stuhls" vor, er habe von seinem Herrn den Auftrag, im Bunde mit den protestantischen Kantonen und mit den Machthabern à la Schaller, Waller, Steiger und Curti dem katholischen Volk sich gegenüberzustellen, und durch das, was neulichst geschehen ist, und wahrscheinlich nächstens weiter geschehen dürfte, über jene

seit dem Jahre 1841 von vielen tausend Stimmen unabläßig ergangene Beurtheilung des Frevels nachträglich die Mißbilligung auszusprechen und darzuthun, die „Gerechtigkeit und Wahrheit, deren Förderung die Mission der Kirche sei“, werde nur auf Seite derjenigen gefunden, welche deren „allzumenschliche Interessen“ als „mißbräuchlichen Machtraub“ bekämpfen. Vor diesem unerhörten Verfahren eines Mannes, der mit dem bezeichneten Charakter auftritt, kann der diplomatische Mißgriff über einen Gegenstand, welcher, da er aufgehört hat unter dem Schutz des Bundes zu stehen, bis jetzt wenigstens der Kantonal-Souverainetät nicht entzogen werden darf, durch den Vorort der Tagsatzung zu überweisen, kaum mehr zur Sprache kommen. Oder wollte Hr. Luquet gar noch darauf hinweisen, sofern eine Kantonal-Souverainetät gegen die Annahme seiner „Versöhnungsmittel“ sich sträuben sollte, möge die Tagsatzung ohne langes Federlesen beschließen, worüber er mit ihr sich verständigen werde?

Das zweite Anerbieten ist die Berichtigung des Umfanges der bischöflichen Gerichtsbarkeit da, wo das besondere Bedürfniß der Bevölkerung solches erheische. Das bezieht sich vorzüglich auf die Kantone Freiburg und Wallis, die eine katholische Bevölkerung ungemischt bewahrt, und deren Bischöfe in ihren Jurisdictionsrechten minder Einbußen erlitten haben, als diejenigen, deren Sitze in paritätischen Kantonen sich befinden. Man erinnert sich, daß im Kantone Freiburg, kaum aus einer Straßenversammlung von vierhundert Köpfen, die jetzige Regierung hervorgegangen war, eine Constitution civile du clergé zur Sprache kam, wogegen der Bischof Einsprache erhob. Derselbe mag nun an diesem Anerbieten des „außerordentlichen Abgesandten des heiligen Stuhls“ ermessen, in wiefern er Recht gethan habe, jenem Verlangen der weltlichen Machthaber nicht alsofort submissest sich zu fügen und von bischöflichen Rechten zu sprechen, die er nicht aufgeben dürfe. Erweist sich aber Hr. Luquet sowohl in seinen allgemeinen Betrachtungen, als

in seinen Anträgen, als durchaus unwissend in Allem, was schweizerische Zustände und Verhältnisse betrifft, so bewährt er doch, daß er die Sprache derjenigen, welche darauf ausgehen, „die letzten Reste der Vergangenheit in Trümmer" zu schlagen, gleich einem Meister vom Stuhl zu führen versteht; denn ihre Anschläge gegen die Geistlichkeit werden von ihm zu einem „Bedürfniß der Bevölkerung" gestempelt.

Bei dem dritten Anerbieten scheint er die „Anerkennung des großen Princips der gänzlichen Trennung der Kirche von dem Staate" vergessen, selbst den „freien Platz am Sonnenlicht" aufgegeben zu haben; denn er will Hand bieten, daß in Zukunft keine andern Bischöfe gewählt werden sollen, als solche, „welche das gute Einverständniß zwischen Kirche und Staat (d. h. mit dem dem unbedingtesten Radikalismus verfallenen Staat) zu erhalten wissen." Ob es gut wäre, dem niedern Clerus (zu dem einem in Folge Artikel V. herausgebildeten Clerus) einen bedeutenden Antheil an den Bischofswahlen einzuräumen, das mag dahingestellt bleiben. Uebrigens hat sich in Betreff der Bischofswahlen in der Schweiz nie eine Klage vernehmen lassen. Dieselben sind besser geregelt, als in den meisten europäischen Ländern. Vier schweizerische Bischöfe, durch die Kapitel gewählt, welchen zu diesem Behufe überall eine große Anzahl Foranei (somit Landpfarrer) beigegeben sind; einzig derjenige von Lausanne und Genf wird unmittelbar von dem heiligen Stuhle gesetzt. Man braucht aber nur die öffentlichen Blätter zu lesen und die Reden der bemerkbarsten Wortführer in den großen Räthen zu hören, und man wird sich bald überzeugen, daß von allen fünf jetztlebenden Bischöfen in der Schweiz (wie dort die Sachen gegenwärtig stehen) nicht ein einziger für fähig erachtet wurde, das gute Einverständniß zwischen Kirche und Staat nach dem Begriff der herrschenden Partei zu erhalten. Es sollte doch dem heiligen Stuhle an Erfahrung nicht fehlen, in welcher Weise schon das Recht der personarum minus gratarum hie und da in Deutschland sei ausgeben-

tet worden; und nun sollte zu Gunsten radikaler Gebieter dasselbe gar noch eine weitere und strenger formulirte Ausdehnung erhalten. Wo bliebe aber in diesem Falle Hrn. Luquets Beispiel des jungen Amerikas? Oder will er unter dem Zusammenbrechen der alten Gesellschaft die Staatsbetheiligung an den Bischofswahlen den Männern der „ruhmreichen Bewegung" als Antiquaille zur Aufbewahrung in einem Raritäten-Cabinet überreichen? Wie stände es dann um die Freiheit der Kirche?

Das vierte Anerbieten will nicht allein die Güter-Immunität der Geistlichkeit (die kaum noch in einem Kanton bestehen, und noch weniger von jener in Anspruch genommen werden dürfte) dahingeben, sondern (was das wichtigere), es will auch über die Ausstattung der Geistlichkeit Anordnungen treffen, das heißt mit dürren Worten das ganze Kirchenvermögen confisciren, wodurch die Geistlichkeit entweder vom Staate salarirt, oder vielleicht gar auf die freiwilligen Gaben der Gläubigen gewiesen werden müßte. So weit sind weder die Badener Artikel, noch irgend welche Kantonsregierungen bisher gegangen; es mußte erst ein „außerordentlicher Abgesandter des heiligen Stuhls" erscheinen, um auch dieses eben so patriotische als praktische Gelüste zu wecken. Einzig die Regierung von Freiburg neuester Zeit hat in Gemäßheit der reinen Wurzel, der sie entsprossen ist, von demselben sich anwandeln lassen. Der dortige Bischof mag sich nun durch den „Abgesandten des heiligen Stuhls" belehren lassen, daß er mit seiner kräftigen Einsprache dagegen nur ein „allzumenschliches Interesse" vertheidigt, und um einen „Nebenvortheil gerungen habe", der bei dem Vorwärtsschreiten nicht in Anschlag zu bringen sei.

Da fünftens Hr. Luquet die Beibehaltung oder Gründung von Anstalten zu Bildung eines sittlichen und unterrichteten Clerus von dem Staat verlangt, ohne deren Leitung und Ueberwachung durch geistliche Obere auch nur von Ferne zu berüh-

ren, so erhellet hieraus, daß er diese Anstalten unbedingt jenem zu unterwerfen anbiete. Könnte man von einem „außerordentlichen Abgesandten", der als solcher in einem Lande auftritt, verlangen, daß er einige Kenntniß von dessen jüngster Vergangenheit besitze, so hätte er aus Hurters „Befeindung der katholischen Kirche" sich belehren können, durch welcherlei Männer in Luzern die Gebrüder Pfyffer, die Herren Schnyder, Baumann u. A., in Solothurn die Munzinger, Truoy und Reinart für Bildung einer sittlichen und unterrichteten Geistlichkeit schon in dem verwichenen Jahrzehend zu sorgen gedachten, und welches Vertrauens damals ihre Anstalten unter dem bessern Theil des Volkes sich erfreut haben. Dürfte man Herrn Luquet Kenntniß der deutschen Sprache und das Lesen der inländischen Zeitungen zumuthen, so hätte ihm das Blatt des Hrn. Fürsprechs Riggeles in Bern Aufschluß darüber gegeben, wie sich derselbe einen nationalen Clerus denke, was er von demselben erwarte, wie er ihn nicht haben wolle, wessen derselbe, um in die neue Gesellschaft zu passen, sich entschlagen müsse. Wir wären dann begierig, von Hrn. Luquet zu vernehmen, in wie weit er einer solchen Geistlichkeit „Kinder des Lichtes" im Sinne des Apostels und der Kirche erkennen könnte? Es muß immer bedenklich erscheinen, daß eine außerordentlicher Abgesandter des heiligen Stuhls" über einen so hochwichtigen Gegenstand mit weltlichen Bevollmächtigten verhandeln will, ohne sich zuvor mit den Bischöfen des Landes, welche dieses doch zunächst angeht, sich in's Einverständniß gesetzt zu haben. Bisher wenigstens lag es nicht in der Uebung der Oberhäupter der Kirche, über dergleichen ohne Zurathziehung, ja sogar mit Uebergehung ihrer Brüder zu verhandeln. Sonst lag ihnen daran, in Allem, was die geistlichen und obersten kirchlichen Interessen eines Landes berührte, mit den Bischöfen desselben sich in's Einverständniß zu setzen, und nicht als Herren, sondern als Gehülfen derselben aufzutreten. Gesetzt aber, Hr. Luquet hätte in Beziehung auf diesen Punkt

die besten und correctesten Gesinnungen, mag er wohl glauben, vereinsamt und ohne Rath oder Beistand der Bischöfe, etwas anderes durchsetzen zu können, als was eben von derjenigen Partei, die er als die ausschließlich berechtigte anzuerkennen scheint, als ihr zuträglich und deßwegen annehmbar erklärt werden wird. Am Ende muß auch hier gefragt werden: wie steht es dann mit der Trennung von Kirche und Staat, wie mit dem Beispiel des jungen Amerikas, welches keine Normen darüber aufstellt, was zur Bildung des Clerus gehöre und nicht gehöre.

Das letzte Anerbieten schmiegt sich wieder den Badener Artikeln an. Auch sie verlangten Modificationen (d. h. in's verständliche Deutsche übersetzt: Abschaffung) der gebotenen Feiertage. Die Gründe, wodurch dieß unterstützt wird, sind bekannt; die gebotenen Feiertage der Kirche sollen den ungebotenen Feiertagen, den Jahrmärkten, den Schützenfesten, den Volksvereinen, den Zusammenkünften, an welchen radicalisirt, gelärmt und gezecht wird, Platz machen. Die Zahl der gebotenen Feiertage ist in keinem schweizerischen Sprengel besonders groß; aber dennoch ist selbst diese denjenigen, welche „die erschütterte (durch wen?) gesellschaftliche Ordnung auf eine neue Unterlage (wenn sie überhaupt Willens oder im Stande sind, eine Unterlage aufzufinden) gründen wollen", noch viel zu groß. Was das Volk, d. h. das gläubige Volk, dazu sage, darnach wird nicht gefragt, aber dennoch im Namen desselben gepoltert, geschrieben und gehandelt. — In Betreff der gemischten Ehen ist Gregor XVI. so weit gegangen, als er es mit seiner oberhirtlichen Verpflichtung nur irgendwie vereinbar hielt. Genügen diese Zugeständnisse nicht? Warum eine Erweiterung derselben in Aussicht stellen, wo keine dringliche Veranlassung solches gebietet, jedenfalls die Kirche nur verlieren kann?

Nirgends in dieser Note, von deren Anfang bis zu ihrem Schluß, ist von Rechten der Kirche, von Pflichten des Staats gegen dieselbe die Rede. Dieser hat bloß zu fordern, in Em-

pfang zu nehmen, jene dagegen einzig zu gewähren, hinzugeben und zwar unter dem gleissenden Vorwand eine treue Begleiterin und gefügige Trägerin des Fortschrittes zu seyn. Wahrlich um ein Einverständniß zu schließen zwischen der beraubten, angefochtenen, in ihren heiligsten Interessen verletzten Kirche und dem Protestantismus und einzelnen abtrünnigen Gliedern derselben, die sich als Regenten und Stellvertreter des katholischen Volks der Schweiz hervorstellen, hätte es keines „ausserordentlichen Abgesandten des heiligen Stuhls" bedurft; diesen Auftrag hätte der Bevollmächtigte der gegenwärtigen provisorischen Regierung Frankreichs mit gleicher Befugniß über sich nehmen, mit der gleichen Salbung vollführen können.

Welchen Eindruck muß diese Note, wenn sie ihm bekannt wird, auf das festgläubige, schlichte, biedere, katholische Schweizervolk machen? Auf dieses Volk, welches nach dem Verlust so vieler anderer theuren Güter, wenigstens noch seine Kirche, seine derselben treu ergebene Geistlichkeit, seine Heiligthümer, die dessen Entstehen sahen, gerettet zu haben glaubte? Auf dieses Volk, welches in guten wie in trüben Tagen auf die belobende, ermuthigende, tröstende Stimme seines obersten Hirten zu hören gewohnt war? Welchen Eindruck muß es auf dieses Volk machen, die Anerbietungen eines „ausserordentlichen Abgesandten des heiligen Stuhls" den Begehren entsprechend zu finden, die aus der Seele der Tagsatzung und aus so manchen Versammlungen großer Räthe und aus einer Fluth stürmender oder höhnender Zeitungsblätter von denjenigen ergingen, die es deßwegen für abtrünnige, feindlich gesinnte Kinder der Kirche gehalten, gegen die es sich seit einer Reihe von Jahren gestemmt hat, die es eine Zeit hindurch auf immer zurückgewiesen glaubte?

In welches Licht werden nun ihren hartnäckigen und unversöhnlichen Widersachern gegenüber diejenigen gestellt, die mit unerschütterlichem Muth, mit allem Aufwand der Beredsamkeit, mit ausdauernder Beharrlichkeit unter herben Kämpfen und mit

Absicht jenen gesendet hat. Nach dem unglücklichen Aus-
des Kampfes vom 23. November v. J. sagte ein Urner
iann: „bald muß ich glauben, unser Herrgott seie refor-
geworden.“ Dürfte es befremden, wenn ein solcher, der
bgesandten und den Sendenden nicht unterscheiden könnte,
fe: bald muß ich glauben, unser heiliger Vater seie Mit-
des Bärrenklubbs geworden! Wie aber, wenn die Behör-
gend eines Cantons, so lange noch ein Rest der Canto-
verainetät übrig bleibt, die zwischen Hrn. Luquet und den
oren des Radicalismus in schmiegsamer Conivenz gegen
getroffenen Verabredungen von der Hand weisen wollte,
ihnen nicht von diesen höhnisch zugerufen werden, wie auch
gehört worden ist: ihr wollet katholischer seyn als der
! Könnten sie denn nicht mit dem schmerzenden Vor-
gegen sie auftreten: ihr leget ein Gewicht darauf Katho-
zu seyn; als Katholiken seid ihr dem Oberhaupt der
e Gehorsam schuldig; sehet, was alles uns durch den auf-
ten „ausserordentlichen Abgesandten des heiligen Stuhls“
äumt worden ist und was wir in Anerkenntniß seiner
uch sonst immer vorgeschützten Befugniß entgegen genom-
haben; und Ihr wollt euch nicht dazu verstehen, Ihr wollt
„mißbräuchlichen Machtraub“ der Kirche und an Rechten
n Besitz nicht herausgeben; wo? wo bleibt Eure katholische
nung euere Sohnestreue gegen die von Euch so oft aufgeru-
Mutter? — (Wie wenige werden sich dessen erwehren kön-
in das mißliche Dilemma zwischen Recht und Pflicht zu
hen.

Daß die Gesinnungen des „ausserordentlichen Abgesandten
heiligen Stuhls“ zu den Schweizercantonen und diejenigen
Oberhauptes der Kirche nicht die gleichen seien, dafür bürgt
die Encyclica, dafür bürgt uns die Allocution des heiligen
rs vom vergangenen Jahr. Offenbar hat Hr. Luquet den
d der Dinge in der Schweiz nicht gekannt, hat er ober-

flächlich nur durch die eine Partei informirt, Bericht erstattet. Er ist in seinen Anträgen weiter gegangen, als der heilige Vater je wird zugeben können. Er hat die in der Schweiz wirklich und rechtlich bestehende Kirche an ein Phantom vertauscht, in welches diejenigen, welchen er sein Ohr geliehen hat, dieselbe verwandeln möchten. Wir wollen denselben nicht verdächtigen; aber aufs tiefste müssen wir beklagen, daß eine so wichtige Mission, in einen so ernsten Moment einem so durchaus unfähigen und ungeeigneten Mann ist übertragen worden. Indeß dürfen wir hoffen, daß Behörden einzelner Cantone welche es nicht über sich bringen können, einen Verrath an der Kirche zu üben, daß vor allem die Bischöfe in klarem Bewußtseyn ihrer Pflicht nicht werden gesäumt haben, Berufung einzulegen a papa male informato ad melius informandum. Wenn je, so war solches in diesem Fall hoch nothwendig; und es steht zu hoffen, daß zur Beruhigung der Gläubigen in der Schweiz, bald werde zu vernehmen seyn, derselbe sei schleunig zurückberufen worden.

Nachschrift.

Wir machen hier nochmal auf die beim Beginne dieses Aufsatzes gegebene Nachricht aufmerksam: daß Hr. Luquet unterdessen zurückberufen ward, nnd Rom gegen sein Verfahren protestirt hat.

LXIV.

Zur Geschichte der Revolution in Oesterreich.

I.

Die Revolution in Oesterreich hat das Eigenthümliche, daß sie zu gleicher Zeit im Mittelpunkte und an mehreren Stellen der Peripherie ihren Heerd hat. — Während Ungarn im Augenblicke der größten Gefahr und Verlegenheit des Kaiserhauses den Moment wahrnahm, um Einräumungen zu erpressen, die dem Monarchen zwar den königlichen Namen beließen, der Sache nach aber der Lossagung vom Hause Oesterreich gleich kamen, steht das bisherige österreichische Italien, mit einem auswärtigen Feinde verbündet, dem Heere des Kaisers im offenen Kriege gegenüber, und der polnische Adel in Galizien wird nur durch die Furcht vor seinen, dem Hause Oesterreich unwandelbar treu anhängenden Bauern abgehalten, dem Beispiele seiner Landsleute und Mitverschwornen im Großherzogthume Posen zu folgen. Die weitaus größte Gefahr droht aber der österreichischen Monarchie von Seiten der bisherigen Residenzstadt des kaiserlichen Hauses, welche der alten, seit Jahrhunderten bewährten Treue vergessend, ihr Verhältniß zu den übrigen Provinzen der Monarchie in dem Grade verkannte,

52 *

daß sie in dem Drama der Revolution, welches sie den Franzosen selbst um den Preis ihrer eigenen Existenz nachspielt, die Rolle von Paris übernehmen wollte. Dieß Schauspiel kann bei jedem Unbefangenen, besonders wenn er an die Folgen denkt, nur Mitleid und schmerzliches Bedauern erregen, in sofern dieß Gefühl neben dem tiefen Ekel aufkommen kann, der Jeden ergreifen muß, welcher noch des Abscheus vor charakterloser Unselbstständigkeit und lügenhaftem, den Thaten widersprechendem Phrasenspiel fähig ist.

Heute nun ist der erste Act dieses Dramas geschlossen. Die Wiener Revolution hat mit der am Abende des 17. Mai bewerkstelligten und glücklich gelungenen Flucht des kaiserlichen Hofes ihre erste Phase beendigt. — Wozu Frankreich das Vorbild und sklavisch-copirte Muster dieser echtdeutschen Umwälzung, neunundfünfzig Jahre gebraucht, das hat die alte, unausgesetzt mit ihrer Liebe und Anhänglichkeit prahlende Kaiserstadt in sechsundsechszig Tagen zu Stande gebracht. Will man den 13. März 1848 mit dem 14. Juli 1789 in Parallele stellen, so ist dagegen nur zu erinnern, daß ein lebensgefährlicher Sturm auf irgend eine Bastille in Wien nicht möglich war, weil sich eine solche, gewiß zum herzlichen Bedauern der radikalen Löwen an der Donau, dortlandes nicht vorfand. — Nur darin wäre etwa der Vergleich richtig, daß beide Male die Auflehnung Herr blieb über die bisherige politische Autorität, und daß am Abende des einen wie des andern Tages die bisherige Staatsordnung, wie mangelhaft und reformbedürftig sie auch seyn mochte, für immer gebrochen war. Zwei Monate nachher (15. Mai 1848) rief bereits die Wiener Universität, deren revolutionäre Hegemonie sich zur unumschränktesten Tyrannei gesteigert hatte, die untersten Schichten der Arbeiterbevölkerung aus den Vorstädten Wiens und mit dieser den Communismus zu Hülfe, in welchem, kraft innerer Nothwendigkeit, jede politische Revolution ihr Grab finden muß. Noch zwei Tage später erklärte die privilegirte Wiener Zeitung (seit hun-

dert und fünfzig Jahren das Amtsblatt der österreichischen Regierung, der Revolution ein Hauptorgan des Widerspruchs und der Verwirrung): daß der erste Tag der Entfernung des Hofes zugleich der letzte der Dynastie und der erste der Republik, die Abreise des Kaisers aber die Flucht Ludwig XVI. nach Varennes seyn werde. Fünfzehn Stunden nach der wirklich erfolgten Flucht der kaiserlichen Familie erlassen, war diese Proclamation keiner doppelten Auslegung fähig. Ein Extrablatt der „österreichischen Zeitung", in welche Graf Fiquelmont den österreichischen Beobachter verwandelt hatte, forderte sogar am 18. Mai geradezu die Provinzen auf: „den Kaiser anzuhalten und nach Wien zurückzusenden." Ehre dem Ehre gebührt! Wien — oder wenn dieser Name zu weit ist: Wien's Literaten, Studenten, Juden, Advokaten und sonstige Männer der Bewegung, — haben wirklich die Palme errungen, nach der sie strebten: sie haben Paris eingeholt. Glücklicherweise ist aber das aus einer Vielheit von nationalen und provinciellen Eigenthümlichkeiten bestehende Oesterreich kein centralisirtes, sklavisch auf die Parole aus der Hauptstadt horchendes Frankreich. Wien war die Residenz des Kaisers und seines Hauses, nichts weiter. Daß es sich, selbst eine geistige Sklavin von Paris, eine in der Politik tonangebende, geistig gebietende, durch hervorragende Intelligenz und Bildung imponirende Hauptstadt dünkte, und in diesem Wahne dem Kaiser und den Seinigen hat thun wollen, wie Paris dem unglücklichen Ludwig Capet, — diese auf verhängnißvoller Selbstüberschätzung beruhende Verwechselung ist sein Unglück, und könnte ihm leicht auf ganze Geschlechtsfolgen hinaus fürchterliche Reue bereitet haben.

Einstweilen liegt der oben bezeichnete Zeitraum jener sechsundsechszig Revolutionstage (vom 13. März bis 18. Mai) als abgeschlossenes Ganze vor uns, und wir werden denselben mit einigen Betrachtungen begleiten, zu denen jene für die Naturgeschichte der Revolution so überaus lehrreiche Periode Veranlassung gibt.

VII.

Die Ursachen der Wiener Revolution sind theils allgemein europäische, theils spezifisch österreichische, theils endlich lokal wienerische. Die erstern übergehen wir hier mit Stillschweigen, sie liegen in sattsam bekannten Zeitverhältnissen. Neben der naturgemäßen Entwickelung allgemein europäischer Krankheitszustände und dem unseligen Einflusse, den heute, wie vor neunundfünfzig Jahren, das Beispiel Frankreichs auf das gesammte Abendland übt, in welchen Motiven die natürlichen Ursachen der heutigen politischen Krisis gesucht werden müssen, sind auch die künstlichen nicht zu übersehen. Diese liegen in den Umtrieben der revolutionären, polnisch-französischen Propaganda, welche unter den verschiedenartigsten Formen, Gestalten und Vorwänden in jedem Lande auf die nämliche Weise wirkt. Die spezifisch österreichischen und wienerischen Ursachen der Revolution in Oesterreich reichen dagegen dortlandes viele Jahrzehnte hinauf. Es wäre ein großer Irrthum, zu glauben, daß die dermalige Krisis wie ein Meteorstein aus blauer Luft herunter auf das unschuldige, in kindlicher Unbefangenheit dahinlebende Oesterreich gefallen sei. — Schon lange hatten dort, hinter einer durch Sedlnitzki'sche Censur und Polizei gewaltsam aufrecht erhaltenen, lügnerisch getünchten Wand Tod und Verwesung im innersten Herzen und Leben des Volkes gewüthet. Und was das Schlimmste war, die Fäulniß war auch nicht auf die leiseste Regung einer conservativen Abwehr gestoßen. Alle erhaltenden, gesunden Lebenskräfte waren dort von Staats- und Polizeiwegen in die engsten Fesseln geschlagen, und jede Bewegung im guten Sinne in einem Maße still gestellt, wovon, seitdem es eine Geschichte gibt, kein anderes Land je ein ähnliches Beispiel aufweisen mag. Dieß ist unbegreiflich, weil es unmöglich scheint, aber es ist Thatsache; alle Parteien können es bezeugen. Das „System“ wollte es so. Selbststän-

bige Bewegung des Guten in Kirche, Staat und Literatur hätte einen Kampf mit dem Schlechten nach sich gezogen. Kampf aber mache Aufsehen und errege Unruhe. Dieß durfte nicht gestattet werden, in treuer und folgerechter Anwendung des Grundsatzes: Alles für das Volk, nichts durch das Volk! — eines Grundsatzes, der in Oesterreich praktisch die Bedeutung gewonnen hatte: Alles durch die Regierung, nichts durch die Natur der Dinge, oder durch die Wirksamkeit der Betheiligten. Den Bureaukraten von echtem Schrot und Korn war es gewiß ein heimlicher Dorn im Auge, daß die Donau Jahr aus, Jahr ein, ohne polizeilichen Ausweis und Passierschein, dem Meere zueilen dürfte. So wehrten sie denn auch mit treuem Bemühen vor allen Dingen Jenen, die die Sturmglocke läuten wollten; mit den Brandstiftern fertig zu werden, sei Polizeisache. — Aus der Geschichte zu lernen, war ihre Sache nicht; wann hätte je die Bureaukratie etwas Anderes gelesen, als Acten, und wann hätte sie je aus Gelesenem Folgerungen für das wirkliche Leben zu ziehen vermocht! Acten aber erzeugten nichts als neue Acten, und wer einmal in diesen Zauberkreis gebannt war, stand außerhalb des Lebens, in einer abgeschlossenen, fremden Welt, neben der wirklichen, auf die er mitleidig, wie auf einen Traum der Phantasten herabblickte. Vielleicht waren auch die geschichtlichen Studien in Oesterreich gerade deßhalb mit so stiefmütterlicher Ungunst behandelt, weil die Geschichte leicht hätte „aufregen und beunruhigen", d. h. wirken können. — Nur so ist es erklärlich, daß der Feind unbemerkt und unbeschrieen bis dicht unter die Wälle rücken konnte, und daß die alte Veste ruhmlos und durch einen unblutigen Handstreich fiel.

Den ersten Grundstein zu den eben geschilderten österreichischen Zuständen hat Kaiser Joseph II. gelegt. Wir sind weit entfernt, zu läugnen, daß nach dem Tode der großen Maria Theresia nicht Alles bleiben konnte, wie es war. Auch damals bedurfte Oesterreich eines Monarchen, der den alten

Staatswagen in eine neue Bahn zu lenken, der den Anforderungen der neuen Zeit genügen, dem alten Guten neue Formen zu schaffen verstand, ohne an den Grundvesten der Monarchie zu rütteln. Dieser Aufgabe war Kaiser Joseph mit nichten gewachsen. Sein Ziel war das Lob der Philosophen und der Beifall der Loge. Um diese Palme zu erringen, legte er die Axt an die augenscheinlichsten und nächstliegenden Interessen seines Hauses und seiner Völker. In einer dreifachen Richtung strebte er vorwärts. Er wollte erstens den alten katholischen Glauben der Oesterreicher im Geiste der illuminatischen Aufklärung und des febronianischen Kirchenrechtes seiner Zeit, so viel es sich in der Geschwindigkeit thun ließ, entwurzeln oder schwächen, in die Verfassung der Kirche, durch Hemmung des Blutumlaufes zwischen Haupt und Gliedern und gewaltsame Einimpfung einer unkatholischen Wissenschaft, den Keim des Unterganges und der innern Auflösung werfen, das kirchliche Leben im Volke aber seines Glanzes entkleiden und seiner altgewohnten, heitern, zuversichtlichen Freudigkeit berauben. Nicht minder verhaßt wie die Selbstständigkeit der Kirche war ihm zweitens die lebendige Mannigfaltigkeit der, dem österreichischen Scepter unterworfenen Nationalitäten. Im Interesse des Deutschthums, wie es sich in seinem Geiste abspiegelte, unternahm er gegen diesen Mangel an Uniformität einen Vernichtungskrieg, der, statt seinen Zweck zu erreichen, im Gegentheil gerade den ersten Keim jener Zwietracht und jenes Hasses unter die in Oesterreich wohnenden Stämme und Zungen warf, der sich in unabweislicher Entwickelung allmählig zu demselben nationalen Particularismus auswuchs, dessen Früchte wir heute vor Augen sehen. Drittens endlich lag es in der Natur der Politik des kaiserlichen Reformators: daß Stände, Communen, Corporationen aller Art ihm als eben so viele Hindernisse seiner unbedingten und schrankenlosen Machtvollkommenheit erschienen, deren er zur schonungslosen Durchführung des Systems bedurfte, welches er zur Beglückung der widerstrebenden Mensch-

heit in Gang bringen wollte. Unantastbare ständische Rechte waren ihm daher eben so verhaßt, als ständische Mitwirkung bei der Regierung und Verwaltung des Landes, und beide mit der Wurzel auszurotten, stand somit als eine der nächsten Aufgaben seines Regentenlebens fest. Dafür wurde er, da ohne Gehülfen und Werkzeuge keine Regierung auf Erden möglich ist, der eigentliche Gründer des österreichischen, absoluten Beamtenstaats (Bureaukratie), wofür ihm dieser denn auch, bis auf den heutigen Tag, als seinem Gott und Schöpfer gebührende Ehre erweist.

Bekanntlich schrack Joseph II. in der Mitte seiner Laufbahn vor seinem eigenen Werke zurück. Eine Ahnung, daß er die Monarchie der Habsburger dem Untergange geweiht habe, überschlich ihn, und mit stiller Verzweiflung sah er sich den Rückweg zum Alten versperrt. Mit dem Blicke in die Zukunft seines Hauses starb er an gebrochenem Herzen. Kaiser Joseph hatte weder die Zeit, noch die Macht gehabt, die Traditionen von der Kaiserin Maria Theresia her auszurotten. Sie lebten fort, freilich gebrochen und abgeschwächt, in einem Theile der Geistlichkeit und des Adels; vornämlich war es der, fast gänzlich unberührt gebliebene Bauernstand, der die alte Ueberlieferung von Einfalt und biederer Treue des österreichischen Volkes weiter fortpflanzte. Der bürgerliche Mittelstand dagegen verschwamm mit jedem Tage mehr in der ordinär ungläubigen und flach liberalen Denkweise, welche das Beamtenthum ausströmte. So geschah es, daß bis zum Tode Kaisers Franz das geistige und politische Leben zwischen beiderlei Richtungen, der theresianischen und josephinischen, unentschieden in der Mitte schwankte. Zur vollendeten Revolution fehlte selbst bei der Mehrzahl der Neuerer der frevelhafte, beherzte Entschluß und der unentbehrliche Fanatismus; zur Wiederherstellung im guten und positiven Sinne, außer dem uneigennützigen, des Opfers fähigen, guten Willen, weniger oben als in der Mitte, die rechte Einsicht und das praktische Geschick. Das Ergebniß

war: daß es beim Alten blieb. Die Staatslenker wollten die Krankheit in ihrem natürlichen Fortschritt zur Crisis nach besten Kräften anhalten, zu gleicher Zeit aber auch die Rückkehr zur Gesundheit verhindern. Sie haßten die Revolution und fürchteten die Kirche. Dieß war die Devise der innern Geschichte Oesterreichs seit achtundfünfzig Jahren.

Nach der kurzen Zwischenregierung Leopold's II., welcher zuerst das, von den Illuminaten entlehnte Ingrediens der geheimen Polizei, als vermeintliche Waffe gegen geheime Gesellschaften, zum großen Nachtheile des Volkscharakters, in das österreichische Staatsleben warf, hatten sich Theresianismus und Josephinismus, mehr stillschweigend als bewußt, in Kaiser Franz I. getheilt. Er wollte die Anhänger beider Richtungen, die österreichisch Gebildeten und das Volk, gewinnen und seiner Person dienstbar machen, und dieß gelang ihm, so weit es gelingen konnte, in hohem Grade. — Es war nicht sowohl seine Absicht, die Extreme zu vermitteln, oder von einem höheren Standpunkte aus ihren Streit zu schlichten, als nach dem Muster früherer Herrscher aus dem Hause Habsburg, sie gegen einander zu stellen und dadurch zu nullifiziren. Dadurch sollte nach des Kaisers Ansicht das, in seiner Persönlichkeit concentrirte monarchische Princip gewinnen. Und in der That war der Kaiser in der öffentlichen Meinung der Oesterreicher Alles, und populär wie wenige, selbst nach entgegengesetzten Seiten hin. Den größten Antheil an diesem unläugbaren Ergebnisse seiner Politik hatten vielleicht, — wer sollte es glauben! — gerade die schweren Zeiten, die Oesterreich unter seinem Scepter durchlebte; und die Revolutionskriege, obwohl im Ganzen unglücklich für die österreichischen Waffen geführt, haben augenscheinlich die Umwälzung um eine Generation hinausgeschoben. Wunderbarer Widerspruch im Gemüthe der Völker! Krieg und Theurung, Noth und Verarmung befestigten die Treue und fachten die Begeisterung der Unterthanen für ihre Herrscher an, während ruhiges, behagliches Wohlleben

und wachsender Reichthum die Keime der Umwälzung zur Reife brachten!

Kaiser Franz haßte die Revolution gründlich und aufrichtig als ein gegen alle dynastischen Interessen, wie gegen die Majestät der Throne gerichtetes Attentat. Ihre tiefere Bedeutung, und daß das absolutistisch-bureaukratische System im innersten Kern und Princip mit der Revolution zusammentreffe, — dieß war ihm nicht klar geworden. Der Kirche gegenüber stand er im Wesentlichen, doch ohne persönlichen Groll und Haß, auf dem Standpunkte des jansenistisch gefärbten Febronianismus, in dem er erzogen war, und erst in den letzten fünfzehn Jahren seiner Regierung scheint ihm die wachsende Gefahr einer deutschen Revolution den Gedanken nahe gelegt zu haben, daß auch der Staat der Kirche nicht entbehren könne. Eine Versöhnung der in mehreren Punkten geradezu schismatischen Gesetzgebung und Praxis Oesterreichs mit dem canonischen Rechte und dem heiligen Stuhle wurde demnach versucht. Sie scheiterte aber nicht unmittelbar an der Abneigung oder Läßigkeit des Kaisers, sondern an der mit tiefem Widerwillen gegen Rom gepaarten Geschicklichkeit eines staatsgläubigen, hohen österreichischen Prälaten, in dessen Hände, zum Unglück für die Kirche Oesterreichs, die Negociation mit einem leicht zu überlistenden päpstlichen Nuntius gefallen war. Dagegen blieb sich die Idiosynkrasie des Kaisers gegen Stände und ständisches Wesen, die ihm in Josephs Schule anerzogen war, bis zu seinem Tode unverändert gleich. Sie stammte wahrlich nicht aus selbstherrischem Eigenwillen. Denn den Gutachten und Entscheidungen der „Stellen“ ordnete Kaiser Franz in der Regel seine eigene, oft bessere Ueberzeugung mit einer Willigkeit und Selbstverläugnung unter, die, den sprödesten Kammern gegenüber, bei dem constitutionellsten Fürsten nicht hätte fügsamer und schneller seyn können. Die an Unabhängigkeit streifende Macht der Bureaukratie, welche diese unter seinem Nachfolger entwickelte, wäre gar nicht begreiflich, wenn

ihr nicht eine Art Erhitzung durch zweiundvierzigjährigen Mißbrauch vorausgegangen wäre.

Wenn man unter Regierung die Entscheidung solcher Fragen versteht, die nicht schon durch bestehende Gesetze und frühere Vorschriften entschieden sind, und für deren Entscheidung sich in den Voracten kein Schema findet, — so hatte mit dem Tode des Kaiser Franz die Regierung in Oesterreich so gut wie gänzlich aufgehört. Regiert (im eben angegebenen Sinne) konnte nur in den seltenen Ausnahmsfällen werden, wenn es gelang, die auseinander strebenden Elemente in der höchsten Verwaltungssphäre unter einen Hut zu bringen. Daß ein solcher Zustand durchgreifende Reformen, deren Oesterreich vielleicht mehr bedurfte, als irgend ein anderer Staat, von vornherein unmöglich machen mußte, begreift sich leicht. Dagegen lag die Administration (oder Anwendung vorhandener Normen auf vorkommende Fälle) unumschränkt und unbedingt in den Händen einer in zahllosen Instanzen gegliederten halbsouverainen Bureaukratie. Wie einen ehernen Schild hielt diese jedem Reformversuche „die bestehenden Gesetze" (Kaiser Josephs II.) entgegen, während sie umgekehrt die Prätorianergarde eben dieser Gesetze bildete. Diese durchgreifende Verwechselung zwischen Recht und Gesetz hatte bereits den Geist des Kaisers Franz gefangen gehalten. In Folge derselben war auch in Oesterreich langsam und unmerklich das geschehen, was sich so oft in der Geschichte wiederholt hat. Die Diener waren Herren, der Herr der Knecht seiner Diener geworden. — Welcher Herkules sollte diese Bande zerreißen? Erzherzog Ludwig, der bei der leidenden Gesundheit des Kaisers Ferdinand dessen Stelle vertrat — ein Herr von ungemeiner Bildung, reinen Sitten, unbezweifelter Rechtlichkeit, Wahrhaftigkeit und großer Milde! — sah sich als Verwalter eines anvertrauten Gutes an, welches er unverändert und durch keinerlei Neuerungen verkürzt, dem kommenden Geschlechte überliefern müsse. Es ging die Sage in Oesterreich, daß er dem Kaiser Franz, in dessen

Todesstunde das Wort gegeben habe: die Regierung in seinem Geiste fortzuführen — Unter ihm, oder wenn man lieber will, neben ihm standen die beiden Chefs der Hauptzweige der Verwaltung, Fürst Metternich für die äußeren, Graf Kolowrat für die inneren Angelegenheiten, deren divergirende Richtungen das öffentliche Geheimniß von Europa waren.

Fürst Metternich war der einzige Staatsmann in Oesterreich, der mit richtigem Blicke die unausgesetzt von Frankreich her drohende Gefahr einer nochmaligen, alle Schrecken früherer Revolutionen weit überbietenden, europäischen Sündfluth erkannte. Dieser gegenüber hielt er es für seine Lebensaufgabe: nach außenhin die europäische Stellung von Oesterreich zu wahren. Leider standen ihm dazu keine anderen Mittel zu Gebote, als zahl- und endlose Depeschen, welche die Täuschung aufrecht erhalten sollten, daß Oesterreich, wie wenn dort Alles beim Alten geblieben, immer noch eine furchtbar gewaltige Macht sei, als welche Voraussetzung mit der Thatsache in grellem Widerspruche stand: daß eben diese Macht von Gegnern, wie der Kanton Tessin, jedwede Unbill mit schweigender Demuth hinnahm. Die innere Macht, welche seinen Depeschen Nachdruck gegeben hätte, vermochte Fürst Metternich nicht zu schaffen. Vielleicht der erste Diplomat der neuern Geschichte, war er dennoch weder allseitig geeignet, noch hatte er die äußere Macht, Reformator der innern Verhältnisse Oesterreichs zu werden. Hier beschränkte sich sein System darauf: daß er den Landfrieden und die bürgerliche Ordnung mit öffentlicher und geheimer Polizei und mit Censur zu wahren trachtete. Auf diese schwächlichen, längst schon stumpf gewordenen Waffen setzte er ausschließlich sein Vertrauen, ohne der Thatsache Rechnung zu tragen, daß beiderlei Werkzeuge, wenn sie unfähigen oder treulosen Händen anvertraut und noch dazu verkehrt oder gar nicht gebraucht wurden, nur an seinem eigenen Ruin arbeiten konnten. Mit klarem Auge sah er die drohenden Himmelszeichen am Horizont immer höher und höher hinaufziehen,

aber die Grube, welche geschäftige Zwerge zu seinen Füßen höhlten, hat er, getäuscht durch bedenkliche Individuen, denen er unbedingtes Vertrauen schenkte, bis auf die letzte Stunde nicht bemerkt, oder keiner Gegenanstrengungen für würdig gehalten. Das Odium eines zum Theil wirklichen, zum Theil scheinbaren despotischen Drucks hatte er auf sich genommen, um die Früchte dieses Systems seinen ingrimmigsten und giftigsten Feinden zu Gute kommen zu lassen.

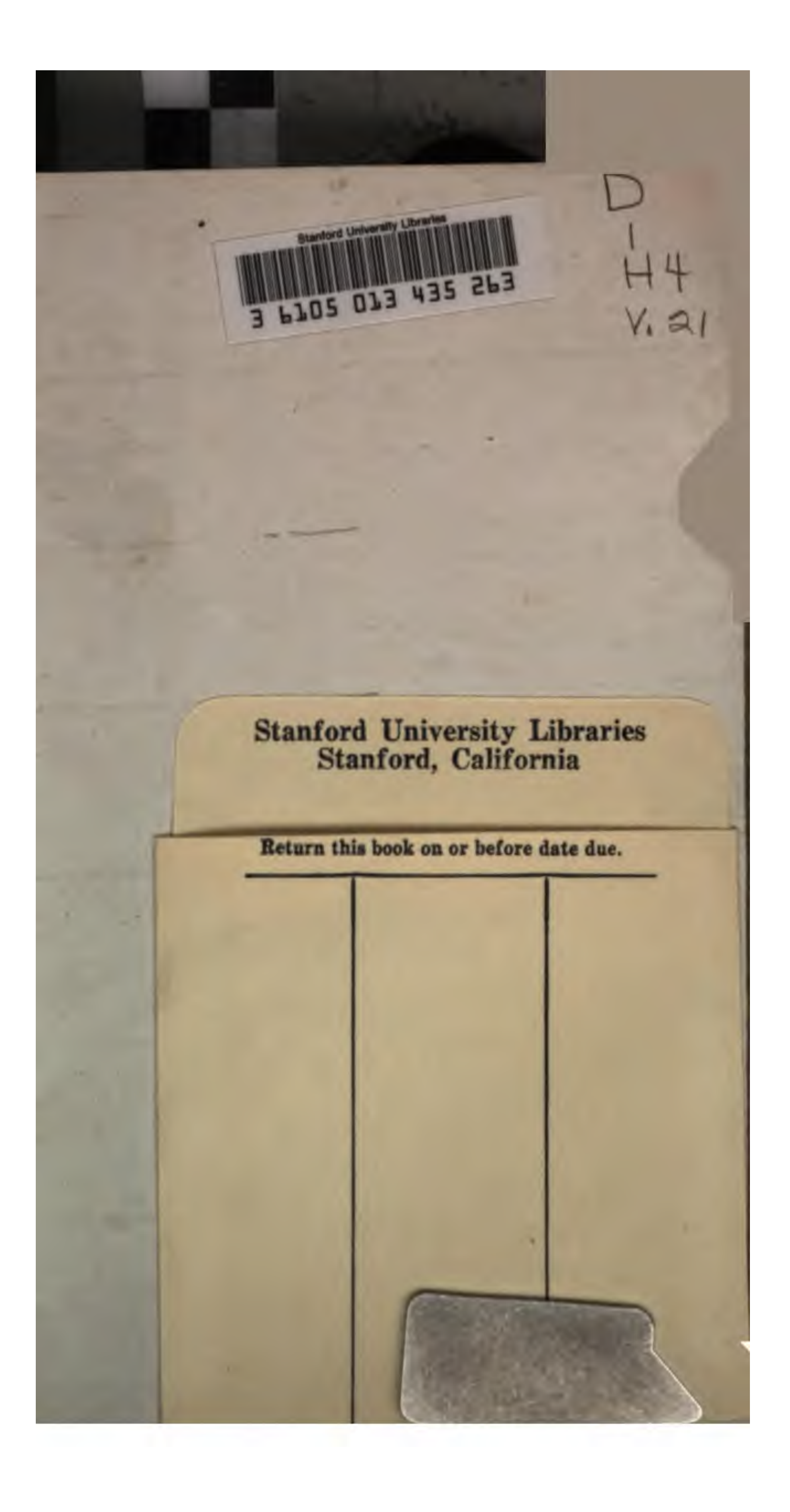
Fürst Metternich hatte es entweder verschmäht oder nicht verstanden, sich eine Partei zu bilden. Desto besser war Graf Kolowrat bedient, dessen bureaukratische und literarische Clientel es als ein Hauptziel ihrer öffentlichen und geheimen Thätigkeit betrachtete: dem Einfluß des Fürsten Metternich allenthalben hindernd und hemmend in den Weg zu treten, seine Plane zu durchkreuzen, ihn im größern Publikum verhaßt und lächerlich zu machen, die alleinige Verantwortlichkeit vor der öffentlichen Meinung für alles gegenwärtige und künftige Unheil in Oesterreich auf sein Haupt zu wälzen. Für diesen Zweck wurde mit eben so großem Geschick als Erfolg gearbeitet. Gefahr war mit solcher Wirksamkeit, wenigstens in den letzten Jahren vor dem Ausbruche der Revolution, notorischermaßen nicht mehr verbunden. Während die Censur des Grafen Sedlnizki jedes freie Wort im conservativen Sinne förmlich geächtet hatte, durfte Bauernfeld seine gegen Metternich gerichtete, ziemlich plumpe Satyre: „Großjährig" schreiben, und den vereinten Bemühungen der Grafen Kolowrat und Moritz Dietrichstein wurde es in Wien zugeschrieben, daß sie (man kann denken, mit wie ungeheurem Erfolg!) auf dem Theater der kaiserlichen Burg zur Aufführung kam. Eben so durfte, unbehindert von der Censur, der Jude Frankl (Herausgeber der Sonntagsblätter) den Mandarin Chni Rettemf (umgekehrt: F. Metternich) zur Zielscheibe seines Hohnes machen. Der Geschmähte war zu edelmännisch vornehm, um von derartigen Beleidigungen, die er als Nadelstiche verachten zu dürfen glaubte, auch

nur Kenntniß zu nehmen. — Dieß mag ein günstiges Zeugniß für den Menschen seyn, am Staatsmann war es ein Fehler. Fürst Metternich vergaß, daß die Species von Opposition, mit der er es zu thun hatte, nur durch Energie zu lenken ist. Hatte sie den Zügel der Furcht einmal abgeworfen, so konnte keine Macht auf Erden ihn vor dem Schicksal des Klotzes schützen, den Jupiter den Fröschen zum Könige gesetzt hatte. — Aber je läßiger der Fürst in der, selbst nothwendigen und pflichtmäßigen Vertheidigung seiner Person und seiner Stellung war, desto energischer hat die Rache der Götter nachher ihr Amt verwaltet. Wunderbares Walten der Nemesis! Seinen hochgestellten Gegner traf der schwere Schlag: nach Metternichs Sturz allein auf der Scene zu bleiben. Hatte er bisher nur von dem Rufe gelebt, daß er gegen das System des Staatskanzlers Opposition mache, so hatte er jetzt Gelegenheit, sein eigenes positives, staatsmännisches Talent offen vor ganz Oesterreich zu bekunden. Schlimmeres hätte ihn nicht treffen können, und gerade sein unerwarteter Sieg war der Todesstreich für seine staatsmännische Reputation, die zusammensank wie ein Schlauch, aus welchem urplötzlich die gepreßte Luft entweicht. Man erzählte in Wien, daß Graf Kolowrat, als er wenige Tage nach dem 15. März zum verantwortlichen Präsidenten des Ministerrathes ernannt wurde, einen seiner Vertrauten auf die Universität geschickt habe, um unter der Hand die Studenten zu befragen: ob diese Ernennung ihnen genehm sei. Die Universität der goldenen Jugend soll darauf das wahrhaft salomonische Urtheil gefällt haben: er möge seines Gefallens annehmen oder ablehnen, ihnen sei beides vollkommen gleichgültig, und das Eine oder das Andere mache ihnen weder kalt noch warm. Ist diese Anekdote erfunden, so bezeichnet es wenigstens mit schlagender Wahrheit Personen und Verhältnisse. In jener entscheidenden Zeit, wo muthige Energie noch Alles retten konnte, charakterlose Nichtigkeit dagegen die Monarchie rettungslos verderben mußte, wurde Graf Ko-

lowrat Ministerpräsident. Er behielt das Präsidium bis nach einigen Wochen, und ohne daß er die leiseste Spur irgend einer Thätigkeit oder auch nur eines Lebenszeichens hinterließ, seine wankende Gesundheit eine Kur nothwendig machte, die ihn nöthigte, zuerst provisorisch, dann definitiv von der Staatsbühne abzutreten.

Erst der Aufstand in Galizien im Frühjahre 1846 zog den immer durchsichtiger werdenden Schleier von dem Zustande der innern Auflösung und politisch-moralischen Anarchie, den wir bisher geschildert haben. Wären die galizischen Bauern nicht als Deus ex machina ungerufen und unerwartet dazwischengetreten, und hätte nicht der greise Staatskanzler auf die erste Kunde von der Empörung eine, in seinen Jahren unglaubliche Thätigkeit entwickelt, so hätte vielleicht damals schon mitten im tiefen Frieden eine Provinz sich still und lautlos vom Kaiserstaate losgelöst, ohne daß sich vom Mittelpunkte aus auch nur ein erheblicher Widerstand erhoben hätte. War doch der Fall in den bisherigen „Gepflogenheiten“ nicht vorgekommen. Der Vorwurf: Oesterreich habe die blutige Erhebung der polnischen Bauern gegen den meuterischen Adel veranlaßt, kann nur das wehmüthige Lächeln eines Jeden hervorrufen, der das damalige Oesterreich kennt. Ach! — zu so abscheulichem Entschlusse war die Staatsconferenz unfähig, nicht bloß weil er abscheulich, sondern weil er ein Entschluß gewesen wäre. Die böswillige Verläumdung that jener Administration im Centrum immer noch zu viel Ehre an. Doch glaubte die Emigration schwerlich selbst an die eigene, üble Nachrede. Sie wußte nur zu gut, wie wenig gefährlich eine Schilderhebung gegen Oesterreich sei, und im Jahre 1847 folgte Italien dem von Galizien gegebenen Beispiele.

(Fortsetzung folgt.)



Stanford University Libraries
3 6105 013 435 263
D
1
H4
V. 21
Stanford University Libraries
Stanford, California
Return this book on or before date due.

